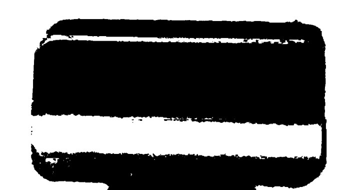
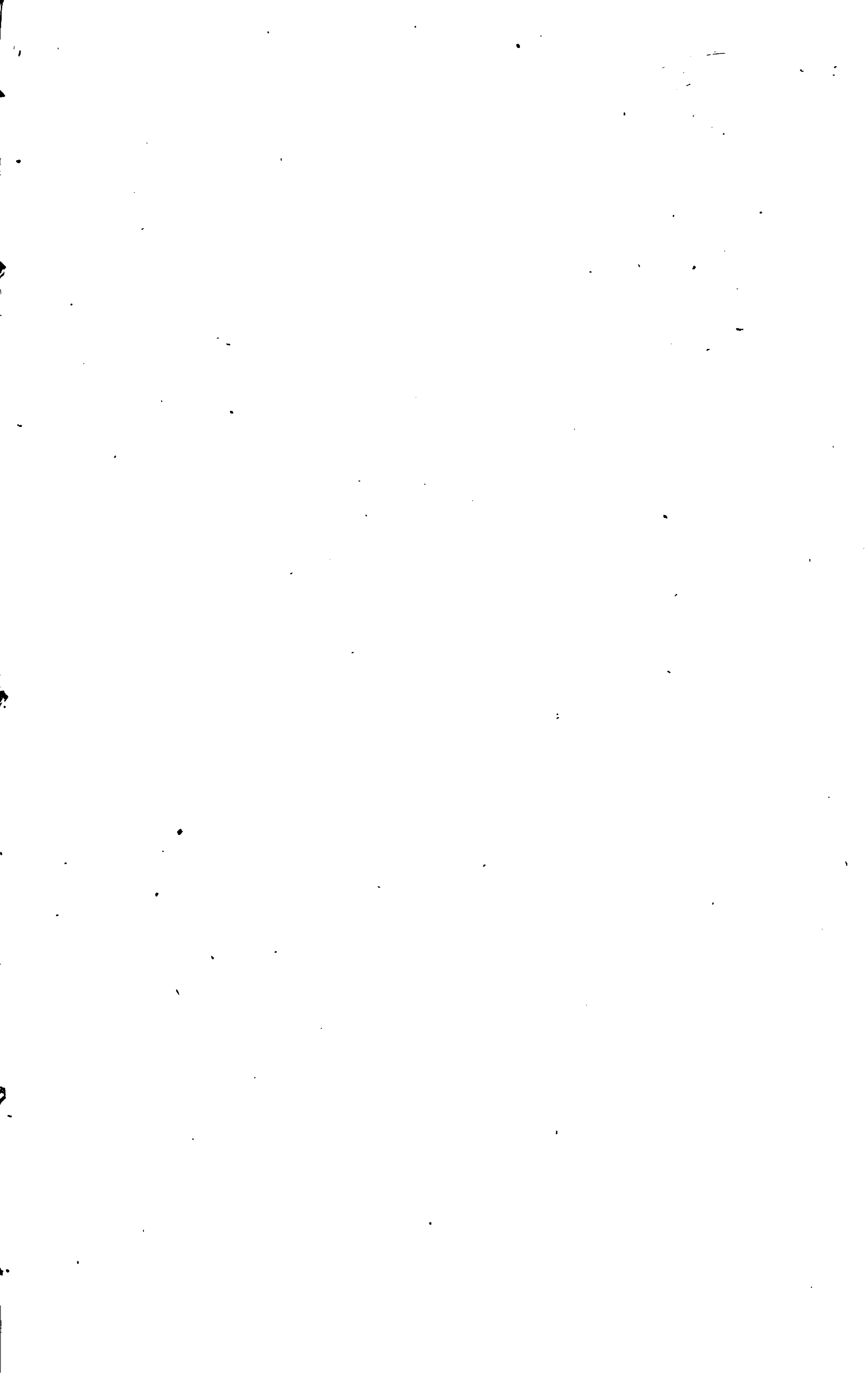
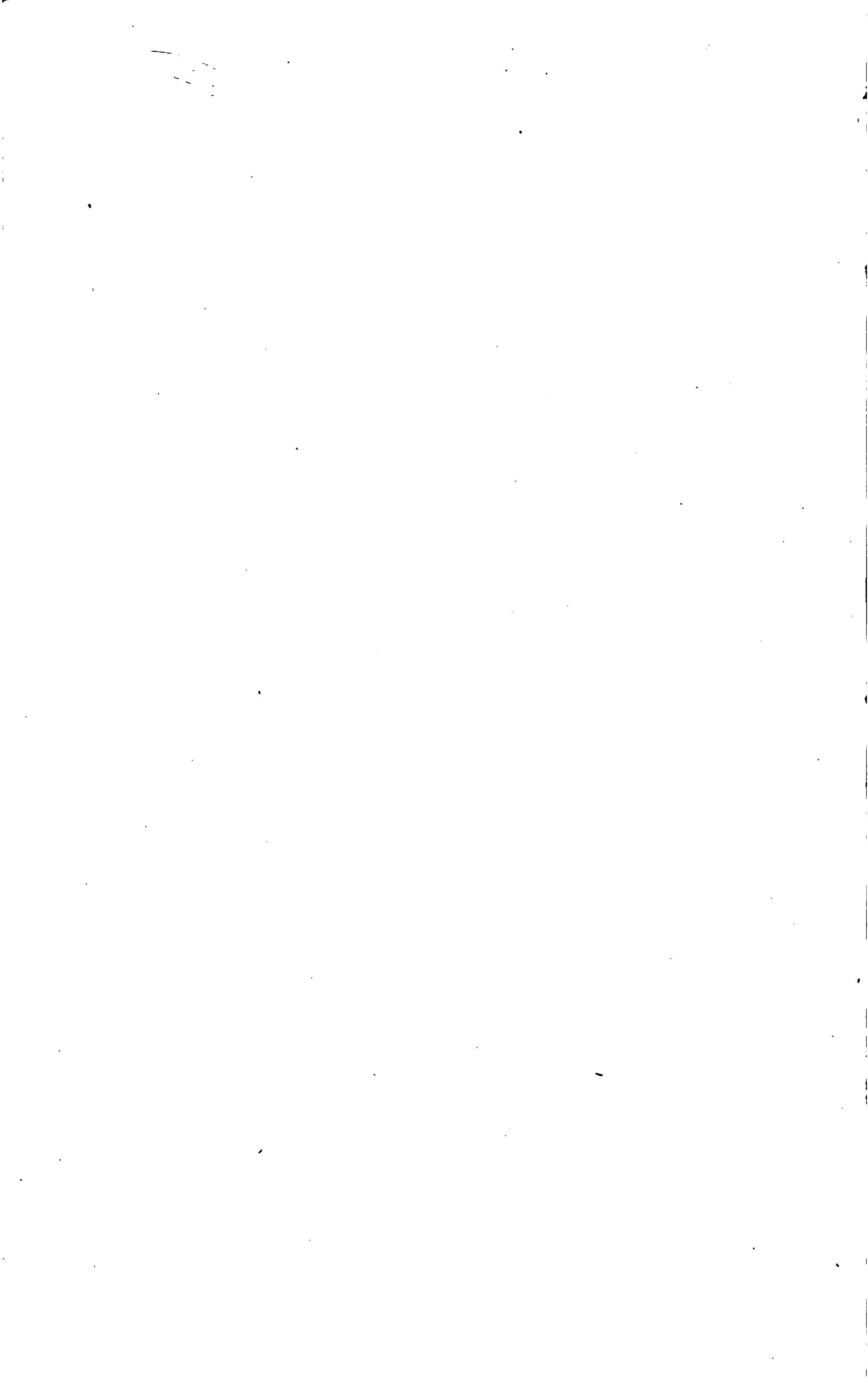








Deutsche Geschichte

vom

Tode Friedrichs des Großen

bis

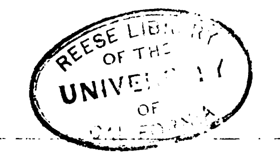
zur Gründung des deutschen Bundes.

Von

Ludwig Häusser.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.

Dritter Band.



Berlin.

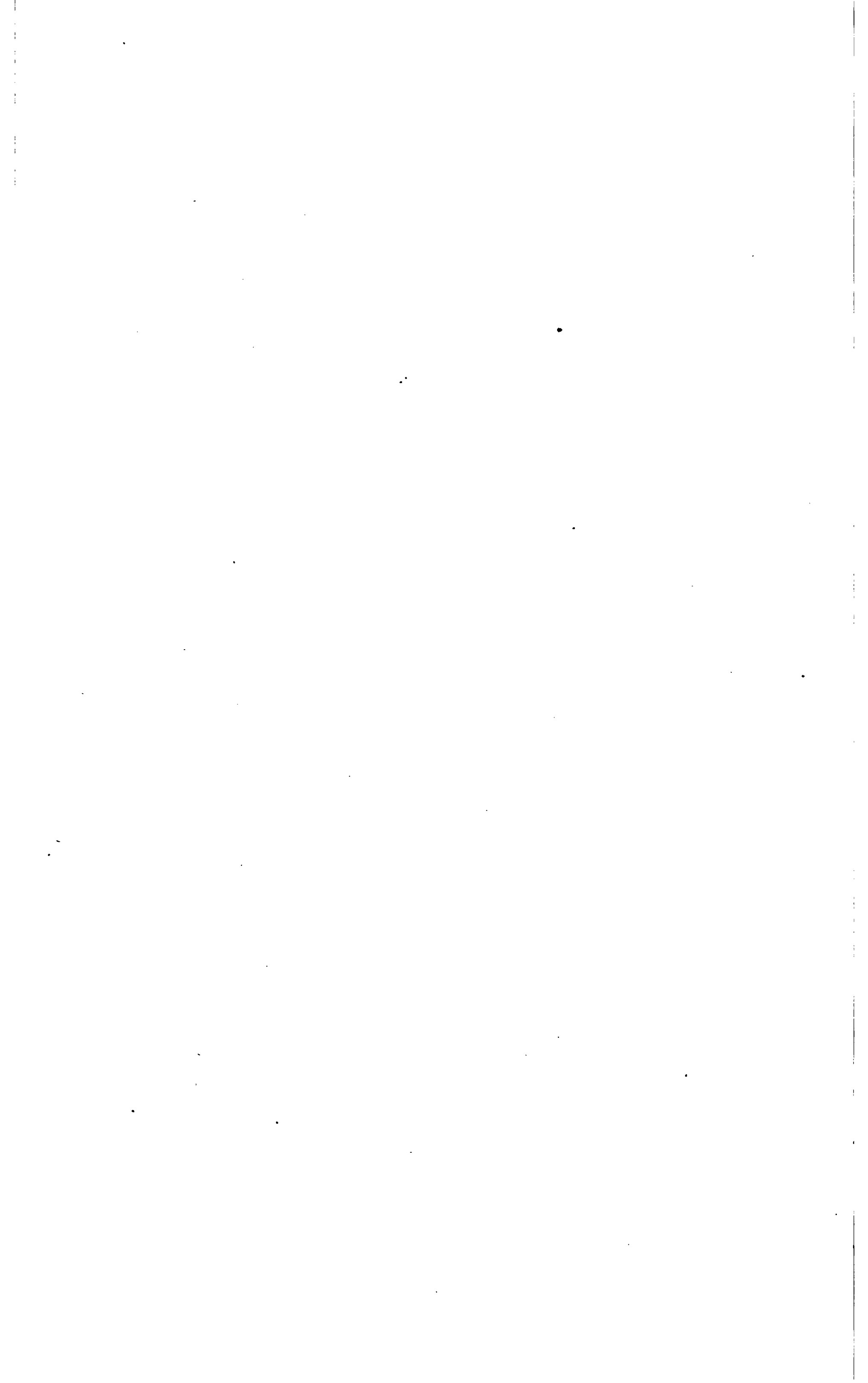
Weidmannsche Buchhandlung.
(R. Reimer.)

1863.

Inhalt.

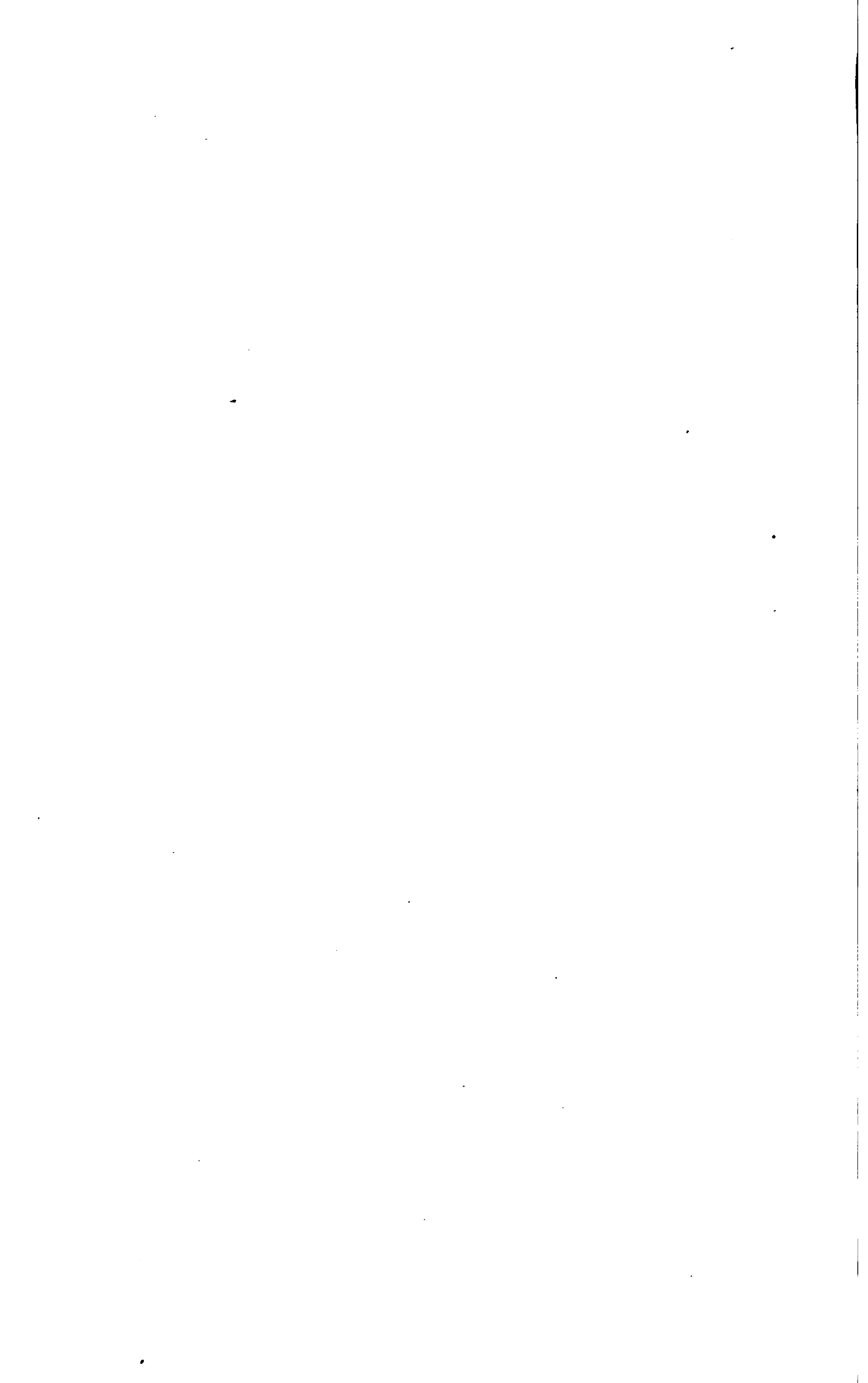
Dritter Abschnitt. Der Krieg von 1809 S. 255—467.

Vierter Abschnitt. Napoleons Höhepunkt und Katastrophe (1810—1812.) S. 468—578.



Fünftes Buch.

Die Anfänge der Erhebung. 1807—1812.





Erster Abschnitt.

Der Friede zu Tilsit.

Die traurigste Epoche unserer vaterländischen Geschichte ist in den vorausgegangenen Abschnitten erzählt; wir treten in eine bessere Zeit ein: in die Zeit zwar der bittersten Prüfungen, aber auch des ersten Erwachens eines nationalen Widerstandes. Das unerquickliche Gemälde der inneren Zersetzung Deutschlands und seiner äußeren Ohnmacht, das widrige Spiel schlechtester diplomatischer Künste, die Unfähigkeit oben und die dumpfe Gleichgültigkeit unten, die Verwahrlosung aller staatlichen und kriegerischen Kräfte einem Feinde gegenüber, der nicht nur der genialere, sondern bis jetzt allenthalben der wachsamere, thätigere und vorsichtigere war, diesen ganzen peinlichen Verlauf der Dinge hat das frühere Buch geschildert bis zum erschütternden Ausgange, bis zu den Tagen von Ulm und Austerlitz, von Jena und Auerstädt.

Das Aeußerste war damit erreicht; was weiter noch an Schmach und Unheil Deutschland begegnen konnte, war nur eben die unabwendbare Wirkung der letzten Ereignisse. Wohl hat es auch in der nächsten Zeit an traurigen Probestücken der inneren Fäulniß, der Feigheit und Desertion nicht gefehlt; aber Eines war doch gewonnen, der Aberglaube an eine eingebildete Ueberlegenheit war dahin, die tiefe Krankheit des Staatslebens lag enthüllt vor Aller Augen. Je unverantwortlicher die Schwäche der Einen die Reste des erschütterten Staates dem Feinde preisgab, desto glänzender hebt sich der Muth und die Entschlossenheit der Anderen auf diesem trüben Hintergrunde hervor. Blüchers tapferer, ausdauernder Widerstand, Lestocq's Kampf bei Eylau, Gneisenau's Vertheidigung von Colberg, diese ächten Züge alten preußischen Ruhmes übten eine doppelt erhebende Wirkung inmitten der traurigen Abwechslung von Flucht und Desertion, von übereilten Rückzügen und Capitulationen. Die Demüthigung zwar unter einen harten, erbarmungs-

losen Sieger war nicht abzuwenden, Dank der unzulänglichen, halb wider Willen und ohne Ausdauer geleisteten Hülfe, die der moskowitische Verbündete brachte. Aber eben diese niederschlagende Vereitlung der letzten Hoffnung, an die man sich angeklammert, Rußlands Abfall von einer Sache, der bis zum Tode anzugehören der Czar in den feierlichsten Betheuerungen gelobt hatte, des Czaren Freundschaftsbund mit dem gemeinsamen Feinde, durch Beraubung des eignen Verbündeten in bezeichnendster Weise besiegelt — dies ganze Unglück von Tilsit ward erst der Anfang besserer Tage. Es erschütterte den trügerischen Glauben an die Allmacht dynastischer Freundschaften und Allianzen, es erneuerte in eindringlichster Weise die vergessene Lehre, daß nur in der eigenen Kraft der Nation die errettende Hülfe zu suchen sei, es entwaffnete die Politik der kurzsichtig Schlauen, die zur Unterwerfung unter den Gewaltigen riethen, es überwand die Bedenken, die noch nach dem Rückzug über die Weichsel den preußischen Monarchen abgehalten hatten, mit dem alten Wesen und seinen Trägern offen und entschieden zu brechen. Damals war Stein noch in bitterer Ungnade entlassen und seine Forderung innerer Reformen der Verwaltung wie ein keckes Attentat auf das königliche Vorrecht zurückgewiesen worden; jetzt, im Juli 1807, waren die Illusionen, womit man sich sechs Monate zuvor getragen, erschüttert oder zerstört, und man rief Stein wie den einzigen Mann zurück, der den Staat erretten und wiederherstellen konnte.

An ihn und Scharnhorst — zwei deutsche Männer, die dem alten preußischen Staate durch Geburt und Abstammung nicht angehörten — knüpft sich dann die Epoche innerer Umgestaltung Preußens, deren erster und höchster Zweck sein sollte, die Kraft zum Widerstande gegen den Unterdrücker zu gewinnen und Preußen zum Kern und Mittelpunkt einer Erhebung der deutschen Nation zu machen. Schon ein Jahr nach dem Tilsiter Frieden schien die Zeit dazu gekommen; während das rheinbündische Deutschland, französisch organisirt und für Bonaparte'sche Interessen ausgebeutet und bedrückt, Keime der Gährung in Masse enthielt, zum Theil des Ausbruchs ungeduldig harrte, Oesterreich einen Kampf der edelsten Kräfte und des schönsten Aufschwungs vorbereitete, traute das umgestaltete Preußen sich die Kräfte zu, die vorderste Reihe einzunehmen in dem bevorstehenden Waffengange um die deutsche Unabhängigkeit.

Der erzwungene Rücktritt Steins hat dies vereitelt und einen der kostbarsten Augenblicke für Deutschland verlieren machen. Denn zu keiner Zeit waren in Oesterreich und Preußen die Interessen harmonischer gestaltet und die Einsicht in diese natürliche Gleichheit der Lage allgemeiner als damals; zu keiner Zeit war die alte Rivalität und der unselige Hader beider nicht nur in den Dynastien und Cabineten, sondern in den Völkern selbst durch ein höheres Interesse soweit zurückgedrängt wie jetzt. Niemals war Oesterreich von einem frischeren und edleren Geiste bewegt und gehoben, wie da-

mals; zu keiner Zeit hatte Preußen seine ganze materielle und sittliche Kraft so wirksam nach einem Ziele hin vereinigt, nie — auch 1813 nicht — war in den kleinen und mittleren Gebieten das Gefühl des Unheils, das Deutschland getroffen, allgemeiner, als unter dem frischen Eindruck der eben erlebten Katastrophen. Wenn zu irgend einer günstigen Stunde, so wäre jetzt die Befreiung Deutschlands durch seine eigene Kraft möglich gewesen; den Ruhm wie den Lohn des gelungenen Werkes brauchten wir mit keinem selbstsüchtigen Verbündeten zu theilen.

Unser deutsches Verhältniß ist aber auch hier sich gleich geblieben; wie 1805 Oesterreich, 1806 Preußen allein den Kampf auf sich genommen, so stand jetzt 1809 Oesterreich allein in den Waffen, Preußen zauderte, der Rheinbund blieb dem fremden Sieger treu. Wohl wurden glänzende und ruhmvolle Thaten vollbracht, die Unüberwindlichkeit des Gegners erschüttert, allenthalben gab sich ein frischer, wagnißvoller, opferbereiter Geist im Volke kund, es war sichtbar ein anderes Deutschland im Werden, als das von Bonaparte überwundene und in drei Theile zerrissene. Indessen, so sehr dieser frische, thatendurstige Geist auch durch das Mißlingen ungebrochen blieb und die Despotie des Feindes, durch den Widerstand nur mehr erhitzt, immer neuen Zündstoff in die stille Gährung der Gemüther hineintrug, zunächst war der große Anlauf doch verfehlt, die edelsten Anstrengungen führten vorerst nur zu neuem Druck des Ueberwinders, und was in einer weitverzweigten Völkererhebung Mitteleuropas als nothwendiges Glied zur Entscheidung mitwirken sollte, entlud sich in einzelnen Ausbrüchen ohne rechten Zusammenhang und ohne Erfolg für das Ganze. Wohl blieb der Ruhm des Jahres wie sein Mißgeschick unvergessen; die Eindrücke der glorreichen einzelnen Kämpfe übten eine stählende und erhebende Kraft, zumal der Unterdrücker nichts unterließ, den Stachel seiner Herrschaft mit jedem Tage schonungsloser zu schärfen. Aber es ging auch manche Begeisterung zum Besseren in Gleichgültigkeit unter, oder es fand das muthlose Ertragen des Joches in dem Mißlingen der Erhebung eine erwünschte Entschuldigung dafür, jede Anstrengung zu meiden.

Doch ist dies die Zeit, an die sich die Anfänge eines neuen deutschen Lebens knüpfen, und darum für den geschichtlichen Darsteller ein erwünschterer Stoff als die Tage der Verwesung, die vorausgegangen waren. Die dreimalige Befreiung von Tirol und der Tag von Aspern zogen den Muth des Widerstandes groß, dem mit der Zeit auch sein bleibender Sieg werden sollte. An den Persönlichkeiten des Kampfes von 1809, dessen Helden zum Theil die ersten Märtyrer der deutschen Sache wurden, erhob und nährte sich mit allem Recht die Begeisterung des überlebenden Geschlechts; es kam ja nicht darauf an, wie viel der Einzelne geleistet oder vermocht, sondern daß es überhaupt wieder Männer gab, die ihr Alles an eine große Sache setzten und das treffende Wort: „besser ein Ende mit Schrecken als ein

Schrecken ohne Ende“ durch die That bewährten. Es war Erfolg genug, daß ein phlegmatisches, buchgelehrtes und schreibendes Volk, das der großen politischen Thätigkeit völlig entwöhnt war, aus seiner trüben Contemplation aufgerüttelt ward und einmal Triebe des Kampfes und Widerstandes anfingen in ihm zu erwachen.

Zunächst blieben zwar die unmittelbaren Wirkungen nicht aus, die jeder fehlgeschlagenen Erhebung auf dem Fuße folgen. Die siegreiche Gewalt hatte an Macht gewonnen, statt geschwächt zu sein; sie verfuhr gewaltthätiger, dreister und in ihren despotischen Mitteln erfinderischer als zuvor. Was sie hätte warnen sollen, erschien ihr nur als ein Sporn zu gesteigertem Druck; in dem straff angezogenen Bogen erfolgte kein Nachlaß, er ward vielmehr gespannt bis zum Brechen. Eben dies freilich war in dieser schwülen Zeit der letzte Grund, auf den die Hoffnungen aller freien Seelen sich stützten. Die wachsende Unnatur des Systems, an das der Imperator seine eigenen Kräfte und die seiner Nation setzte, der immer klaffendere Widerspruch, in den er sich mit dem eignen Volke, mit seinen Familien- und Feudalkönigen, mit seinen Kriegsgenossen und Heeresfürsten begab, der täglich grellere Gegensatz, in welchem die von ihm aufgedrungenen künstlichen Ordnungen zu den natürlichen Rechten der Menschen wie der Nationen, zu ihren ökonomischen wie ihren sittlichen Bedürfnissen standen, dies Alles ließ die Hoffnung doch nie ganz sinken, daß bessere Tage wiederkehren würden. Aber so lange der Bund des abendländischen Kaiserthums mit dem Czaren im Osten ungestört war, reichte die vereinte Kraft Beider doch hin, das übrige Europa in Fesseln zu halten. Drum ist den Muthigsten selbst die Besorgniß wohl aufgestiegen, es könne dieser Zustand der Gewalt lange genug dauern, um alle edleren Gesinnungen einzuschläfern und ein Geschlecht heranwachsen zu lassen, dem diese aufgedrungene Knechtschaft schon die gewohnte und erträgliche Form des Lebens war. Drum haben selbst Charaktere wie Stein damals einen Augenblick verzagen und daran denken mögen, diesem gealterten Welttheil den Rücken zu wenden und den Nachkommen eine neue Heimath jenseits des Oceans zu gründen; auch der fast siebenzigjährige Blücher schrieb damals einem Manne gleicher Denkart: Hilft Alles nichts, so gehe ich über Land und Meer.

Der Bruch mit Rußland und die große Völkerwanderung nach Osten wandelten diese verzweifelnden Stimmungen rasch zur frischesten Hoffnung um. Wie electrisch ging es durch die Gemüther der Muthigsten und Besten, daß jetzt oder nie der Augenblick des Sieges gekommen sei. Während die riesige Heeressäule den Niemen überschritt und der Imperator mit den gewohnten Siegesbotschaften die Welt in Betäubung zu halten suchte, erörterten unser Stein und Gneisenau schon die künftige Gestaltung Deutschlands, wie sie nach dem nun unzweifelhaften Umsturz des westlichen Kaiserthums erfolgen müsse. Als der Imperator fast an den Grenzen Asiens

ſtand, die alte Hauptſtadt des moskowitiſchen Landes in Beſitz hielt und das übermüthigſte Ruſſenthum verzagt nach Frieden rief, war es ein deutſcher Mann, der die weiche Seele Alexanders zu einem großen und kühnen Entſchluſſe geſtählt hat. So iſt die Kataſtrophe eingetreten, von der die Wiedergeburt der Welt abhing: nicht wie der gewöhnliche Umſturz einer raſch und glücklich aufgeblühten menſchlichen Macht, ſondern eine Kataſtrophe, ſo ungeheuer und gewaltig, wie der Mann, deſſen Schöpfung von ihr getroffen war, ein Gottesgericht auf Erden, wie die Geſchichte kein zweites aufzuweiſen hat.

Die letzten Tage des großen, verhängnißvollen Jahres 1812 geben dann den Anſtoß zur Erhebung Preußens, zur Befreiung Deutſchlands. Bis dahin, bis zur That Yorks, ſoll dies fünfte Buch die Ereigniſſe führen.

Am 14. October 1806, dem Tage der Doppel-Niederlage für das preußiſche Heer, war erſt der kleinere Theil des Unglücks, dem Preußen jetzt entgegeneilte, zu überſchauen; zu Jena wie zu Auerſtädt ſah man zunächſt nur das Mißgeſchick der Waffen und eine verlorene Schlacht. Erſt die nächſten Tage brachten das Größere: die Auflöſung der geſchlagenen Armee, die Zertrümmerung aller Kräfte des Widerſtandes, auf die man für den Krieg gerechnet, den Verluſt der Monarchie bis zur Elbe, bald bis zur Oder und Weichſel.

Napoleon ſelbſt war überraſcht über die Größe und Schnelligkeit ſeiner Erfolge; weniger als je war er jetzt geſonnen, in der Verfolgung ſeines Sieges, ſei es aus Großmuth oder kluger Mäßigung, innezuhalten. Der übermüthige und unverſöhnliche Geiſt, den ſeine erſten Anſprachen und Bulletins athmeten, beſtimmte fortan ſeine Politik gegen Preußen. Es war darum ein fruchtloſes Bemühen, wenn Friedrich Wilhelm III. am Tage nach der Niederlage, als Antwort auf das Schreiben, das ihm im Augenblick der Schlacht zugekommen, den Ton früherer Freundſchaft anſchlug und, indem er die Friedensliebe und Hochherzigkeit des Gegners anrief, einen Waffenſtillſtand zu erlangen hoffte. „Ihr hoher Sinn und Ihre Loyalität", hieß es darin wie zur bitteren Verſpottung der künftigen Tage, „ſind mir im Voraus eine ſichere Bürgſchaft, daß Sie nichts verlangen werden, was gegen meine Ehre und die Sicherheit meiner Staaten geht." Napoleon empfing den Abgeſandten zu Weimar am Morgen des 16. October im Tone ſtolzer Siegeszuverſicht; den Waffenſtillſtand lehnte er ab, denn die erfochtenen Vortheile ſeien zu groß, um ſie nicht bis Dresden und Berlin zu verfolgen. Der König möge die Opfer bezeichnen, die er dem Frieden zu bringen gedenke, Napoleon werde aber ſeinen Marſch darum nicht anhalten, er werde früher an der Elbe ſein als die Preußen und hoffe dann eher in Berlin als in Weimar dem Krieg ein Ende zu machen.

Den stolzen Worten entsprach sein rasches, unermüdetes Handeln. Zwei seiner Armeecorps, die von Soult und Ney, mit einem großen Theil von Murats Reiterei, hatten sich dem geschlagenen Feinde an die Fersen zu hängen und ihm unablässig zu folgen, um so die Schrecken der Niederlage zu verlängern, die Auflösung zu beschleunigen. Mit den übrigen Theilen der Armee wollte er selber nach der Elbe, nach Berlin, nach der mittleren Oder vordringen und dem Feinde keine Zeit lassen, sich zu sammeln oder Athem zu schöpfen. Zugleich sollte Sachsen überfluthet und der Kurfürst gezwungen werden, seiner Verbindung mit Preußen zu entsagen. Was bevorstand, das ließen die Worte ahnen, die er noch zu Jena an die gefangenen sächsischen Officiere richtete*). Er habe nur die Waffen ergriffen, um die Unabhängigkeit ihres Landes zu sichern und zu verhindern, daß Sachsen nicht Preußen einverleibt werde. Sachsen solle dem Rheinbunde unter Frankreichs Schutz beitreten; dieser Schutz sei keineswegs neu, vielmehr wären ohne ihn die Sachsen seit zwei Jahrhunderten eine Beute Oesterreichs oder Preußens geworden. Gegen das Ehrenwort, nicht wider Frankreich zu kämpfen, wurden die gefangenen Sachsen, sechstausend an der Zahl, in die Heimath entlassen; von denen, die noch bei der geschlagenen preußischen Armee waren, lösten sich bald einzelne Gruppen eigenmächtig ab und suchten den Weg nach Hause. Acht Wochen nach der Jenaer Schlacht war Sachsen dem Rheinbunde beigetreten.

Indessen hatte das traurigste Geschick die Heere ereilt, die bei Jena und Auerstädt überwunden waren; verhängnißvoller fast als der Tag des 14. October war der preußischen Monarchie die Nacht geworden, die folgte. Auf den Rückzug so unvorbereitet wie auf die Schlachten, beide Heere getrennt und ohne Kunde von einander, ohne sichere Führung, ohne Kundschafter, ohne Ortskenntniß, wurden die Reste preußischer Heeresmacht in einzelne lose Colonnen auseinander gerissen oder auf verfehlten Wegen im Kreise umhergetrieben. Der Anblick dieser Verwirrung, der Gedanke, daß kein fester Platz, kein Magazin in der Nähe sei, ließ die Strapazen noch bitterer empfinden und steigerte die Sorge vor dem Mangel und den Mühen, denen man entgegenging. Bei den Führern wich die Geistesgegenwart und der besonnene Muth, bei den Soldaten ward Gehorsam und Vertrauen mit jeder Stunde tiefer untergraben**).

Der Befehl, den der König zu Auerstädt gegeben, den Rückzug auf Weimar und den Ettersberg zu nehmen, war durch die auf dem andern Schlachtfelde eingetretenen Ereignisse schon nicht mehr ausführbar. Es ward

---

*) S. VI[ième] bulletin in Goujons Sammlung I. 139. 140. Damit ist zu vergleichen: Montbé, die chursächsischen Truppen im Feldzuge 1806. II. 145 f. 262 f. insbesondere der a. a. O. mitgetheilte Bericht des Major von Funck.

**) S. (Rühle's) Bericht eines Augenzeugen I. 214.

wohl versucht, in den Rückzug Plan und Zusammenhang zu bringen, aber schon wälzten sich in wildem Knäuel die Reste der Heere dahin und dorthin, wohin sie Instinct oder Zufall führte.

So war ein großer Theil der Truppen, die vor Hassenhausen hatten weichen müssen, in buntem, karavanenartigem Zuge gegen Buttelstädt gezogen. Wagen, Geschütze, Fußgänger und Reiter, Alles schob sich im Wirrwarr weiter, die Einzelnen waren in Dörfer und Häuser zerstreut, um Hunger und Durst zu stillen, die Haufen hemmten und durchkreuzten sich gegenseitig, ungangbare Wege und die einbrechende Dunkelheit mehrten die Verwirrung ins Unbeschreibliche. Zu dem, was so nach Buttelstädt gelangte, fand sich ein sächsisches Reiterregiment und das kleine Corps unter Holzendorff, das am Morgen der Jenaer Schlacht gegen Apolda geworfen worden war; auch die Kriegskasse und das Gepäck des Königs kam hinzu. General Wartensleben, der über diese Schaaren die Leitung übernahm, ließ Geld und Bagage nach Magdeburg bringen; was von Truppen beisammen war, brachte er in angestrengten Märschen am 15. und in der Nacht zum 16. October über die Unstrut nach Frankenhausen und Nordhausen.

Die Hauptheile des Heeres, das sich bei Auerstädt geschlagen, führte der König in der Richtung auf Weimar; dort fand sich freilich nicht, wie er gehofft, die Hohenlohe'sche Armee, statt ihrer nur wirre, widersprechende Gerüchte, die den Rückzug des Fürsten gegen Erfurt vermuthen ließen. Spät am Abend, als der König eben dahin aufbrechen wollte, kam die erste genauere Botschaft über die Schlacht bei Jena und das Schicksal der unter Hohenlohe und Rüchel vereinigten Truppen. Nun ward der Marsch gegen Sömmerda eingeschlagen. Im Dunkel der Nacht, stets in Gefahr, auf Colonnen des Feindes zu stoßen, zum Theil an seinen Bivouacs vorüber, hie und da auch durch aufgelöste Haufen der bei Jena geschlagenen Armee vergrößert, so kam die Masse am Morgen nach dem verhängnißvollen Schlachttage in Sömmerda an. Ein Theil freilich war am Abend vorher schon gegen Erfurt aufgebrochen und hatte manch flüchtigen Trupp nach sich gezogen; anderen gelang es nicht mehr, den großen Strom der Rückziehenden zu erreichen, sie waren in der Dunkelheit davon getrennt oder irre geführt worden und geriethen massenweise in die Gefangenschaft des Feindes. Dagegen kamen Tauenzien und einzelne Reste der bei Jena geschlagenen Armee am Morgen des 15. in Sömmerda an; den Zurückgebliebenen ward dieser Ort als Sammelpunkt bezeichnet. Es gehörte wohl auch zur Verwirrung dieser Tage, daß in Sömmerda statt des geraden Weges nach Magdeburg (über Artern, Sangerhausen, Hettstedt), wie es heißt auf Zastrows Rath, die Straße nach Sondershausen eingeschlagen und damit der verderbliche Umweg über den Harz veranlaßt ward.

In Sondershausen, wohin der König am 15. aufbrach, traf auch nach manchen Irrfahrten Fürst Hohenlohe mit einem Rest der Reiterei ein und

erfuhr dort, daß der König mit dem Gros der Armee sich nähere. Am Morgen des 16. Oct. traf der Monarch ein und übergab dem Fürsten das Commando über die Truppen, die bei Jena und Auerstädt gefochten hatten, nur die Arrièregarde unter Kalkreuth ausgenommen. Der Fürst sollte die Armee bei Magdeburg sammeln, die Reserve unter Herzog Eugen von Württemberg an sich ziehen, Magdeburg mit einer hinlänglichen Besatzung versehen, die Residenzen gegen einen Angriff sichern und, wenn dies unthunlich sei, sich mit den im Marsch begriffenen ostpreußischen Truppen hinter der Oder vereinigen. Der König selbst eilte, nur von einer Schwadron Reiter begleitet, über den Harz nach Magdeburg voran.

Von den feindlichen Massen gingen indessen (15. October) Murat und Ney gegen Erfurt vor, Soult drängte der zurückziehenden Masse über Buttelstädt nach, Bernadotte und Davoust suchten die Saale und Unstrut zu gewinnen, der Kaiser selbst schlug sein Hauptquartier in Weimar auf, wo Lannes, Augereau und die Garden vereinigt standen. Die unglückliche Stadt war nach der Schlacht durch eine Feuersbrunst heimgesucht und von den Franzosen geplündert worden. Der Imperator schien nicht gesonnen, dem Einhalt zu thun, der Herzog stand ja als General im preußischen Lager, das erschien in den Augen des Siegers wie ein Verbrechen beleidigter Majestät. Die Herzogin trat dem trotzigen und heftigen Gebahren mit ruhiger Würde und Entschlossenheit gegenüber, ihre Haltung machte auch Eindruck auf den Kaiser, doch gewann sie ihm nicht mehr als die Versicherung ab: „wenn der Herzog binnen 24 Stunden die preußische Armee verlassen, nach Weimar heimkehren und sein Contingent zurückrufen würde, solle ihm verziehen und seine Souverainetät nicht vernichtet werden"*).

Der Herzog selbst war indessen Zeuge eines neuen Unglücks der preußischen Waffen geworden. Er war auf die Kunde von der Niederlage aus dem Thüringer Walde gegen Erfurt zurückgegangen und fand dort Tausende von Flüchtlingen, an ihrer Spitze den Marschall Möllendorf und den Prinzen von Oranien, die von den Schlachtfeldern des 14. October sich dahin zu retten suchten. Erfurt war für eine ernste Belagerung nicht gerüstet, aber doch stark genug, um dem ersten Anprall des Feindes zu widerstehen und den Geflüchteten die Zeit zu gönnen, den besten Theil der Vorräthe wegzuschaffen und freien Rückzug zum Gros der Armee zu gewinnen. Der Herzog, an der Spitze seiner noch frischen Truppen, traf die Anordnungen zu diesem Rückzug (über Langensalza, wo der Weg noch frei war) und zählte darauf, daß man die Masse, die sich in die Festung gedrängt, bereit halten werde, in gleicher Richtung abzumarschiren. Aber der greise Feldmarschall erlag fast unter der Last der Jahre und körperlichen Leiden; der Prinz von Oranien hatte, wie so viele Führer jener Tage, die Fassung verloren. Als am Mittag des

*) S. Friedrich v. Müller, Erinnerungen aus den Kriegszeiten. 1851. S. 3.

15. der Feind sich zeigte (es war vorerst nur die Reiterei des Ney'schen Corps), dachte man nicht mehr an raschen Rückzug und Wegführung der Vorräthe, sondern nur an's Capituliren. Statt sich zum Abzug zu rüsten, ward mit dem Feind unterhandelt und noch in der Nacht die Capitulation unterzeichnet, wonach ein befestigter Platz mit 10,000 Mann und großen Vorräthen ohne Kampf dem Feinde überliefert ward. Nur der Herzog von Weimar führte sein Corps über Langensalza der Hauptarmee zu. Die Uebergabe von Erfurt war das erste Beispiel jener muthlosen Nachgiebigkeiten, an denen die Geschichte dieser Zeit so reich ist; unter den Augen eines Feldmarschalls und eines dem Königshause nahe verwandten Prinzen vollzogen, übte sie eine ansteckende Wirkung und mußte auch Anderen, die den Muth verloren, zur Entschuldigung vor sich selber dienen.

Der Rückzug des geschlagenen Heeres war indessen vorerst noch ungestört fortgesetzt worden; nur der Nachhut, die Kalkreuth führte, war, als sie am frühen Morgen des 16. von Sömmerda aufbrach, um über Weißensee nach Sondershausen zu ziehen, schon Soult's Corps auf den Fersen; ja eine feindliche Reiterdivision unter General Klein hatte bereits Weißensee besetzt, ehe die Preußen ankamen. Auch Kalkreuth war, wie mancher muthige Soldat der alten Zeit, von der Mattherzigkeit dieser Tage ergriffen und dachte an Unterwerfung. Dem Prinzen August und Blücher gebührte das Verdienst, zu verhüten, daß er nicht vor 800 Reitern die Waffen streckte. „Herr General, sagte der Prinz, ich werde bekannt machen, daß alle Hundsfötter sich ergeben können, alle braven Leute werden aber gewiß meinem Beispiel folgen.“ So ward wohl unterhandelt mit dem feindlichen General, aber nicht über eine Capitulation. Durch ein Mißverständniß, wie es scheint, nahm derselbe das Gerücht eines Waffenstillstandes, das er irrig durch Blüchers Wort bestätigt glaubte, für Wahrheit und willigte ein, daß die Preußen Weißensee rechts liegen ließen und ihren Marsch auf Sondershausen fortsetzten. Die Infanterie zog ab, nur Blücher mit der Reiterei blieb vor den Defileen*). Indessen war Soult selbst herangekommen und erklärte, daß er die Verabredung mit Klein nicht anerkenne. Wieder dachte Kalkreuth an's Capituliren, aber Blücher meinte, er sei unter den Waffen grau geworden, habe wohl 60 Jahre gelebt, verstehe aber in einer Viertelstunde zu sterben, wenn es die Pflicht gebiete. Unter dem Feuer des Feindes folgte dann am Abend der Rückzug „wie auf dem Exercierplatz“; die Reste zweier Füsilierbataillone, die General Oßwald führte, hielten in tapferem Widerstande den nachdringenden Feind auf. Am Morgen des 17.

*) S. Höpfner, Gesch. des Krieges von 1806 und 1807, II. 26 und Gesch. der Kriege VII. 82. 83, wodurch, wie uns scheint, die geläufige Erzählung der Franzosen von einer absichtlichen Täuschung der „französischen Loyalität“ auf das richtige Maß zurückgeführt ist. Die Quelle jener Geschichte sind sichtbar die Bulletins, unter denen gerade das 10. und 11. (s. Goujon I. 143 ff.) das bekannte Wort „mentir comme un bulletin“ besonders zu rechtfertigen scheint.

traf die Reserve in Sondershausen ein und brach nach kurzer Rast gegen Nordhausen auf.

Dorthin war auch am Tage zuvor die Masse der flüchtigen Armee unter Hohenlohe gezogen. Der Fürst hatte sich aus der tiefen Abspannung und Stumpfheit, in die man ihn am Tage nach der Niederlage versunken sah*), wieder etwas aufgerafft, allein die von ihm geführten Truppen boten ein abschreckendes Bild. Ein wüster, verworrener Menschenknäuel, fast ohne Geschütz, Viele ohne Gewehre und Munition, die Ordnung der Regimenter so aufgelöst, daß an eine regelmäßige Einquartierung und Verpflegung nicht zu denken war, allenthalben Selbsthülfe, um Hunger und Durst zu stillen, die Reste von Disciplin und Vertrauen auf die Führer vollends zerstört, so sah die Armee aus, die sich seit dem Mittag des 16. October in Nordhausen sammelte, und der am anderen Tage auch die Nachhut unter Kalkreuth folgte.

Da der Feind theils schon auf dem Fuße nachdrängte, theils nach der Saale vorging, mußte man eilen, wenn man die Elbe noch ungefährdet erreichen wollte. Drum entschloß man sich, ohne Rast durch den Harz nach Magdeburg zu ziehen, wo der Gouverneur, General Kleist, angewiesen war, die Anstalten zur Aufnahme und Verpflegung der Flüchtigen zu treffen. Von größeren Truppenabtheilungen stand nur noch der Herzog von Weimar zurück; er hatte von Mühlhausen den Weg durch das Eichsfeld eingeschlagen, suchte dort die einzelnen Colonnen, die noch in Hannover und Westfalen standen, an sich zu ziehen und wollte sich dann an der Elbe zur Vereinigung mit Hohenlohe wenden.

Während Soult und Ney den Spuren des fliehenden Heeres folgten, rückten (15—17. October) Bernadotte, Lannes, Davoust und nach ihnen Augereau in der Richtung auf Halle und Leipzig, bedrohten also schon die Hauptverbindung des rückziehenden Gegners. Nur die größte Besonnenheit und ein kräftig ordnender, organisirender Geist vermochte hier zu hindern, daß nicht an der Elbe das Schicksal von der Saale sich wiederholte und man dem Feinde statt einer neugesammelten Heeresmacht nichts weiter entgegenzustellen hatte, als diesen wüsten Brei einer gewesenen Armee.

Aber wie unter den Feldherren der Ruf nach Capitulation heimisch ward, so dachten auch die Diplomaten des Hauptquartiers — es waren ja immer noch Haugwitz und Lucchesini — nur an Frieden und Unterwerfung. Der Schlag vom 14. October hatte sie nur betäubt, nicht aufgeklärt über die wirkliche Lage. Sie begriffen auch jetzt noch nicht, daß es keinen anderen Weg der Rettung gäbe, als den des äußersten, verzweifelten Widerstandes. Am 18. October erhielt der König in Magdeburg die Antwort Napoleons auf jenes erste Friedensgesuch, das er vom Schlachtfeld aus an den Sieger

*) S. Marwitz II. 15. Vgl Rühle I. 227 f.

gesandt; es ward beschlossen, eine zweite Sendung zu versuchen. Lucchesini ging mit einem königlichen Schreiben in's französische Hauptquartier, um schleunigst einen Waffenstillstand zu erlangen; auf hohe Contributionen, auf die Forderung, die preußischen Gebiete links von der Weser, Hannover, Baireuth abzutreten, war man gefaßt. Der Brief schlug, wie der frühere, den Ton alter vertraulicher Freundschaft an und liebkoste den Sieger mit Schmeichelreden in einem Augenblick, wo dieser seine schmähenden Bulletins schrieb! Was sollten diese alten Künste Haugwitz'scher Politik? Sie dienten nur dazu, dem unversöhnlichen Feinde den Mangel an Hülfsquellen und an Entschlossenheit vollends zu enthüllen, seine Geringschätzung wie seinen Uebermuth zu steigern*).

In diesem Augenblick war eine neue Niederlage erfolgt, die bereits die Hoffnung, an der Elbe wieder Fuß zu fassen, zum guten Theil vereitelte: Herzog Eugen von Württemberg war mit der Reservearmee bei Halle völlig geschlagen worden. Dem Herzog, der 18 Bataillone und 20 Schwadronen unter seinem Commando vereinigte, war vor den Schlachten vom 14. der Befehl ertheilt, nach Leipzig vorzurücken, um Sachsen zu decken; kurz nachher ward er angewiesen, eine feste Stelle bei Merseburg zu nehmen. Durch die Niederlagen von Jena und Auerstädt verloren diese Anordnungen ihren Sinn und es blieb für den Herzog nichts Besseres zu thun, als nach der mittleren Elbe zu eilen, sich dort der Uebergänge zu versichern und den Feind so lange aufzuhalten, bis die geschlagene Hauptarmee sich unter den Mauern von Magdeburg gesammelt und geordnet hatte. Der Führer der Reserve beschränkte sich aber darauf, seine vorgeschobenen Corps heranzunehmen und ein Lager bei Halle zu beziehen. Als er einsah, daß diese Stellung unhaltbar sei, und sich am Morgen des 17. Octobers zum Rückzug entschloß, drängte Bernadotte schon mit drei Divisionen heran. In einer unglücklichen Aufstellung und an Zahl nicht gewachsen (etwa 11,000 gegen 16,000), nahmen die Preußen einen Kampf an, der für die Tapferkeit der Truppen ein rühmliches Zeugniß gab, aber zu einer völligen Niederlage ausschlug. Um mehr als 5000 Mann geschwächt, gerieth die Reservearmee in regellosen Rückzug und war kaum mehr als eine Stütze zu zählen für das geschlagene Hauptheer. Was noch zu retten war, das ward verdorben durch die verkehrte Rich-

*) Der Brief steht bei Höpfner II. 62. 63 V. M. J. heißt es darin, a trop relévé la dignité des trônes par l'éclat de ses vertus et Elle connoît trop bien le prix de l'honneur en Sa qualité du premier capitaine de Son siècle, pour attendre du chef d'une nation généreuse et d'une armée, qui vient de faire ses preuves de valeur, des sacrifices incompatibles avec la sûreté de mes peuples et l'honneur de mes armes. Man vergleiche mit diesem cajolirenden Tone die Bulletins (VII. VIII. IX.), die Napoleon am 16. und 17. October bekannt machen ließ. S. auch (Schladen) Preußen in den Jahren 1806 und 1807. Ein Tagebuch. 1845. S. 13.

tung des Rückzuges. Statt die mittlere Elbe zu gewinnen, die Uebergänge bei Roßlau und Wittenberg dem Feinde zu verderben, eilte der Rest des Corps in unaufhaltsamer Hast gegen Magdeburg. So lag der kürzeste Weg nach Berlin dem Feinde schon offen.

Die Reste der Hauptarmee befanden sich noch auf ihrem mühevollen und aufreibenden Marsch über den Harz; am 18. war Fürst Hohenlohe in Quedlinburg angelangt; in der Nacht ward Kriegsrath darüber gehalten, was weiter zu thun sei. Die Mehrzahl der Officiere neigte noch zum Marsch auf Magdeburg, um dort die Truppen zu sammeln und ausruhen zu lassen. Der Major v. d. Knesebeck verfocht eine andere Meinung. Er wies auf den schlechten Geist hin, der sich überall zeige, auf die Neigung, das Sichere zu suchen, und weissagte von dem Aufenthalt in Magdeburg statt der gehofften Rettung nur wachsende Verwirrung. Der Feind werde gleichzeitig dort eintreffen; es bleibe dann nichts übrig, als abermals auf dem Bogen nach der Oder zu eilen, während der Feind auf der Sehne marschire. Er rieth daher, mit den noch kampffähigen Truppen sich nach Hameln zu wenden, alle einzelnen Corps, namentlich das des Herzogs von Weimar und des Generals Lecoq an sich zu ziehen, dadurch den Feind zu beschäftigen und dem König Zeit zur Rüstung neuer Streitkräfte zu gewinnen. Dem Fürsten schien dieser Plan einzuleuchten, doch fragte er erst Massenbach, und dessen Orakelspruch lautete: auch er halte Knesebecks Vorschlag strategisch betrachtet für zweckmäßig, man müsse aber unter den jetzigen Umständen doch suchen die Oder zu gewinnen. Dabei blieb es denn auch. Noch war es allerdings Zeit, vor dem Feinde an die Oder zu gelangen, allein die Unentschlossenheit des Fürsten und das verworrene Treiben Massenbachs thaten das Meiste dazu, daß Zeit und Gelegenheit verloren ging.

Freilig zeigten sich überall, neben den muthigen Thaten der Einzelnen, Symptome der allgemeinen Auflösung. So war es dem Lieutenant Hellwig mit einem Detachement von 50 Husaren des Pletz'schen Regiments nicht weit von Eisenach gelungen, die Escorte der gefangenen Erfurter Besatzung zu überfallen, sie großentheils niederzuhauen und die Gefangenen, 8 — 10,000 Mann an der Zahl, zu befreien. Es ward ihnen Göttingen als Sammelpunkt angewiesen. Aber es kam Keiner zur Armee; nachdem sie Löhnung und Brod empfangen, waren sie hundertweise auf und davon gegangen!

So war auch der Traum, in Magdeburg Ruhe und Haltung zu finden, rasch zerstoben. Wie der Fürst (20. October) in der Festung anlangte, war nichts vorbereitet, das Nothwendige unverantwortlich versäumt, das Ueberflüssige und Verkehrte geschehen. Es konnte Jedermann herein und hinaus; kein Wunder, wenn sich französische Officiere in Verkleidung ungestört umhertrieben und aus dem sinnlosen Chaos die Ueberzeugung schöpften, daß der Platz mit geringem Kraftaufwand zu überwältigen sei. Ein unermeßlicher Wagentroß versperrte die Straßen; von regelmäßiger Einquartierung

war so wenig die Rede, wie von Bewaffnung und Verpflegung. Es war mit den Vorräthen so sorglos gewirthschaftet worden, daß der Gouverneur sich geradezu weigerte, sich auf die Verpflegung der flüchtigen Armee Hohenlohes einzulassen. Wie konnte man also hier auf Sammlung und Ruhe zählen? Versichern doch Augenzeugen, es sei schon jetzt nicht schwer gewesen, durch einen kecken Handstreich die Festung mit Allem, was darin war, wegzunehmen! *)

Es dachte auch Niemand mehr daran, hier die ersehnte Rast zu finden; schon erschien den Meisten, wie früher Magdeburg, so jetzt Stettin als der nächste Punkt ruhiger Zuflucht und Wiederherstellung. Auch der Fürst entschloß sich dorthin zu gehen, um sich hinter der Oder mit den ostpreußischen Truppen und den Russen zu vereinigen. Ueber Burg, Genthin, Rathenow, Ruppin, Zehdenik und Prenzlau wollte er den Marsch nach der Oderfestung antreten. Noch war es Zeit, ungefährdet dorthin zu gelangen. Was jetzt am 21. October Magdeburg verließ, bestand aus 41 Bataillonen, 155 Schwadronen und den freilich sehr verringerten Resten von 5 Füsilierbrigaden. Wenn man diese Macht zusammenhielt, mit der zahlreichen Reiterei den Feind abwehrte, immer die kürzesten und schnellsten Märsche machte und namentlich im Anfang keine Zeit verlor, damit nicht in den letzten Stunden der Entscheidung die Truppen, zu übergroßen Anstrengungen genöthigt, erlagen, so war Stettin vor dem Feinde zu erreichen und mindestens die Oder setzte dem jähen Rückzug vorerst ein Ziel. Noch hätte man denken sollen, ein Heer könne nicht verloren sein, von dem jetzt eine Colonne, die Blüchers, in kaum sieben Tagen 35 Meilen zurücklegte, ohne auch nur einen Pulverwagen stehen zu lassen, oder wo sich beim Elbübergang eine Truppe so heldenmüthig schlug, wie York mit seinen Jägern bei Altenzaun; aber nicht alle Führer waren wie diese und an den Soldaten war rasch zu spüren, wie auf sie das entmuthigte und unentschlossene Thun ihrer Führer zurückwirkte. Auch auf diesem Marsch sind Tausende desertirt, nicht von den geworbenen und gepreßten Ausländern allein, sondern auch die Landeskinder schlichen sich, wenn sie ihre Cantone berührten, heimlich aus den Nachtquartieren weg und liefen heim. Der Geist der Aufopferung und des Gemeinsinns, der dies Land einst groß gemacht, war allerwärts gewichen in dieser morschen Staatsordnung; Jeder dachte nur an sich und den eigenen Heerd.

Den aus Magdeburg aufgebrochenen Colonnen näherte sich noch die Division des Herzogs von Weimar, der sich trotz Napoleons Grollen nicht entschließen konnte, gerade jetzt die Armee zu verlassen. Er führte seine Leute — gegen 15 Bataillone und 36 Schwadronen noch unverbrauchter Truppen — über Heiligenstadt und Lutter gegen Magdeburg, als ihm die Meldung kam, daß Magdeburg schon verlassen sei. Im Einverständniß mit

---

*) S. Marwitz II. 42. Vgl. außer Höpfner II. 76 f. Rühle I. 236 f.

Schrecken ohne Ende“ durch die That bewährten. Es war Erfolg genug, daß ein phlegmatisches, buchgelehrtes und schreibendes Volk, das der großen politischen Thätigkeit völlig entwöhnt war, aus seiner trüben Contemplation aufgerüttelt ward und einmal Triebe des Kampfes und Widerstandes anfingen in ihm zu erwachen.

Zunächst blieben zwar die unmittelbaren Wirkungen nicht aus, die jeder fehlgeschlagenen Erhebung auf dem Fuße folgen. Die siegreiche Gewalt hatte an Macht gewonnen, statt geschwächt zu sein; sie verfuhr gewaltthätiger, dreister und in ihren despotischen Mitteln erfinderischer als zuvor. Was sie hätte warnen sollen, erschien ihr nur als ein Sporn zu gesteigertem Druck; in dem straff angezogenen Bogen erfolgte kein Nachlaß, er ward vielmehr gespannt bis zum Brechen. Eben dies freilich war in dieser schwülen Zeit der letzte Grund, auf den die Hoffnungen aller freien Seelen sich stützten. Die wachsende Unnatur des Systems, an das der Imperator seine eigenen Kräfte und die seiner Nation setzte, der immer klaffendere Widerspruch, in den er sich mit dem eignen Volke, mit seinen Familien- und Feudalkönigen, mit seinen Kriegsgenossen und Heeresfürsten begab, der täglich grellere Gegensatz, in welchem die von ihm aufgedrungenen künstlichen Ordnungen zu den natürlichen Rechten der Menschen wie der Nationen, zu ihren ökonomischen wie ihren sittlichen Bedürfnissen standen, dies Alles ließ die Hoffnung doch nie ganz sinken, daß bessere Tage wiederkehren würden. Aber so lange der Bund des abendländischen Kaiserthums mit dem Czaren im Osten ungestört war, reichte die vereinte Kraft Beider doch hin, das übrige Europa in Fesseln zu halten. Drum ist den Muthigsten selbst die Besorgniß wohl aufgestiegen, es könne dieser Zustand der Gewalt lange genug dauern, um alle edleren Gesinnungen einzuschläfern und ein Geschlecht heranwachsen zu lassen, dem diese aufgedrungene Knechtschaft schon die gewohnte und erträgliche Form des Lebens war. Drum haben selbst Charaktere wie Stein damals einen Augenblick verzagen und daran denken mögen, diesem gealterten Welttheil den Rücken zu wenden und den Nachkommen eine neue Heimath jenseits des Oceans zu gründen; auch der fast siebenzigjährige Blücher schrieb damals einem Manne gleicher Denkart: Hilft Alles nichts, so gehe ich über Land und Meer.

Der Bruch mit Rußland und die große Völkerwanderung nach Osten wandelten diese verzweifelnden Stimmungen rasch zur frischesten Hoffnung um. Wie electrisch ging es durch die Gemüther der Muthigsten und Besten, daß jetzt oder nie der Augenblick des Sieges gekommen sei. Während die riesige Heeressäule den Niemen überschritt und der Imperator mit den gewohnten Siegesbotschaften die Welt in Betäubung zu halten suchte, erörterten unser Stein und Gneisenau schon die künftige Gestaltung Deutschlands, wie sie nach dem nun unzweifelhaften Umsturz des westlichen Kaiserthums erfolgen müsse. Als der Imperator fast an den Grenzen Asiens

ſtand, die alte Hauptſtadt des moskowitiſchen Landes in Beſitz hielt und das übermüthigſte Ruſſenthum verzagt nach Frieden rief, war es ein deutſcher Mann, der die weiche Seele Alexanders zu einem großen und kühnen Entſchluſſe geſtählt hat. So iſt die Kataſtrophe eingetreten, von der die Wiedergeburt der Welt abhing: nicht wie der gewöhnliche Umſturz einer raſch und glücklich aufgeblühten menſchlichen Macht, ſondern eine Kataſtrophe, ſo ungeheuer und gewaltig, wie der Mann, deſſen Schöpfung von ihr getroffen war, ein Gottesgericht auf Erden, wie die Geſchichte kein zweites aufzuweiſen hat.

Die letzten Tage des großen, verhängnißvollen Jahres 1812 geben dann den Anſtoß zur Erhebung Preußens, zur Befreiung Deutſchlands. Bis dahin, bis zur That Yorks, ſoll dies fünfte Buch die Ereigniſſe führen.

Am 14. October 1806, dem Tage der Doppel-Niederlage für das preußiſche Heer, war erſt der kleinere Theil des Unglücks, dem Preußen jetzt entgegeneilte, zu überſchauen; zu Jena wie zu Auerſtädt ſah man zunächſt nur das Mißgeſchick der Waffen und eine verlorene Schlacht. Erſt die nächſten Tage brachten das Größere: die Auflöſung der geſchlagenen Armee, die Zertrümmerung aller Kräfte des Widerſtandes, auf die man für den Krieg gerechnet, den Verluſt der Monarchie bis zur Elbe, bald bis zur Oder und Weichſel.

Napoleon ſelbſt war überraſcht über die Größe und Schnelligkeit ſeiner Erfolge; weniger als je war er jetzt geſonnen, in der Verfolgung ſeines Sieges, ſei es aus Großmuth oder kluger Mäßigung, innezuhalten. Der übermüthige und unverſöhnliche Geiſt, den ſeine erſten Anſprachen und Bulletins athmeten, beſtimmte fortan ſeine Politik gegen Preußen. Es war darum ein fruchtloſes Bemühen, wenn Friedrich Wilhelm III. am Tage nach der Niederlage, als Antwort auf das Schreiben, das ihm im Augenblick der Schlacht zugekommen, den Ton früherer Freundſchaft anſchlug und, indem er die Friedensliebe und Hochherzigkeit des Gegners anrief, einen Waffenſtillſtand zu erlangen hoffte. „Ihr hoher Sinn und Ihre Loyalität“, hieß es darin wie zur bitteren Verſpottung der künftigen Tage, „ſind mir im Voraus eine ſichere Bürgſchaft, daß Sie nichts verlangen werden, was gegen meine Ehre und die Sicherheit meiner Staaten geht.“ Napoleon empfing den Abgeſandten zu Weimar am Morgen des 16. October im Tone ſtolzer Siegeszuverſicht; den Waffenſtillſtand lehnte er ab, denn die erfochtenen Vortheile ſeien zu groß, um ſie nicht bis Dresden und Berlin zu verfolgen. Der König möge die Opfer bezeichnen, die er dem Frieden zu bringen gedenke, Napoleon werde aber ſeinen Marſch darum nicht anhalten, er werde früher an der Elbe ſein als die Preußen und hoffe dann eher in Berlin als in Weimar dem Krieg ein Ende zu machen.

Den stolzen Worten entsprach sein rasches, unermüdetes Handeln. Zwei seiner Armeecorps, die von Soult und Ney, mit einem großen Theil von Murats Reiterei, hatten sich dem geschlagenen Feinde an die Fersen zu hängen und ihm unablässig zu folgen, um so die Schrecken der Niederlage zu verlängern, die Auflösung zu beschleunigen. Mit den übrigen Theilen der Armee wollte er selber nach der Elbe, nach Berlin, nach der mittleren Oder vordringen und dem Feinde keine Zeit lassen, sich zu sammeln oder Athem zu schöpfen. Zugleich sollte Sachsen überfluthet und der Kurfürst gezwungen werden, seiner Verbindung mit Preußen zu entsagen. Was bevorstand, das ließen die Worte ahnen, die er noch zu Jena an die gefangenen sächsischen Officiere richtete*). Er habe nur die Waffen ergriffen, um die Unabhängigkeit ihres Landes zu sichern und zu verhindern, daß Sachsen nicht Preußen einverleibt werde. Sachsen solle dem Rheinbunde unter Frankreichs Schutz beitreten; dieser Schutz sei keineswegs neu, vielmehr wären ohne ihn die Sachsen seit zwei Jahrhunderten eine Beute Oesterreichs oder Preußens geworden. Gegen das Ehrenwort, nicht wider Frankreich zu kämpfen, wurden die gefangenen Sachsen, sechstausend an der Zahl, in die Heimath entlassen; von denen, die noch bei der geschlagenen preußischen Armee waren, lösten sich bald einzelne Gruppen eigenmächtig ab und suchten den Weg nach Hause. Acht Wochen nach der Jenaer Schlacht war Sachsen dem Rheinbunde beigetreten.

Indessen hatte das traurigste Geschick die Heere ereilt, die bei Jena und Auerstädt überwunden waren; verhängnißvoller fast als der Tag des 14. October war der preußischen Monarchie die Nacht geworden, die folgte. Auf den Rückzug so unvorbereitet wie auf die Schlachten, beide Heere getrennt und ohne Kunde von einander, ohne sichere Führung, ohne Kundschafter, ohne Ortskenntniß, wurden die Reste preußischer Heeresmacht in einzelne lose Colonnen auseinander gerissen oder auf verfehlten Wegen im Kreise umhergetrieben. Der Anblick dieser Verwirrung, der Gedanke, daß kein fester Platz, kein Magazin in der Nähe sei, ließ die Strapazen noch bitterer empfinden und steigerte die Sorge vor dem Mangel und den Mühen, denen man entgegenging. Bei den Führern wich die Geistesgegenwart und der besonnene Muth, bei den Soldaten ward Gehorsam und Vertrauen mit jeder Stunde tiefer untergraben**).

Der Befehl, den der König zu Auerstädt gegeben, den Rückzug auf Weimar und den Ettersberg zu nehmen, war durch die auf dem andern Schlachtfelde eingetretenen Ereignisse schon nicht mehr ausführbar. Es ward

---

*) S. VIième bulletin in Goujons Sammlung I. 139. 140. Damit ist zu vergleichen: Montbé, die chursächsischen Truppen im Feldzuge 1806. II. 145 f. 262 f. insbesondere der a. a. O. mitgetheilte Bericht des Major von Funck.

**) S. (Rühle's) Bericht eines Augenzeugen I. 214.

wohl versucht, in den Rückzug Plan und Zusammenhang zu bringen, aber schon wälzten sich in wildem Knäuel die Reste der Heere dahin und dorthin, wohin sie Instinct oder Zufall führte.

So war ein großer Theil der Truppen, die vor Hassenhausen hatten weichen müssen, in buntem, karavanenartigem Zuge gegen Buttelstädt gezogen. Wagen, Geschütze, Fußgänger und Reiter, Alles schob sich im Wirrwarr weiter, die Einzelnen waren in Dörfer und Häuser zerstreut, um Hunger und Durst zu stillen, die Haufen hemmten und durchkreuzten sich gegenseitig, ungangbare Wege und die einbrechende Dunkelheit mehrten die Verwirrung ins Unbeschreibliche. Zu dem, was so nach Buttelstädt gelangte, fand sich ein sächsisches Reiterregiment und das kleine Corps unter Holzendorff, das am Morgen der Jenaer Schlacht gegen Apolda geworfen worden war; auch die Kriegskasse und das Gepäck des Königs kam hinzu. General Wartensleben, der über diese Schaaren die Leitung übernahm, ließ Geld und Bagage nach Magdeburg bringen; was von Truppen beisammen war, brachte er in angestrengten Märschen am 15. und in der Nacht zum 16. October über die Unstrut nach Frankenhausen und Nordhausen.

Die Hauptheile des Heeres, das sich bei Auerstädt geschlagen, führte der König in der Richtung auf Weimar; dort fand sich freilich nicht, wie er gehofft, die Hohenlohe'sche Armee, statt ihrer nur wirre, widersprechende Gerüchte, die den Rückzug des Fürsten gegen Erfurt vermuthen ließen. Spät am Abend, als der König eben dahin aufbrechen wollte, kam die erste genauere Botschaft über die Schlacht bei Jena und das Schicksal der unter Hohenlohe und Rüchel vereinigten Truppen. Nun ward der Marsch gegen Sömmerda eingeschlagen. Im Dunkel der Nacht, stets in Gefahr, auf Colonnen des Feindes zu stoßen, zum Theil an seinen Bivouacs vorüber, hie und da auch durch aufgelöste Haufen der bei Jena geschlagenen Armee vergrößert, so kam die Masse am Morgen nach dem verhängnißvollen Schlachttage in Sömmerda an. Ein Theil freilich war am Abend vorher schon gegen Erfurt aufgebrochen und hatte manch flüchtigen Trupp nach sich gezogen; anderen gelang es nicht mehr, den großen Strom der Rückziehenden zu erreichen, sie waren in der Dunkelheit davon getrennt oder irre geführt worden und geriethen massenweise in die Gefangenschaft des Feindes. Dagegen kamen Tauenzien und einzelne Reste der bei Jena geschlagenen Armee am Morgen des 15. in Sömmerda an; den Zurückgebliebenen ward dieser Ort als Sammelpunkt bezeichnet. Es gehörte wohl auch zur Verwirrung dieser Tage, daß in Sömmerda statt des geraden Weges nach Magdeburg (über Artern, Sangerhausen, Hettstedt), wie es heißt auf Zastrows Rath, die Straße nach Sondershausen eingeschlagen und damit der verderbliche Umweg über den Harz veranlaßt ward.

In Sondershausen, wohin der König am 15. aufbrach, traf auch nach manchen Irrfahrten Fürst Hohenlohe mit einem Rest der Reiterei ein und

erfuhr dort, daß der König mit dem Gros der Armee sich nähere. Am Morgen des 16. Oct. traf der Monarch ein und übergab dem Fürsten das Commando über die Truppen, die bei Jena und Auerstädt gefochten hatten, nur die Arrièregarde unter Kalkreuth ausgenommen. Der Fürst sollte die Armee bei Magdeburg sammeln, die Reserve unter Herzog Eugen von Württemberg an sich ziehen, Magdeburg mit einer hinlänglichen Besatzung versehen, die Residenzen gegen einen Angriff sichern und, wenn dies unthunlich sei, sich mit den im Marsch begriffenen ostpreußischen Truppen hinter der Oder vereinigen. Der König selbst eilte, nur von einer Schwadron Reiter begleitet, über den Harz nach Magdeburg voran.

Von den feindlichen Massen gingen indessen (15. October) Murat und Ney gegen Erfurt vor, Soult drängte der zurückziehenden Masse über Buttelstädt nach, Bernadotte und Davoust suchten die Saale und Unstrut zu gewinnen, der Kaiser selbst schlug sein Hauptquartier in Weimar auf, wo Lannes, Augereau und die Garden vereinigt standen. Die unglückliche Stadt war nach der Schlacht durch eine Feuersbrunst heimgesucht und von den Franzosen geplündert worden. Der Imperator schien nicht gesonnen, dem Einhalt zu thun, der Herzog stand ja als General im preußischen Lager, das erschien in den Augen des Siegers wie ein Verbrechen beleidigter Majestät. Die Herzogin trat dem trotzigen und heftigen Gebahren mit ruhiger Würde und Entschlossenheit gegenüber, ihre Haltung machte auch Eindruck auf den Kaiser, doch gewann sie ihm nicht mehr als die Versicherung ab: „wenn der Herzog binnen 24 Stunden die preußische Armee verlassen, nach Weimar heimkehren und sein Contingent zurückrufen würde, solle ihm verziehen und seine Souverainetät nicht vernichtet werden"*).

Der Herzog selbst war indessen Zeuge eines neuen Unglücks der preußischen Waffen geworden. Er war auf die Kunde von der Niederlage aus dem Thüringer Walde gegen Erfurt zurückgegangen und fand dort Tausende von Flüchtlingen, an ihrer Spitze den Marschall Möllendorf und den Prinzen von Oranien, die von den Schlachtfeldern des 14. October sich dahin zu retten suchten. Erfurt war für eine ernste Belagerung nicht gerüstet, aber doch stark genug, um dem ersten Anprall des Feindes zu widerstehen und den Geflüchteten die Zeit zu gönnen, den besten Theil der Vorräthe wegzuschaffen und freien Rückzug zum Gros der Armee zu gewinnen. Der Herzog, an der Spitze seiner noch frischen Truppen, traf die Anordnungen zu diesem Rückzug (über Langensalza, wo der Weg noch frei war) und zählte darauf, daß man die Masse, die sich in die Festung gedrängt, bereit halten werde, in gleicher Richtung abzumarschiren. Aber der greise Feldmarschall erlag fast unter der Last der Jahre und körperlichen Leiden; der Prinz von Oranien hatte, wie so viele Führer jener Tage, die Fassung verloren. Als am Mittag des

*) S. Friedrich v. Müller, Erinnerungen aus den Kriegszeiten. 1851. S. 3.

15. der Feind sich zeigte (es war vorerst nur die Reiterei des Ney'schen Corps), dachte man nicht mehr an raschen Rückzug und Wegführung der Vorräthe, sondern nur an's Capituliren. Statt sich zum Abzug zu rüsten, ward mit dem Feind unterhandelt und noch in der Nacht die Capitulation unterzeichnet, wonach ein befestigter Platz mit 10,000 Mann und großen Vorräthen ohne Kampf dem Feinde überliefert ward. Nur der Herzog von Weimar führte sein Corps über Langensalza der Hauptarmee zu. Die Uebergabe von Erfurt war das erste Beispiel jener muthlosen Nachgiebigkeiten, an denen die Geschichte dieser Zeit so reich ist; unter den Augen eines Feldmarschalls und eines dem Königshause nahe verwandten Prinzen vollzogen, übte sie eine ansteckende Wirkung und mußte auch Anderen, die den Muth verloren, zur Entschuldigung vor sich selber dienen.

Der Rückzug des geschlagenen Heeres war indessen vorerst noch ungestört fortgesetzt worden; nur der Nachhut, die Kalkreuth führte, war, als sie am frühen Morgen des 16. von Sömmerda aufbrach, um über Weißensee nach Sondershausen zu ziehen, schon Soult's Corps auf den Fersen; ja eine feindliche Reiterdivision unter General Klein hatte bereits Weißensee besetzt, ehe die Preußen ankamen. Auch Kalkreuth war, wie mancher muthige Soldat der alten Zeit, von der Mattherzigkeit dieser Tage ergriffen und dachte an Unterwerfung. Dem Prinzen August und Blücher gebührte das Verdienst, zu verhüten, daß er nicht vor 800 Reitern die Waffen streckte. „Herr General, sagte der Prinz, ich werde bekannt machen, daß alle Hundsfötter sich ergeben können, alle braven Leute werden aber gewiß meinem Beispiel folgen." So ward wohl unterhandelt mit dem feindlichen General, aber nicht über eine Capitulation. Durch ein Mißverständniß, wie es scheint, nahm derselbe das Gerücht eines Waffenstillstandes, das er irrig durch Blüchers Wort bestätigt glaubte, für Wahrheit und willigte ein, daß die Preußen Weißensee rechts liegen ließen und ihren Marsch auf Sondershausen fortsetzten. Die Infanterie zog ab, nur Blücher mit der Reiterei blieb vor den Defileen*). Indessen war Soult selbst herangekommen und erklärte, daß er die Verabredung mit Klein nicht anerkenne. Wieder dachte Kalkreuth an's Capituliren, aber Blücher meinte, er sei unter den Waffen grau geworden, habe wohl 60 Jahre gelebt, verstehe aber in einer Viertelstunde zu sterben, wenn es die Pflicht gebiete. Unter dem Feuer des Feindes folgte dann am Abend der Rückzug „wie auf dem Exercierplatz"; die Reste zweier Füsilierbataillone, die General Oßwald führte, hielten in tapferem Widerstande den nachdringenden Feind auf. Am Morgen des 17.

*) S. Höpfner, Gesch. des Krieges von 1806 und 1807, II. 26 und Gesch. der Kriege VII. 82. 83, wodurch, wie uns scheint, die geläufige Erzählung der Franzosen von einer absichtlichen Täuschung der „französischen Loyalität" auf das richtige Maß zurückgeführt ist. Die Quelle jener Geschichte sind sichtbar die Bulletins, unter denen gerade das 10. und 11. (s. Goujon I. 143 ff.) das bekannte Wort „mentir comme un bulletin" besonders zu rechtfertigen scheint.

traf die Reserve in Sondershausen ein und brach nach kurzer Rast gegen Nordhausen auf.

Dorthin war auch am Tage zuvor die Masse der flüchtigen Armee unter Hohenlohe gezogen. Der Fürst hatte sich aus der tiefen Abspannung und Stumpfheit, in die man ihn am Tage nach der Niederlage versunken sah*), wieder etwas aufgerafft, allein die von ihm geführten Truppen boten ein abschreckendes Bild. Ein wüster, verworrener Menschenknäuel, fast ohne Geschütz, Viele ohne Gewehre und Munition, die Ordnung der Regimenter so aufgelöst, daß an eine regelmäßige Einquartierung und Verpflegung nicht zu denken war, allenthalben Selbsthülfe, um Hunger und Durst zu stillen, die Reste von Disciplin und Vertrauen auf die Führer vollends zerstört, so sah die Armee aus, die sich seit dem Mittag des 16. October in Nordhausen sammelte, und der am anderen Tage auch die Nachhut unter Kalkreuth folgte.

Da der Feind theils schon auf dem Fuße nachdrängte, theils nach der Saale vorging, mußte man eilen, wenn man die Elbe noch ungefährdet erreichen wollte. Drum entschloß man sich, ohne Rast durch den Harz nach Magdeburg zu ziehen, wo der Gouverneur, General Kleist, angewiesen war, die Anstalten zur Aufnahme und Verpflegung der Flüchtigen zu treffen. Von größeren Truppenabtheilungen stand nur noch der Herzog von Weimar zurück; er hatte von Mühlhausen den Weg durch das Eichsfeld eingeschlagen, suchte dort die einzelnen Colonnen, die noch in Hannover und Westfalen standen, an sich zu ziehen und wollte sich dann an der Elbe zur Vereinigung mit Hohenlohe wenden.

Während Soult und Ney den Spuren des fliehenden Heeres folgten, rückten (15—17. October) Bernadotte, Lannes, Davoust und nach ihnen Augereau in der Richtung auf Halle und Leipzig, bedrohten also schon die Hauptverbindung des rückziehenden Gegners. Nur die größte Besonnenheit und ein kräftig ordnender, organisirender Geist vermochte hier zu hindern, daß nicht an der Elbe das Schicksal von der Saale sich wiederholte und man dem Feinde statt einer neugesammelten Heeresmacht nichts weiter entgegenzustellen hatte, als diesen wüsten Brei einer gewesenen Armee.

Aber wie unter den Feldherren der Ruf nach Capitulation heimisch ward, so dachten auch die Diplomaten des Hauptquartiers — es waren ja immer noch Haugwitz und Lucchesini — nur an Frieden und Unterwerfung. Der Schlag vom 14. October hatte sie nur betäubt, nicht aufgeklärt über die wirkliche Lage. Sie begriffen auch jetzt noch nicht, daß es keinen anderen Weg der Rettung gäbe, als den des äußersten, verzweifelten Widerstandes. Am 18. October erhielt der König in Magdeburg die Antwort Napoleons auf jenes erste Friedensgesuch, das er vom Schlachtfeld aus an den Sieger

*) S. Marwitz II. 15. Vgl Rühle I. 227 f.

gesandt; es ward beschlossen, eine zweite Sendung zu versuchen. Lucchesini ging mit einem königlichen Schreiben in's französische Hauptquartier, um schleunigst einen Waffenstillstand zu erlangen; auf hohe Contributionen, auf die Forderung, die preußischen Gebiete links von der Weser, Hannover, Baireuth abzutreten, war man gefaßt. Der Brief schlug, wie der frühere, den Ton alter vertraulicher Freundschaft an und liebkoste den Sieger mit Schmeichelreden in einem Augenblick, wo dieser seine schmähenden Bulletins schrieb! Was sollten diese alten Künste Haugwitz'scher Politik? Sie dienten nur dazu, dem unversöhnlichen Feinde den Mangel an Hülfsquellen und an Entschlossenheit vollends zu enthüllen, seine Geringschätzung wie seinen Uebermuth zu steigern*).

In diesem Augenblick war eine neue Niederlage erfolgt, die bereits die Hoffnung, an der Elbe wieder Fuß zu fassen, zum guten Theil vereitelte: Herzog Eugen von Württemberg war mit der Reservearmee bei Halle völlig geschlagen worden. Dem Herzog, der 18 Bataillone und 20 Schwadronen unter seinem Commando vereinigte, war vor den Schlachten vom 14. der Befehl ertheilt, nach Leipzig vorzurücken, um Sachsen zu decken; kurz nachher ward er angewiesen, eine feste Stelle bei Merseburg zu nehmen. Durch die Niederlagen von Jena und Auerstädt verloren diese Anordnungen ihren Sinn und es blieb für den Herzog nichts Besseres zu thun, als nach der mittleren Elbe zu eilen, sich dort der Uebergänge zu versichern und den Feind so lange aufzuhalten, bis die geschlagene Hauptarmee sich unter den Mauern von Magdeburg gesammelt und geordnet hatte. Der Führer der Reserve beschränkte sich aber darauf, seine vorgeschobenen Corps heranzunehmen und ein Lager bei Halle zu beziehen. Als er einsah, daß diese Stellung unhaltbar sei, und sich am Morgen des 17. Octobers zum Rückzug entschloß, drängte Bernadotte schon mit drei Divisionen heran. In einer unglücklichen Aufstellung und an Zahl nicht gewachsen (etwa 11,000 gegen 16,000), nahmen die Preußen einen Kampf an, der für die Tapferkeit der Truppen ein rühmliches Zeugniß gab, aber zu einer völligen Niederlage ausschlug. Um mehr als 5000 Mann geschwächt, gerieth die Reservearmee in regellosen Rückzug und war kaum mehr als eine Stütze zu zählen für das geschlagene Hauptheer. Was noch zu retten war, das ward verdorben durch die verkehrte Rich-

*) Der Brief steht bei Höpfner II. 62. 63 V. M. J. heißt es darin, a trop relévé la dignité des trônes par l'éclat de ses vertus et Elle connoît trop bien le prix de l'honneur en Sa qualité du premier capitaine de Son siècle, pour attendre du chef d'une nation généreuse et d'une armée, qui vient de faire ses preuves de valeur, des sacrifices incompatibles avec la sûreté de mes peuples et l'honneur de mes armes. Man vergleiche mit diesem cajolirenden Tone die Bulletins (VII. VIII. IX.), die Napoleon am 16. und 17. October bekannt machen ließ. S. auch (Schladen) Preußen in den Jahren 1806 und 1807. Ein Tagebuch. 1845. S. 13.

tung des Rückzuges. Statt die mittlere Elbe zu gewinnen, die Uebergänge bei Roßlau und Wittenberg dem Feinde zu verderben, eilte der Rest des Corps in unaufhaltsamer Hast gegen Magdeburg. So lag der kürzeste Weg nach Berlin dem Feinde schon offen.

Die Reste der Hauptarmee befanden sich noch auf ihrem mühevollen und aufreibenden Marsch über den Harz; am 18. war Fürst Hohenlohe in Quedlinburg angelangt; in der Nacht ward Kriegsrath darüber gehalten, was weiter zu thun sei. Die Mehrzahl der Officiere neigte noch zum Marsch auf Magdeburg, um dort die Truppen zu sammeln und ausruhen zu lassen. Der Major v. d. Knesebeck verfocht eine andere Meinung. Er wies auf den schlechten Geist hin, der sich überall zeige, auf die Neigung, das Sichere zu suchen, und weissagte von dem Aufenthalt in Magdeburg statt der gehofften Rettung nur wachsende Verwirrung. Der Feind werde gleichzeitig dort eintreffen; es bleibe dann nichts übrig, als abermals auf dem Bogen nach der Oder zu eilen, während der Feind auf der Sehne marschire. Er rieth daher, mit den noch kampffähigen Truppen sich nach Hameln zu wenden, alle einzelnen Corps, namentlich das des Herzogs von Weimar und des Generals Lecoq an sich zu ziehen, dadurch den Feind zu beschäftigen und dem König Zeit zur Rüstung neuer Streitkräfte zu gewinnen. Dem Fürsten schien dieser Plan einzuleuchten, doch fragte er erst Massenbach, und dessen Orakelspruch lautete: auch er halte Knesebecks Vorschlag strategisch betrachtet für zweckmäßig, man müsse aber unter den jetzigen Umständen doch suchen die Oder zu gewinnen. Dabei blieb es denn auch. Noch war es allerdings Zeit, vor dem Feinde an die Oder zu gelangen, allein die Unentschlossenheit des Fürsten und das verworrene Treiben Massenbachs thaten das Meiste dazu, daß Zeit und Gelegenheit verloren ging.

Freilig zeigten sich überall, neben den muthigen Thaten der Einzelnen, Symptome der allgemeinen Auflösung. So war es dem Lieutenant Hellwig mit einem Detachement von 50 Husaren des Pletz'schen Regiments nicht weit von Eisenach gelungen, die Escorte der gefangenen Erfurter Besatzung zu überfallen, sie großentheils niederzuhauen und die Gefangenen, 8 — 10,000 Mann an der Zahl, zu befreien. Es ward ihnen Göttingen als Sammelpunkt angewiesen. Aber es kam Keiner zur Armee; nachdem sie Löhnung und Brod empfangen, waren sie hundertweise auf und davon gegangen!

So war auch der Traum, in Magdeburg Ruhe und Haltung zu finden, rasch zerstoben. Wie der Fürst (20. October) in der Festung anlangte, war nichts vorbereitet, das Nothwendige unverantwortlich versäumt, das Ueberflüssige und Verkehrte geschehen. Es konnte Jedermann herein und hinaus; kein Wunder, wenn sich französische Officiere in Verkleidung ungestört umhertrieben und aus dem sinnlosen Chaos die Ueberzeugung schöpften, daß der Platz mit geringem Kraftaufwand zu überwältigen sei. Ein unermeßlicher Wagentroß versperrte die Straßen; von regelmäßiger Einquartierung

war so wenig die Rede, wie von Bewaffnung und Verpflegung. Es war mit den Vorräthen so sorglos gewirthschaftet worden, daß der Gouverneur sich geradezu weigerte, sich auf die Verpflegung der flüchtigen Armee Hohenlohes einzulassen. Wie konnte man also hier auf Sammlung und Ruhe zählen? Versichern doch Augenzeugen, es sei schon jetzt nicht schwer gewesen, durch einen kecken Handstreich die Festung mit Allem, was darin war, wegzunehmen! *)

Es dachte auch Niemand mehr daran, hier die ersehnte Rast zu finden; schon erschien den Meisten, wie früher Magdeburg, so jetzt Stettin als der nächste Punkt ruhiger Zuflucht und Wiederherstellung. Auch der Fürst entschloß sich dorthin zu gehen, um sich hinter der Oder mit den ostpreußischen Truppen und den Russen zu vereinigen. Ueber Burg, Genthin, Rathenow, Ruppin, Zehdenik und Prenzlau wollte er den Marsch nach der Oderfestung antreten. Noch war es Zeit, ungefährdet dorthin zu gelangen. Was jetzt am 21. October Magdeburg verließ, bestand aus 41 Bataillonen, 155 Schwadronen und den freilich sehr verringerten Resten von 5 Füsilierbrigaden. Wenn man diese Macht zusammenhielt, mit der zahlreichen Reiterei den Feind abwehrte, immer die kürzesten und schnellsten Märsche machte und namentlich im Anfang keine Zeit verlor, damit nicht in den letzten Stunden der Entscheidung die Truppen, zu übergroßen Anstrengungen genöthigt, erlagen, so war Stettin vor dem Feinde zu erreichen und mindestens die Oder setzte dem jähen Rückzug vorerst ein Ziel. Noch hätte man denken sollen, ein Heer könne nicht verloren sein, von dem jetzt eine Colonne, die Blüchers, in kaum sieben Tagen 35 Meilen zurücklegte, ohne auch nur einen Pulverwagen stehen zu lassen, oder wo sich beim Elbübergang eine Truppe so heldenmüthig schlug, wie York mit seinen Jägern bei Altenzaun; aber nicht alle Führer waren wie diese und an den Soldaten war rasch zu spüren, wie auf sie das entmuthigte und unentschlossene Thun ihrer Führer zurückwirkte. Auch auf diesem Marsch sind Tausende desertirt, nicht von den geworbenen und gepreßten Ausländern allein, sondern auch die Landeskinder schlichen sich, wenn sie ihre Cantone berührten, heimlich aus den Nachtquartieren weg und liefen heim. Der Geist der Aufopferung und des Gemeinsinns, der dies Land einst groß gemacht, war allerwärts gewichen in dieser morschen Staatsordnung; Jeder dachte nur an sich und den eigenen Heerd.

Den aus Magdeburg aufgebrochenen Colonnen näherte sich noch die Division des Herzogs von Weimar, der sich trotz Napoleons Grollen nicht entschließen konnte, gerade jetzt die Armee zu verlassen. Er führte seine Leute — gegen 15 Bataillone und 36 Schwadronen noch unverbrauchter Truppen — über Heiligenstadt und Lutter gegen Magdeburg, als ihm die Meldung kam, daß Magdeburg schon verlassen sei. Im Einverständniß mit

*) S. Marwitz II. 42. Vgl. außer Höpfner II. 76 f. Rühle I. 236 f.

Blücher, der 40 Geschütze und ein paar hundert Reiter glücklich über den Harz gebracht, um nun bei Sandau über die Elbe zu gehen, wandte sich auch der Herzog in angestrengten Märschen nordöstlich, um über Wolfenbüttel, Königslutter, Gardelegen die Elbe zu erreichen; am 25. October war er bis Stendal gekommen und setzte sich gegen Sandau in Bewegung. Hier hing sich ihm aber der Feind schon an die Fersen. Während Davoust und Augereau (20—21. October) bei Wittenberg, Lannes und die Garden bei Dessau angelangt waren, Ney sich vor Magdeburg aufstellte, war Soult den rückziehenden feindlichen Colonnen nachgeeilt und suchte jetzt den Uebergang über die Elbe zu hindern. Die Yorkschen Jäger und einige Füsilierabtheilungen, die sich bei des Herzogs Corps befanden, erhielten den Auftrag, in dem durchschnittenen Terrain bei Altenzaun den Feind so lange aufzuhalten, bis die Masse der Division das rechte Ufer der Elbe erreicht hätte. Oberst York löste die Aufgabe (26. October) mit anerkannter Meisterschaft. Indem er sich des ganzen Vortheils seiner Stellung und seiner Waffe geschickt bediente, hielt er den Feind, der ansehnlichen Verlust erlitt, bis zum Abend auf, während die andern Truppen ungestört die Elbe überschritten; bei Anbruch der Nacht führte er dann selbst, den Feind durch ausgedehnte Wachtfeuer täuschend, seine Leute über den Strom.*)

Indessen hatte am 21. October unter peinlichen Schwierigkeiten und Zögerungen der Auszug der Hohenloheschen Truppen aus Magdeburg begonnen; wie sich denken läßt, verworren genug. Da für Verpflegung nur unvollkommen gesorgt war, wuchs die Desertion und der Ungehorsam. Vom Feind aber hatten die Corps von Lannes, Davoust und Murat am 23. October schon Treuenbrietzen erreicht, näherten sich also Berlin. Die preußischen Truppen breiteten sich an diesem Tage von Genthin bis Rathenow aus und es war der Plan des Fürsten, rasch nordöstlich zu ziehen, um in zwei Colonnen getheilt über Friesack, Ruppin, Gransee in drei Tagemärschen etwa bis Templin zu gelangen. Der unglückselige Massenbach trat auch hier wieder hemmend dazwischen und wußte, trotz alles Widerstrebens der Uebrigen, den Fürsten, der ihm stets zu willig nachgab, zu bestimmen, daß der Umweg über Neustadt eingeschlagen und damit ein voller Tag verloren ward.

Wunderlich stach von dieser weitläufigen Bedächtigkeit die drängende Eile des Feindes ab. Lannes, Murat und die Garden näherten sich am 24. October schon Potsdam, Davoust rückte auf Berlin. Alles mahnte zur angestrengtesten Thätigkeit, um den kleinen Vorsprung zur Oder nicht an den Feind zu verlieren. Man hatte an Blücher, der spät am Abend dieses Tages zu Neustadt beim Fürsten eintraf und nun die Nachhut bildete, ein erhebendes Exempel, was eine tüchtige Leitung vermochte. Aber das Beispiel war für einen Kopf wie Massenbach verloren; er häufte Fehler auf Fehler,

*) Das Gefecht ist ausführlich geschildert von Droysen, Leben Yorks I. 151 ff.

als hätte er es dem Feind recht leicht machen wollen, noch vor Stettin sich dem rückziehenden Heere in den Weg zu werfen. Bald waren die Märsche zu klein für die drängende Noth des Augenblicks, bald wurden die Truppen wieder ermüdet durch unnütze Umwege oder durch extemporirte Quartiere, in denen für Nichts recht Sorge getragen war.

Schon hing das Gelingen des Rückzugs nach der Oder nicht mehr von Tagen, sondern von Stunden ab. Am 25. hielt Davoust in Berlin seinen Einzug und ein Theil von Murats Reiterei war bereits auf dem Marsch nach Oranienburg, um die Preußen zu verfolgen. Am gleichen Tage war — Dank der Fäulniß des alten Wesens — den Franzosen ein neuer Triumph geworden. Spandau hatte, ohne einen Schuß zu thun, capitulirt. Die Festung war freilich vernachlässigt und erst nach dem Tage von Jena Maßregeln zu ihrem Schutze getroffen worden, aber sie war doch gegen einen Handstreich sicher. Noch am 23. schrieb der Commandant, Major Benekendorf, an den König, er werde die Citadelle halten und dem Feinde nur die Trümmer überlassen. Am andern Tage näherten sich die Franzosen; die ersten Aufforderungen zur Uebergabe schienen erfolglos, sie trafen Anstalten zum Angriff. Da berief der Commandant einen Kriegsrath, und der sprach sich bis auf eine Stimme — die des Ingenieurhauptmanns Meynert — für die Uebergabe aus. Die Werke, so hieß es, seien schlecht, die Munition und Besatzung reiche nicht aus, auch würde das Interesse des Königs und der Einwohner bei einer Beschießung leiden. So ward am 25. October unterhandelt; die Officiere sollten auf Ehrenwort entlassen, die Besatzung kriegsgefangen werden. Während man noch unterhandelte, traten Murat, Lannes, Victor und andere Officiere über die offene Zugbrücke herein, Soldaten drangen nach und verjagten die Preußen von den Wällen. So war der Platz schon in den Händen des Feindes, ehe die Capitulation noch unterzeichnet war. Nach der Versicherung eines Franzosen*) hätte der Commandat auch jetzt noch keine dringendere Sorge gezeigt, als seinen Hühnerhof in Sicherheit zu bringen!

Nun schoben Lannes und Murat ihre Reiterei schon gegen Oranienburg und Zehdenick vor, während Soult und Bernadotte sich an die preußische Nachhut, Blücher und das Weimarsche Corps, anhingen, Ney Magdeburg einschloß. Nur die äußerste Raschheit konnte jetzt noch die flüchtige Armee vor einem Zusammenstoß bewahren, dessen Ausgang unter diesen Umständen kaum mehr zweifelhaft war. Statt dessen überreichte Massenbach in Neuruppin dem Fürsten eine Abhandlung, worin vorgeschlagen war, die Armee ein oder zwei Tage hinter dem Rhinbruch Halt machen zu lassen, um die verschiedenen Colonnen zu sammeln, das Blüchersche und Weimarsche Corps heranzuziehen und die Truppen militärisch neu zu organisiren! Es scheint in

*) Bignon VI. 12. 13.

der That, als wenn der Oberst, dessen fixe Idee das Bündniß Preußens mit Napoleon war, durch diese Taktik den König hätte nöthigen wollen, die Freundschaft der Franzosen als letzten Rettungsanker zu ergreifen. Doch blieb der Fürst diesmal dabei, daß man durch angestrengte Märsche Stettin erreichen und lieber einen Theil der Zurückbleibenden als das Ganze opfern müsse. In ernster Anrede ermahnte er zu Neuruppin die Officiere zur Ausdauer und traf seine Anordnungen für den raschen Marsch nach der Oder. Am andern Tage (26. October) sollte die Spitze bis Zehdenick, das Hauptquartier nach Gransee, die Nachhut bis in die Gegend von Lindow und Ruppin gelangen, ein Reiterdetachement unter General Schimmelpfennig gegen Joachimsthal streifen und seine Posten bis an den Finow-Canal vorschieben. So hoffte der Fürst, die Hauptcolonne am 27. zwischen Templin und Prenzlau, am 28. alle einzelnen Abtheilungen bei Prenzlau vereinigen zu können.

Indessen hatten die Franzosen einen Theil der Nacht benutzt, und ihre Reiter schwärmten schon in der Flanke der rückziehenden Preußen. Am Mittag des 26. war die Spitze von Murats Reiterei bei Zehdenik. Es wäre Schimmelpfennigs Aufgabe gewesen, den Marsch des Heeres von dieser Seite zu sichern, aber der General, ein alter und unbeholfener Mann, hatte auch nicht einmal die gewöhnlichen Pflichten der Wachsamkeit angewandt, um seiner Aufgabe zu genügen. In einem Gefecht, das sich bei Zehdenik entspann, erlag die preußische Reiterei, trotz alles tapfern Widerstandes, der Uebermacht; es war ein unfruchtbarer Erfolg, daß gleichzeitig Oberst von Wiersbitzky mit 15 Escadrons bei Liebenwalde die wiederholten Versuche des Feindes, über die Havel zu setzen, zurückwies. Auch er mußte nun zurück. Die Reste der Reiterei schlugen dann ohne Aufenthalt den Weg nach Stettin ein, wo sie auch ungehindert zwei Tage später anlangten.

Der Fürst hatte auf die Nachricht von der Annäherung des Feindes an Blücher gesendet, damit er mit der Nachhut sich so rasch wie möglich anschließe: die Kriegscasse und das Gepäck wurden nach Stettin vorausgesandt, die Infanterie vereinigte sich um Schönermark bei Gransee. Noch ward die ermuthigende Anrede des Fürsten, die Truppen möchten nur noch wenige Tage aushalten, jenseits der Oder würden sie Ruhe und Verpflegung finden, günstig aufgenommen; der Soldat hatte den Muth nicht verloren, einzelne Bataillone zeigten den besten Geist. Auf das Gerücht hin, daß der Feind schon in Zehdenik sei, wurde dann wieder mehrere Stunden nutzlos gewartet, um sichere Nachricht einzuziehen; abermals ließ sich hier Massenbach vernehmen: es sei gefährlich, den Marsch auf Zehdenik fortzusetzen und ohne Cavallerie sich einem feindlichen Reiterangriff auszusetzen, man solle lieber links nach Fürstenberg ausbiegen. Der Fürst ging leider darauf ein. Also ein neuer Umweg in einem Augenblick, wo schon jede Stunde kostbar war, und neue Befehle, die nach allen Seiten Verwirrung und Ermüdung verursachten!

Wie die Colonne am Abend (26. October) nach Fürstenberg kam, fand sie zwar die Einwohner noch gut gesinnt, aber natürlich auf nichts vorbereitet. Blücher hatte kaum seinen Truppen die nöthige Rast gegönnt, als der Befehl des Fürsten zum Aufbruch und zu einem neuen Nachtmarsch kam, den der tapfere General mehr fürchtete als den Feind. „E. D. ersuche ich, schrieb er dem Fürsten, mein Corps lieber zu exponiren, als es durch allzuforcirte Märsche und den damit verbundenen Mangel an Kräften und Lebensunterhalt in einen Zustand zu bringen, in dem es gar nicht mehr fechten kann."

Am frühen Morgen des 27. Octobers führte der Fürst die Truppen von Fürstenberg nach Lychen; sie waren hungrig ausgezogen und fanden auch hier kaum nothdürftige Nahrung. Vergebens wartete man auf eine Reiterabtheilung unter General Bila, sie blieb aus und es ward gegen Boizenburg aufgebrochen. Schon zeigten sich feindliche Streifparthien, die freilich ein muthiger Angriff hätte zurückwerfen können; aber die unentschlossene Leitung zog es vor, die hungrigen Truppen halten zu lassen und ruhig zuzusehen, wie die Franzosen das Boizenburger Schloß plünderten und die dort vorhandenen Lebensmittel verzehrten; Massenbach geberdete sich wie ein Verzweifelnder und gab jedem, der es hören wollte, zu verstehen, daß Alles verloren sei. Statt, wie es seine Pflicht war, mit der Avantgarde rasch das Defilee von Prenzlau zu besetzen, trieb er unnütze Dinge oder ließ höchstens durch eine Patrouille erforschen, ob Prenzlau schon vom Feinde genommen sei?! Ermüdet schleppten sich dann die Truppen weiter bis nach Schönermark, wenige Stunden von Prenzlau; die Reiterei auf der rechten Flanke gerieth zum Theil schon mit dem Feinde zusammen und ward genöthigt zu capituliren. Auch Blücher, der am Morgen von Altruppin im angestrengtesten Marsche nach Fürstenberg und Lychen aufgebrochen war und den weiten Weg zurücklegte, ohne irgendwo Lebensunterhalt zu finden, stieß mit dem Feind, der auf der Seite und im Rücken drängte, zusammen; er schlug aber zu und warf ihn zurück.

Die Hauptcolonne hatte in Schönermark nur dürftige Rast gefunden; als sie am Morgen des 28. Octobers wieder aufbrechen sollte, waren die Stimmungen sehr niedergeschlagen. Ermattet lagen die Soldaten am Weg; Nahrung hatten sie keine gefunden, vielmehr nach einem 14stündigen Marsche schlecht bekleidet die kalte Nacht auf freiem Felde zubringen müssen. Es kostete Mühe, sie in Bewegung zu bringen. Die Unsicherheit der Maßregeln, das stete Ausweichen gegenüber dem Feinde, der Wechsel zwischen nutzlosem Warten und den angestrengtesten Märschen hatte natürlich das Vertrauen auf die Führung tief erschüttert und die Vorstellung von der Furchtbarkeit des Gegners ungemein gesteigert. Schon fragten sie ängstlich, ob noch durchzukommen, ob das Heer nicht abgeschnitten sei. So hatte, wie der kundigste Darsteller dieses Krieges

sagt*), ohne daß eine reelle Verlegenheit bis dahin vorhanden gewesen, lediglich die unsichere Führung der Armee das Phantom einer höchst bedrängten Lage gebildet, das bei dem geringsten hinzutretenden äußeren Ereignisse sich riesenhaft vergrößern und das Ganze ins Verderben stürzen mußte.

Noch war die Situation durchaus nicht verzweifelt; das Defilee von Prenzlau ließ sich gut vertheidigen und wenn man nur einen kleinen Theil der Truppen dran gab, um den Paß zu halten, konnte der Rest ungefährdet den Rückzug über Löckenitz nach Stettin antreten. Als am Morgen des 28. Octobers die Colonne des Fürsten ankam, zeigten sich auf der Berliner Straße feindliche Cavallerietrupps; es war die Brigade von Lasalle, Murat selbst war erst im Anmarsch. Ein preußisches Bataillon, etwa ein Dutzend Schwadronen und einige Geschütze wurden vor Prenzlau aufgestellt, indeß der größere Theil des Corps die Stadt passirte; der Feind, noch nicht herangekommen, vermochte es nicht zu hindern. Erst wie jene Aufstellung — man weiß nicht warum? — zum größten Theil abgerufen ward (bevor die Truppen in Sicherheit waren), griff eine französische Reiterdivision die zurückgebliebene Grenadiercompagnie und drei Schwadronen, die etwa 200 Mann zählten, an, warf sie nach tapferer Gegenwehr in die Stadt zurück und zersprengte die letzten dort noch defilirenden Infanterieabtheilungen. Indessen trieb sich schon seit den Morgenstunden ein französischer Officier als Parlamentär umher, dessen Zumuthung einer Capitulation zwar noch unerwiedert blieb, der aber durch seine Erzählungen dem Fürsten doch die Besorgniß weckte, er sei eingeschlossen. Eine geraume Zeit absichtlich aufgehalten, ging dann der feindliche Officier in Begleitung des Oberst Massenbach zurück, da der Letztere sich persönlich von der Stärke und Aufstellung des Feindes unterrichten und den angeblich anwesenden Marchese Lucchesini sprechen wollte. Später zu Ende des Gefechts rief noch Murat einem preußischen Officier zu: Sagen Sie Ihrem Prinzen, daß ich mit meiner ganzen Reiterei hier bin, 100,000 Mann bei mir habe, ihn zu umringen, und daß ihm nichts übrig bleibt, als sogleich die Waffen niederzulegen. Nun kam auch Massenbach von seinem recognoscirenden Umritt zurück. Er hatte die Fassung so völlig verloren, daß er ganz desorientirt sich in der Gegend nicht mehr auskannte und z. B. östlich gegen Stettin zu feindliche Streitkräfte zu sehen glaubte, während die Richtung, die er für Osten hielt, eine ganz andere war. So lautete denn auch sein Bericht an den Fürsten: die Umgehung werde in wenig Augenblicken geschehen sein, die Corps der Marschälle seien wirklich da, der Feind werde früher nach Stettin gelangen. Der Fürst könne nur aus persönlichem Stolze, nicht um dem Staate zu nützen, die 7—8000 Mann, die er um sich habe, opfern wollen; zudem sei der Abschluß des Friedens sehr wahrscheinlich, vielleicht sei er schon unterzeichnet.

---

*) Höpfner II. 176.

Auf den Fürsten machte das Alles tiefen Eindruck*). Er wußte, daß um den Frieden unterhandelt ward, und hatte darum auch am Morgen dem Franzosen leicht geglaubt, der ihm erzählte, Lucchesini sei bei den französischen Vorposten. Die Truppen waren durch den raschen Verlust von Prenzlau abermals um ihre Verpflegung gekommen, weitere Anstrengungen schienen nicht mehr möglich. Dann wollte der Fürst die königlichen Garden, von denen er wußte, daß sie dem König besonders werth waren, nicht opfern in einem Moment, wo der Friede schon geschlossen sein konnte. Auch die Saite, die Massenbach anschlug, daß er um seines Ehrgeizes willen die Leute nicht nutzlos preisgeben solle, klang stark bei ihm an. Wie oft hatte der Herzog von Braunschweig früher den tapfern Erbprinzen von Hohenlohe darum getadelt, daß er um des kriegerischen Ruhmes willen zu Vieles verwegen aufs Spiel setze! Vielleicht, so mochte er fürchten, ward auch jetzt eine solche Anklage gegen ihn laut. Es war aber ganz in der Art des Fürsten, es als ein besonderes Opfer anzusehen, wenn er nun bei diesem Anlasse seinen eigenen militärischen Namen für das allgemeine Beste hingab.

So suchte er eine Unterredung mit Murat, der auch Lannes beiwohnte. Murat schilderte mit greller Uebertreibung, wie desperat die Lage der Preußen sei; „ich gebe mein Ehrenwort — konnte man mehrmals von ihm hören — daß Sie von 100,000 Mann eingeschlossen sind.“ Und dabei bezeichnete er, lebhaft mit den Händen gesticulirend, die Gegenden, wo die französische Armee stehen sollte; „da ist Lannes, dort sehen Sie Bernadotte, dort findet sich das Corps von Soult und hier stehe ich selber mit so und so viel tausend Mann.“ Er wollte darum keine andere Capitulation zustehen, als Niederlegung der Waffen und Kriegsgefangenschaft. Noch ließ sich der Fürst auf nichts Bestimmtes ein, aber die Schilderungen machten ihn doch befangen. Muthigere Stimmen widersprachen zwar. Der Rittmeister von Marwitz meinte, man solle auf den kleinen vorstehenden Haufen losgehen und ihn zu Boden werfen. „Da steht der Marschall Soult“, antwortete der Fürst. Marwitz erwiederte richtig: Was können uns die Franzosen nicht Alles vorlügen? Aber der Fürst wandte ein, er müsse doch glauben, was sein Generalquartiermeister selbst gesehen habe. Daß Massenbachs kranke Einbildungskraft sich so grob getäuscht, konnte freilich Niemand voraussetzen. Dazu verstanden es die Franzosen meisterlich, die Illusionen zu nähren. Wie während der Unterredung ein preußischer Pulverkasten aufflog, sagte einer aus Murats Umgebung dreist: Ah, das ist das Signal Soults, daß er angekommen ist und den Preußen den Rückzug abgeschnitten hat.

Der Fürst trat mit den Stabsofficieren in eine Berathung ein und schilderte ihnen die Lage, wie die Franzosen und Massenbach sie ihm dargestellt.

---

*) S. Marwitz II. 52 f. 56. Hohenlohes eigener Bericht findet sich bei Rühle I. 280. 281.

Seinem persönlichen Gefühl nach würde er lieber mit den Waffen in der Hand sterben, als in seinem Alter noch seinen Ruhm mit der Schande einer Capitulation beflecken; er habe genug gelebt, da er diesen Tag habe sehen müssen, der die Arbeit so vieler Jahre zerstöre; aber wenn um seines Ruhmes willen das Leben so vieler Leute geopfert werden sollte, sei es redlich gehandelt, den persönlichen Ruhm der allgemeinen Wohlfahrt nachzusetzen. Wie zur Unterstützung dieser Ansicht kam in demselben Moment die Meldung des Obersten Hüser, es fange an die Munition zu fehlen. Der Fürst bezeichnete dann als Bedingungen: Abzug der Officiere mit Waffen und Gepäck gegen Ehrenwort nicht zu dienen, Verlegung der Garden nach Potsdam, nur die Unterofficiere und Gemeinen sollten kriegsgefangen sein, die Gewehre übrigens nicht gestreckt, sondern nur zusammengesetzt werden.

Darüber verlangte er die Meinung der Officiere zu hören; er selbst fand die Bedingungen annehmbar. Wer aber anderer Ansicht sei, solle es offen sagen. „Er trete auf und ich will seine Meinung im Voraus adoptiren." Es fehlte unter den versammelten Officieren nicht an Männern von Muth und Ehrgefühl, aber sie dachten an die Ermüdung, an den Hunger der Truppen, sie waren irre geleitet durch Massenbachs Schilderung, die sie für wahr nehmen mußten. So blieb es still im Kreise, als die Frage an sie gerichtet ward. Hohenlohe selber wußte wohl was er that, und tröstete sich nur mit dem Gedanken, seinen Namen für die Rettung der Andern hinzugeben. Als ihn Murat vor dem Abschluß der Capitulation mit Lobsprüchen zu bestechen suchte und an den früheren Kriegsruhm Hohenlohes erinnerte, unterbrach ihn der Fürst rasch mit den Worten: „er endet mit dem heutigen Tage."

So war kein Widerspruch mehr erfolgt. Die Officiere begaben sich zu ihren Abtheilungen, die Gewehre wurden zusammengesetzt, während die Franzosen gegenüber mit wilder Musik und dem Geschrei „Vive l'Empereur" die Luft erfüllten. Dies brach wohl den Meisten das Herz; aber es war zu spät. Der Fürst ritt mit seinem Gefolge schweigend nach der Stadt.

Es waren im Ganzen 10,000 Mann und 1800 Pferde, die durch die Capitulation von Prenzlau dem Feind in die Hand fielen. Der moralische Nachtheil überstieg aber weit diesen materiellen Verlust. Die Capitulation des Fürsten Hohenlohe schien alle ähnlichen Acte zu entschuldigen; sie lähmte jeden Gedanken des Widerstandes und pflanzte den Kleinmuth in alle Herzen. Selbst der völlige Untergang dieser Truppen hätte den sicheren Nutzen gehabt, die Stimmungen zu heben, die Gedanken des Hasses und Widerstandes zu schärfen; aus der Uebergabe zog sich Jeder nur die eine Lehre: daß Alles verloren sei. Denn wie einer der Muthigsten, die der Katastrophe beigewohnt, treffend sagt: so wie *eine* große mannhafte That fortwirkend Größeres erzeugt und aus Männern Helden macht, so sind auch mit Vollbringung einer schwächlichen That deren Folgen nicht abgeschlossen; sie bleibt verdammt, fort-

während Mattes und Schwaches zu erzeugen; sie wirkt wie ein schleichendes Gift und macht Männer zu Weibern.

Einzelne kleine Abtheilungen waren nach Stettin entkommen. Prinz August, dessen Anwesenheit in Prenzlau vielleicht dem Fürsten seine Haltung wiedergegeben und Massenbachs Einfluß gebrochen hätte, schlug sich auf dem Wege nach Prenzlau mit einem zusammengeschmolzenen Grenadierbataillon gegen eine Reihe von überlegenen feindlichen Reiterangriffen aufs tapferste herum; ungeachtet der Ermüdung und des Hungers wehrten die braven Grenadiere, vom Führer angefeuert, einen sechsfach überlegenen Feind lange Zeit glücklich ab und erlagen erst, als sie in den Morästen stecken blieben, außer Stand sich länger zu wehren.

Sonst ließ sich rasch die ansteckende Wirkung der Muthlosigkeit spüren. Die Infanteriebrigade Hagen und einige Reiterabtheilungen waren am Tage der Prenzlauer Capitulation in Pasewalk eingetroffen; der Weg nach Stettin lag ihnen also, so erschöpft sie auch sein mochten, noch offen und einzelne Abtheilungen sind auch ungestört dahin gekommen. Aber die Kunde von Prenzlau lähmte den Muth und die Einsicht der obersten Führer; statt die Stellung des Feindes zu erkunden, den guten Willen der Bewohner zu nützen und mit der letzten Kraft aus dem noch offenen Netze zu entrinnen, sandten sie Officiere aus, um den Feind aufzusuchen und sich ihm zur Uebergabe anzubieten! Ueber 4200 Mann mit 2000 Pferden und acht Kanonen streckten so die Waffen, ohne einen Widerstand zu versuchen (29. Oct.).

Während man hier furchtsam an der Möglichkeit verzweifelte, Stettin noch zu erreichen, war dort selbst noch Schmachvolleres geschehen. Stettin war zwar erst in den letzten Tagen in Kampfbereitschaft gesetzt worden, aber es war sicher gegen einen Handstreich und konnte mit einer Besatzung von 5000 Mann, zureichendem Geschütz, Munition und Lebensmitteln im Ueberfluß den Feind wenigstens ein paar Wochen beschäftigen. Freilich war ein Invalide, der 81jährige General von Romberg, Gouverneur. Am Mittag des 29. Oct. erschienen einige Trupps feindlicher Reiterei im Angesicht der Festung; der commandirende Husarenofficier war dreist genug, zur Uebergabe aufzufordern, indem er auf Hohenlohes Capitulation und jene Hunderttausend hindeutete, mit denen auch Murat in seinen Unterredungen so freigebig gewesen. Romberg lehnte mit trotzigen Worten ab, aber seine Gedanken waren nicht so muthig wie seine Reden. Er ließ eben im Einverständniß mit den anderen höheren Officieren den Entwurf einer Capitulation aufsetzen, als ein zweiter Parlamentär erschien, den Anmarsch von Murats und Lannes Armeecorps meldete und mit Brandschatzung der Stadt drohte, wenn die Uebergabe nicht binnen zwölf Stunden erfolge. Nun verloren die Führer vollends den Kopf; in Gegenwart des Franzosen fand eine verworrene Berathung statt, deren Ergebniß der Ruf nach Uebergabe war. Es war eine eitle Hoffnung, auf die Bedingung freien Abzugs zu zählen; die Franzosen verwarfen

diese Forderung des Entwurfs, und ihre Reiter trieben sich schon in der Stadt umher, ehe der Vertrag unterzeichnet war. Vor 800 Mann feindlicher Reiterei und zwei Geschützen streckte die Besatzung ihre Waffen; Murat hatte Recht, wenn er prahlend an Napoleon schrieb: E. M. Husaren werden von der Festung Besitz nehmen.

Indessen hatte auch die Capitulation von Pasewalk ihr Seitenstück gefunden. General Bila II. war am 28. Oct. einen Marsch hinter Prenzlau rastend zurückgeblieben; wie er dann das Schießen von Prenzlau hörte, wandte er sich nördlich, um auf dem Umweg über Pasewalk nach Stettin durchzukommen. Durch einen angestrengten Marsch war er am andern Mittag bis in die Nähe der Festung gelangt; dort erfuhr er die Prenzlauer Capitulation und der Gouverneur erklärte ihm, er könne ihn nicht mehr nach Stettin hereinlassen. Da zog er denn nördlich nach Schwedisch-Pommern und hoffte bei Anklam die Fährte zu gewinnen zur Ueberfahrt nach der Insel Usedom. In Anklam traf er am Morgen des 31. Oct. mit seinem Bruder, dem Infanteriegeneral Bila I., zusammen, der eine Truppenabtheilung aus dem Hannöverschen heranführte und nach manchen Kreuz- und Querzügen hier angelangt war, um die aus Hannover und Ostfriesland geretteten Kassen und Archive nach den östlichen Provinzen zu bringen. Schon in der Nacht waren diese Gelder und Akten glücklich nach Usedom eingeschifft worden; die Truppen aber wagte man, wie sich jetzt am Morgen eine feindliche Reiterabtheilung zeigte, nicht mehr hinüberzubringen. Es hätte Weniges hingereicht, den Feind, der ohne Geschütz war, an der Peene aufzuhalten; aber die Muthlosigkeit wußte sich eine Menge von Gründen einzureden, aus denen jeder Widerstand vergeblich sei. Es ward capitulirt.

Aehnlich ließ sich auch zwei Tage später ein Zug Truppen mit Gepäck, der durch Mecklenburg nach Schwedisch-Pommern gezogen war, um sich nach Usedom überzuschiffen, bei Wolgast zur Capitulation bestimmen; die Officiere waren zum größten Theile entmuthigt, die Soldaten ohne Eifer und ohne Zucht. Der Artilleriepark, den Blücher so glücklich um den Harz geführt, hatte (30. Oct.) bei Boldekow, einem Dorfe auf dem Wege nach Anklam, das gleiche Schicksal gehabt.

So löste sich der ganze Rest des Heeres, der nach den Niederlagen an der Saale noch gesammelt worden war, bruchstückweise und entmuthigt auf; von dem Allem, was man in Thüringen dem Feinde entgegengestellt, kam nur das Wenigste über die Oder. Der tapfere Widerstand eines Mannes, wie Blücher, vermochte in dieser allgemeinen Auflösung den Lauf der Dinge nicht aufzuhalten, er konnte nur die Waffenehre retten.

Doch ehe wir von Blüchers Zug berichten, müssen wir einen Augenblick bei den Thaten des Siegers verweilen.

Die Katastrophe der preußischen Armee hatte das mittlere und nördliche Deutschland dem französischen Kaiser rettungslos preisgegeben. Der faule Friede, dessen Behagen man viele Jahre kurzsichtig pries, war jetzt dahin; die Landschaften, die sich recht weise dünkten, als sie der Niederlage des deutschen Südens thatlos zugeschaut, empfanden nun deren Druck und Leiden in erhöhtem Maße. Ueberall herrschte militärische Occupation, das Gebot der Bajonette, die schrankenlose Requisition und Verachtung aller göttlichen und menschlichen Rechte. Die Regierungen wie die Regierten seufzten unter der gleichen Wucht eines erbarmungslosen Siegers; die Dynasten wurden verjagt, die Bevölkerungen mißhandelt und ausgesogen. Ein System, das die Strenge eines militärischen Eroberers mit den Härten jakobinischer Einschüchterung verband, war allenthalben rücksichtslos ins Werk gesetzt, der Wohlstand ganzer Länder wie einzelner Städte der fremden Willkür geopfert. So wurde vier Tage nach dem Siege von Jena und Auerstädt die bedeutendste Handelsstadt des mittleren Deutschlands, Leipzig, schwer heimgesucht, obwohl Napoleon eben den sächsischen Officieren in Jena erklärt, er werde Sachsen gegen die ehrgeizigen Entwürfe der Nachbarn beschirmen. Leipzig wurde — zugleich ein Wink für die Handelsstädte an der Nord- und Ostsee — als „Hauptniederlage der englischen Waaren und darum als gefährliche Feindin Frankreichs" gezüchtigt, alle englischen Waaren aufgespürt und für die Armee confiscirt. Gleich darauf ward die nahegelegene Universität Halle von einem ähnlichen Schlage getroffen. Halle hatte kein anderes Unrecht begangen, als daß es preußisch gesinnt war. Hier wie in den meisten andern Städten war man in dem Traum preußischer Unüberwindlichkeit befangen gewesen und Manche sahen in dem anrückenden Feinde nichts als ein versprengtes Corps, das der Niederlage nicht entgehen könne. Der furchtbare Umschlag traf nun die arglose Universität um so erschütternder; man konnte den entsetzlichen Wechsel anfangs nicht fassen. Von einer thatkräftig feindseligen Gesinnung war freilich hier so wenig, wie anderwärts in Deutschland die Rede; auch unter der Jugend regte sich noch nichts von jenem patriotischen Grolle, der später dem fremden Sieger verderblich geworden ist*). Gleichwohl zog die Hochschule jetzt die volle Ungnade des Imperators auf sich. Als er zwei Tage nach dem unglücklichen Gefecht der preußischen Reserve in die hart mitgenommene und zum Theil geplünderte Stadt einzog, mißfiel ihm die burschikose Ungenirtheit der Studenten, die sich an ihn herandrängten, ihn neugierig betrachteten, von denen auch ein Haufe nach einem tapfer durchzechten Abend sich zu dem Wagestück verstieg, dem siegreichen Kaiser ein Pereat zu bringen**). Zur Strafe ward die Universi-

*) S. Steffens, Was ich erlebte V. 192. 193. 211.

**) So berichtet Varnhagen, Denkwürdigkeiten I. 405. Steffens erwähnt davon nichts.

tät geschlossen, die Studirenden mußten sie sofort verlassen; es fehlte nicht viel, so wären auch die Professoren weggejagt worden.

Am schärfsten prägte sich der übermüthige, unritterliche Geist des Siegers in den Bulletins aus, die Napoleon selbst dictirte und vor dem Druck durch Talleyrand durchsehen ließ. Der letzte Troßknecht der Armee konnte nicht ungroßmüthiger sein, als der Krieg war, den der große Kaiser darin gegen die unglückliche Königin Luise von Preußen führte. Gleich in einem der ersten ward sie als die Furie des Krieges geschildert, die überall zum Kampfe getrieben, den König und die Feldherren angespornt, und das einfältige Märchen erzählt, sie sei als Amazone zu Pferd vor der Front der Regimenter erschienen. Dann war sie als eine „Frau von artiger Figur, aber wenig Geist“ bezeichnet, die jetzt wohl um des Unheils willen, das sie angestiftet, Gewissensbisse empfinden werde; oder es ward die Lüge berichtet, es sei im ganzen Lande nur eine Stimme der Erbitterung gegen die Königin, als die Anstifterin des Krieges. Die trivialsten Straßenklatschereien waren dem großen Manne nicht zu niedrig, um sie, mit dem kaiserlichen Stempel versehen, in die Welt zu senden. Das wilde, zuchtlose Treiben der Gardeofficiere ward der Königin zur Last gelegt, „dieser Schönheit, die den Preußen so verderblich geworden sei, wie Helena den Trojanern.“ Die bekannte Scene am Grabe Friedrichs des Großen war in frivolster Weise ausgebeutet und von einer Zeichnung erzählt, welche die Königin in ähnlich durchsichtiger Drapirung darstelle, wie die durch ihr Leben und ihre Sitten berüchtigte Lady Hamilton*). Ja, noch später ließ der große Mann einen Kupferstich anfertigen, auf welchem die Königin in Schill'scher Husarenuniform abgebildet war**)!

Die Natur des Korsen und des revolutionären Soldaten war hier mächtiger in ihm, als selbst seine politische Berechnung, sonst hätte er jetzt und später die nicht mit Koth bewerfen dürfen, in deren gesalbten Kreis als ebenbürtig einzutreten doch sein eifrigstes Bestreben war. Freilich war auch unter den gebornen Fürsten die monarchische Solidarität so sehr in Vergessenheit gekommen wie bei dem Sohne der Revolution. Ließ doch der neue König von Württemberg den ehrenwerthen Censor, der jene Wachtstubenausfälle gestrichen, in aller Ungnade von seinem Amte entfernen!***)

Neben der Königin von Preußen waren es besonders zwei Fürsten, die der übermüthige Hohn der Napoleonischen Bulletins zur Zielscheibe der bittersten Angriffe machte: der Kurfürst von Hessen und der unglückliche Herzog von Braunschweig, der jetzt zum Tode verwundet und des Augenlichts

---

*) S. Bulletin VIII. IX. XIII. XIV. XV. XVII. XVIII. u. XXII bei Goujon I. 141 f. 148. 151 f 160. 166. 174. 181.

**) Henckel von Donnersmarck, Erinnerungen, S. 69.

***) Lebensbilder aus dem Befreiungskriege I. 399.

beraubt wie ein flüchtiger Verbrecher von Ort zu Ort gebracht ward, um erst unter dänischem Schutz ein ungestörtes Grab zu finden.

Der Kurfürst von Hessen freilich verdiente so wenig Sympathie wie die Staatsmänner, die Preußen zum Abgrunde geführt hatten. Wir erinnern uns, wie zäh und kleinlich er sich gegen jedes bescheidene Opfer und jede rasche thätige Hülfe auch noch in dem Augenblick gewehrt, wo die mäßigste Einsicht ihm sagen konnte, daß sein eignes Schicksal unlösbar an die Geschicke des preußischen Staates geknüpft sei. Noch in der letzten Stunde vor dem Ausbruch hatte ihn Preußen vergebens zu thätiger Hülfe gedrängt; er hatte ins Lager nach Naumburg (2. Oct.) nichts als die schale Aussicht auf eine bewaffnete Neutralität gebracht, that sehr ungehalten, als Blücher ein paar Tage später durch Cassel marschirte, und ermannte sich auch auf das letzte Drängen Preußens zu nichts Weiterem, als zu vagen Versicherungen, daß er sich nie von der preußischen Sache trennen werde. Dem französischen Gesandten gegenüber nahm er aber die Miene strengster Neutralität an und in diesem Sinne berichtete derselbe auch an seinen Kaiser.

Napoleon war natürlich keinen Augenblick in Zweifel darüber, daß die Sympathien des Kurfürsten zu Preußen neigten, daß nur sein Geiz und die selbstsüchtige Klügelei jener Tage ihn abhielten, dafür die Waffen zu ergreifen. Er nahm diese verspätete Copie der Haugwitzschen Politik ganz so, wie er früher Preußen behandelt hatte. Er versparte die Züchtigung auf einen gelegneren Moment und wiegte den Kurfürsten in seine Neutralitätsträume ein, so lange dessen offener Uebertritt zu Preußen und die unbequeme Vereinigung der hessischen Armee mit der preußischen dadurch gehindert ward. Noch am 30. September ließ er ihn durch den Fürsten Primas in seiner Neutralität bestärken und äußerte in gnädigem Tone: „Ich habe keine Ursache, mich über Kassel zu beklagen.“ So blieb der Kurfürst ruhig, während der Schlag bei Jena und Auerstädt erfolgte.

Jetzt wechselte auf einmal der Ton. Zwei Tage nach den beiden Schlachten erhielt Mortier, der in Mainz und Frankfurt ein Armeecorps organisirte, den Befehl, nach Fulda aufzubrechen, und der König von Holland ward angewiesen, mit der „Nordarmee“ sich von Wesel nach Westfalen in Bewegung zu setzen, um Mortiers Operationen zu unterstützen. Das Bulletin, das Napoleon am 20. von Halle aus erließ, sprach noch deutlicher; es enthielt einen höhnischen Ausfall gegen den Kurfürsten. Indessen näherten sich die Franzosen dem hessischen Gebiet. Schon am 28. October machte Mortier Miene, von Fulda aus einzurücken; doch zögerte er noch, indeß die Armee, die Louis Bonaparte führte, von Paderborn her anrückte. Am 30. October verbarg der französische Marschall nicht mehr, daß er Befehl habe, Cassel zu besetzen; am andern Tage rückte er näher und lagerte sich anderthalb Stunden weit von der hessischen Hauptstadt. Dort war Alles in

größter Rathlosigkeit; bald wollte der Kurfürst seine Armee auflösen, bald bei Cassel concentriren, kam aber weder zu dem einen noch zu dem andern. Nur seine Kostbarkeiten und das geheime Archiv ließ er einpacken und verstecken.

In der Nacht zum 1. November überreichte dann der französische Legationssecretär Saint-Geneſt eine Note, welche die durchsichtige Maske vollends abnahm. Es waren darin die Rüstung des Heeres, der Durchmarsch der Preußen und der freundliche Empfang, den ihnen der Kurprinz zu Theil werden ließ, als Beweise angeführt, daß der Kurfürst nur feindliche Gesinnungen gegen Napoleon gehegt habe. Nachdem die Preußen an die Oder zurückgeworfen seien, wäre es unsinnig, die hessische Armee im Rücken der Franzosen zu lassen; die Sicherheit des französischen Heeres gebiete daher, Hessen zu besetzen, Waffen und Zeughäuser wegzunehmen und alle Maßregeln zu ergreifen, um die Flanken der Franzosen gegen die stete Feindseligkeit zu schützen, welche das Casseler Fürstenhaus gegen Frankreich an den Tag gelegt habe. Es stehe übrigens dem Kurfürsten frei, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Eine an Mortier gesandte Deputation brachte nur den trostlosen Bescheid zurück: daß er Befehl habe, Stadt und Land zu besetzen und den Kurfürsten und Kurprinzen als Kriegsgefangene zu behandeln. Beide entschlossen sich nun zur Flucht; kaum gelang es ihnen, den schon anrückenden feindlichen Voltigeurs zu entrinnen und über Arolsen und Hameln den Weg nach Schleswig zu finden. Noch am Morgen rückten die Franzosen ein; die hessischen Truppen wurden entwaffnet und entlassen, alle Kassen und das kurfürstliche Eigenthum in Beschlag genommen, ein Generalgouverneur trat die Verwaltung des Landes im Namen des französischen Kaisers an. Ein letzter Versuch des Kurfürsten, den Groll des Gewaltigen zu besänftigen, schlug fehl. Er schickte die Herren von Malsburg und von Lehsten ins französische Hauptquartier, das indessen nach Berlin verlegt war, und erklärte sich bereit, eine Contribution zu zahlen, die festen Plätze den Franzosen einzuräumen und 12,000 Mann zu den Franzosen stoßen zu lassen, nur die Souverainetät solle man ihm lassen. Von Talleyrand zu Berthier und von diesem wieder an Talleyrand gewiesen, brachten die beiden Abgesandten es endlich dahin, daß Bignon, der frühere Gesandte in Cassel, dem Kaiser ihr Anliegen vortrug. Napoleon schien sich einen Augenblick zu besinnen, ob er die Unterwerfung annehmen solle, brach aber dann plötzlich mit den Worten ab: „Ach was, Braunschweig, Nassau, Cassel, alle diese kleinen Herren sind englisch gesinnt, sie werden nie unsere Freunde sein"*). Am 6. November erschien dann das siebenundzwanzigste Bulletin, erfüllt mit den bittersten Vorwürfen gegen den Kurfürsten. Er werde, hieß es, seine Tollheit mit dem Verlust seiner Länder büßen. Das hessische Haus sei das

* Bignon VI. 34. 35.

feindseligste gegen Frankreich gewesen; seit vielen Jahren habe es seine Unterthanen an England verkauft zum Kriege gegen Frankreich, und damit die Schätze erworben, die es angehäuft habe. Diese schmutzige Habsucht habe die Katastrophe einer Dynastie veranlaßt, deren Existenz an den Grenzen des Kaiserreichs unverträglich sei mit der Sicherheit Frankreichs. Dem hessischen Volke war eine neue glücklichere Zeit verheißen.

Wenige Tage vor dem Einmarsch in Cassel waren Braunschweig, Fulda, die westfälischen Abteien besetzt, am 30. October Ostfriesland und Jever von dem König von Holland occupirt worden. Der Fürst von Oranien-Fulda hatte das gleiche Schicksal wie sein hessischer Nachbar. Als die preußischen Unterhändler, die den Waffenstillstand einleiten sollten, ein Wort der Verwendung für den Schwager ihres Königs einlegten, erhielten sie die barsche Antwort, es sei das nur die verdiente Züchtigung für die Anstifter und Mitschuldigen des gegenwärtigen Krieges.

Am brutalsten gab sich dieser Krieg der Rache gegen den unglücklichen Herzog von Braunschweig kund. Das sechszehnte Bulletin verkündete unter der Form einer angeblichen Unterredung mit einem Abgesandten des Herzogs das Schicksal dieses Fürsten und seines Hauses. „Wenn ich die Stadt Braunschweig, sagte Napoleon, zerstörte und keinen Stein auf dem andern ließe, was würde euer Fürst sagen? Erlaubt mir nicht das Vergeltungsrecht an Braunschweig zu üben, was er meiner Hauptstadt anthun wollte? Der Wahnsinn, zu dem dieser alte General das Beispiel gab, hat die stürmische Jugend zu Gleichem berechtigt und den König wider seine eigene Ueberzeugung fortgerissen. Sagt dem General Braunschweig, er werde mit aller der Rücksicht behandelt werden, die man einem preußischen Officier schuldet, aber für einen Souverain kann ich einen preußischen General nicht ansehen. An ihn, den Urheber zweier Kriege, mag sich das Haus Braunschweig halten, wenn es den Thron seiner Väter verliert."

Es fehlte nicht viel, so hätte auch den trefflichen Karl August von Weimar das gleiche Geschick getroffen. Auch er war in den Augen des Allgewaltigen ein Verbrecher, denn er hatte es gewagt, seinem alten Verhältniß zu Preußen treu zu bleiben, sein Contingent zum Kriege zu stellen und eine preußische Division zu führen. Als die Katastrophe erfolgt war, hielt er es für Soldatenpflicht, auszuharren, und auch wie der König ihn von Küstrin aus aufforderte, die Armee zu verlassen, ignorirte er dies anfangs noch und wich erst dann, als das längere Bleiben Preußen nichts mehr helfen, wohl aber ihm und seinem Lande schweren Nachtheil bringen konnte. Der spätere Kanzler Müller war inzwischen von der Herzogin abgesandt worden, um den Imperator zu begütigen. Die Haltung der Herzogin hatte schon in Weimar dem Sieger Achtung abgenöthigt; er schien auch jetzt für ihre Verwendung zugänglich, doch regte das Bleiben des Herzogs im preußischen Dienst seinen kaum beschwichtigten Groll von Neuem auf. Man muß sich von dem Kanz-

ler Müller selbst erzählen lassen,*) welch ein dornenvolles Geschäft es war, für deutsche Fürsten die Amnestie des corsischen Zwingherrn zu erflehen. Es dauerte einige Zeit, bis endlich Talleyrand sich nur herabließ zu erklären, daß der Kaiser „tief verletzt“ sei, und wenn er sich vielleicht für das Schicksal von Weimar interessire, dies lediglich der Achtung für die Herzogin und für das verwandte badische Haus und keiner andern Rücksicht in der Welt zuzuschreiben sei. Mit soldatischer Heftigkeit fuhr dann Napoleon selbst den weimarischen Abgesandten an. „Es ist jetzt die beste Zeit, rief er, seine Staaten im Nu zu verlieren. Sie sehen, wie ich's mit dem Herzog von Braunschweig gemacht habe. Ich will diese Welfen in die Sümpfe Italiens zurückjagen, aus denen sie hervorgegangen. Wie diesen Hut — hier warf er ihn zornig zur Erde — will ich sie zertreten und vernichten, daß ihrer in Deutschland nie mehr gedacht werde. Und große Lust habe ich, es mit Ihrem Fürsten auch so zu machen.“ Doch gelang es diesmal noch, freilich nicht ohne drückende Opfer, den Schlag von Weimar abzuwenden. „Machen Sie es aber Ihrem Herzog recht einleuchtend, fügte Napoleon hinzu, daß er sein Land und seine politische Existenz einzig und allein der Achtung verdankt, die ich für seine Gemahlin und deren Schwester, die Markgräfin von Baden, hege.“

In Hannover hatte man sich nach der Katastrophe von Jena einen Augenblick der Illusion hingegeben, unbemerkt bleiben zu können. Das hannoversche Ministerium hatte die preußischen Adler abnehmen lassen und Plakate angebracht, auf denen deutsch und französisch geschrieben stand: „neutrales Land“. Natürlich hielt das die Franzosen nicht ab, einzuziehen und das Land zu besetzen. Die schmähliche Art, wie Preußen dies Land erworben, war im Volke noch nicht vergessen; man sah mit einer gewissen Schadenfreude die ephemere preußische Herrschaft beseitigt und begrüßte die Franzosen als „Befreier“ **). Die Preußen, das war der stille Gedanke der Hannoveraner, hätten uns behalten, die Franzosen werden uns im Frieden mit England zurück geben und so die hannoversche „Selbständigkeit“ ihre Wiedergeburt feiern. So waren Alle in Deutschland von kleinen engherzigen Anschauungen bestimmt, bis die harte Schule gemeinsamen Leidens eine bessere Gesinnung erzog.

Auch über Braunschweig ward der Druck der Fremdherrschaft verhängt; der neue Generalgouverneur, General Bisson, gehörte zu den berüchtigtsten Dieben der französischen Armee und beutete in Verbindung mit einem Elsasser Juden das Land in schamloser Weise aus.***) Was die Franzosen in

*) Erinnerungen aus den Kriegszeiten von F. von Müller, 1851. S. 26 ff. 41. 52 f. 61 f.

**) S. Erinnerungen aus Hannover u. s. w., 1843. S. 29. 30.

***) S. Niedersächs. Archiv 1845. S. 377 ff.

diesen letzten Monaten des Jahres 1805 aus den besetzten norddeutschen Gebieten im Ganzen erpreßten, läßt sich nicht berechnen; die Contributionen allein, die auf officielle Anordnung Preußen bis zur Weichsel, Sachsen, Hannover, Hessen und Braunschweig auferlegt wurden, beliefen sich auf 159 Millionen Franken.

Indessen war auch die preußische Hauptstadt vom Feinde besetzt worden. Dort hatte am Morgen des 17. Octobers ein Adjutant Möllendorfs die Nachricht von der Niederlage überbracht; je größer bis dahin die Zuversicht des Sieges gewesen, desto erschütternder wirkte jetzt schon das erste dumpfe Gerücht von einer Niederlage. Der Gouverneur, der Minister Graf von der Schulenburg-Kehnert, zerstreute dann jeden Zweifel durch das berühmt gewordene Plakat: „Der König hat eine Bataille verloren, die erste Bürgerpflicht ist Ruhe. Ich fordere hierzu alle Einwohner Berlins auf. Der König und seine Brüder leben.“ In der Bevölkerung regte sich doch etwas vom alten preußischen Geiste, es wollte sich eine Freischaar bilden, ja es meldeten sich junge Leute zum freiwilligen Eintritt ins Heer, aber das paßte natürlich nicht zu einer Staatsanschauung, nach welcher Ruhe die erste Bürgerpflicht war. Der Gouverneur wies die Anerbietungen patriotischen Eifers verdrießlich zurück. Ein Aufruf vom 19. Oct., den Schulenburgs Schwiegersohn, Fürst Hatzfeld, als Stellvertreter erließ, sprach diese Gesinnung noch charakteristischer aus. Es ward darin der Abzug des Gouverneurs und der Besatzung angekündigt und auf die Möglichkeit eines nahen Einrückens der Franzosen vorbereitet. Den Einwohnern wurde als Beispiel die Bevölkerung von Wien vorgehalten; der Ueberwinder werde nur ruhige, männliche Hingebung ehren! „Denn ruhige Fassung ist dermalen unser Loos, unsere Aussichten müssen sich nicht über dasjenige entfernen, was in unsern Mauern vorgeht, dies ist unser einziges höheres Interesse, mit welchem wir uns allein beschäftigen müssen.“ Naiver konnte die Staatskunst jener Tage sich selber kaum charakterisiren.

Im Volke waren die Stimmungen besser als in den leitenden Regionen. Wie Gentz nachher schrieb:*) „Verzweiflung gehört nur für die Todten, und die Lebendigen könnten noch äußerst viel, wenn sie wollten. Aber das Wollen, das rechte, wahre Wollen ist heute so selten geworden, daß man es fast nur noch da findet, wo die Zerstörer hausen“. Nicht nur in Berlin regten sich Gedanken des Widerstandes, aus Pommern berichtete Niebuhr Aehnliches. „Mit einem großen Sinn geleitet, schrieb er, wäre dies Volk immer der ganzen Welt unbezwingbar geblieben, und wie sturmschnell auch

*) An Graf Götzen, d. d. Prag 4. Dec.

die Fluth unser Land überschwemmt, noch jetzt drängte ein solcher Geist sie wieder zurück. Aber wo ist der große Geist, der es vermochte?"

Das bewunderte Gebäude der einheitlichen Verwaltung und Regierung erwies sich freilich als durchaus hohl; aus den Formen war der frische, lebenskräftige Geist entflohen; nirgends wohnte mehr die Fähigkeit eines freien, selbstthätigen Entschlusses: Wie die Maschine der legitimen Gewalt gehorchte, so diente sie auch der fremden und feindseligen. „Allenthalben, schrieb Schladen treffend, tragen unsere Maßregeln denselben Charakter; nirgends ist ein Ueberblick, eine Spur von Consequenz oder von der Geisteskraft sichtbar, die uns allein vom Abgrunde retten kann." So verließ jetzt Schulenburg, den der König zum Gouverneur ernannt, ohne Befehl seinen Posten und setzte seinen Schwiegersohn als Stellvertreter ein. Das Zeughaus zu räumen oder wenigstens das Kostbarste wegzuführen, fiel diesen Leuten nicht ein. Hatzfeld benahm sich schon so, wie wenn er „französischer Gouverneur der Hauptstadt" wäre; er duldete kaum, daß man das Geschütz wegbrachte, denn es könne das der Stadt Verdruß bereiten! Nur Stein hatte die Fassung nicht verloren. Obwohl leidend, hatte er die ansehnlichen Geldvorräthe der Kassen seiner Verwaltung über Stettin nach Königsberg schaffen lassen, mit deren Hülfe der Krieg bis zum Frieden von Tilsit geführt ward.

Man durfte sich über die Muthlosigkeit der Organe nicht wundern, wenn man sah, wie in der Umgebung des Königs, trotz aller erschütternden Eindrücke, die alten Elemente noch dominirten. Nach Schladens glaubwürdigem Bericht *) waren dort alle einflußreichen Personen gegen längeren Widerstand und wollten lieber dem König rathen, sich selbst den härtesten Bedingungen des Siegers zu unterwerfen. Man hielt es selbst für Pflichterfüllung, nicht die letzten Hülfsmittel aufzubieten, damit dadurch die größere Gefahr eines längeren Widerstandes nicht heraufbeschworen werde, und man suchte dies vorzüglich durch die Behauptung zu unterstützen, „alle Kräfte seien bereits erschöpft. So war es auch bezeichnend für die Lage, daß, wie sich damals gegen den Cabinetsrath Lombard in Berlin und Stettin die Volkswuth richtete, der Bedrohte nicht nur, wie es sich gebührte, geschützt, sondern durch ein „höchst schmeichelhaftes Handschreiben" des Königs geehrt ward. Noch fuhren auch Haugwitz und Lucchesini fort, die höchsten Interessen der preußischen Monarchie zu vertreten.

Indessen waren am Mittag des 24. October die ersten Franzosen in Berlin eingerückt, am andern Tage folgten größere Massen; dem Marschall Davoust ward als Lohn für den Auerstädter Sieg die Ehre, mit seinem Armeecorps zuerst die preußische Hauptstadt zu betreten. Napoleon selbst hatte sich zunächst nach Potsdam begeben; er besuchte dort den Palast und die Grabstätte des großen Königs, dessen Degen, Schärpe und Orden vom Sie-

*) S. Schladens Tagebuch, S. 15 f. 18. 20.

ger als Beute mitgenommen und dem Invalidenhaus in Paris zum Geschenk gemacht wurden. Erst am Mittag des 27. October hielt er selber, wie die Cäsaren der alten Zeit bei ihren Triumphen, unter größtem militärischen Pomp seinen Einzug in Berlin. Die Stadt glich jetzt einem großen Heerlager; im Lustgarten und am Schloßplatz hatten die kaiserlichen Garden, bei hellflammenden Wachtfeuern, ihr nächtliches Bivouac.

Wie im vorigen Jahre Wien, so schien jetzt die preußische Hauptstadt rasch zu einer französischen Präfectur geworden. Sieben Minister des Königs und die Beamten leisteten ohne Widerstreben dem Feind den Eid der Treue, die Maschine ging ungestört ihren Gang; es wäre kaum aufgefallen, daß statt eines preußischen Gouverneurs ein französischer General, Hullin, in Berlin regierte und die preußischen Gebiete, in Departements eingetheilt, französischen Commandanten unterstellt waren, wenn nicht in dem Druck der Einquartierung, der Requisitionen und der schrankenlosen Ausbeutung des Landes sich nur allzu fühlbar die Gewalt des fremden Siegers kundgegeben hätte. Das Zeughaus wurde ausgeleert, aus den Schlössern die besten Kunstwerke fortgeführt, vom Brandenburger Thore die Siegesgöttin weggenommen.

Napoleons persönliche Haltung entsprach dem Tone der Bulletins. „Ich will diesen Hofadel, sagte er bei einer Audienz, so klein machen, daß er sein Brod erbetteln muß.“ Dem Grafen Neale rief er zu: „Nun, Ihre Weiber haben den Krieg gewollt, da sehen Sie nun die Frucht davon.“ Auch jetzt schonte er die Königin nicht, die das Unheil ihres Landes geworden sei, wie Marie Antonie in Frankreich und Marie Caroline zu Neapel, und indem er sich zum türkischen Gesandten wendete: „Ihr Osmanen habt Recht, daß Ihr die Weiber einsperrt.“

Aber die Welt sollte zugleich an die Großmuth des Kaisers glauben. Wer kennt nicht die rührende Geschichte von dem Fürsten Hatzfeld, der, wegen verrätherischer Briefe verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt und mit dem sichern Tode bedroht, sein Leben den Bitten seiner Gemahlin und der Generosität des Kaisers verdankte? Wer hat nicht erst in den Bulletins, dann bei Bignon, Thiers und unzähligen Anderen die bewegende Schilderung gelesen, wie Napoleon, voll Rührung über den Schmerz der unglücklichen Gemahlin, ihr den strafbaren Brief hinreichte und ausrief: „Nehmen Sie den Brief und werfen Sie ihn ins Feuer; ist er vernichtet, dann kann ich Ihren Mann nicht mehr verurtheilen lassen.“ „Schon war, so fügte das officielle Bulletin bei*), die Militärcommission versammelt, der Brief allein reichte hin, den Fürsten Hatzfeld zu verurtheilen. Drei Stunden später hätte man ihn füsilirt.“

Die ganze Geschichte ließe sich im besten Falle als eine Uebereilung deu-

*) Das XXII. bei Goujon I. 178.

ten, die man dann mit scheinbarer Großmuth gut zu machen suchte, wenn nicht Alles dafür spräche, daß hier eine berechnete Komödie gespielt ward. Der Fürst Hatzfeld hatte vermöge seiner amtlichen Stellung jeden Morgen einen Bericht ins königliche Hauptquartier zu senden und hatte dies auch am frühen Morgen des 24. October, sieben Stunden vor dem Einrücken der Franzosen gethan. Der Brief enthielt weder Anstößiges, noch Strafbares; er war sogar von einer in dieser Situation ungewöhnlichen Harmlosigkeit*), und selbst ein Bonaparte'sches Kriegsgericht, wie das, welches an Enghien und an Palm den Justizmord verübt, würde Mühe gehabt haben, hier eine Schuld nachzuweisen. Es war auch Napoleon nicht Ernst mit der Schuld und Strafe des als Franzosenfreund bekannten Fürsten**); es galt nur, die Welt mit einer Großmuthsscene zu täuschen, und den Zweck hat die in Schrift und Bildern vervielfältigte Farce auch erreicht.

Die ersten Eindrücke, welche die Anwesenheit des fremden Siegers in der Bevölkerung der preußischen Hauptstadt weckte, waren zwischen dem natürlichen Schmerz über das Geschehene und zwischen Neugierde und Erstaunen getheilt. Willig ließ man sich das neue Schattenspiel einer Municipalität und einer Bürgerrepräsentation gefallen, womit Napoleon die Hauptstadt beschenkte, gehorsam bildete man die National- oder Sicherheitsgarde, wozu er die Berliner Bürger berief. Nun folgten rasch auf einander die Schläge, welche die ganze Fäulniß des alten Heeres und Staatswesens enthüllten: die schmachvolle Uebergabe der Festungen und die meist muthlosen Capitulationen der Reste des großen Heeres. Das entfesselte zugleich den verhaltenen Groll gegen die stolzen Privilegirten, die jetzt tief gedemüthigt im Staube lagen, und legte jene Zuchtlosigkeit der Gesinnung, welche die Stimmungen dieser Tage beherrschte, völlig zu Tage. Begreiflich war es wohl, daß der Bürger einige Schadenfreude empfand, als jetzt das übermüthige Junkerthum der

---

*) S. den Brief, den die Bonapartistischen Geschichtschreiber wohlweislich nirgends mitgetheilt haben, im preuß. Militärwochenblatt. Jahrg. 1829. S. 4173. Nachdem der Fürst erst berichtet, daß die einem Officier aufgetragene Zerstörung der Havelübergänge wohl nicht mehr auszuführen sei und die noch stehenden Brücken wohl auch „bei der dermaligen Lage" zur Verpflegung der Hauptstadt nöthig seien, fährt er wörtlich fort: „Officiell weiß ich von der französischen Armee nichts, als daß ich gestern eine Ausschreibung, unterzeichnet d'Aultanne, gesehen habe, welche an den Magistrat zu Potsdam gerichtet war. Die Franzosen sagen, ihr Corps sei 80,000 Mann stark, Andere versichern, es seien nicht 50,000 Mann, auch sollen die Pferde der Cavallerie äußerst ermüdet sein. Ich habe die Ehre rc. Fürst von Hatzfeld." Der Brief war von Murats Reiterei aufgefangen worden.

**) Als nach dem Frieden Hatzfeld, wie alle andern, zur Rechenschaft über sein Verhalten gezogen ward, rief dies, wie wir aus der diplomatischen Correspondenz sehen, heftige Reclamationen von Paris hervor; Napoleon erklärte, jede Maßregel gegen H. als eine Beleidigung gegen sich selber betrachten zu müssen!

Garde, das einst Alles und Jedes gegen ihn für erlaubt hielt, in kläglichem Zustande, beschmutzt und abgerissen, gefangen durch die Hauptstadt transportirt ward; die Schmach von Spandau, Stettin, Küstrin, Prenzlau stand zu grell ab von der Vorstellung, die bis dahin mit dem Namen eines preußischen Officiers verknüpft war und mit der Stellung, die er gesellschaftlich eingenommen, als daß nicht die frühere Unterwürfigkeit in die bittersten Anklagen hätte umschlagen sollen. Jetzt gab es auf einmal keinen schmählichen Vorwurf, den man nicht den bisher so bewunderten Officieren nachsandte; man schien sich zu freuen über die Siege des Feindes, weil der Uebermuth und die Brutalität des militärischen Junkerthums dadurch vorerst gebrochen war. „Wer es nicht erlebt hat, sagt ein Augenzeuge*), kann es kaum noch glaublich finden, in welchen Ausdrücken der Ingrimm preußischer Patrioten gegen das Militär wüthete, mit welcher haßerfüllten Verachtung die einst gepriesenen Namen, auf denen der Vorwurf des Verraths haftete, genannt wurden." Bald tauchte auch eine Fluth von Schmutz- und Schmähschriften auf; Jeder wußte nun neues Aergerniß aufzudecken, am vorlautesten solche, die der alten Ordnung bereitwillig gedient, so lange der Zauber ihrer Gewalt noch ungebrochen war. Ein nichtswürdiger Bube, Namens Lange, ließ unter dem Titel „der Telegraph" ein Blatt erscheinen, worin nicht nur alle Ereignisse feindselig und hämisch zum Nachtheil Preußens erzählt, sondern auch die niedrigsten Schmähungen, namentlich gegen die Königin, ausgestoßen waren. Ein namhafter Mann spürte eifrig nach verstecktem preußischen Staatseigenthum, um es den Franzosen anzuzeigen und die dafür versprochene Belohnung zu gewinnen. Es kam jetzt erst an den Tag, wie viel faulen, nichtsnutzigen Stoff die gleißende Hülle der alten Zustände verdeckt hatte.

Unter den Abfällen jener Tage hat keiner größere Sensation gemacht, als der Johannes Müllers. Daß ein Mann, der zu den lautesten Kriegsrufern gehört, der mit den erbittertsten Gegnern Bonaparte's im engsten Bunde gestanden, durch ein Lächeln des Siegers von Jena bekehrt ward, das war ein Wechsel, der selbst in dieser Zeit unerhörter Ueberraschungen und Enttäuschungen das Erstaunen und den Groll herausgefordert hat. Noch im Herbst 1805 hatte Müller einen neuen Jesuitenbund gegen die Napoleonische Despotie gründen wollen und nach der Ulmer Katastrophe an Gentz geschrieben: „Bruder, laß einen Bund sein zwischen dir und mir, daß wir uns nicht verlassen; fällt Europa, laßt uns nach Kasan gehen!" Er wollte nichts als eine Handdruckerei, „um täglich Demosthenisches in die Welt gehen zu lassen", er möchte bald an die Newa oder Wolga, bald in ein Kloster fliehen; sein Gedanke geht nur „auf eine Freistätte, den Rest seiner Tage zu Niederlegung

*) Varnhagen a. a. O. I. 417 f. Ein treues Bild des elenden Zustandes giebt die damalige Berliner Presse, die während der ganzen Occupationszeit aus dem Lange'schen Telegraphen ihre Spalten füllen mußte.

seiner Protestation und Aufruf und Lehre für ein einst unverderbteres Geschlecht zu verwenden"*). Es haben sich sehr gescheidte und kaltblütige Menschen damals von diesem überreizten Pathos täuschen lassen und in Müller den Mann von antiker Kraft gesehen, dessen Charakter so groß sei wie sein Wissen und sein Talent. Aber zum Kampfe gegen Bonaparte bedurfte es mehr, als dieser rhetorischen Salbung und der selbstgefälligen Autoreneitelkeit, wie sie bei Müller von den literarischen Cameraderien, den Salons und den Weibern groß gehätschelt worden war.

So hatte auch Müller seit Anfang des Jahres 1806 angefangen, sich fatalistisch zu trösten. „Meines Orts, schrieb er im Januar an Gentz, folge ich dem Beispiel des weisen Königs David. Nun das Kind gestorben ist, stehe ich auf dem Jammer, arbeite und esse." Im Sommer, wie dann der Rheinbund gestiftet ward, meinte er, es sei keine Zeit mehr, Philippiken zu verfassen, man müsse sich ruhig in seinem Tuskulum halten und Officien schreiben; er fing an, neue, umfassende literarische Pläne zu machen, sprach wohl gelegentlich schon von dem „großen Stifter des Rheinbundes" und fand in diesem letzteren „den Keim einer trefflichen Verfassung für Deutschland", auch wenn er die Acten der Auflösung des deutschen Reichs „nicht ohne Rührung" lesen konnte.

So fand ihn die Katastrophe der preußischen Monarchie und der Einzug des siegreichen Imperators in Berlin. Die Franzosen wußten den eiteln Mann richtig zu behandeln. Es wurde ihm die Einquartirungslast abgenommen, Berthier und Maret machten ihm den Hof, bei Daru konnte er sich rühmen „mehrmals gespeiset" zu haben**). Der „deutsche Tacitus", der noch neun Monate vorher in Bonaparte einen „kleinen Menschen" sah, welcher nur durch „die Niedergeworfenheit Anderer groß" ward, fand jetzt, daß dem Imperator Gott das Reich gegeben, und pries es „als das höchste Glück, daß der Sieg ihm und einer Nation gegeben ward, welche doch milde Sitten und für Wissenschaften, mehr als andere, Empfänglichkeit und Schätzung hat."

*) S. Gentz Schriften, herausg. von Schlesier, IV. 82. 135. 152. 171. 185. Ueberaus charakteristisch ist dabei ein abkühlendes Wort von Gentz, a. a. O. 167: „Sie sprechen so oft von der Wolga und Newa; aber hierin sympathisire ich nun gar nicht mit Ihnen; denn für's Erste hasse ich die Kälte wie den Tod, und nach Kälte, Tod und den Franzosen hasse ich nichts so herzlich, als die Russen." Auch den Gang in's Kloster hätte Gentz wohl schwerlich mitgemacht.

**) Gentz Schriften IV. 185. Joh. Müllers Werke (Ausg. in 40 Bänden) XXXIII. 109. 111 ff. Vgl. den Brief J. Müllers bei Gentz S. 267 f. Nach Varnhagen, Denkwürdigk. I. 419. 420 hätte Müller anfangs gefürchtet, wegen seiner antibonaparte'schen Thätigkeit zur Verantwortung gezogen zu werden, und Alexander v. Humboldt, Müllers Gartennachbar, von der unruhigen Angst des Mannes getrieben, habe dann Gelegenheit genommen, ihn Maret und anderen einflußreichen Franzosen zu empfehlen.

Er hielt es nun für eine „unaussprechlich erhebende Beschäftigung des Geistes, von den Trümmern des gefallenen Europa den Blick auf den ganzen Zusammenhang der Universalgeschichte zu werfen, die Ursachen der Dinge aufzusuchen und kühn den Schleier ein wenig zu lüften, der die wahrscheinliche Zukunft deckt."

Am 20. November, wenige Tage vor seiner Abreise nach Polen, ließ ihn Napoleon zur Audienz bescheiden. Er sprach mit ihm über „fast alle Länder und Nationen"; je interessanter die Unterhaltung wurde, so erzählt Müller selbst, immer leiser, so daß ich mich ganz bis an sein Gesicht bücken mußte und kein Mensch verstanden haben kann, was er sagte, wie ich denn auch Verschiedenes nie sagen werde. Ganz unparteiisch und wahrhaft wie vor Gott muß ich sagen, daß die Mannigfaltigkeit seiner Kenntniß, die Feinheit seiner Beobachtungen, der gediegene Verstand, die große umfassende Uebersicht mich mit Bewunderung, sowie seine Manier, mit mir zu sprechen, mit Liebe für ihn erfüllte .... Durch sein Genie und seine unbefangene Güte hat er auch mich erobert.

An Böttiger schrieb dann der Bekehrte: er sei über die preußische Monarchie zu seiner Tagesordnung übergegangen. Die an das morsch gewordene Alte nutzlos verschwendeten Kräfte müßten auf das Neue übertragen werden; man müsse sich umdenken!

Neben dieser Eroberung, die Napoleon vor seinem Aufbruch nach Polen (am 25. November) gemacht hat, bezeichnete er die letzten Stunden seiner Anwesenheit durch einen inhaltschweren Act, der eine neue Phase Bonapartescher Zwingherrschaft verkündete. Am 21. Nov. erschien ein Decret, das allen Handel und allen brieflichen Verkehr mit Großbritannien verbot, alle Waaren, die aus britischen Manufacturen oder Colonien kamen, der Confiskation unterwarf, allen Schiffen, die in einem französischen oder Frankreich unterworfenen Hafen einlaufen wollten, die unmittelbare Berührung mit den Küsten der drei Königreiche und ihrer Colonien untersagte und jeden Engländer als Kriegsgefangenen zu ergreifen befahl.

Es war der Anfang der Continentalsperre. Der Vernichtungskrieg gegen England, der ohne Flotte und ohne Colonien für Napoleon hoffnungslos war, sollte auf diesem neuen Wege zum Ziele geführt werden; die Beherrschung und Ausbeutung des europäischen Festlandes erschien fortan nur wie das Mittel zum Zweck der Ueberwältigung des britischen Inselreichs. —

Von der Armee, die bei Jena und Auerstädt gefochten, war nach den Capitulationen von Prenzlau, Pasewalk, Anklam, Wolgast nur noch ein größeres Corps übrig: das, welches Blücher führte. Es war auch das einzige, welches Widerstand bis zum Aeußersten leistete und sich erst dann für

überwunden gab, als die letzte Möglichkeit des Gelingens abgeschnitten war. Bezeichnend für die Stimmung jener Tage hat die ganze kleinmüthige Sorge um Haus, Heerd und Schornstein sich damals gegen Blücher empört, als er um einer großen Sache willen die Sicherheit einer deutschen Stadt aufs Spiel setzte. Es ist über die feigen Festungskommandanten in Spandau, Stettin, Küstrin und Magdeburg kaum bitterer geurtheilt worden, als über Blüchers Zug auf Lübeck, und selbst Verständigere meinten, es sei nicht räthlich gewesen, die Dinge so auf die Spitze zu treiben. Mit dieser kleinen Weltklugheit wäre es freilich Blücher niemals gelungen, sieben Jahre später die deutschen Waffen siegreich von der Katzbach bis auf den Montmartre zu tragen.

Am Tage, bevor Fürst Hohenlohe bei Prenzlau capitulirte, am 27. Oct. stand Blücher noch einige Märsche zurück zwischen Lychen und Fürstenberg. Trotz der Erschöpfung seiner Leute setzte er sich am frühen Morgen in Bewegung, warf im Walde von Lychen feindliche Cavallerie zurück und ließ, wie er jenseits Boizenburg einen Ort vom Feinde schon besetzt fand, seine Reiter frisch einstürmen und die Franzosen mit Verlust von einigen Dutzend Gefangenen herauswerfen. Da kam am 29. früh die unerwartete Kunde von dem, was am Tage zuvor bei Prenzlau geschehen war. Blücher berieth sich mit Scharnhorst, was zu thun sei. Mit etwa 10,000 Mann konnte man sich, von einem überlegenen Feinde schon auf drei Seiten umdrängt, einen Weg mit Gewalt nicht bahnen; wohl aber ließ sich hoffen, wenn man nach der Elbe umkehrte, daß der Feind dadurch beschäftigt und die Rüstung neuer Kräfte jenseits der Oder erleichtert würde.

So wurde der Weg nach Mecklenburg eingeschlagen, wo Blücher, wie er gehofft (30. October), auch auf das Corps des Herzogs von Weimar stieß; dasselbe war gleichfalls, in der sichtbaren Unmöglichkeit, Stettin noch zu erreichen, nach Mecklenburg eingebogen. Erst jetzt verließ der Herzog das Corps und übergab den Oberbefehl an General Winning, in der Hoffnung, es werde zunächst in Stralsund bei den Schweden eine sichere Stätte finden. Es waren etwa 21,000 Mann, die sich jetzt an der Grenze von Mecklenburg-Schwerin und Strelitz unter Blücher vereinigten. Bernadotte leitete vorerst ihre Verfolgung; bald näherten sich auch die Corps von Soult und Murat.

General Winning hätte am liebsten gesucht sich an der mecklenburgischen Küste einzuschiffen, und dann in Colberg oder Danzig zu landen*), allein Blücher entschied für die Richtung auf Lauenburg; er wollte den Feind von der Oder abziehen und den preußischen Reserven, wie dem russischen Hülfsheere die Zeit zum Marsch an die Oder gewinnen. Schon bei

*) Ueber die Versuche, sich Rostocks zu bemächtigen und dort einzuschiffen, berichtet Reiche I. 178.

Waren ward die Nachhut der Preußen vom Feinde erreicht. Aber wie anders war hier die Wirkung, als bei den Führern, die bei der ersten Annäherung des Feindes nur noch Uebergabe und Capitulation begehrt hatten! Oberst York führte die Infanterie der Nachhut, mit seinen trefflichen Jägern lieferte er (1. November) ein Gefecht, das in der trüben Geschichte jener Tage einen der schönsten Lichtpunkte bildet.

Der Marsch wurde fortgesetzt, vom Feinde vielfach bedrängt und durch eine Menge einzelner Gefechte und Plänkeleien unterbrochen, aus denen der Ruf der alten Armee mit Ehren hervorging. Die wiederholte Aufforderung Bernadottes, zu capituliren, war kurz abgewiesen. Bedenklich war aber die Lage gleichwohl. Die Erschöpfung war zu groß; von der Infanterie blieben Viele völlig entkräftet und mit wunden Füßen liegen, die dem Feinde in die Hand fielen; einzelne Abtheilungen wurden ermattet eingeholt und gefangen. Drum gab es auch Blücher auf, bei Boizenburg, wie er anfangs gewollt, die Elbe zu überschreiten; er zog sich (3. 4. Nov.) auf Gadebusch zurück. Hier, so war die Meinung Vieler im Heere, müsse man in günstiger Stellung eine Schlacht annehmen. Man hatte 4—5000 Mann größtentheils durch Ermüdung und Desertion verloren, ein entscheidender Kampf schien kaum mehr Opfer zu fordern; mit beinahe 100 Geschützen, zahlreicher Reiterei und einem günstigen Terrain schien Alles mehr zum Kampfe zu mahnen, als zu dem aufzehrenden, verlustvollen Rückzug. Unter den höheren Officieren war es namentlich York, der die Dinge so ansah. Im Hauptquartier überwog dagegen die Meinung, daß Mannschaft und Pferde zu erschöpft seien, um eine Schlacht anzunehmen; als das Dringendste erschien es dort, bei dem Mangel an Geld, Lebensmitteln und Munition vor Allem eine Stellung zu suchen, die den Truppen einige sichere Ruhe schaffte.

Dazu schien Lübeck der rechte Ort. In einer natürlich festen Lage, reich an Geld, Vorräthen und Allem was man brauchte, konnte die alte Hansestadt dem Soldaten am besten die Erholung geben, deren er so sehr bedurfte. Am 5. November rückten die ersten preußischen Colonnen dort ein. Blücher schilderte dem Magistrat seine Lage; er habe sich nach Lübeck gewandt, um einige Tage der Ruhe zu pflegen und sich für den Fall des Angriffs ins Holsteinische zu ziehen; jetzt bitte er nur, daß man seinen Truppen helfe. Sie wurden einquartirt und so gut es ging verpflegt; nicht alle geforderten Bedürfnisse freilich waren in der Eile herbeizuschaffen.

Die Franzosen waren indeß entschlossen, dem weichenden Feinde die Zeit zur Rast nicht zu gönnen; als sie (5. Nov.) die Stellung bei Gadebusch geräumt fanden, rückte Bernadotte in gerader Richtung auf Lübeck nach, während Murat und Soult sich über Ratzeburg ebendahin wandten. So rasch war in Lübeck der Angriff nicht erwartet und darum war man noch wenig darauf vorbereitet.

Wie die Preußen sich am Morgen des 6. November kampffertig mach-

ten und die Wälle besetzten, drängte auch der Feind schon heran. Es befanden sich, nachdem der Troß hinausgeschafft, noch 1 Regiment, 14 Bataillone und 6 Jägercompagnien mit 52 Geschützen in der Stadt; der Bitte der Bürgerschaft, Blücher möge abziehen, war natürlich jetzt, wo der Feind schon an ihn herankam, kaum mehr zu entsprechen. Vielmehr begann alsbald der hitzige Kampf an den Thoren. Nach hartnäckigem Ringen gelang es dem Feind, am Burgthor zuerst Vortheile zu erlangen, in den Rücken der Preußen zu kommen und sie durch die Wucht seiner Ueberlegenheit in die Stadt zurückzuwerfen. Bald drang — es war um die Mittagszeit — der Feind mit ansehnlichen Kräften nach; die französischen Voltigeurs waren rasch an dem Gasthof, wo das preußische Hauptquartier war, und kaum entging der General selbst sammt seinem Stabe der plötzlichen Gefangenschaft. Es entspann sich nun ein wilder blutiger Kampf in den Straßen, selbst in den Häusern. Die Füsiliere und Jäger, an der Spitze der Letzteren York und Witzleben, schlugen sich mit äußerster Hartnäckigkeit und es fehlte nicht an edlen Zügen heldenmüthiger Aufopferung, die an die besten Tage altpreußischen Kriegsruhmes erinnerten; Blücher drang einen Augenblick wieder bis an sein Quartier vor, aber dort hielt sich der Feind hartnäckig, die zurückgebliebenen Officiere des Hauptquartiers mußten sich als Gefangene ergeben, York und Witzleben lagen verwundet am Boden. Selbst die tapfern Jäger wankten einen Augenblick, bis Blüchers Zuruf: „Wollt ihr euern blutenden Oberst verlassen?" sie zu neuem Widerstande ermuthigte. Doch mußte man endlich der Uebermacht weichen. Schon war der General genöthigt, von den Querstraßen aus beschossen, sich durch den Feind durchzuschlagen. Die Infanterie hatte stark gelitten. Die Artillerie war großentheils verloren. Noch gab Blücher die Hoffnung nicht auf, die Stadt durch einen neuen Angriff wieder zu gewinnen, denn auch an den andern Thoren schlug man sich hartnäckig, aber freilich war der Verlust überall sehr groß, die Munition zum Theil verbraucht. Zwischen drei und vier Uhr waren die Feinde im Besitz der Stadt. Der gemeine Franzose sah Lübeck als einen eroberten Platz an und verübte trotz Bernadottes Versprechen, die Stadt zu schonen, unerhörte Excesse. Wer sich nicht willig plündern ließ, ward mißhandelt, ja gemordet; was man nicht mitnehmen konnte, wurde zerschlagen und vernichtet. Selbst die Pforten des Irrenhauses wurden — nach dem Bericht eines unbefangenen Franzosen — erbrochen und die dort verwahrten wahnsinnigen Frauen von Soldaten des Soultschen Corps mißbraucht! Ungeachtet wiederholter Bitten an die Marschälle dauerten diese Bestialitäten bis zum andern Tag.

Blücher suchte alle zerstreuten Abtheilungen an sich zu ziehen und unter dem Schutze der Reiterei den Rückzug nach Ratkau zu gewinnen. Die Cavallerie war freilich hier nicht gut zu gebrauchen, ein neuer Angriff auf Lübeck bot keine Aussicht des Gelingens; die letzte Hoffnung stand noch auf

Travemünde. Dorthin wollte Blücher sich werfen, unter den Kanonen der Werke seine Cavallerie zum Angriff führen und sich so lange wehren, als er noch Munition besaß. Schon wurden indessen die zurückgebliebenen Abtheilungen abgeschnitten und von allen Seiten kamen Unglücksbotschaften, auch die irrige Nachricht, Travemünde sei vom Feinde schon besetzt. So schien die tapfere Schaar, die 14—15,000 Mann stark nach Lübeck einzog und jetzt etwa noch 8000 zählte, völlig eingeschlossen, der größte Theil des Fußvolkes und der Rest der Artillerie entbehrte der Munition wie der Nahrung. Zwar blieb Blücher dem Feinde gegenüber ungebeugt, aber die tüchtigsten Officiere erklärten es für unmöglich, auf dem Terrain zwischen Ratkau und Travemünde die Reiterei zu gebrauchen und auch nur kurze Zeit gegen die Corps von drei französischen Marschällen Widerstand zu leisten. Nun ließ Bernadotte anbieten: die Preußen sollten die Waffen niederlegen und sich kriegsgefangen ergeben, dagegen alles Eigenthum behalten. Bessere Bedingungen waren wohl nicht zu erlangen. So mußte denn auch Blücher der unvermeidlichen Nothwendigkeit weichen und capituliren (7. Nov.), aber wie er unter die Acte der Uebergabe zu schreiben sich ausdrücklich ausbedungen hat: „Ich capitulire, weil ich kein Brod und keine Munition habe."

Für die muthlose Weltklugheit jener Tage waren solche Männer und solche Thaten nicht. Sie empörte sich über Blüchers eigenmächtiges Eindringen in „die freie Reichsstadt", nahm aber daneben die französischen Bubenstreiche ruhig wie etwas hin, das sich von selbst verstehe. Sie warf Blücher vor, daß er weder Lübeck, noch die eigene mecklenburgische Heimath geschont; sie wollte ihn, wie Blücher selbst in seiner Vertheidigungsschrift sich ausdrückt, dem Commandanten einer Festung gleichstellen, der die ihm auf Ehre, Pflicht und Gewissen vertraute Festung aus wahrer Herzensgüte übergiebt, damit sein und seiner Verwandten Häuser nicht zerschossen werden. Für diese Klugen freilich waren Massenbach, Romberg, Kleist und Ingersleben die rechten Helden; aber alle diejenigen, die an der Zukunft noch nicht verzweifelten, erbauten und hoben sich an den Thaten eines Führers, der jeder Ungunst der Lage in jugendfrischem Muthe neue Mittel des Widerstandes entgegengestellt, der mit einem unglücklichen Verhängniß hartnäckig gerungen hat, um erst im letzten, äußersten Fall der Noth — und auch da grollend und mit Ehren — die Waffen niederzulegen. Nach diesem moralischen Erfolge, nicht nach dem augenblicklichen Gelingen oder Mißlingen, bemißt sich aber der Werth solcher Thaten.

Es war leider die einzige Episode dieser Art, welche die Geschichte des Rückzugs an die Oder auszeichnet; überall sonst überwog die muthlose Nachgiebigkeit oder die kurzsichtige Betrachtung, daß weiterer Widerstand nur nutzlose Opfer koste und den Abschluß des Friedens hindere. Eben jetzt ward an Küstrin eine neue schmachvolle Probe dieser Kriegführung geliefert. Die Festung war kurz zuvor noch ausreichend versorgt worden, Geschütze und

Munition genug vorhanden, dazu eine widerstandsfähige Besatzung von 2400 Mann. Es war eine einzige französische Division, die sich am 31. October am Brückenkopfe der Festung zeigte und unter Androhung eines Bombardements die Uebergabe forderte. Auch diese Division ward in der Nacht abgerufen und es blieb nur ein Infanterieregiment zurück. Gleichwohl suchte der feige Commandant, Oberst Ingersleben, die Stabsofficiere zur Uebergabe zu stimmen und fand wenigstens bei den älteren williges Gehör. Er begab sich (1. Nov.) zum Feind und ließ sich dort die Capitulation dictiren. Auch unter den Soldaten fehlte es nicht an solchen, die dachten wie ihr Commandant und jetzt mit Jubel Gewehre und Säbel wegwarfen; aber die jüngeren Officiere und ein Theil der Gemeinen waren doch voll Unwillen und überhäuften den feigen Führer mit schmähenden Vorwürfen. Die Kanoniere auf den Wällen mußte man mit Gewalt von ihren Geschützen entfernen. Am Mittag rückte der Feind ein; Küstrin und Stettin boten ihm eine treffliche Basis für die weiteren Operationen nach der Weichsel. Noch in der ersten Woche des Novembers rückten Davoust, Augereau und Lannes nach der Warthe und Netze hin; Davoust nahm seine Aufstellung um Posen.

In diesem Augenblick fiel auch Magdeburg, mit einer Besatzung von über 24,000 Mann und 6563 Pferden, 600 Stück Geschützen, Munition und Lebensmitteln im Ueberfluß. Die Festung war seit Frühjahr 1806 so weit im Stande, daß nur ein ernster Angriff sie hätte überwältigen können. Aber auch hier commandirte ein Invalide, der 73jährige General Kleist, einst ein tüchtiger Soldat, aber jetzt durch Alter und Krankheit niedergebeugt, zudem durch den Eindruck der letzten Ereignisse tief erschüttert. Marschall Ney hatte zur Belagerung kaum so viel Truppen, als in der Festung waren; er konnte sie nicht einmal ganz einschließen und die Blokade machte nur sehr geringe Fortschritte. Allein dem Gouverneur fehlte der Entschluß einer thatkräftigen Vertheidigung, und wie zu Spandau, Stettin und Küstrin ward von vornherein mehr an Uebergabe als an Widerstand gedacht. Wie nun die Nachricht von der Uebergabe bei Prenzlau eintraf, diente dies hier wie sonst als erwünschte Bemäntelung der eigenen Muthlosigkeit. Kleist versammelte (6. Nov.) die Generale und Commandanten, theilte ihnen das bei Prenzlau Geschehene mit und erklärte ihnen, ohne eine Berathung oder einen Widerspruch zuzulassen, kurzweg seinen Entschluß, zu capituliren. Vergebens widersetzten sich Einzelne der höheren Officiere; die große Festung mit ihrer stattlichen Besatzung, ihren reichen Vorräthen, ihren glänzenden Trophäen wurde am 8. November den Franzosen überliefert*).

War es zu wundern, wenn diesem Beispiel kleinere Plätze eilig folgten? So lagen in der Plassenburg in Franken 600 Mann, die sich wohl eine

---

*) Außer Höpfner s. „Aus dem Tagebuch des General v. Wachholtz“, S. 132.

Zeit lang hätten halten können und gegen die es der Feind bis jetzt nur zu fruchtlosen Neckereien gebracht hatte. Wie nun die Nachricht von dem Fall Magdeburgs kam, beeilte sich der alte, schwächliche Commandant, Generalmajor von Uttenhoven, die Festung zu übergeben (25. Nov.), ehe noch der Feind ein Geschütz abgefeuert hatte.

Auch Hameln und Nienburg waren inzwischen gefallen. Nach den Ereignissen an der Saale war es die Absicht des dort commandirenden Generals Lecoq gewesen, mit den Truppen in Hannover und Westfalen die Elbe zu gewinnen; er hatte sich aber durch Hindernisse, deren Stärke wohl überschätzt ward, von der Ausführung abhalten lassen und beschloß dann, eine verschanzte Stellung bei Hameln zu beziehen. Hameln war in leidlicher Verfassung, enthielt eine Besatzung von 5000 Mann, Geschütze und Munition, so viel nöthig war; auch hier freilich commandirte ein Invalide, der 75jährige Generalmajor von Schöler, körperlich und geistig gleich unfähig, dieser Stelle zu genügen.

Am 7. und 8. November näherte sich der Feind und breitete sich an beiden Weserufern aus; es waren Truppen der Nordarmee unter Louis Bonaparte und Theile des Mortier'schen Corps, das eben Hessen besetzt hatte. Louis Bonaparte ließ unter der Bedingung freien Abzugs zur Capitulation auffordern, ein Anerbieten, das dem General Lecoq und den meisten Officieren annehmbar vorkam; schien es doch besser, dem König 9000 Mann unversehrt zuzuführen, als die entlegene Festung zu vertheidigen. Aber wie es zum Abschluß kommen sollte, lauteten die Bedingungen der Franzosen vielfach anders, als erwartet war; man entschloß sich zum Widerstand, zumal der Feind, durch neue Siegesnachrichten übermüthiger geworden, jetzt auf der Uebergabe mit Kriegsgefangenschaft bestand. Noch war kein Grund, an dem Erfolg zu verzweifeln. Ein Theil der feindlichen Truppen war nach der Elbe abgezogen; es mochten (Mitte November) nicht über 6000 Mann in der Nähe der Festung stehen. Einzelne Streifzüge der leichten Truppen bewiesen, daß die Besatzung die volle Ueberlegenheit besaß und nur ein kräftiger Entschluß dazu gehörte, um dem Feinde recht empfindlichen Verlust beizubringen.

Jetzt kam General Savary an, von Napoleon geschickt, um mit den anderwärts erprobten Künsten eine rasche Uebergabe zu erzwingen. In höflichen Worten lud er die preußischen Generale zu einer Zusammenkunft ein; als sie erschienen (20. November), erklärte er ihnen barsch und in hohem Tone: es sei jetzt der letzte Moment zur Capitulation, die Lage Preußens ganz vezweifelt, an Rettung nicht zu denken. Dabei ward die Lüge nicht verschmäht, Glogau und Breslau hätten schon capitulirt. Nicht nur der alte Schöler, sondern auch rüstigere Soldaten, wie Lecoq, ließen sich durch diese terrorisirende Taktik betäuben; es wurde eine Capitulation entworfen und unterzeichnet, wonach die Festung am 22. November übergeben, die

Garnison kriegsgefangen sein sollte. Aber die Besatzung selbst, voran die meisten Officiere, wollten sich das so ruhig nicht bieten lassen. Stürmisch ward eine Zurücknahme der Capitulation gefordert. Es kam zu Auftritten, in denen sich der gerechte Schmerz über das Geschehene energisch kundgab, aber auch zu Zerwürfnissen zwischen den Officieren selbst, unter deren Wirkung die erschütterte Disciplin der alten Zeit zusammenbrach. Die Soldaten wurden rasch von der Zerrüttung ergriffen; sie meuterten und verließen haufenweise die Festung, nachdem sie Waffen und Munition weggeworfen. Dem Feinde blieb der schutzlose und halbverlassene Platz, der mit 10,000 Mann Besatzung vor einer Colonne von 6000 mit wenigen Geschützen die Waffen gestreckt.

Am 26. Nov. fiel Nienburg, eine sonst unbedeutende Festung, die jedoch mehr als hinreichend besetzt war; die allgemeine Hoffnungslosigkeit wirkte auch hier wie betäubend und ließ einen kraftvollen Entschluß des Widerstandes nicht mehr aufkommen.

Ueberall rächte sich an dem unglücklichen Staate die Praxis, alte körperlich und geistig stumpfe Leute an wichtige Plätze zu stellen; gewohnt, nur mechanisch zu gehorchen, zu ängstlich, irgend eine ungewöhnliche Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen, gaben sie allerwärts das Beispiel muthloser Nachgiebigkeit und rissen selbst Bessere und Kraftvollere auf dieser abschüssigen Bahn mit fort. Die jüngeren Officiere, aus denen nachher zum guten Theil die siegreiche Armee der Freiheitskriege rekrutirt worden ist, hatten allein ein lebendiges Gefühl der Schmach, die ihnen angethan ward; aber man hatte, wie ein competenter Richter sich ausdrückt*), mit eiserner Consequenz in ihnen das Gefühl der Unselbständigkeit genährt und konnte daher auch von dem Kühnsten nicht erwarten, daß er gegen die ihm so entfernt gehaltenen höheren Vorgesetzten auftreten würde.

Wie in der bürgerlichen Staatsordnung das selbstsüchtige Streben nach Erwerb und Genuß den Gemeinsinn abgestumpft und jeden höheren sittlichen Aufschwung gelähmt hatte, so waren im Heere alle besseren Kräfte von dem gleichen Druck niedergehalten und der Geist selbstthätigen Handelns durch den starren Mechanismus einer Friedenszeit in Fesseln gelegt.

Selten ist eine Berechnung bitterer getäuscht worden, als die: man werde durch Nachgiebigkeit und Unterwerfung den Frieden rascher herbei-

*) S. Höpfner a. a. O. II. 377. 378. Bei Reiche, Memoiren I. 207 finden wir außerdem die richtige Bemerkung, daß nach der damaligen Anschauung die Armee als die einzige Mauer galt, die den Staat beschützte und es daher Glaubensartikel war, der Staat müsse untergehen, wenn die Armee einmal vernichtet sei. Welch tüchtiger Stoff von Bravheit und Ausdauer in manchen Jüngern vorhanden war, zeigen namentlich die Aufzeichnungen von General Ledebur (Erlebnisse. Berlin 1855).

führen. Vielmehr entfernte diese Reihe von unerhörten Erfolgen Napoleons mit jedem Tage mehr die Aussicht auf einen raschen Frieden. Seine Forderungen steigerten sich so ins Ungemessene, daß auch der nachgiebigste Friedenseifer im preußischen Lager allmälig zum äußersten Widerstande genöthigt ward.

Wir erinnern uns, wie im Rathe Friedrich Wilhelms III. auch nach den stolzen Erklärungen des Siegers von Jena die Friedenshoffnung noch nicht erloschen war; mit einem Schreiben des Königs, das den vertraulich freundschaftlichen Ton von früher anschlug, wurde Lucchesini ins französische Hauptquartier geschickt (18. Oct.), um wegen eines Waffenstillstandes zu verhandeln. Napoleon, der seine ersten Siege rasch verfolgen, nicht aber den Preußen die Zeit gönnen wollte, sich zu erholen und die Ankunft der Russen abzuwarten, ließ Lucchesini nicht einmal vor. Duroc erhielt den Auftrag, die Sachen mit ihm abzumachen. Dessen erstes Wort war, als er in der Nacht zum 22. October den preußischen Diplomaten zwischen Wittenberg und Halle traf: einen Waffenstillstand werde Napoleon nur eingehen, wenn Magdeburg und Hameln übergeben, die Oder als Grenzlinie zwischen beiden Armeen angenommen würde. Lucchesini ging nach Wittenberg zurück. Dort traf am gleichen Tage auch Napoleon ein, und am Abend brachte Duroc dessen Friedensbedingungen. Sie lauteten: die Elbe als Grenze, Magdeburg sollte preußisch bleiben, Preußen eine Kriegssteuer von hundert Millionen Francs zahlen und allen Verbindungen mit den deutschen Staaten entsagen, da dieselben alle eine Conföderation unter Napoleons Schutze bilden würden. Das wagte doch Lucchesini nicht zuzugeben, in einem Augenblick, wo Hohenlohe's Armee sich noch sammeln und erholen konnte, wo von den preußischen Festungen noch keine an den Feind übergegangen war. Die Unterhandlung blieb daher fruchtlos. Am andern Morgen erklärte Duroc als letztes Wort Napoleons: es bleibe dem König nichts übrig, als entweder alle seine Kräfte hinter der Oder zu sammeln und sich auf die Russen zurückzuziehen, oder augenblicklich durch Einräumung der Elbgrenze (außer der Altmark und Magdeburg), durch Zahlung von hundert Millionen, durch Aufopferung der Häuser Braunschweig und Oranien und durch Zustimmung zu einer französisch-deutschen Conföderation den Frieden zu erkaufen. Der Kaiser, ward trotzig hinzugefügt, wünsche nicht einmal den Frieden, damit er Gelegenheit erhalte, die Russen zu schlagen, auf die er besonders erzürnt sei. Die Gegenvorschläge Lucchesini's wurden zurückgewiesen und in dürren Worten erklärt: auch diese letzten Forderungen würden nur so lange stehen bleiben, bis neue Erfolge dem Kaiser das Recht gäben, sie noch weiter auszudehnen. Am 24. October war die Unterhandlung abgebrochen und Lucchesini kehrte zurück, langsamer, als er wollte, denn die Franzosen hielten ihn absichtlich auf.*)

---

*) Die Actenstücke über diese und die folgende Verhandlung enthält ein Fascikel

Indessen hatte der König von seinem Gesandten keine Nachricht erhalten, dagegen war ihm eine Antwort Napoleons (vom 19. Oct.) auf jenes Schreiben zugekommen, das er am Tage nach der Niederlage von Auerstädt an den Kaiser gerichtet hatte. Darin war nicht der Friede, wohl aber der Waffenstillstand abgelehnt, da derselbe nur den Russen Zeit gebe, heranzukommen. Der König, in peinlicher Ungewißheit über den Erfolg von Lucchesini's Sendung, beantwortete einstweilen von Küstrin aus (26. Oct.) das Schreiben seines Gegners; er sprach in kleinlautem Tone von seiner Friedensliebe, beklagte, noch nichts zu hören über die Aufnahme seines Abgesandten, und äußerte den Wunsch, aus dem Zustande der Ungewißheit herauszukommen, der auf ihn drücke, und in Verpflichtungen einzutreten, die, wie er hoffe, der Anfang neuer und unveränderlicher Freundschaft zwischen Frankreich und Preußen werden sollten.

Jetzt kam ein Bote Lucchesini's und brachte die ersten wenig tröstlichen Nachrichten über die Verhandlungen zu Wittenberg. Der Eindruck war je nach den Leuten verschieden. Die Männer des Widerstandes sahen in diesen Forderungen nur eine Mahnung mehr, nicht nachzugeben, sondern die letzten Kräfte anzuspannen; die Friedenspolitiker meinten, man dürfe sich über die Annahme kaum mehr lange besinnen, da jeder Augenblick die Fülle des Unglücks mehren und die Forderungen des Siegers steigern könne. Ihr Rath trug den Sieg davon; es wurde beschlossen, Lucchesini und Zastrow ins feindliche Hauptquartier zu senden, zum lebhaften Schmerz der Franzosengegner, die durch diese Wahl die Politik der unbedingten Unterwerfung verkündigt sahen. „Wie wenig, sagte Schladen über Zastrow,*) kennt er die Absichten und Plane unseres mächtigen Gegners, den nur der beharrlichste Widerstand zur Mäßigung bestimmen kann und der, sobald er nichts mehr fürchten muß, auch nichts mehr schont!"

Die Weisungen beider Unterhändler lauteten allerdings auf Unterwerfung. Sie sollten zwar jedes Mittel versuchen, bessere Bedingungen zu erhalten, namentlich Halberstadt, Hildesheim, den Saalkreis und Aehnliches wo möglich retten; aber wenn Alles vergeblich sei, waren sie ermächtigt, die Wittenberger Bedingungen zu unterzeichnen. Am 27. Oct. trafen die Abgesandten in Berlin ein; es schien anfangs, als würden die Franzosen das, was sie fünf Tage vorher angeboten, nicht zurücknehmen, wenigstens ließ sich Duroc darauf ein, die Wittenberger Bedingungen, zwar in Einzelnem modificirt, als Grundlage der Verhandlung beizubehalten. Die preußischen Unterhändler erklärten sich bereit (30. Oct.), sie anzunehmen. Aber vergebens warteten sie auf eine Antwort aus dem Napoleonischen Hauptquartier.

---

des k. pr. Staatsarchivs: Pièces rélatives à la négociation de paix entamée à Charlottenburg au mois d'octobre 1806.

*) Vgl. S.'s Tagebuch S. 22. 23.

Dort war eben jetzt die Nachricht von dem Schicksal Hohenlohe's und von den ersten Festungscapitulationen angelangt; man fühlte sich nun als Herrn der Oder, und auch schon jenseits dieses Stromes regten sich ungeduldige Verbündete — die Polen, an deren Spitze Dombrowski die nationale Agitation gegen die verhaßte preußische Herrschaft leitete. Jetzt schien es dem französischen Kaiser nicht mehr genügend, Preußen zu schwächen und es auf seine Gebiete rechts von der Elbe zu beschränken; es bot sich vielmehr die Aussicht, die ganze Monarchie, in deren östlichen Theilen schon der Aufstand gährte, in Besitz zu nehmen. Man müsse, lautete nun die Losung, so viel Eroberungen als möglich in der Hand behalten, um an ihnen Pfänder zu besitzen, durch die man die Engländer zur Herausgabe der weggenommenen Colonien zwingen könne.

In Graudenz, wohin sich der König indessen zurückgezogen, wußte man von dieser neuesten Wendung noch nichts; die letzte Botschaft war dort die vom 30. October gewesen, wonach Lucchesini und Zastrow bereit waren zu unterzeichnen. Am 6. Nov. fand eine große Berathung statt, zu welcher der König außer den Prinzen Heinrich und Wilhelm die Männer der verschiedenen Ansicht — Haugwitz, Voß, Kalkreuth, Schulenburg, Schrötter neben Kleist und Stein — zuzog. Doch war die Friedenspartei in der Mehrheit; Preußen, so lautete das Ergebniß, könne den Krieg nicht fortsetzen und sei bereit, die am 30. Oct. vorgelegten Bedingungen zu unterzeichnen; nicht annehmbar erschien nur die Zumuthung, den Krieg gegen Rußland zu erklären und dem Rheinbunde beizutreten. Haugwitz und Schulenburg hielten auch den Beitritt zum Rheinbunde für kein zu schweres Opfer. Der Brief, den der König unter dem Eindruck dieser Berathung (7. Nov.) an Napoleon schrieb, legte denn auch den dringendsten Wunsch nach einem raschen Friedensabschluß nur zu aufrichtig an den Tag; Lucchesini ward zugleich benachrichtigt: der König werde die Russen zur Preisgebung ihrer Plane gegen die Türkei zu bestimmen suchen und ihr weiteres Vorrücken anhalten. Auch für den Beitritt zum Rheinbund war ihm im Nothfall Vollmacht gegeben! Damit glaubte man zu Graudenz den Frieden gesichert; es gingen Botschaften nach Wien und nach Petersburg ab, um die Lage Preußens vorzustellen und den Czaren zu bewegen, daß er sich dem Abschluß eines Friedens auf diese Bedingungen nicht widersetze.*) Nur wenn diese äußerste Nachgiebigkeit erfolglos bliebe, dachte man wohl daran, sich Rußland vollends in die Arme zu werfen und auf Oesterreich zu wirken, damit es, so lange es noch Zeit wäre, sich an dem Kampfe betheiligte. Doch hofften die Friedensmänner, es werde mit den Unterhandlungen gelingen.

Sie wußten nicht, daß Lucchesini und Zastrow indessen vergebens auf einen klaren Bescheid warteten und die Wittenberger Bedingungen für Na-

*) Lefebvre II. 421 ff. Höpfner II. 388 ff. Schladen S. 30 ff. 34. 35.

poleon nicht mehr existirten. Erst am 8. November ließ sich Duroc vernehmen, aber nicht mit Friedensbedingungen, sondern mit dem Entwurfe eines Waffenstillstandes, der sofort unterzeichnet und schon am 12. Nov. ratificirt sein mußte. Der König solle die Russen zum Rückmarsch bewegen, Magdeburg, Hameln, Nienburg, Glogau, Danzig den Franzosen sofort geräumt werden, dafür wollten die Letzteren vorerst an der Weichsel Halt machen! Napoleon ging also keine irgend nennenswerthe Verpflichtung dafür ein, daß ihm der größte Theil von Preußen sammt allen wichtigeren Plätzen überliefert und volle Zeit gegönnt werden sollte, sich zu verstärken, den Rücken zu decken, Polen zu insurgiren und alle die Vorbereitungen zu treffen, die etwa die Fortsetzung des Krieges jenseits der Weichsel gebieten konnte. Es zeichnet besser als Alles die hoffnungslose Stimmung der Friedenspolitiker, daß sie sich auch nur im Ernste besinnen konnten, ob ein solcher Vorschlag anzunehmen sei.

Aber schon steigerten neue Erfolge die Forderungen des Siegers. Magdeburg fiel, Blücher capitulirte, der Weg nach der Weichsel lag den Franzosen offen. Jetzt genügten die eben vorgelegten Bedingungen nicht mehr; auch Thorn, Graudenz und Praga sollten nun geräumt werden. Auch dazu waren die preußischen Bevollmächtigten bereit. Talleyrand deutete zu ihrer Einschüchterung unverblümt auf den Untergang der preußischen Monarchie hin, wenn die Weichsel einmal überschritten und der polnische Aufstand in voller Entwicklung begriffen sei. So wenig es der Bonaparte'schen Politik jemals Ernst war, die Hoffnungen der leichtgläubigen Polen zu erfüllen, so rührig ward jetzt die Krisis in Polen benutzt, um der preußischen Diplomatie den letzten Rest von Selbstvertrauen zu rauben. Die Theorie, Preußen als Pfand für die von England eroberten Colonien zu behalten, ward jetzt officiell verkündigt. „Die französische Armee, hieß es am 10. Nov. im dreißigsten Bulletin, wird Polen und Berlin nicht verlassen, ehe die Pforte in ihrer Unabhängigkeit wieder hergestellt und die Moldau und Wallachei ihrer Oberherrlichkeit wieder unterworfen sind. Die französische Armee wird Berlin nicht verlassen, bevor die Colonien Spaniens, Hollands und Frankreichs nicht zurückgegeben und der allgemeine Friede geschlossen ist.“ Ganz die gleiche Erklärung ward eilf Tage später in einer officiellen Botschaft des Kaisers an den Senat abgegeben.

Alle diese Eindrücke wirkten zusammen, die preußischen Unterhändler zur Unterwerfung zu stimmen. Als ihnen am 16. Nov. Duroc zu Charlottenburg einen neuen Entwurf vorlegte, unterzeichneten sie ohne Zögern. Danach ward ein Waffenstillstand abgeschlossen, der spätestens am 21. November zu Graudenz ratificirt sein sollte. Die preußischen Truppen zogen sich nach dem nordöstlichen Winkel der Monarchie zurück, den Franzosen wurden Thorn, Graudenz, Danzig, Colberg, Lenczyk, Glogau, Breslau, Hameln und Nienburg überliefert; Preußen verpflichtete sich, die Russen, wenn sie sich

näherten, zur Rückkehr auf ihr Gebiet zu bestimmen. Sollten die Friedensunterhandlungen zu keinem Ergebniß führen, so ward zehn Tage vor dem Anfang der Feindseligkeiten gekündigt.

Es ist schwer zu begreifen, wie preußische Staatsmänner solch ein Actenstück unterzeichnen konnten! Der Vertrag lieferte ohne weiteren Kampf und Belagerung Preußen machtloser gebunden in die Hände des Siegers, als es diesem nachher durch einen mühevollen und im Ganzen glücklichen Winterfeldzug gelungen ist. Mit diesen Bedingungen konnte Napoleon einen Frieden dictiren, wie er ihn wollte; denn Preußen hatte alle seine wichtigsten Schutz- und Vertheidigungsmittel aus der Hand gegeben, seinen letzten Alliirten verstoßen, und alles Sträuben gegen unbillige Forderungen kam dann zu spät. Drum hat denn auch einer der Unterzeichner sich mit der Ausflucht entschuldigt, es sei nicht Ernst gewesen mit dem Vertrag, man habe nur Napoleons Aufbruch nach Polen um wenige Tage verzögern wollen. *)

In jedem Falle hatte diese Charlottenburger Uebereinkunft das Gute, daß sie die Illusionen der preußischen Friedenspartei auf ihr richtiges Maß zurückführte und der Ueberzeugung Bahn brechen half, daß hier nur der äußerste Widerstand helfen konnte. Der König hatte sich indessen von Graudenz nach Osterode begeben; dort erschien am 21. Nov. Duroc, um die Ratification des Vertrags zu holen. Der König berief sofort die anwesenden Staatsmänner und Militärs, um ihren Rath zu hören. Noch stimmten Haugwitz, Prinz Heinrich, Minister Schrötter, die Generale Kalkreuth und Geusau, selbst der Oberst Kleist für die Annahme des Vertrags; die Plätze, die man preisgebe, hieß es, seien doch nicht mehr lange zu halten, dagegen rette man durch deren Auslieferung die Garnisonen, die frei nach Königsberg abziehen und dort eine neue zahlreiche Armee zum Widerstande bilden könnten**). Gegen die Annahme stimmten vornehmlich die Minister Voß und Stein und der Cabinetsrath Beyme, also drei Männer, die sonst wenig mit einander gemein hatten. Sie erinnerten daran, daß, wenn der Czar seine Truppen doch marschiren lasse, man durch den Vertrag nur die Festungen fruchtlos preisgebe, die Mittel der Franzosen verstärke und die Russen im Widerstande lähme; man schaffe dem Feinde nur ungestörte Zeit, Preußen ganz wehrlos zu machen und den Aufstand in Polen vollends zu organisiren, während auch nicht die geringste Bürgschaft eines Friedens gegeben sei, der wenigstens Preußens Existenz sicherstelle.

Auch der König war dieser Ansicht und entschied sich für die Verwerfung. Duroc begab sich nach Posen, wo der Kaiser selbst am 28. Nov. eintraf. Dem General Zastrow erklärte Napoleon in der Abschiedsaudienz: das ganze Gewicht der Begebenheiten werde nun auf Preußen fallen; wenn die

*) Lucchesini, Ursachen und Wirkungen des Rheinbundes II. 183.

**) S. Haugwitz, Fragment des mémoires inédits S. 49.

Franzosen über die Russen siegten, gebe es keinen König von Preußen mehr. Ein Schreiben, das er dem preußischen Abgesandten bei dessen Abreise (8. Dec.) mitgab, schlug denselben vornehm zurechtweisenden und warnenden Ton an. „Die Zukunft wird zeigen, ob E. M. den bessern und wirksamern Weg eingeschlagen hat. Sie waren im Stande, mit einigen Opfern Alles ins Reine zu bringen, Sie haben nach dem Würfelbecher gegriffen, die Würfel werden nun entscheiden."

Seine Heere standen damals an der Warthe und näherten sich der Weichsel; mit den erbeuteten Waffen und Pferden waren die Lücken gedeckt, die Truppen besser equipirt, durch ungeheure Requisitionen alle Hülfsmittel vorbereitet, deren man für den neuen Feldzug bedurfte, ein Gürtel von Festungen, die man besser zu nützen verstand als der alte Besitzer, deckte den Rücken, für Magazine, Hospitäler und Depots jeder Art war mit gewohnter Meisterschaft gesorgt. In Polen aber war der Aufstand in vollem Zuge. Die kleinen preußischen Truppenabtheilungen waren dort überfallen und abgeschnitten, die königlichen Cassen weggenommen, ein Insurrectionsheer im Werden und eine national-polnische Behörde an der Spitze der Regierung. Am 16. Nov. war die kleine Feste Lenczyk weggenommen worden; drei Tage später wurde Czenstochau mit ansehnlichen Vorräthen den Polen überliefert.

Doch waren das nur Vorspiele des denkwürdigen polnischen Feldzuges, der jetzt bevorstand.

Indessen war in den leitenden Regionen der preußischen Politik eine bemerkenswerthe Veränderung eingetreten, zwar zu spät, um die Katastrophe dieses Jahres zu hindern, aber immer noch früh genug, um wenigstens die äußerste Schmach von Preußen abzuwehren. Haugwitz hatte seine Entlassung erhalten.

In den letzten Wochen, bevor man sich ermannte und den Charlottenburger Vertrag verwarf, hatte die Niedergeschlagenheit in der Umgebung des Königs den äußersten Grad erreicht. Es war ein erschütternder Schlag auf den andern gefolgt und nirgends zeigte sich eine Aussicht der Rettung. Von Wien kam kein tröstendes Wort, von Petersburg war man seit dem 20. Oct. ohne alle Nachricht, man konnte sich nicht einmal vorstellen, welchen Eindruck dort die Katastrophe des preußischen Heeres machen werde. Drum sah man in dieser hoffnungslosen Situation die Wittenberger Bedingungen wie ein Nothbret im Schiffbruch an und Lucchesini erhielt mit Zastrow die Vollmacht, selbst das Aeußerste, den Eintritt Preußens in den Rheinbund zu unterzeichnen.

Die Stimmung hatte sich seit Mitte November etwas gehoben, vielleicht weil das Trügerische und Haltlose der Bonaparteschen Friedensanträge sich immer handgreiflicher herausstellte, vielleicht auch weil um diese Zeit die er-

sehnten Nachrichten aus Petersburg kamen, wonach der Czar seine unwandelbare Freundschaft aufs Neue betheuerte und durch das Unglück der preußischen Waffen eher zu größerer Thätigkeit angespornt, als entmuthigt schien. Die Partei des Widerstandes faßte wieder Muth; die größte Gefahr einer muthlosen Unterwerfung unter die Napoleonischen Dictate war vorüber. Es galt am Hofe für wahrscheinlich, daß Haugwitz sofort seinen Rücktritt nehmen werde, sobald statt des Friedens mit Frankreich der Krieg im Bunde mit Rußland gewählt würde*).

Am 21. Novbr. war zu Osterode die Entscheidung gefallen; der König hatte das Charlottenburger Abkommen verworfen und damit den ersten entscheidenden Schritt gethan, sich von den Personen und der Politik loszumachen, die Preußen zum Abgrund geführt hatten. Haugwitz verlangte jetzt seinen Abschied. Die patriotischen Männer schöpften neue Zuversicht, zumal es an Zeugnissen besserer Gesinnung, als sie zu Küstrin, Magdeburg und Prenzlau sich bethätigt, nicht mehr fehlte. Aus Pommern fand sich eine große Anzahl der Conscribirten jenseits der Weichsel ein, die Aufforderung der Franzosen an den Gouverneur von Colberg, sich zu ergeben, ward vom Oberst Loucadou kalt abgelehnt, in Graudenz hatte der greise General Courbière das gleiche Ansinnen mit soldatischem Stolze zurückgewiesen, in Thorn war die dreiste Drohung der Franzosen, man werde im Falle längerer Vertheidigung die strengsten Strafen verhängen, von Lestocq entsprechend erwiedert worden. Aus Schlesien kamen Abgesandte, welche erklärten, daß die Provinz zu jeglichem Opfer bereit sei.

Es kam nun Alles darauf an, daß diese Regungen edleren Eifers richtig benutzt, der faule Stoff gründlich ausgetrieben und allen Besseren im Volke selbst wie den Verbündeten draußen eine klare Bürgschaft geleistet ward, daß man entschlossen sei, den Kampf für die Existenz und die Ehre des Staates aufs Aeußerste zu treiben. Die Ernennung des Nachfolgers von Haugwitz hatte darum eine weitreichende Bedeutung; sie war das Programm einer neuen Politik in Preußen.

Es war im Kreise der Patrioten und Franzosenhasser nur eine Meinung darüber, daß der Freiherr vom Stein der einzige Mann sei, der die Einsicht und den Willen besitze, zu helfen. Auch der König schien zu ihm das meiste Vertrauen zu hegen, denn er ließ ihm am 20. Novbr. durch Köckeritz und Beyme das Ministerium des Auswärtigen anbieten. Der Rücktritt von Haugwitz war also beschlossen, freilich unter dem Vorwande seiner leidenden Gesundheit und, wie es schien, nur vorübergehend, denn die Leute von der französischen Partei hatten nichts unterlassen, dem König die unbedingte Entfernung des Ministers als eine Nachgiebigkeit gegen die Umstände darzustellen, die dem monarchischen Ansehen schädlich sei.

---

*) Schladen, Tagebuch S. 51. 52.

Stein zeigte keine Neigung, seine Stellung mit einem ihm neuen und ungewohnten Berufskreise zu vertauschen; er schlug den General Golz oder den Gesandten gleichen Namens vor, da beide mit den russischen Verhältnissen wohl vertraut seien. Die Antwort war die wiederholte Aufforderung (29. Nov.) des Königs, das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten zu übernehmen, und zwar nur interimistisch, da Graf Haugwitz genöthigt sei, sich „eine Zeit lang den Geschäften ganz zu entziehen." Der König hoffte, mit dieser nur provisorischen Uebertragung Steins Bedenken zu überwinden. Allein Stein lehnte abermals ab und schlug Hardenberg vor, der damals in tiefster Stille und Zurückgezogenheit zu Königsberg lebte. Zugleich hielt er den Augenblick jetzt für gekommen, die verderbliche Organisation der Cabinetsregierung zu beseitigen. Durch sie waren Menschen wie Lombard mächtig geworden, mit ihrer Hülfe hatte Haugwitz sich behauptet, den Einfluß der tüchtigeren Collegen im Ministerium aufgehoben und den Monarchen selbst durch eine unwürdige Schreiberclique von seinen verantwortlichen Rathgebern abgesperrt. Gegen diese Einrichtung hatte Stein vor der Katastrophe nachdrücklich, wenn auch erfolglos, gekämpft*); vielleicht gelang es jetzt besser, nachdem Haugwitz und der eine Lombard entfernt, aber freilich noch Beyme, der jüngere Lombard und einige andere Reliquien der Haugwitzschen Zeit übrig geblieben waren. Stein richtete eine Denkschrift an den König, worin die Abschaffung der Cabinetsregierung beantragt und die Vereinigung sämmtlicher Minister in einem Staatsrathe vorgeschlagen war. Nur auf diesem Wege, versicherte er, könne der einzelne Minister gegenüber dem König das nöthige Gewicht im Verhältniß zu den Untergebenen Ansehen, und das Ganze der Geschäfte wieder Einheit und Kraft erlangen. Dadurch würde das Vertrauen der Bundesgenossen befestigt, der Muth unterdrückter Nationen gestärkt, die abgerissenen Provinzen zum Entschluß gefahrvoller Anstrengung aufgerichtet und in den behaupteten dem Geiste trüber Hoffnungslosigkeit gewehrt werden, welcher allem edlen und guten Willen und jeder Anstrengung feind sei.

Dem König war dies sehr peinlich; einerseits hing er zäh an der hergebrachten Einrichtung und war nur zu leicht versucht, in der vorgeschlagenen Reform eine Beschränkung der eigenen Autorität zu sehen; auf der andern Seite war der Zustand, wie er war, unhaltbar, denn thatsächlich war nun Cabinetsrath Beyme der einflußreichste Mann am Hofe, er leitete, seit Haugwitz abgereist war, die auswärtige Politik. Der anwesende russische Gesandte, Baron Krüdener, verbarg denn auch nicht, wie unangenehm er von diesem Interim berührt sei; er schien selbst den Abgang von Haugwitz jetzt zu bedauern. Gleichwohl konnte sich der König nicht entschließen, das Cabinets-

---

*) S. oben Band II. S. 703. 704. Die Actenstücke über Steins jetzige Verhältnisse bei Pertz I. 359—396. Vgl. Schladens Tagebuch S. 55 f. 62 ff.

regiment und seine Träger fallen zu lassen; es wurde noch einmal ein Mittelding versucht. Am 7. December wurde General Rüchel zum Generalgouverneur von Preußen mit unbeschränkter Vollmacht ernannt und durch Beyme ein Plan entworfen, wonach die drei wichtigsten Minister in einer Conferenz vereinigt würden, daneben jedoch das Cabinet beibehalten werden sollte. Es war Stein nicht schwer, den Widerspruch nachzuweisen, der darin lag: „einen Staatsrath zu errichten und neben demselben die Cabinetsregierung als beigeordnete, im Grunde aber rivalisirende und nach Wiedererlangung ihrer vorigen Macht strebende Gewalt bestehen zu lassen.“ Im Einverständniß mit Rüchel und Hardenberg arbeitete er die Grundzüge einer Organisation aus, wonach das Cabinet ganz verschwinden und ein Ministerium an die Stelle treten sollte, das dem König stets berathend zur Seite stand und die ganze Verantwortlichkeit der Geschäfte trug. Schon um das Vertrauen des Auslandes zur preußischen Politik wieder zu beleben und die Zuversicht des Volkes selbst auf ein entschiedenes Verlassen der Haugwitz-Lombardschen Bahnen zu erwecken, schien das dringend nöthig. Stein war mit Hardenberg darüber einig, daß ohne eine aufrichtige Annahme dieser neuen Organisation, ohne die förmliche Entlassung von Haugwitz und Lombard und wo möglich auch von Beyme eine Besserung nicht erzielt werden könne; zudem machte Stein seine eigene Theilnahme an dem so umgestalteten Ministerium von dem Eintritt Hardenbergs abhängig, dessen Kenntnisse und Erfahrung ihn auf einem noch ungewohnten Felde unterstützen sollte.

Der König nahm das mit unverhohlenem Mißvergnügen auf. Er schien in den Bedingungen, die Stein machte, eine Herabsetzung seiner königlichen Autorität zu erblicken und äußerte sich unwillig über das Mißtrauen, das man gegen die Fortdauer des Cabinets in einem Augenblick hege, wo er doch eine neue Einrichtung des Ministeriums schaffen wolle. „Hält man mich für eine Schlafmütze, sagte er, daß, wenn ich mich aus Ueberzeugung zu etwas entschließe, ich mich bestimmen lassen würde, mein eigenes Werk zu vernichten?“ Auch war er nicht geneigt, Hardenberg wieder anzustellen, der seit seinem Rücktritt im Frühjahr in offener Feindschaft mit Beyme stand. Beyme selbst klammerte sich aber mit aller Zähigkeit an seinen Platz und schlug jetzt, um sich zu behaupten, dem König — den General Zastrow als Leiter der auswärtigen Politik vor, denselben Zastrow, der eben mit Lucchesini die Charlottenburger Convention unterzeichnet, bei dem es politischer Glaubenssatz war, nur durch Hingebung an Napoleon könne Preußen gerettet werden! Ein solcher Mann, zudem ein Neuling in diesen Geschäften, mußte natürlich bei dem Cabinetsrath Stütze und Rath suchen; Beyme's Macht war dann gesichert. Es bedurfte fürwahr keines stärkeren Beweises, um Steins Mißtrauen in die halben Maßregeln und seinen Widerwillen gegen den letzten Rest des alten Cabinets vollständig zu rechtfertigen.

Am 19. December erfolgte ein königlicher Befehl, wonach Rüchel, Stein und Zastrow, der erstere für das Militärwesen, der zweite für Inneres und Finanzen, der dritte als Leiter der äußeren Politik, den neuen Ministerrath bilden und Beyme dessen Berathungen als Protokollführer beiwohnen sollte. Stein sah darin nur in einer andern Umkleidung das alte Wesen erhalten und lehnte für sich den Eintritt ab; Rüchel war mit dieser Auffassung im Wesentlichen einverstanden, nur Zastrow nahm die ihm übertragene Stelle unbedenklich an.

Friedrich Wilhelm III. war seit neun Jahren zu sehr gewohnt gewesen, daß seine Rathgeber auf die Stelle und nicht auf Grundsätze den Hauptnachdruck legten, als daß er sich in die Anschauung eines unabhängigen und charakterfesten Mannes wie Stein hätte versetzen können. Daß man eben jetzt solcher Männer bedürfe, nachdem der alte Mechanismus geistlosen Befehlens und Gehorchens so schmählich Bankerott gemacht, war dem König noch nicht deutlich geworden. Sonst hätte er nicht den wunderlichen Gedanken haben können, Stein wider Willen gleichsam zum Minister zu pressen. Wie wenn Alles in bester Ordnung wäre, wurden auch nach seiner Ablehnung Weisungen an ihn gegeben (30. Dec.) und als Stein auf seine Erklärung verwies, wurden sie wiederholt. Seine standhafte Weigerung, zu einem Werke mitzuwirken, das er für fruchtlos und zweckwidrig ansah, wurde vom König als Trotz und Ungehorsam angesehen. Sichtbar erbittert, schrieb er am 3. Januar 1807 an den Minister eine Cabinetsordre, deren Inhalt so kränkend für Stein war, wie ihre Form. „Mit großem Leidwesen habe ich ersehen müssen, daß ich mich leider nicht in Ihnen geirrt habe, sondern daß Sie vielmehr als ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handelt". — — „Da Sie vorgeben, ein wahrheitsliebender Mann zu sein, so habe ich Ihnen auf gut Deutsch meine Meinung gesagt, indem ich noch hinzufügen muß, daß, wenn Sie nicht ihr respectwidriges und unanständiges Betragen zu ändern Willens sind, der Staat keine große Rechnung auf Ihre ferneren Dienste machen kann."

Stein bat sofort um seinen Abschied; er ward ihm lakonisch in zwei Zeilen ertheilt (4. Januar). Offenbar hatte die Katastrophe vom 14. October mit allen ihren erschütternden Folgen noch nicht hingereicht, den Abgrund aufzudecken, an welchem der Staat angelangt war; der Zauber des alten Wesens war am Hofe noch nicht gebrochen; man glaubte dort neuer Formen und neuer Männer nicht zu bedürfen, da man ja der russischen Hülfe sicher war. Es dauerte freilich nur wenige Monate und auch diese Illusion war auf das bitterste zerstört; dem jetzt in Ungnade entlassenen Staatsmanne ward dann die schmerzliche Genugthuung, zurückgerufen zu werden,

um auf den Trümmern der alten preußischen Monarchie Retter und Wiederhersteller einer neuen zu sein.

Der nächste Eindruck von Steins Entlassung war schlimm genug. Die auswärtigen Verbündeten waren lau und mißtrauisch; es wurde den Erzählungen gern geglaubt, daß der neue Minister des Auswärtigen fortwährend bemüht sei, heimlich mit Napoleon anzuknüpfen*). Die russische wie die britische Diplomatie war noch schwieriger als zuvor. Aber auch im Innern hatte Steins Ungnade eine lähmende Wirkung. Alle eifrigen und patriotischen Männer waren tief entmuthigt; ihre Hoffnung, die herrschende Stumpfheit und Apathie durch den frischen Impuls, den Stein der Regierung geben konnte, überwunden zu sehen, war vereitelt, die träge Stagnation und der grundsatzlose Kleinmuth hatten das Feld behauptet.

Die preußische Heeresmacht war jetzt, beim Beginn des Winterfeldzuges, nur noch in Trümmern vorhanden; für sich allein konnte sie dem Feinde nicht mehr widerstehen. Was jenseits der Weichsel übrig war, stützte sich allein auf Danzig und Graudenz; der Widerstand um Colberg und der in Schlesien konnte eine größere Bedeutung nur dann gewinnen, wenn dort eine britische Landung, hier die Theilnahme Oesterreichs erfolgte. Die von der Katastrophe in Thüringen unberührten Reserven, die am rechten Ufer der Weichsel standen, beliefen sich kaum auf 25,000 Mann. Die Einberufung der Cantonisten hatte nur wenig Erfolg; in manchen Landestheilen, wie im ehemaligen Polen, war gar nichts davon zu erwarten. Von den zwischen der Elbe und Oder gefangenen und zersprengten Corps suchten wohl einzelne Reste über die Weichsel zu kommen (vom Regiment Blücher führten z. B. drei tapfere Wachtmeister eine geschlossene Colonne von dreihundert Mann bis nach Preußen), aber solch muthige Beispiele blieben doch selten. Ergiebiger war die Berufung der ausgedienten Soldaten, allein es fehlte an Officieren, an Waffen, an Bekleidung und der Feind drang zu rasch vor, als daß die Reorganisation hätte ungestört vor sich gehen können.

So war Preußen in dem weiteren Kampfe wesentlich auf fremde Hülfe angewiesen, und zwar kam es, bei Englands sichtbarer Unentschlossenheit, bei Schwedens Schwäche, vorzugsweise auf die Unterstützung Oesterreichs und Rußlands an.

Oesterreichs Stimmungen waren lebhafter als je gegen Bonaparte aufgeregt, und der ganzen inneren Politik seit dem Presburger Frieden lag der Gedanke des Widerstandes gegen ihn zu Grunde, aber es blieb darum doch zweifelhaft, ob man sich zum raschen, kraftvollen Eintritt in die Coalition entschließen werde. Ein erklärliches Mißtrauen gegen die Standhaftigkeit

---

*) Schladen S. 101. 105.

Preußens, die geringe Sympathie für Rußland und das eigne unentschlossene Schwanken, welches die Wiener Politik jener Tage charakterisirt, das Alles wirkte zusammen, daß Oesterreich das Schwert in der Scheide behielt und der Katastrophe des preußischen Staates unthätig zusah, wie ein Jahr zuvor Preußen die Zertrümmerung der österreichischen Macht ruhig hatte geschehen lassen. Das Verdienst der österreichischen Staatsmänner beschränkte sich darauf, daß sie wenigstens den Verlockungen Napoleons standhaft widerstanden.

Napoleon hatte schon in Würzburg in den ersten Tagen des Octobers bei dem Großherzog, dem Bruder des Kaisers Franz, den Gedanken einer engeren Verbindung beider Kaiserstaaten hingeworfen und in einer Note an das Wiener Cabinet das gleiche Thema angeregt. Einige Wochen später, nach dem Schlage von Jena und Auerstädt, ließ er durch seinen Gesandten in Wien den Vorschlag einer Allianz dringender erneuern; Preußen ward jetzt als Beute für Oesterreich, die Abwehr der russischen Pläne gegen die Pforte als ein gemeinsames österreichisch-französisches Interesse bezeichnet.*)

Doch wollten diese Künste bei dem Wiener Cabinet nicht verfangen; es fuhr fort zu rüsten und eine Truppenaufstellung in Böhmen vorzubereiten. Im Grolle darüber berief Napoleon seinen Gesandten, einen Diplomaten vom altfranzösischen Adel, ab und ersetzte ihn durch einen seiner Generale, Andréossy, der gleich bei der feierlichen Empfangsaudienz den Ton übermüthigen Selbstvertrauens anschlug, womit sein Kaiser die Schwankenden und Schwachen einzuschüchtern gewohnt war. Aber ohne Sorge über Oesterreichs Stellung in seiner rechten Flanke war Napoleon doch nicht, zumal seit sich der Krieg bis an die Weichsel und weiterhin ausspann. Auch konnte er sich nicht verhehlen, daß durch den polnischen Aufstand Oesterreich ein sehr begründeter Anlaß der Beschwerde gegeben war; Galizien konnte davon ergriffen und Oesterreich um seiner Selbstvertheidigung willen genöthigt werden, zu den Waffen zu greifen. Das Drohen und Trotzen konnte hier nichts bessern; er entschloß sich daher den Versuch eines Bündnisses eindringlicher zu erneuern. In einer Weisung, die er am 1. December an Andréossy schickte, war der Aufstand in Polen als ein Ereigniß dargestellt, dem er nicht habe gebieten können, und dem Wiener Cabinet wurde als lockende Beute ein Stück von Preußen hingehalten. „Wenn Oesterreich die Schwierigkeit fühlt, Galizien inmitten dieser Bewegungen zu behaupten, und als Entschädigung einen Theil von Schlesien annehmen will, so können Sie darüber in Unterhandlungen eintreten. Mein Benehmen kann nicht friedfertiger sein. Will Oesterreich Galizien behalten, ich mische mich in Nichts; will es geheim, will es öffentlich unterhandeln, ich bin bereit zu thun, was es wünscht."

*) S. Bignon VI. 86. Lefebvre III. 5.

So weit waren die Erfahrungen der jüngsten Zeit doch fruchtbar geworden, daß in Oesterreich auch nicht einmal die Versuchung erwachte, sich durch solch ein Danaergeschenk seine natürlichen Verbindungen zu zerstören und sich völlig in Napoleons Gewalt zu begeben. Der alte Haß gegen den Rivalen fing in der Noth der Zeit an, einer höheren Auffassung zu weichen; nur konnte man sich noch nicht zu dem kühnen Entschlusse einer raschen That ermannen. Preußens unsichere Haltung, die Entfernung der russischen Armee und dazu die Ungewißheit, wie sich Rußland nach der Katastrophe vom October verhalten werde, mußten allerdings zur Vorsicht stimmen. Nachdem der Entschluß, die Charlottenburger Bedingungen abzulehnen, gefaßt war, erging ein dringendes Ersuchen um Hülfe nach Wien, dem ein Schreiben Friedrich Wilhelms an Kaiser Franz (22. Nov.) persönlichen Nachdruck gab. Noch ehe diese Botschaft ankam, hatte der Gesandte in Wien eine Unterredung mit dem Kaiser. Ich halte es für meine Pflicht, äußerte dieser, Euch nicht mit falschen Hoffnungen hinzuhalten und will ganz offen reden. Unsere Verluste im Kriege und die Zerstörung unserer Hülfsmittel legen mir die Pflicht auf, mich ruhig zu halten. Doch gab der preußische Diplomat die Hoffnung des Gelingens noch nicht auf; wenigstens glaubte er zu bemerken, daß seine Andeutung, nach Preußens Fall werde auch Oesterreichs Lage hülflos sein, auf den Kaiser Eindruck machte.

Aber über die Russen war man in Wien nicht außer Sorge; ihr Einmarsch in die Moldau machte dort einen peinlichen Eindruck und unterstützte die Politik des Abwartens. Auch über die Stärke ihrer Streitkräfte hegte man Zweifel und vertraute ihrer Ausdauer im Kriege keineswegs unbedingt. Dies letzte Bedenken zwar überwand die Ankunft Pozzo di Borgos, allein so sehr sich der rührige Corse bemühte, im Einklang mit der britischen und preußischen Diplomatie eine Entscheidung herbeizuführen, das Wiener Cabinet verharrte in seiner zuwartenden Stellung. Es verwies auf die Unzulänglichkeit sowohl der eigenen Rüstungen, als der russischen Streitkräfte und verhehlte auch sein Mißvergnügen nicht über Rußlands Vorgehen gegen die Pforte. Daneben fiel freilich die Andeutung, daß, wenn Rußland eine Stärke von 300,000 Mann ins Feld stelle, man bereit sei, zu den Waffen zu greifen. In den letzten Tagen des Jahres ward darüber verhandelt, aber ohne Ergebniß; es wurden immer neue Bedenken wach, immer neue Gründe für die Politik des Zuwartens aufgefunden. Die Hoffnungen der britisch-russischen Diplomatie wurden nicht völlig niedergeschlagen, aber auch keine feste Zusage für eine rasche Action eingegangen *). Die Thätigkeit Napoleons war wohl nicht ohne Einfluß auf diesen Gang der Dinge. Um Oesterreich in guter

*) S. Adair, historical memoir of a mission to the court of Vienna S. 152. 156 f. 160—165. 177. Außerdem Finkensteins Depeschen vom 23. Nov. und 12. Dec.

Stimmung zu erhalten, ließ er (Ende Januar) ausdrücklich erklären, daß der Aufstand in Polen nichts als ein Kriegsmittel gegen Rußland ohne politische Hintergedanken sei, und gab auch durch seine Haltung gegen die Polen eine gewisse Bürgschaft, daß es ihm nicht allzusehr Ernst war, die dort angeregten Hoffnungen zu erfüllen. Das unselige Beginnen Rußlands, im Augenblick eines Krieges mit Frankreich zugleich mit der Pforte Händel zu suchen, war ohnedies ein ergiebiger Anlaß für Napoleon, das Mißtrauen Oesterreichs gegen die moskowitische Invasion an der untern Donau fortwährend wach zu erhalten. So war im Augenblick, wo der Winterfeldzug von 1806—7 begann, über Oesterreichs Stellung nichts entschieden; gewiß war nur, daß es sich an Napoleon nicht anschließen werde; wie weit es seinen Sympathien für die Coalition Nachdruck zu geben entschlossen war, hing wahrscheinlich von dem Gange des weiteren Krieges ab.

Es blieb also für Preußen für jetzt nur die Hülfe von Rußland. Der Czar hatte gleich auf die erste verworrene Kunde von der Niederlage seine Unterstützung von Neuem verheißen. „Doppelt an E. M. gebunden, schrieb er, als Verbündeter und durch die Bande zärtlichster Freundschaft, giebt es für mich kein Opfer und keine Anstrengung, die ich nicht zu bewähren bereit wäre. Bei dem glücklichen Einverständniß, das stets unter uns bestanden hat, schmeichle ich mir, daß E. M. mir die Gerechtigkeit wird widerfahren lassen, niemals an der Unwandelbarkeit meiner Grundsätze und Gefühle zu zweifeln".*) Bei Friedrich Wilhelm III. hatte dies mit den Ausschlag gegeben, die letzten Unterhandlungen mit Napoleon abzubrechen; er betheuerte dem Czaren, unwandelbar zu ihm zu stehen und mit den letzten Hülfsquellen den Kampf bis zum Aeußersten zu führen. „Meine Interessen, schrieb er an seinen Gesandten in Wien, sind fortan unwandelbar mit denen Rußlands verknüpft; ich habe gegen den Kaiser Alexander die heilige Verpflichtung übernommen, die Waffen nur mit seiner Zustimmung niederzulegen. Ich nehme ohne Bedenken die gleiche Verpflichtung gegen Oesterreich, wenn dieses, wie ich hoffe, darin einen Beweggrund mehr findet, fortan gemeinsam zu handeln". Bei der Persönlichkeit Friedrich Wilhelms III. war darauf zu zählen, daß er dieser Verheißung treu bleiben werde; am wirksamsten war es freilich, wenn er durch die Wahl seiner Rathgeber zugleich die Bürgschaft gab, daß an eine Umkehr nicht mehr zu denken sei. Der Name Zastrow war aber nicht dazu angethan, solch eine Garantie zu geben.

---

*) Aehnlich klangen auch die Aeußerungen gegen Goltz und weitere Schreiben des Czaren vom 30. Oct. und 16. Nov. In einem späteren Briefe (18. Nov.) bittet Alexander dringend: de ne pas désespérer de voir ses affaires reprendre une tournure plus favorable et de se rappeler toujours, que la guerre la plus désastreuse peut devenir moins fatale dans ses résultats qu'une paix dictée par l'ennemi le plus implacable.

Kaiser Alexander verwarf damals jede Unterhandlung mit Napoleon; nur in ausdauerndem Kampfe sah er die Rettung. Er hatte darum auch mit sichtbarem Verdruß die Leitung der Politik in Haugwitz' und Lucchesinis Hand gesehen; zum Theil auf sein Drängen war die Entlassung des Ersteren angenommen worden. Die neuen Rathgeber Friedrich Wilhelms III. traten dem Gedanken des Kampfes nicht entgegen, aber sie zweifelten, ob man hinreichende Mittel habe. Wenigstens erschien es ihnen dringend nöthig, sich mit England und Oesterreich zu verständigen, Dänemark zu gewinnen, sich mit der Pforte zu verständigen. Die Erklärungen, die Rußland darüber gab, waren nicht sehr tröstlich. Es stellte eine Aussöhnung mit den Türken in Aussicht, wenn dieselben „billige Genugthuung" gäben, es hoffte aber weder von Oesterreich noch von Dänemark rasche Hülfe, höchstens glaubte es sich von England Subsidien versprechen zu dürfen. Unter diesen Umständen kam Zastrow auf den Gedanken zurück, die Unterhandlung mit Napoleon nicht ganz abzubrechen. Beim Abschied in Posen hatte ihm der französische Kaiser drohend angekündigt: jetzt werde die ganze Schwere des Krieges auf Preußen fallen und wenn die Franzosen noch einen Sieg über die Russen erkämpften, werde es keinen König von Preußen mehr geben. Aber er zeigte sich doch zugleich bereit, eine gemeinsame Friedensverhandlung mit Rußland, England und Preußen anzuknüpfen, was er vorher verweigert hatte. Erwäge man nun, war Zastrows Meinung, die Verlassenheit, in der man sich befand, die geringe Aussicht auf rasche Hülfe, Napoleons Macht und unberechenbare Thätigkeit dazu, die polnische Insurrection, dann scheine es doch rathsam, auf solch ein Anerbieten einzugehen, natürlich ohne die Rüstungen zu versäumen und ohne die enge, unauflösbare Verbindung zwischen Rußland und Preußen irgendwie zu lockern. Es solle eine Unterhandlung sein mit den Waffen in der Hand. Um den Czaren dafür zu bestimmen, ward Krusemark an ihn geschickt, aber er richtete nichts aus. Alexander blieb dabei, daß nur der äußerste, rücksichtslose Widerstand die Lage bessern könne.*)

Vorerst freilich war Rußlands Hülfe noch fern und unfertig, seine Kräfte zudem durch den Conflict mit der Pforte zwischen der Donau und Weichsel getheilt. Die Armee, die Bennigsen jetzt nach Preußen führte, überstieg nicht 60,000 Mann; ein zweites Heer unter Buxhöwden, das noch weiter zurückstand, zählte 55,000. Die Truppen waren den Franzosen nicht an Gewandtheit, aber an zäh ausdauernder Tapferkeit gewachsen, die Führung freilich mangelhaft und die Verpflegung, Dank der eingewurzelten Corruption, so kläglich, daß die rohe Selbsthülfe, die das verbündete Land grauen-

*) Aus preußischen Actenstücken vom 25. Nov., 22. u. 31. Dec., wozu auch das précis der Unterredung Napoleons mit Zastrow gehört, und aus einer Depesche Budbergs d. d. 9. December.

voll verwüstete, zu einer Art von Nothwehr ward. Guten Willen für die preußische und deutsche Sache durfte man nicht viel erwarten. Als der Czar seine Bereitwilligkeit zu helfen betheuerte, war nur die erste Kunde von einer preußischen Niederlage nach Osten gedrungen; seitdem war Schlag auf Schlag gefolgt, die preußische Armee aufgelöst, die Festungen dem Feinde überliefert, die polnischen Gebiete im Aufstand, das Land bis zur Weichsel verloren, die Macht Preußens vorerst auf einen Rest von 25,000 Mann und auf den Raum von Thorn und Graudenz bis Königsberg eingeschränkt. Wir erinnern uns, wie verderblich im vorigen Jahre die Niederlage von Ulm auf das Einvernehmen der Verbündeten und auf die Beurtheilung der Oesterreicher gewirkt hatte; schwerlich wurde jetzt das größere Mißgeschick von Jena, Auerstädt, Prenzlau, Magdeburg u. s. w. milder angesehen. War es zu wundern, wenn der russische Hochmuth über die Preußen noch wegwerfender urtheilte, als über die Oesterreicher von Austerlitz? Mußte nicht die Lust an diesem Kriege gewaltig erschüttert werden durch die Hiobsposten, die von der Saale, der Elbe, der Weser, der Oder sich in überstürzender Eile zusammendrängten? Die Russen waren als Hülfsmacht ausgezogen, und jetzt war die Armee nicht mehr vorhanden, der sie helfen sollten. Auf sie selber fiel nun die ganze Wucht des Kampfes. Der Krieg gegen Frankreich, den sie im Innern von Deutschland zu führen dachten, war jetzt schon an die Weichsel vorgeschoben, bald drängte er vielleicht bis an die Grenzen Rußlands und auf das eigene Gebiet. Den Stockrussen erschien darum dieser Kampf wie eine Last, die man sobald wie möglich abschütteln müßte. Dieser Zwiespalt russischen und deutschen Interesses sollte sich gleich im ersten Augenblick enthüllen.

Der Vorschlag Preußens war, östlich von der Weichsel das Corps Bennigsens und den Rest der Preußen so zu concentriren, daß man entweder dem Feinde entgegengehen und ihn zurückwerfen, oder, wenn er zu überlegen sei, sich mit Buxhöwden vereinigen könne, um so wenigstens eine Stärke von 100,000 Mann zu erreichen. Bennigsen hielt es dagegen für den Hauptzweck, die russischen Grenzen zu decken; er faßte diese Aufgabe im engsten Sinn des Wortes und vereinigte daher gegen Mitte November seine Streitkräfte bei Pultusk. Die Preußen konnten sich natürlich nicht entschließen, dem Rückzug an die russische Grenze zu folgen; sie suchten wenigstens die letzte Provinz des preußischen Staates zu halten. Ihre Verbündeten hatten aber schon von Anfang an kein besonderes Vertrauen in den Erfolg; die Worte, die Buxhöwden noch Ende December an Bennigsen schrieb — „wir können nichts Besseres thun als zurückweichen, um Zeit zu gewinnen für unsere Combinationen“ — diese Worte sind bezeichnend für die Rathlosigkeit im russischen Lager. Damit war von vornherein die Sache halb verloren. Denn mit dem Rufe: „rückwärts an die russische Grenze“ durfte man niemals hoffen, England zu einer Landung im Norden, Oesterreich zu einer Diversion im Süden zu bestimmen.

So ward nichts als die Avantgarde des preußischen Corps unter General Lestocq, eine kleine tapfere, aber durch Desertionen der eingebornen Polen beträchtlich gelichtete Schaar, zur Deckung der Weichsel aufgestellt, indeß Napoleon alle disponibeln Kräfte, zunächst die Corps von Davoust, Lannes und Augereau, gegen den Strom in Bewegung setzte. Um Mitte November hatte die Vorhut von Lannes Bromberg erreicht, der Marschall sollte sich des Ueberganges von Thorn bemächtigen und Augereau an sich ziehen, während Davoust von Posen in der Richtung auf Gnesen aufbrach. Bei Thorn wurden die gleichen Künste versucht, die Stettin, Küstrin, Magdeburg u. s. w. zum Fall gebracht hatten. Am 18. Nov. erschien Lannes vor der Stadt, forderte sie unter Drohungen zur Uebergabe auf und erklärte, jeder Widerstand sei nutzlos. Ja, der tapfere Marschall verschmähte auch den plumpen Kniff nicht, den Savary bei Hameln mit Erfolg gebraucht; er betheuerte, Danzig sei gefallen, die Weichsel bei Plotzk schon überschritten, Warschau besetzt. In der allgemeinen Entmuthigung dieser Zeit war es eine seltene rühmliche Ausnahme, daß Lestocq, einer der wackersten Soldaten aus der Zeit des siebenjährigen Krieges, sich nicht bethören ließ. Die unwürdige Taktik der Franzosen, abwechselnd zu drohen und zu schmeicheln, bald eine Waffenruhe zuzusagen, bald im Widerspruch damit die Stadt zu beschießen, alle diese Künste, in denen nicht einmal die gewöhnlichsten Gesetze militärischer Loyalität beobachtet wurden, prallten an dem unerschrockenen Veteranen ab; es gelang den Feind vorerst nicht, die Weichsel zu überschreiten. Doch waren jetzt schon, der schwachen preußischen Bewachung gegenüber, etwa 70,000 Mann am linken Ufer des Stromes versammelt, deren Oberbefehl seit 20. November Murat übernahm; die andern Corps, Ney, Soult, Bernadotte und der Rest der Muratschen Reiterei, der den Zug nach Lübeck mitgemacht, waren im Anmarsch.

In den letzten Tagen des Novembers war Napoleon selber in Posen eingetroffen und vollendete dort seine Anstalten für den Winterfeldzug. Außer den Huldigungen der Polen nahm er hier auch die Unterwerfung einer Anzahl deutscher Fürsten entgegen. An der Spitze der Versöhnten und Amnestirten erschien Kursachsen. Jene lockende Ansprache, die Napoleon zu Jena an die sächsischen Officiere gerichtet, hatte nicht so rasch, wie er gehofft, zum Frieden geführt. In Dresden war man freilich geneigt dazu, zumal den gewinnenden Worten sehr bald die Drohung gefolgt war, das Land feindselig zu behandeln, aber bei Napoleon war durch aufgefangene Briefe Mißtrauen und Groll gegen Sachsen neu geweckt worden. Der Kurfürst eilte selbst nach Berlin; es bedurfte jedoch der Vermittelung Gagerns und manches mühevollen, kostspieligen Schrittes, bis sich die Mienen der Sieger wieder anfingen aufzuheitern. Der Kurfürst war so dankbar dafür, daß er gegen Gagern äußerte: „Zweimal stand es in der Hand dieses mächtigen Mannes, mich zu verderben, und er that es nicht. Dessen werde ich immer-

bar eingedenk sein"*). Jetzt zu Posen ward am 11. Dec. der Friedensvertrag abgeschlossen, durch den Kursachsen den Königstitel annahm, dem Rheinbunde mit einem Contingent von 20,000 Mann beitrat und auch zu dem gegenwärtigen Kriege ein Hülfscorps von 6000 Mann stellte. Für ein Stück Land, das es in Thüringen abtreten sollte, ward ihm der Cottbuser Kreis auf Kosten Preußens zugesagt; außerdem sollten in Sachsen beide Religionen, die katholische wie die lutherische, in bürgerlichen und politischen Rechten vollkommen gleichgestellt sein; eine Bestimmung, die dem Kurfürsten ohne Zweifel das neue Bundesverhältniß noch werther machte.

Wenige Tage später schlossen Weimar, Gotha, Meiningen, Hildburghausen, Coburg einen ähnlichen Vertrag (15. Dec.); sie traten dem Rheinbunde bei und versprachen, im Kriegsfalle ein Contingent von 2800 Mann zu stellen. Den Gesandten wurde von Duroc der Vertrag einfach vorgelegt und nach sehr kurzer Verhandlung angenommen; für Coburg, wo der Herzog in diesen Tagen starb, während der Erbprinz im preußischen Lager war, unterzeichnete auf eigene Faust der Weimarische Bevollmächtigte. Sachsen-Weimar mußte die preußische Gesinnung seines Herzogs mit harten Requisitionen und einer Kriegssteuer von 2,200,000 Franken büßen und auch die Unterzeichnung des Bundesvertrages milderte das drückende Loos nicht. Der Herzog verbarg zu wenig, wie peinlich es ihm war, bei Napoleon persönlich zur Huldigung zu erscheinen, und doch legte man gerade auf sein Kommen großen Werth, vielleicht weil die geheime Absicht war, ihn als Vermittler für Unterhandlungen mit Rußland zu gebrauchen**).

Der Aufenthalt in Posen wurde zugleich meisterhaft benutzt, große Depots und Magazine anzulegen, das Land zu recognosciren, überhaupt allen den Schwierigkeiten nach Kräften zu begegnen, die ein Krieg in dünn bevölkerten, wenig cultivirten Gegenden im Gefolge mit sich führte. Wie stach gegen diese schöpferische Thätigkeit einer zugleich kühnen und umsichtigen Kriegführung das scheue, unentschlossene Thun des russischen Feldherrn ab! Ihm hatte, um die Einheit der Operationen zu fördern, der König von Preußen (26. Nov.) den Oberbefehl über die vereinigten Truppen gegeben; das preußische Contingent, bisher von Kalkreuth commandirt, ging nun an den Führer der Avantgarde, an Lestocq, über, während Kalkreuth seine Stelle als

---

*) Gagern, Antheil an der Politik I. 158—161.

**) S. F. v. Müller, Erinnerungen S. 70 f. 85 f. 89—97. 100. 108. 116. 129. Als Müller bei Daru insbesondere die Unerschwinglichkeit einer von der Stadt Jena verlangten großen Fleischlieferung vorstellte und hinzufügte, daß selbst die Professoren dort dem empfindlichsten Mangel ausgesetzt seien, erwiederte der Uebersetzer des Horaz: mais je ne vois pas du tout la nécessité, que ces messieurs mangent de la viande. Derselbe Daru benahm sich auch gegen Dohm so unartig, (S. Gronau S. 442 f.) daß selbst ein Franzose, dem er davon Mittheilung machte, ihm äußerte: Monsieur, je vous en prie pardon au nom du peuple français.

Gouverneur von Danzig antrat. In muthigem Widerstand beschäftigte das kleine Corps Wochen lang die nachdringenden französischen Marschälle und gab dadurch den Russen Zeit, sich zu sammeln und zu ordnen. Bennigsen weihte sein Commando damit ein, daß er das preußische Corps von der Weichsel zum Abmarsch commandirte, um weiter rückwärts eine Aufstellung zu nehmen; Lestocq suchte den Entschluß zu hindern, aber er mußte gehorchen. Die Franzosen beeilten sich, die nun freigewordenen Weichselübergänge zu besetzen; in den ersten Tagen des Decembers überschritten Davoust und Lannes den Strom, Ney zog nun ohne Widerstand in Thorn ein.

Der Rückzug der Preußen hatte kaum begonnen, als man im russischen Lager die Meinung änderte und nun den Befehl ertheilte, das freiwillig aufgegebene Thorn wieder zu nehmen. Die neue Anordnung führte nur zu zwecklosen Hin- und Hermärschen; der Feind trat schon jetzt auf dem rechten Ufer der Weichsel in voller Ueberlegenheit auf. Man mußte sich hinter die Wkra und den Narew zurückziehen, indeß auch hier der Feind schon nachdrängte. Zwischen Angriff und Rückzug hin- und herschwankend nahm der russische Feldherr lauter halbe Maßregeln, deren Wirkung so verderblich war, wie der verwegenste Angriff. Das Hin- und Hermarschiren in grundlosen Wegen, das Bivouakiren im Freien ohne Lebensmittel rieb die Truppen nicht weniger auf, als ein angestrengter Kampf. Endlich nahmen sie (18. Dec.) ihre Aufstellung um Pultusk; so näherte man sich der zweiten Armee unter Buxhöwden, von der einzelne Divisionen schon bis Ostrolenka vorgeschoben waren. Von den feindlichen Streitkräften hatten jetzt auch Augereau, Soult und Bernadotte die Weichsel überschritten.

Die obere Leitung bei den Russen war indessen vorerst eher schlimmer, als besser geworden. Bennigsen besaß militärisches Talent und Kriegserfahrung, aber er war als Deutscher im Heere nicht populär und als einer der Mörder Kaiser Pauls auch bei Hofe ohne Zweifel mehr mit Furcht und Scheu als mit Zuneigung und Vertrauen angesehen. Der eigentliche Zweck dieses Krieges war ihm fremd; Glanz und Ehren zu erringen und sich mit allen Mitteln in seiner Stellung zu behaupten, war ihm das höchste Ziel. An sich nicht besonders verträglich, zeigte er einen angeborenen Hang zur Intrigue, den die russische Atmosphäre natürlich nur noch mehr ausgebildet. Bei Buxhöwdens Ankunft fürchtete er diesem älteren General untergeordnet zu werden und manche seiner Bewegungen mochte sich eben nur aus dieser Besorgniß erklären. Indessen wollte der Kaiser keinem dieser beiden Ausländer die oberste Leitung geben, sondern berief den 76jährigen Feldmarschall Kaminskoi an die Spitze, einen Stockrussen, den Alter und ein schmerzliches körperliches Leiden offenbar unfähig machten, diese Stelle auszufüllen. Uebellaunig und kränkelnd kam er an (21. Nov.), erklärte schon nach zwei Tagen dem Kaiser, „er sei zu alt, könne nicht mehr sehen und fast nicht mehr reiten", und bat um seinen Abschied. Es läßt sich denken, daß Bennigsen

ihm seine Stellung nicht erleichterte, aber auch einem andern Manne wäre es kaum möglich geworden, mit dem verworrenen Alten sich zu vertragen. *)

Während dieser Verwirrung traf Napoleon Anstalt, die Russen weiter zurückzuwerfen, um seinem Heere ruhige Winterquartiere zu schaffen. Zunächst galt es, den Uebergang über die Wkra zu gewinnen; schon hatten die Franzosen, von den Russen nicht gehindert, eine nahe, dicht bewachsene Insel besetzt und mit Batterien versehen, unter deren Schutz der schmale Arm des Flusses zu passiren war. Alles, was die Russen vermochten, war, das rasche Vordringen des Feindes zu hindern, damit ihr eigner Rückzug möglichst ungestört geschehen konnte. In der Nähe von Czarnowo nahm es General Ostermann mit etwa 5000 Mann, die unter Hunger und Kälte litten, auf sich, dem überlegenen Feinde ein blutiges Nachtgefecht (23—24. Dec.) zu liefern, das dem Gros des Heeres ruhigen Rückzug verschaffte.

Unter den Preußen freilich machte dieser Anfang der russischen Kriegführung den peinlichsten Eindruck. Bennigsens Haltung ward von ihnen richtig durchschaut; er ist, schrieb Knesebeck über ihn, ein falscher Berichtschreiber, in dem keine Wahrheit ist; Gott bewahre uns vor seinen Siegen, mit dem dritten ist er vor Petersburg. Die Uneinigkeit der Feldherren, die Frechheit, der Ungehorsam und die Raubsucht der Soldaten, dazu die unverkennbare Neigung der moskowitischen Verbündeten, Preußen vollends dem Feinde preiszugeben, das Alles weckte im preußischen Lager die düstersten Sorgen und man war fast in Zweifel, wer schlimmer sei, der Feind oder der Alliirte? **)

Die Russen hatten sich unter unsäglichen Mühen auf Pultusk gezogen; in der Nähe von Golymin, Makow, Popowo war Buxhöwden aufgestellt. Während sie mit der Noth der Verpflegung und einem verworrenen, zwiespältigen Oberbefehl zu ringen hatten, entwarf Napoleon seinen Plan zum Angriff. Er wollte Pultusk, als wichtigsten Uebergangspunkt am Narew, wegnehmen, dann mit den Hauptkräften über Golymin nach Ostrolenka vordringen und durch die Trennung der russischen Streitkräfte ihre Vernichtung herbeiführen. Lannes sollte auf Pultusk losgehen und den Ort nehmen, Davoust mit einigen Reiterdivisionen dem Feinde über Strzegocin und Golymin folgen, Augereau bei Golymin ihm in die rechte Flanke fallen, Soult gegen Ciechanowo vorgehen, um die dort wahrscheinlich aufgestellten russischen Reserven über den Haufen zu werfen. Die Bewegungen gingen

*) Marwitz I. 211 ff. sucht (nach Knesebecks Mittheilungen) einer günstigeren Ansicht über K. Geltung zu verschaffen und ihn als ein Opfer Bennigsen'scher Cabalen hinzustellen; mochte der Letztere nicht ohne Schuld sein, so geht doch aus den authentischen Mittheilungen bei Höpfner III. 83. 84. 95 hervor, daß K. weder seiner körperlichen noch seiner geistigen Kräfte mehr Meister war. Damit stimmt auch Herzog Eugen von Württemberg überein, Memoiren I. S. 102 f. 129 f.

**) S. Schladens Tagebuch S. 81—85. 90. 93. Henckel v. Donnersmark, Erinnerungen S. 413 ff.

freilich nur sehr langsam von Statten; Thauwetter hatte die Wege ganz bodenlos gemacht und kaum gelang es mit größter Anstrengung, in tagelangem Marsch wenige Stunden zurückzulegen.

Der russische Oberfeldherr war auch jetzt für den Rückzug und wenn seine Weisungen an Bennigsen und Buxhöwden vollzogen wurden, so ging die Armee ungesäumt aufs russische Gebiet zurück. Diesmal war es Bennigsen, der diese verzweifelte Kriegführung bekämpfte. Er wollte sich schlagen, nicht weil er die Hoffnung gehabt hätte, mit Erfolg wieder die Offensive zu ergreifen und vorzudringen, sondern nur um etwas Frist zu gewinnen zum ungestörten Rückzug. Jetzt gleich unaufhaltsam zurückzuweichen, schien ihm den sicheren Verlust des Geschützes und des übrigen Materials, und damit die rasche Auflösung der Armee herbeizuführen. So vereinigte er seine Streitkräfte, etwa 40,000 Mann, bei Pultusk und ließ Buxhöwden ersuchen, daß er ihm als Rückhalt diene; ein Wunsch, der allerdings schwerlich erfüllt ward, da dieser General von Kaminskoi die dringende Weisung erhalten: heimzugehen, es sei doch Alles verloren.

Gegen die Aufstellung Bennigsens rückte Lannes mit etwa 20,000 Mann (26. Dec.) heran und sah sich mit Ueberraschung einem überlegenen Feinde gegenüber. Aber es war ihm befohlen, Pultusk zu nehmen; Grund genug für einen Napoleonischen Marschall, trotz der Stärke des Gegners und ohne Aussicht auf Verstärkung, frischweg anzugreifen. So begann um Pultusk ein hartnäckiger, mörderischer Kampf; die Russen waren im Vortheil der Zahl und Stellung, die Franzosen griffen hitzig an und erhielten auch durch eine Division von Davousts Corps eine erwünschte Unterstützung, aber es gelang ihnen nicht, einen irgendwie entscheidenden Erfolg zu erringen. Mit Erbitterung schlug man sich, bis die Nacht dem Kampf ein Ende machte; der französische Angriff war in seinem Zweck mißlungen, die Russen ruhten die Nacht hindurch in der von ihnen behaupteten Aufstellung und traten gegen Morgen den Rückzug an.

Am gleichen Tage, wo man sich bei Pultusk so hartnäckig schlug, war auch bei Golymin ein Kampf entbrannt, den die durch Entbehrung und Strapatzen schwer heimgesuchten Truppen mit Ehren bestanden. Fürst Galizin war eben nach dreizehnstündigem mühevollem Marsche am Morgen des 26. Dec. dort angelangt, als sich Abtheilungen von Murats Reiterei zeigten.

Dieselben wurden zwar geworfen, aber schon trafen die ersten Divisionen von Augereau's Armeecorps ein; auch von Davoust kam eine Unterstützung. Zum Glück traten diese Truppen nur allmälig ins Gefecht ein, so daß es den Russen möglich war, gegen die überlegene Macht Stand zu halten. Nach einem heißen, an einzelnen rühmlichen Episoden reichem Kampfe, der bis in die Nacht fortgesetzt ward, aber den Franzosen keinen entscheidenden Vortheil brachte, konnten die Russen ihren Rückzug unverfolgt fortsetzen. Hätten sie nur nicht ihre Tapferkeit durch unerhörte Gewaltthaten geschändet! Durch

Noth und Anstrengung vollends demoralisirt, begingen sie barbarische Excesse und Räubereien. Es kam so weit, daß die Einwohner auf den Knieen die Ankunft der Franzosen herbeiflehten!*)

Der Versuch, die Russen auf ihrem Rückzug so zu bedrängen, daß ihre Auflösung die Folge sein mußte, war also Napoleon mißlungen; mühevolle Märsche auf abscheulichen Wegen und hartnäckige Kämpfe, die viel Blut kosteten, ohne rechte Entscheidung, waren das einzige Ergebniß. Auch für die Franzosen war die Ruhe ein Bedürfniß und ein rastloses Vorwärtsdringen in die Wildnisse Polens nicht zu wagen. Bennigsen hatte am 29. December Ostrolenka erreicht und hielt dort Rasttag. Hier erschien denn auch wieder Kaminskoi und wollte sein wunderliches, verwirrtes Commando fortsetzen, aber die Generale weigerten ihm den Gehorsam. Sie vereinigten sich zu dem verständigen Entschlusse, den Rückzug mehr nach Preußen als nach der russischen Grenze hin zu richten und die Verbindung mit dem preußischen Corps wiederherzustellen. In den ersten Tagen des Januars 1807 begann der Marsch dahin. Kaminskoi hatte sich entfernt und von Petersburg erfolgte jetzt die Ernennung Bennigsens zum Oberbefehlshaber. Der Kampf bei Pultusk, den Bennigsen als einen großen Sieg zu schildern wußte, vielleicht auch der Vorwurf der Unordnungen, den man, wie es scheint, mit Unrecht Buxhöwden zur Last legte, war die Ursache, daß dieser ältere General übergangen ward. So erwünscht es war, daß endlich statt der Anarchie ein wirklicher Oberbefehl eintrat, für die preußische und deutsche Sache bot Bennigsen nicht die Bürgschaft, die Buxhöwden nach der Schilderung Aller, die ihm näher standen, gegeben hätte.

Die preußische Heeresabtheilung hatte unterdessen unter größten Entbehrungen hartnäckig gefochten gegen den Feind**), und es war ihr nur mit Mühe gelungen, ihre Verbindung mit den Russen zu erhalten. Zwei Gefechte, bei Biezun und Soldau (23. und 25. Dec.), waren trotz aller verzweifelten Tapferkeit nicht glücklich gewesen und das Corps mußte gegen Neidenburg zurückgehen. Hier kam die Nachricht von den Ereignissen an der Wkra und dem Narew, zugleich mit dem Befehle Kaminskoi's, den Rückzug

---

*) Höpfner III. 127.

**) „Aus einem Dorf oder einer Stadt hinausgeworfen und dann mit dem Bajonnet die Ortschaften wieder gewonnen und sich dort eingenistet, mußten wir uns, im wahren Sinne des Wortes, durch nächtliche Ueberfälle aus den Feldkesseln der ausgetriebenen Franzosen mit ernähren. Was sie bei Tage requirirt und beigeschleppt hatten, das nahmen wir ihnen durch Nachtgefechte, die sie nicht lieben, wieder ab, denn an ein geordnetes Verpflegungswesen war damals nicht zu denken. Jedes Regiment, Bataillon, Escadron, Batterie sorgte für sich, trieb sein aufgerafftes Vieh neben sich her, schlachtete nach Zeit und Gelegenheit und das noch Leben enthaltende, unabgekühlte Fleisch mit Schießpulver gesalzen, wurde sogleich abgekocht und verspeist." S. v. Schachtmeyer, die Schlacht bei Preußisch-Eylau, Berlin 1857. S. 12.

anzutreten. Lestocq zog sich daher hinter die preußischen Seen und vereinigte in den ersten Tagen des neuen Jahres seine Truppen bei Angerburg; dort, hoffte er, werde es ihm auch mit seinen schwachen Streitkräften gelingen, die Verbindung mit den Russen zu erhalten und die Hauptstadt Ostpreußens einigermaßen zu beschützen.

Napoleon war zunächst nicht geneigt, die Offensive fortzusetzen; er ließ seine Truppen im Anfang Januar die wohlverdienten Winterquartiere beziehen. Die Corps von Soult, Davoust, Lannes, Augereau, Bernadotte, Ney und Murat dehnten sich hinter der Linie von Pultusk, Chorzel und Neidenburg bis nach dem linken Ufer der Weichsel aus; das Hauptquartier des Kaisers mit seinen Garden war in Warschau. Mortier hatte den Befehl, Stralsund zu blokiren, in Schlesien war — durch das bairische Contingent verstärkt — eine Macht von etwa 30,000 Mann vereinigt; zu den polnischen Insurgenten, die auf mehr als 10,000 Mann angewachsen waren und denen die weitere Entwickelung des Aufstandes noch Zuwachs verhieß, sollten französische Truppen und das badische Contingent stoßen, um so ein neues Armeecorps unter Lefebvre bilden, dessen Aufgabe die Einschließung von Danzig und Colberg war. Was für Verstärkung der rückwärts liegenden Verbindungen, namentlich der Flußübergänge, für Verpflegung der Soldaten, überhaupt zur Bekämpfung der Schwierigkeiten eines Feldzuges auf diesem Terrain geschah, wird von den Männern des Faches als musterhaft angesehen. Im Ganzen vereinigte Napoleon an der Weichsel und auf dem preußisch-polnischen Kriegsschauplatze eine Stärke von 140,000 Mann; die Macht der Verbündeten wird von den besten Quellen auf 105,000 angegeben.

Da es Napoleon zunächst darum zu thun war, seinem Heere ungestörte Winterruhe zu sichern, so kam es ihm sehr unerwünscht, daß Ney in dem Augenblick, wo die Armee in ihre Quartiere zog, glaubte auf seine Faust einen Handstreich gegen Königsberg ausführen zu können (Mitte Januar). Aber ehe er noch Gefahr lief, mit der vereinigten Macht des Gegners zusammenzustoßen, erreichte ihn ein Befehl Napoleons, schleunigst wieder umzukehren. In der That hatte Bennigsen die Absicht gehabt, gegen den unvorsichtig vorgeschobenen linken Flügel der Franzosen einen energischen Streich zu führen, durch den er die Weichselniederung gewinnen, die freie Verbindung mit Danzig herstellen und Graudenz entsetzen konnte. Der Plan wird von Kennern gerühmt, nur war es etwas viel gefordert, mit diesen erschöpften und ausgehungerten Truppen etwas auszuführen, das die höchste Raschheit und Energie erforderte. Doch setzte sich der russische Feldherr, wohl gegen 80,000 Mann stark, in Bewegung, und war (18—19. Jan.) nur noch einen Tagemarsch von Ney's leichtsinnig vorgeschobenem Armeecorps entfernt, als dieser eben noch rechtzeitig, durch den kaiserlichen Befehl gewarnt, seinen Kopf aus der Schlinge zog. Auch Bernadotte suchte seine Divisionen zwischen Osterode und Preußisch-Holland enger zusammenzuziehen.

Bennigsen ging vorwärts; am 25. Januar näherte sich der Vortrab seines rechten Flügels Mohrungen, hatte dort einen heftigen Zusammenstoß mit dem Feinde, der, anfangs im Vortheil, durch die Diversion einer andern russischen Abtheilung gegen Mohrungen zum Rückzug gedrängt ward und bis gegen Liebemühl und Löbau zurückwich. Von der Stellung und Stärke des Feindes hatte der russische General keine Kenntniß, er besorgte, hier der ganzen feindlichen Armee entgegenzustehen. Statt durch rasches Nachdringen über den schwächeren Gegner einen entschiedenen Vortheil zu gewinnen, traf er zögernde und unentschlossene Maßregeln und nahm, in den letzten Tagen des Januars, zwischen Saalfeld und Guttstadt eine weitläufige Stellung, ohne den Marschall Bernadotte, der mit 20,000 Mann um Löbau stand, ernstlich zu bedrohen. So schloß die kühn begonnene Offensive mit einer Rast an den Ufern der Passarge.

Indessen hatte sich Napoleon entschlossen, den drohenden Angriff der Russen mit einem entscheidenden Schlage zu erwiedern. Die Anordnungen dazu wurden so rasch wie zweckmäßig getroffen (27. Jan.). Während Lannes mit etwa 20,000 Mann zur Rechten am Narew den Feind im Schach hielt, auf der Linken Lefebvre mit fast gleicher Stärke Thorn und Bromberg deckte, wozu auch Bernadotte mitwirken konnte, wollte der Kaiser selbst die Corps von Davoust, Murat, Soult, Augereau und Ney, im Ganzen wohl 90,000 Mann, in eine Masse vereinigen, sich auf den linken Flügel der im Marsch begriffenen Russen werfen, sie in der Mitte sprengen und dem einen Theile wo möglich den Rückzug abschneiden. Schon vier Tage nach dem Aufbruch aus den Winterquartieren stand diese Heeresmasse an der ostpreußischen Grenze, auf der Linie von Gilgenburg, Neidenburg und Willenberg. Verborgen freilich blieben diese Bewegungen den Russen nicht und Bennigsen traf schon am 30. Januar die Anordnungen, um seine Streitkräfte bei Jonkowo in der Umgegend von Allenstein zu concentriren. Nun fiel eine Depesche Napoleons an Bernadotte, die den Marschall anwies, sich an die Hauptarmee anzuschließen, russischen Vorposten in die Hände; sie ward Bennigsen (1. Febr.) ausgeliefert und enthüllte vollends den Plan des Gegners.

In den ersten Tagen des Februars rückten die Franzosen gegen Allenstein und Passenheim vor und warfen die russischen Vortruppen zurück. Am 3. Febr. kam es bei Bergfried zu einem Zusammenstoß zwischen Soult und einer Abtheilung Russen, worin diese nach hartnäckigem Widerstand den stärkeren Gegnern den Uebergang überlassen mußten; da auch Guttstadt von den Franzosen genommen war, hielt es Bennigsen für rathsam, den Rückzug anzutreten. Die Franzosen drängten nach, in der Hoffnung, die Russen zu einer Schlacht zu nöthigen; Ney ging gegen Liebstadt, um die Preußen unter Lestocq von ihren Verbündeten abzuschneiden. Die Preußen, bis gegen die Weichsel vorgeschoben und am 2. Februar auf dem Marsch von Freystadt gegen Deutsch-Eylau und Osterode, waren in der That in Gefahr, ihre Ver-

bindung mit den Russen zu verlieren. Am 5. trafen sie bei Liebstadt mit Ney's Vorhut zusammen, machten sich gegen Wormditt und Mehlsack Bahn, aber eine Abtheilung von sechs Bataillonen und zehn Schwadronen, die zurückgelassen war*), stieß bei Waltersdorf mit dem viel zahlreichern Feinde zusammen und bestand ein ungleiches Gefecht, in welchem der größere Theil des Fußvolkes zersprengt oder gefangen ward. Fruchtlos freilich war der Kampf nicht; er hat Ney aufgehalten und das Meiste dazu beigetragen, daß derselbe auf dem Schlachtfeld von Eylau zu spät eintraf. Bennigsen ging indessen (5—7. Febr.) von Frauendorf über Landsberg zurück und zog sich, der Schlacht immer ausweichend, auf Preußisch-Eylau, um dort eine Stellung zu nehmen. Seine Nachhut ward (6. Febr.) bei Hoff von Murats Reiterei und einzelnen Abtheilungen Soults angegriffen und mit beträchtlichem Verlust auf die Hauptmasse zurückgedrängt.

Den Preußen war Ney ohne Rast gefolgt; unter hitzigen Gefechten und mit großer Anstrengung gelangten sie aber nach Althoff, wohin der russische Oberfeldherr sie gewiesen hatte. Es waren, nach Entsendung verschiedener Abtheilungen, kaum 6000 Mann, die sich so vor dem Tage des Kampfes mit den Russen vereinigten; aber auch in dieser bescheidenen Zahl hat das Corps bedeutungsvoll auf die Entscheidung des blutigen Tages von Eylau eingewirkt. An diesem kleinen Häuflein war zu sehen, daß der Geist muthloser Unentschlossenheit, der die Katastrophe des Staates und Heeres so furchtbar beschleunigt, allmälig überwunden war. Diese Truppen hatten in der ersten Woche des Februars auf schlechten, verschneiten Wegen die angestrengtesten Tag- und Nachtmärsche zurückgelegt, selten ordentliche Quartiere und Verpflegung gefunden, oft nach ihren furchtbaren Strapatzen im Freien auf dem Schnee campiren müssen und doch hielten sie fest zusammen, ungebeugt durch die Wucht von Unglück und Ungeschick, das den preußischen Waffen seit Monaten jeden Erfolg versagt hatte. Auf den Soldaten wirkte vielmehr die desperate Stimmung, die sich in den oberen Regionen festgesetzt, viel weniger; er fühlte sich von dem Uebergewicht des Gegners keineswegs so imponirt, wie viele der Führer; im Gegentheil, der einzelne Reiter z. B. war sich auch jetzt noch vollkommen seiner individuellen Ueberlegenheit bewußt**). Was mit diesem trefflichen Stoffe zu leisten war, das zeigte eben jetzt der brave Lestocq, der keineswegs den Ruf eines militärischen Genies beanspruchte, aber ein einsichtiger, entschlossener und unerschrockener Soldat war. An seiner Seite stand freilich Oberst Scharnhorst als Generalquartiermeister.

---

*) Schachtmeyer a. a. O. 30 versichert, der Zweck der Concentrirung dieser Abtheilungen sei den Chefs derselben völlig unbekannt geblieben. Ebendort finden sich ausführliche Mittheilungen über das Gefecht.

**) S. Höpfner III. 219.

Bis Preußisch-Eylau war Bennigsen, der Schlacht immer ausweichend, zurückgegangen; wollte er nicht die letzte Hauptstadt Preußens, Königsberg, dem Feinde überlassen, so mußte er sich jetzt schlagen. Nach einem Nachtmarsche waren am Morgen des 7. Februar die Russen vor Eylau eingetroffen und stellten sich hinter der Stadt, zwischen Schloditten und Serpallen auf. Noch war die Arrièregarde unter Fürst Bagration zurück; sie war auf dem Marsche zwischen Landsberg und Eylau, von Soult und Murat heftig gedrängt; doch ward der Rückzug im Ganzen geordnet vollzogen. Vor dem Städtchen Eylau nahm dann Bagration seine Aufstellung; er sollte, so lautete die Weisung des Oberfeldherrn, sich dort aufs Aeußerste behaupten, damit das Gros der Armee jenseits der Stadt Zeit gewinne, sich in Ruhe aufzustellen und zu ordnen.

Am Nachmittag hatten die Franzosen die Aufstellung der Russen erreicht; es entspann sich ein heftiger und blutiger Kampf, in welchem das französische Ungestüm lange Zeit vergeblich rang, der russischen Zähheit Boden abzugewinnen. Erst nach mehreren Stunden gelang es den Franzosen, die russische Nachhut nach Eylau zurückzuwerfen; mit frischen Truppen drangen sie dann in die Stadt, deren Straßen zum Schauplatz eines mörderischen Kampfes wurden. Bagration begann sie schon zu räumen, als ihm Bennigsen den Befehl zusandte, sie zurückzuerobern, es koste was es wolle. So ward die Abendstunde des Tages durch einen letzten blutigen Akt bezeichnet; ein erneuerter Angriff, von den Russen mit äußerster Heftigkeit ausgeführt, gab ihnen das Städtchen wieder in die Hände. Nachdem die Einnahme Eylau's mit solchen Opfern erkauft war, war es seltsam genug, daß Bennigsen sie wieder freiwillig räumen ließ; er wollte nach seiner eigenen Versicherung bei der bevorstehenden Schlacht „den Feind auf sein Centrum locken", das ihn am vortheilhaftesten aufgestellt schien. Der Versuch, dies Centrum zu durchbrechen, mußte nach seiner Ansicht dem Feind gewaltige Opfer kosten; ein Angriff auf seine linke Flanke schien ihm viel eher zu fürchten.

In der Nacht nahmen dann die Russen auf den sanft abfallenden Höhen jenseits der Stadt ihre Aufstellung; sie zählten im Ganzen gegen 60,000 Mann. Ihr rechter Flügel lehnte sich an das Dorf Schloditten; Eylau gegenüber bis gegen die Dörfer Sausgarten und Serpallen stand in dichten Haufen das Centrum; daran schloß sich der linke Flügel, durch zahlreiche Reiterei gedeckt. Eine mächtige Artillerie, vor der ganzen Linie aufgestellt und durch einige ansehnliche Batterien unterstützt, gab der russischen Position eine nicht zu verachtende Stärke.

Vom Feinde waren in der Nacht Soult und Murat in der Nähe der Stadt aufgestellt; die Garde stand unter Bessières auf einer Höhe zur Rechten, Augereau auf der Linken; Davoust und Ney waren im Anmarsch, der letztere auf dem rechten Flügel des Feindes bemüht, die Vereinigung der Preußen mit den Russen zu hindern, Davoust gegen die linke feindliche

Flanke gewendet. Die Angaben über die gesammte Stärke, die auf dem Schlachtfelde gegenwärtig war, schwanken bei den Franzosen selbst zwischen 54 und 68,000 Mann, die Gegner berechnen sie bis zu 80,000; in jedem Falle erscheint die erste Angabe zu niedrig.

Mit grauendem Morgen begann der Kampf auf dem schneebedeckten Schlachtfelde; die Russen eröffneten ihn mit einer mächtigen Kanonade aus ihrer Batterie von sechszig Geschützen. Napoleon, nun nicht mehr im Zweifel, daß die Russen eine entscheidende Schlacht annehmen wollten, traf rasch seine Anordnungen. Auf seinem rechten Flügel, so war sein Plan, sollte Davoust, der im Anmarsch war, gegen die linke Flanke und den Rücken der Russen operiren und sie auf ihr Centrum zurückdrängen, das dann, vorher nur beschäftigt, mit Macht angegriffen und geworfen werden sollte. Die Bewegungen Ney's, der auf die rechte Flanke des Feindes fallen und ihm den Rückzug gegen Königsberg abschneiden sollte, mußten die Niederlage vollenden.

Die Kanonade hatte mehrere Stunden lang, mit ansehnlichem Verluste, aber ohne irgend eine Entscheidung, gedauert. Auf dem linken Flügel des Feindes ward Davoust jeden Augenblick erwartet; die verschneiten Wege verzögerten seine Ankunft. Um in Gemeinschaft mit ihm zu agiren, ließ Napoleon die Division St. Hilaire gegen den linken feindlichen Flügel vorgehen. Rechts an diese angelehnt, sollte Augereau's Corps den Feind angreifen. Es war gegen neun Uhr, als sich diese Massen in Bewegung setzten. Ein heftiges Schneegestöber hüllte das ganze Schlachtfeld ein; es war nicht möglich, weit vorwärts zu sehen und sich zu orientiren. So geriethen St. Hilaire und Augereau aus einander, der Marschall sah sich, als der Himmel sich etwas klärte, plötzlich vor dem Centrum und dem rechten Flügel des Feindes. Ein furchtbares Kartätschenfeuer wüthete mit einem Male in den Reihen der Franzosen; dann brach eine russische Colonne mit dem Bajonet in die Trümmer des feindlichen Armeecorps ein und trieb sie nach blutigem Handgemenge bis unter die Mauern der Stadt zurück. Im hitzigen Eifer des Kampfes und gleichfalls von dem Schneegestöber irre geführt, drang eine russische Abtheilung verfolgend bis vor die Höhe des Kirchhofes, von wo Napoleon die Schlacht leitete. Indessen war auch die Division St. Hilaire den starken Stellungen des Feindes entgegengetrieben und mit hartem Verluste zurückgeworfen worden. Die Position des französischen Centrums fing an, ernstlich bedroht zu werden. Napoleon ließ die Elite seiner Reiterei unter Murat vereinigen, um das Vordringen des Feindes aufzuhalten. Es entspann sich ein furchtbarer, verworrener Kampf, lange im Erfolg schwankend und verlustvoll für beide Theile, durch den es aber doch der französischen Reiterei gelang, die Russen in der weiteren Verfolgung ihres Vortheils aufzuhalten. Aber der Verlust der Franzosen war ungeheuer. Vier Generale und eine Masse von Officieren lagen verwundet oder todt; von Augereau's

Corps waren ungefähr 5000 Mann verloren, einzelne Bataillone hatten sämmtliche Officiere eingebüßt.

Der Kampf beschränkte sich wieder auf eine heftige Kanonade, bis Davoust gegen Mittag auf dem Schlachtfelde eintraf und den linken Flügel des Feindes bedrohte. Von Molwitten ging er gegen Serpallen vor; auch St. Hilaire und mehrere Reiterdivisionen rückten zu seiner Unterstützung an. Die Russen wichen aus Serpallen; der Feind drängte auf Sausgarten nach. Um dies Dorf ward heftig hin und her gestritten, doch wichen am Ende die Russen bis hinter die Höhen des Kreegebergs, die Franzosen drängten mit Macht nach, besetzten die Höhen mit Geschütz und wiesen die Versuche der Russen, wieder Terrain zu gewinnen, zurück. Die ganze Schlacht concentrirte sich jetzt auf diesem Flügel; während Bennigsen von seinem Centrum und der Rechten Abtheilungen herbeizog, drängten auch vom französischen Centrum starke Abtheilungen heran, den Angriff Davousts zu verstärken. Die Ueberlegenheit der Franzosen wuchs; schon wich der linke Flügel des Feindes bis zum Vorwerk Auklappen, aber auch hier vermochte er sich nicht zu behaupten; einzelne Colonnen der Divisionen Gudin und Friant drangen bereits in das Dorf Kutschitten ein und bedrohten damit die russische Rückzugslinie. Die Russen litten furchtbar unter dem Kreuzfeuer der Geschütze des Centrums und Davousts; ihre Reihen fingen an zu wanken, schon sah man Massen von Flüchtigen die Straße nach Königsberg suchen. Eine Katastrophe schien kaum mehr abzuwenden. Freilich hatte auch Davoust sich im hitzigen Angriff zu weit vorgewagt und ein kräftiger Stoß mit frischen Truppen konnte ihm rasch die ganze Frucht der bereits erfochtenen Vortheile entreißen. Es war dem kleinen preußischen Corps der Ruhm vorbehalten, diesen entscheidenden Stoß zu führen.

Nach einem mühevollen Marsch von vier Meilen auf verschneiten Wegen war Lestocq in der Nacht und zum Theil erst am Morgen des 8. Februars bei Rossitten, einige Meilen von dem Schlachtfelde weg, angelangt; zur Ausführung der Ordre Bennigsens, gegen Preußisch-Eylau zu marschiren und sich auf dem rechten Flügel der Russen bei Althoff aufzustellen, wurden noch in der Nacht die Anstalten getroffen. Auch diese letzte Strecke mußte noch kämpfend durchschritten werden; man stieß auf Ney's Avantgarde und eine tapfere Schaar von wenigen Füsiliercompagnien und einem Häuflein Reiter löste die mühevolle Aufgabe, den Feind zu beschäftigen, indeß der Rest des Corps den befohlenen Marsch vollführte*). Um Mittag kamen die Preußen bei Althoff an; dort erhielten sie die Weisung, den linken Flügel der Russen zu ver-

*) Außer den angeführten Quellen s. auch: General W. J. v. Krauseneck. 1851. S. 28. 29 und Erinnerung an das L'Estocq'sche Corps. Königsb. 1856. Die Verwirrung auf russischer Seite und die Wirkung von L'Estocq's Ankunft schilbert anschaulich Herzog Eugen I. 172 ff.

stärken. Als der Befehl kam, sprachen die Russen noch von einem erfochtenen Siege; wie aber Lestocq weiter zog, sah er überall schon in den flüchtigen und aufgelösten Colonnen der Russen das Ergebniß eines ungünstigen Kampfes vor Augen. Durch einige russische Abtheilungen verstärkt, ging er über Schmoditten auf Kutschitten vor, dessen Besitz den letzten Ausgang der Schlacht entschied.

In einem raschen Angriff wurde der Feind aus Kutschitten geworfen und wie er sich vor dem Dorfe von Neuem zu stellen suchte, völlig zersprengt und niedergemacht. Nun wandten sich die Preußen gegen ein nahes Gehölz, das die Division Friant besetzt hielt. Mit klingendem Spiel gingen sie unter dem Geschützfeuer in höchster Ordnung vor und warfen auch hier den Feind nach kurzem, blutigem Kampfe. Jetzt erhob sich auch der zurückgedrängte linke Flügel der Russen wieder zum Angriff; die Franzosen wurden aus Auklappen vertrieben und von dem Kreegeberg mit dem Verlust ihres Geschützes weggedrängt. Kaum gelang es Davoust, seine flüchtigen Reihen zum Stehen zu bringen und, von der einbrechenden Dunkelheit unterstützt, das weitere Vordringen der Verbündeten zu hemmen. Erst als die Nacht kam, traf Ney auf dem Schlachtfelde ein; die zurückgelassenen preußischen Abtheilungen hatten ihn den größten Theil des Tages beschäftigt.

So endete die furchtbare Schlacht ohne bestimmte Entscheidung; unzweifelhaft war nur die Erschöpfung beider Theile. Von den Russen, die seit sechs Tagen unter Hunger und Beschwerden unaufhörlich marschirt und gefochten, waren nach glaubwürdigen Berichten noch etwa 30,000 Mann kampffähig unter dem Gewehr; ihr Verlust betrug kaum unter 20,000 Mann. Die neueren Franzosen geben die Zahl ihrer Kampfunfähigen auf 10,000 an, eine Angabe, die kaum glaublich erscheint, wenn man die Furchtbarkeit und Ausdehnung des Kampfes bedenkt, oder sich erinnert, daß eines ihrer Armeecorps, das Augereau's, völlig zersprengt war. Aber sie besaßen noch frischere Kräfte; die Infanterie der Garde und das Ney'sche Corps waren unverbraucht, Bernadottes Ankunft war zu erwarten. Das war es, was Bennigsen bestimmte, dem Andringen mehrerer Generale auf eine Erneuerung des Kampfes sich zu widersetzen und den Rückzug auf Königsberg anzutreten. Von Verfolgung des Feindes war keine Rede; der Abmarsch geschah unbehindert. Das preußische Corps ist erst am Morgen des 9. abgezogen*).

Schon dieser Ausgang der Verfolgung ließ erkennen, wie es mit den Franzosen stand; sie bedurften der Ruhe und Erholung so sehr, wie die retirirenden Russen. Nur um als der Sieger zu erscheinen, der das Schlachtfeld behauptete, wandte sich Napoleon nicht alsbald in die Winterquartiere zurück. Im Heere war die Stimmung gedrückt und freudlos; der „Sieg"

*) Nach Schachtmeyer (S. 54), der Augenzeuge war, erfolgte um fünf Uhr früh der Aufbruch von Kutschitten.

erschien dort in seiner herben Wirklichkeit, nicht so, wie die Bulletins ihn rühmten. Seit Jahren hatte die Armee in reichen, dichtbevölkerten Ländern, wo es an Nichts fehlte, den Krieg geführt; was wollte, damit verglichen, dieser rauhe und öde Boden bedeuten, den man mit so enormen Opfern erkaufen mußte? Auch in Paris war, trotz des Siegesbulletins, nur ein Eindruck des Schreckens; die Papiere an der Börse fielen wie nach einer Niederlage. Die glänzende Hauptstadt machte einen traurigen Eindruck; Industrie und Luxus litten, Napoleon befahl den Seinen, glänzende Feste zu geben, um den Eindruck von Wohlstand und Freude wieder zu wecken. Bitter klagte er über die Allarmgerüchte, die aus dem Lager nach der Hauptstadt drangen, und über die Pariser „Schwätzer", die sie bereitwillig glaubten*). Wenn in Paris der Eindruck so mächtig war, so durfte man sich nicht wundern, daß z. B. in Wien die Freude über die „Niederlage" der Franzosen fast in lauten Demonstrationen sich kund gab. Noch waren es vorschnelle Hoffnungen, die durch den Tag von Eylau die Macht des Imperators tief erschüttert sahen; aber die verwundbare Seite war doch aufgedeckt. Es war wie ein warnender Fingerzeig des Schicksals, dessen Sinn erst durch das Verhängniß von 1812 Allen deutlich ward.

Auch auf Napoleon selbst war der Eindruck gewaltig genug; jene kühnen Gedanken, den Krieg fortzusetzen bis zum Aeußersten, Polen zu revolutioniren, Preußen zu zertrümmern und an dem eroberten Festland ein Tauschobject für die verlorenen Colonien zu erhalten, traten vor der herben Wirklichkeit in den Hintergrund. Er wies den Frieden nicht mehr so übermüthig zurück, wie zu Berlin und Charlottenburg. Schon vor dem Tage von Eylau war ihm die Schwierigkeit des Krieges und die Gefahr einer Niederlage größer, die Hülfsmittel, die der polnische Aufstand gab, geringer erschienen; Talleyrand bot abermals (29. Jan.), wie früher Napoleon zu Posen, dem General Zastrow Frieden und Allianz an, freilich mit der Drohung, im Falle man dies verweigere, werde der Krieg bis zum Aeußersten geführt werden und mit der Vernichtung der preußischen Dynastie enden. Jetzt, fünf Tage nach der Eylauer Schlacht, ward Bertrand mit einem sehr freundlich und höflich klingenden Briefe an den König von Preußen gesandt, um ihm Frieden und Bündniß anzutragen. Der Kaiser wünsche den König in seine Staaten zurückzuführen, Polen (davon habe er sich überzeugt) könne eine unabhängige Existenz nicht ertragen, dagegen solle Preußen den ihm gebührenden Rang unter den europäischen Mächten wieder einnehmen. Es brauche den Freunden und Alliirten Napoleons kein Opfer zu bringen; gleich nach geschlossenem Frieden würden die Franzosen das preußische Gebiet räumen.

Friedrich Wilhelm III. empfing zu Memel am 16. Febr. die Mitthei-

---

*) S. Mém. du Duc de Rovigo III. 65 f. Lefebvre III. 43. Thiers VII 334 f. Schladen S. 138.

lungen Bertrands; es bedurfte der russischen Abmahnungen nicht, um in ihm jeden Gedanken an eine treulose Desertion niederzuschlagen. Diese Schmach war dem russischen Verbündeten vorbehalten! Ohne Zögern entschloß sich der König, den gleißnerischen Antrag, der Preußen von seiner letzten Allianz trennen und zur Creatur der Bonaparteschen Politik machen sollte, abzulehnen und in London wie in Petersburg die bündigste Erklärung zu geben: daß der König fest und treu bei der gemeinsamen Sache verbleiben werde. Die Friedensfreunde, unter denen Zastrow auch jetzt noch von einer Unterhandlung mit den Franzosen sich guten Erfolg versprach, hatten diesen letzten Moment noch rührig zu benutzen gesucht, aber sie waren aus dem Felde geschlagen worden*). Oberst Kleist wurde mit der ablehnenden Antwort und dem Auftrage an Napoleon geschickt, wo möglich den Gegner etwas hinzuhalten, damit Bennigsen Zeit gewinne, sein Heer zu erholen und zu sammeln. In Osterode traf er Napoleon. In einer langen Unterredung suchte dieser den preußischen Abgesandten von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung für Preußen zu überzeugen und ihn zum Abfall von Rußland zu stimmen. Er hatte, wie Kleist sich ausdückte, die Effronterie, ihm zu verstehen zu geben, daß es sehr wohl möglich sei, die preußischen Truppen so zurückzuhalten, daß sie nichts thäten als figuriren. Aus Allem leuchtete der dringende Wunsch hervor, durch Preußens Rücktritt den Krieg zu beendigen; bestimmte Anträge machte er nicht, doch schien die Elbgrenze ihm im Sinne zu liegen**). Ein Brief an den König sprach wiederholt den Wunsch aus (20. Febr.), die preußische Monarchie, deren Mittelstellung für die Ruhe Europas nöthig sei, rasch wiederherzustellen. Der König antwortete darauf erst nach Monaten; nachdem der Entschluß gefaßt war, im Kampfe auszuharren, konnten diese Erörterungen zu nichts führen.

Indessen hatte Napoleon nichts versäumt, um den Kampf mit durchgreifendem Erfolge wieder aufnehmen zu können. Es wurden Verstärkungen herangezogen, um die Lücken zu decken, dann der Rückmarsch in die Winterquartiere begonnen, um den Truppen die nöthige Ruhe und Sammlung zu gönnen. Die Zeit der Winterruhe sollte nur zu einer größeren Unternehmung benutzt werden: zur Belagerung von Danzig. Mit dieser Festung im Rücken wollte Napoleon, zumal wenn die Jahreszeit die Schifffahrt auf der Ostsee öffnete, den neuen Feldzug nicht beginnen. Hinter der Passarge bezog die Armee ihre Stellungen; Bernadotte, Soult, Ney, Davoust und die Garden breiteten sich hier von der unteren Passarge bis Osterode, Löbau und Neumark aus; Ney war gegen die Alle hin vorgeschoben. Das Corps Augereau's war aufgelöst und unter die übrigen vertheilt, Murats Reiterei divisionsweise den Marschällen überwiesen. Dieselben hatten Befehl, sich

*) Schladen S. 120. 122—129.

**) Außer Höpfner III. 333 s. den ausführlichen Bericht bei Schladen S. 134—136.

nicht in ernste Kämpfe einzulassen; das Heer sollte der Ruhe pflegen und nur eben durch seine Stellung die Belagerung von Danzig decken.

Auch Bennigsen suchte sein Heer zu ergänzen und zu erholen. Aber die Verstärkungen kamen langsam, die Verpflegung war schlecht durch die unzeitige Sparsamkeit der russischen Kriegsverwaltung; der Soldat erging sich in beispiellosen Plünderungen und Gewaltthaten und hungerte am Ende doch. Es mochte das Alles zusammenwirken, um Bennigsens Abneigung gegen den Krieg zu steigern, überhaupt die Friedensfreunde im russischen Lager zu vermehren. Doch begann in der zweiten Hälfte des Februar die Armee vorwärts zu gehen und die Stellungen wieder aufzusuchen, die sie vor der Schlacht eingenommen. Vom Schlachtfelde von Eylau ward ein stolzer Aufruf an die Truppen erlassen, der freilich gleich darauf durch eine bei Braunsberg (26. Febr.) erlittene Schlappe einen bittern Beigeschmack erhielt. Die Bewegungen, die weiter folgten, hatten auf beiden Seiten nur den Zweck, die Stellung des Gegners aufzuklären; eine größere Unternehmung ward nicht mehr versucht. Die Franzosen blieben seit März ruhig in ihren Winterquartieren; es trat auf diesem Kriegsschauplatze eine Pause von Monaten ein.

Auf den beiden Flügeln der großen Armee, in Schlesien, in Pommern und Westpreußen, war indessen der Festungskrieg fortgesetzt worden, an einzelnen Stellen freilich mit nicht größerem Ruhme, als vorher an der Oder, Elbe und Weser, doch hie und da auch mit so unbestrittenen Ehren, daß selbst das Elend dieser Zeit nicht vermocht hat, die Erinnerung der Thaten, die sich z. B. an die Namen Colberg und Gneisenau knüpfen, zu verwischen oder auch nur ihren Glanz zu trüben.

Die Provinz Schlesien war auf den Kampf, wie er sich gestaltet, so wenig gerüstet, als die übrigen Theile der Monarchie. Eine Heeresmacht von etwa 18,000 Mann war über das Land verbreitet und hatte acht Festungen zu decken; von anderen Maßregeln war nichts Nennenswerthes vorbereitet, das blinde Selbstvertrauen lähmte hier wie sonst jede wachsame und fürsorgliche Thätigkeit. Nun kam die Katastrophe vom 14. October; ihr Eindruck war um so betäubender, je tiefer man sich bisher in das Gefühl vollkommener Sicherheit eingewiegt. Der Minister der Provinz, Graf Hoym, machte es nicht besser, als die Schulenburg, Hatzfeld und Andere; laut erklärte er, es sei Alles verloren und jede Anstrengung vergeblich. Aehnlich jener berüchtigten Mahnung, „daß Ruhe die erste Bürgerpflicht sei", wurden auch hier die Einwohner aufgefordert, „im Fall einer feindlichen Invasion den fremden Truppen mit Bereitwilligkeit und höflichem Betragen zuvorzukommen und, so weit möglich, ihre Forderungen zu befriedigen." Auch der commandirende General Lindener, der anfangs bessere Hoffnungen erweckte,

nahm nur halbe Maßregeln und zeigte so geringes Vertrauen auf den Erfolg eines hartnäckigen Widerstandes, daß die muthlose Nachgiebigkeit nur zu sehr versucht war, sich mit seinem Beispiele zu rechtfertigen. Gerade in Schlesien war aber unter dem Volke ein frischerer, thatkräftigerer Geist zu spüren, als in den alten preußischen Gebieten; es hat sich kaum irgendwo in dieser Zeit der Enttäuschungen der Eifer, die Aufopferungsfähigkeit und die Hingebung an König und Vaterland in reicheren Exempeln kundgegeben, als in dieser fast jüngsten Erwerbung des preußischen Staates. So wie die Dinge hier beschaffen waren, ließ sich der kraftvollste Widerstand mit den vorhandenen Kräften organisiren; daß es nicht von Anfang an versucht ward, war lediglich die Schuld der alten bürgerlichen wie militärischen Bureaukratie; sie lähmte, wo sie hätte fördern sollen, ja sie hinderte in sinnlosen und verworrenen Anordnungen die Wehrbarmachung der Provinz auf alle erdenkliche Weise. Ein denkwürdiges Beispiel war der patriotische Graf Pückler, der sich mit ähnlichen Gedanken trug, wie sie 1813 zur Erfüllung gekommen sind: mit der Einberufung aller Ausgedienten, mit der militärischen Organisation der Förster und Jäger, mit der Bildung einer Landwehr. Die geistlose Pedanterie, womit die höchsten Behörden erst seinem Thun widerwillig zusahen, dann offen entgegenwirkten, brachte den muthigen Mann zur Verzweiflung; er nahm sich selbst das Leben*).

Es waren nur etwas über 22,000 Mann Baiern und Württemberger, die Napoleon unter seinem Bruder Hieronymus gegen Schlesien verwendete; gegen diese Macht reichte auch die unvollkommene Rüstung Schlesiens vorerst aus. Aber gleich der erste Act des Feldzuges begann mit einer Schwäche schlimmsten Beispiels: mit der Uebergabe von Glogau. Der Platz hatte zwar nur etwas über 3000 Mann, darunter viele Polen, als Besatzung, aber es waren Geschütz, Munition und Vorräthe genug da, um wenn ein entschlossener Mann die Dinge leitete, eine langwierige Belagerung zu bestehen. Unter der Bürgerschaft war ein vortrefflicher Geist; sie sorgte, als der Feind sich näherte, mit Aufopferung für die dienstthuende Besatzung. Gleichwohl war ein dreiwöchentliches Beschießen, das, ohne Belagerungsarbeiten und ohne Sturm unternommen, wenig nachhaltigen Schaden anrichtete, jetzt hinreichend, den Muth der leitenden Officiere zu brechen. Am 2. Dec. ward capitulirt; hier wie sonst entschuldigte man sich mit der geläufigen Betrachtung jener Tage, es helfe ja doch nichts mehr, wozu solle man das Leben und Eigenthum der Einzelnen noch dransetzen?

Indessen war es doch bis zu den Ohren des Königs gedrungen, welch

---

*) Manso, Gesch. des preuß. Staates II. 271. 272. Ueber die Ereignisse in Schlesien im Allgemeinen s. außer den andern Quellen noch: Schmölzl, der Feldzug der Bayern von 1806—7. München 1856. Und von demselben Verfasser: der kleine Krieg in Oberschlesien. Leipzig 1854.

tüchtige Elemente in Schlesien vorhanden und zum Widerstande bereit waren; es hatten sich patriotische Männer aufgemacht und waren durch das aufständische Polen nach Preußen gegangen, um dem König die Opferbereitschaft der Provinz zu betheuern. Solche Gesinnung war jetzt doppelt willkommen, nach den bittern Enttäuschungen, wie man sie überall erlebt. Der Prinz von Anhalt-Pleß ward zum Generalgouverneur von Schlesien ernannt und ihm der Flügeladjutant des Königs, Major Graf Götzen, beigegeben; sie sollten die Angelegenheiten dort in frischen Zug bringen. Götzens Ankunft im Anfang December machte denn auch der trägen Lethargie der Behörden ein Ende. Es wurde gerüstet, die Truppen verstärkt, für Vorräthe und Geld gesorgt, überall zur Thätigkeit und zum Widerstande ermuthigt.

Schon machte sich aber der Feind den raschen Fall von Glogau zu Nutze und näherte sich Breslau, um mit dem Geschütz und dem Pulver, das ihm Glogau geliefert, die schlesische Hauptstadt zu bezwingen. Hier lag eine Besatzung von 5—6000 Mann, Geschütze und Munition waren in Menge, Lebensmittel wenigstens für 5—6 Wochen vorhanden, und wenn auch die Werke mangelhaft waren und eine größere Besatzung erforderten, dem Feinde und seinen Kampfesmitteln gegenüber war der Platz jedenfalls im Stande, sich geraume Zeit zu behaupten. Seit dem 7. December war die Stadt eingeschlossen; der Feind beschoß sie und begann die regelmäßige Arbeit der Belagerung. Doch waren die Mittel der Belagerer offenbar unzulänglich, um einen raschen Erfolg zu gewinnen; ihr Feuer richtete manche Verwüstung an, minderte aber die Widerstandsfähigkeit der Festung nicht; ein Versuch, durch einen nächtlichen Sturm den Platz zu überraschen, mißlang. Indessen war der neue Generalgouverneur von Schlesien eifrig bemüht, die Mittel zum Entsatze der wichtigen Stadt zu sammeln. Er hatte eine Macht von beinahe 7000 Mann zusammengebracht und rückte von Süden her nach Breslau; aber die eine Colonne seines Corps bestand (24 Dec.) bei Strehlen ein verfrühtes unglückliches Gefecht, das den Entsatz vereitelte. Ein zweiter Versuch, sechs Tage später unternommen, blieb ohne wirksame Unterstützung von den Belagerten und scheiterte gleichfalls, so günstigen Erfolg auch der erste überraschende Angriff verheißen hatte. Das entschied über das Schicksal der Festung. Es fehlte auch in Breslau nicht an Kleinmüthigen; die höheren Officiere waren von der Mattherzigkeit jener Tage angesteckt und fürchteten Mangel und Desertion; im Magistrate und der Kaufmannschaft gewann allmälig auch die Meinung Raum, man solle die Stadt nicht nutzlos opfern. Nach dem Mißlingen des ersten Entsatzes machte sich diese Ansicht laut genug geltend, und es kam zu einem Waffenstillstand, der dem Feinde der Vorbote der Uebergabe schien. Aber die wackere Haltung der Bürgerschaft, namentlich aus dem Gewerbstande, die in den entschiedensten Worten dagegen protestirte, vereitelte diesmal die Unterwerfung. Die Bevölkerung fuhr fort,

im rühmlichsten Wetteifer zur Verpflegung der Mannschaft, die auf den Wällen thätig war, mitzuwirken. Das Scheitern des zweiten Entsatzes gab dagegen den nachgiebigen Stimmungen rasch das Uebergewicht. Der Gouverneur Generallieutenant Thile und der Commandant Generalmajor Kraft galten für tapfere und entschlossene Soldaten; auch Lindener, der freilich jetzt überall das Thema von der nutzlosen Aufopferung predigte, hatte seine kräftigeren Tage gehabt. Nun schienen ihnen die Werke zu schwach, die Besatzung unzuverlässig und zu klein, die Lebensmittel unzulänglich; sie fürchteten, daß anhaltender Frost die Gräben gefrieren mache, dann ein Sturm erfolge und die Stadt dem härtesten Schicksal preisgebe. So ward (5. Jan.) die Capitulation verabredet, die dem Feinde die Hauptstadt Schlesiens auslieferte und die Besatzung kriegsgefangen übergab. Daß jetzt bei der Besatzung sich Zucht und Gehorsam löste und widrige Auftritte, wie zu Hameln, erfolgten, wer wollte sich darüber wundern? Wo sollte der gemeine Mann, den nur mechanischer Gehorsam zusammenhielt, die moralische Kraft hernehmen, wenn er sah, wie man in den höheren Regionen des Selbstvertrauens und der Entschlossenheit völlig vergaß?

Die schmachvolleren Beispiele ließen nicht lange auf sich warten. Nachdem Brieg, einer der schwächeren Plätze und auch unvollkommen armirt, nach einer Beschießung von wenig Stunden übergegangen war (16. Jan.), gab das wohlbefestigte Schweidnitz das Beispiel einer Capitulation, die an die schmählichsten Vorgänge an der Elbe und Oder erinnerte. Die Festung war in gutem Stande, hatte über 6000 Mann Besatzung, Vorräthe in Ueberfluß, und ihre Commandanten waren ausdrücklich angewiesen, den Platz aufs Aeußerste zu halten. Am 10. Januar war der Feind vor der Festung erschienen und begann sie einzuschließen. In den ersten Tagen des Februars (3. bis 5.) ward die Stadt bombardirt, doch war der Schaden unbedeutend und überhaupt eine Wirkung der Belagerung höchstens darin zu spüren, daß unter dem polnischen Theile der Besatzung die Desertion stark um sich griff. Da erschien (6. Febr.) ein Parlamentär; wie es größtentheils deutsche Truppen waren, welche den Kampf gegen die deutsche Sache in Schlesien führten, so gab sich auch ein deutscher Fürst, der Prinz von Hohenzollern, dazu her, als Adjutant Hieronymus Bonapartes die Unterhandlung zu führen und durch gefälschte Schilderungen der kriegerischen Situation den Muth der Commandanten zu erschüttern. Diese erfanden sich denn eine Menge von Gründen, um ihre Verzagtheit zu bemänteln. Das Geschütz sollte nicht brauchbar, die Garnison ganz unzuverlässig sein, Lebensmittel und Geld fehlen, Ersatz nicht zu hoffen sein; auch mußte das geläufige Mitleid mit dem Schicksal der Stadt, die bis jetzt keinen Laut des Mißvergnügens gezeigt, als Vorwand dienen. So capitulirte am 7. Febr. die Festung, die vormals im siebenjährigen Kriege — viel mangelhafter befestigt — sich über zwei Monate behauptet, jetzt nach einem Bombardement von drei Tagen; der Fall reihte sich

würdig an Küstrin, Stettin und Magdeburg an, und die beiden Commandanten, Oberstlieutenant Hacke und Major Hombold, traf auch das gleiche Schicksal, wie die Führer dort; sie wurden von dem nach dem Frieden eingesetzten Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt und vom König zu lebenswieriger Festungsstrafe begnadigt.

Es war in solcher Lage auch der eifrigsten Thätigkeit des Generalgouvernements nicht möglich, große Erfolge zu erringen; Graf Götzen, die eigentliche Seele desselben, war unermüdlich, erfindungsreich, entschlossen und besaß, wie wir später sehen werden, ausgedehnte Verbindungen unter allen patriotisch gesinnten Männern in Deutschland, aber der Kreis seiner Wirksamkeit ward immer mehr verengert, die Mittel der Rüstung geschmälert; es konnte nach den letzten Unfällen nur eine mächtige Diversion, wie der Zutritt Oesterreichs zum Kriege, einen Umschwung herbeiführen. Ein Theil der neu ausgerüsteten Streitkräfte ward bald von der überlegenen Macht des Feindes auf das österreichische Gebiet gedrängt; der Kampf im freien Felde beschränkte sich auf den kleinen Krieg, den einzelne Streifcorps mit verwegenem Muthe fortführten. Auch von den Festungen zeigte namentlich eine, was der entschlossene Muth eines ehrliebenden Soldaten auch unter den ungünstigsten Umständen vermochte. Kosel, das nur eine mäßige, zum Theil aus Polen bestehende Besatzung hatte, ward erst von Ende Januar bis Anfang März belagert und beschossen, dann seit April von Neuem blokirt. Desertion und Mangel an Mitteln erschwerten hier eben so sehr die Vertheidigung, wie sie anderwärts durch die günstigsten Verhältnisse erleichtert war; zudem war die Festung vom Nervenfieber heftig heimgesucht. Der greise Commandant, Oberst Neumann, obwohl selber leidend, hielt aber standhaft aus, und wie er dem Leiden erlag, behauptete sein Nachfolger, Oberst Puttkammer, den Platz bis in den Sommer und schloß auch dann, durch Hunger genöthigt, nur die Capitulation: daß die Festung am 18. Juli übergeben werden solle, falls bis dahin kein Entsatz gekommen sei. Inzwischen war aber der Friede unterzeichnet und die Festung ward so dem König erhalten.

Auch Neisse leistete nicht unrühmlichen Widerstand. Seit März vom Feinde eingeschlossen, hielt es die Belagerung und Beschießung fast hundert Tage aus; die Besatzung war an Zahl kaum ausreichend und tief erschöpft, die Werke mangelhaft, Lebensmittel und Geld fingen an zu fehlen. Es war vom Generalgouvernement ein Entsatzversuch gemacht worden, aber gescheitert. So ward am 1. Juni ein Waffenstillstand mit der Bedingung geschlossen, den Platz am 16. zu übergeben, wenn bis dahin keine Hülfe von Außen käme. Sie kam nicht und am festgesetzten Tage ward die Festung geräumt.

Seit Ende März war Graf Götzen zum Generalgouverneur von Schlesien ernannt worden. Mit seiner unermüdlichen Thätigkeit und seinen Verbindungen hätte er fünf Monate früher Außerordentliches leisten müssen;

jetzt freilich litt er unter der Ungunst der ganzen Situation und unter den Fehlern der Andern, die alle nöthigen Maßregeln versäumt, Glogau, Breslau und Schweidnitz fast ohne Widerstand überliefert und einen großen Theil des Landes dem Feinde preisgegeben hatten. Für die große Entscheidung der Dinge war durch Schlesien allein nicht mehr viel zu thun; wohl aber hatte es noch immer eine Bedeutung, wenn sich die Preußen in einem Theile von Schlesien behaupteten, denn es wurden dadurch nicht nur feindliche Kräfte beschäftigt, sondern es konnte die Provinz wieder eine große militärische Wichtigkeit erhalten, sobald Oesterreich dem preußisch-russischen Bündniß beitrat. Graf Götzen stand mit der Wiener Kriegspartei im engsten Zusammenhange, und seine Thätigkeit, in der er sich selber fast aufrieb, knüpfte sich wesentlich an die Hoffnung eines österreichischen Umschwunges. Dafür fuhr er fort auszuheben und zu rüsten, wie wenn der Kampf erst recht begänne; die feige Klugheit jener Tage war für ihn nicht vorhanden. Wir werden sehen, wie hoffnungsvoll noch Mitte Juni sich das Verhältniß zu Oesterreich gestaltet hatte; damals kam dem Grafen die sichere Meldung zu, daß man in Wien auf dem Punkte stehe, den Krieg zu erklären, und darum viel darauf ankomme, die preußischen Kräfte in Schlesien zu sparen und den Feind so lange hinzuhalten, bis die Entscheidung von dort her erfolge. Von diesem Gedanken ist denn auch seine letzte Thätigkeit bis zum Frieden bestimmt gewesen. Auch die Festung Glatz war hart bedrängt, die Stadt mit ihren Magazinen kaum mehr zu halten, Munition fing an zu mangeln; dazu war durch Verrätherei der Feind von Allem unterrichtet, was in der Festung vorging. Gleichwohl hätte man die Vertheidigung bis aufs Aeußerste fortgesetzt, ohne jene politischen Erwägungen. Es ward (25. Juni) ein Waffenstillstand abgeschlossen, wonach die Besatzung sich am 26. Juli ergeben sollte, falls sie nicht vorher entsetzt wäre. Bis dahin, hoffte Götzen, werde Oesterreich den Krieg erklärt, oder die begonnene Friedensverhandlung zum Ziele geführt haben. Es geschah das Letztere, und Glatz wie Kosel ward dem König gerettet.

An keiner Stelle hatte sich in dieser trüben Zeit der alte preußische Heldensinn glänzender bewährt, als an den Ufern der Ostsee, in dem getreuen Pommern. Dort lag, nach dem unwürdigen Falle Stettins, als letzte Stütze preußischer Macht in der Provinz, die Festung Colberg, an Bedeutung kaum vergleichbar mit den großen Plätzen an der Elbe und Oder, die so ruhmlos dem Feinde ihre Thore geöffnet. So wie jetzt die Dinge standen, schien Colberg eine größere militärische Wichtigkeit nur dann erlangen zu können, wenn die Engländer oder Schweden durch eine wirksame Diversion von der See her den Krieg auf dem Festlande unterstützten. Dann vermochte es wohl der Stützpunkt eines verschanzten Lagers für die Landungstruppen zu werden.*)

---

*) Ueber Colberg s. außer den sonst angeführten Quellen: Tagebuch der Bela-

Als der Krieg ausbrach, war Colberg so unzulänglich gerüstet, wie die übrigen Festungen; erst nach der Niederlage vom October waren die nothwendigsten Maßregeln getroffen worden. Commandant war der Oberst Lucadou, ein Soldat der alten Schule, etwas langsam und pedantisch, von beschränktem Gesichtskreis und ohne kühnen Unternehmungsgeist, aber tapfer, gewissenhaft und in seiner Weise entschlossen, den Platz, an den er gestellt war, pflichtgetreu auszufüllen. Als zweiter Commandant stand neben ihm der Hauptmann Waldenfels, ein rüstiger, tapferer Soldat im kräftigsten Mannesalter, voll Ehrgeiz und Kühnheit, und darum nicht immer in Harmonie mit seinem bedächtigen und methodischen Vorgesetzten.

Ein ganz eigenthümliches Element in diesem Verhältniß war der Dragonerlieutenant Ferdinand von Schill, der, bei Auerstädt verwundet und der Gefangenschaft glücklich entronnen, in Colberg eine Zuflucht gefunden hatte. Mit kleinen Streifzügen, auf denen ihn anfangs nur ein halb Dutzend Reiter begleiteten, begann er im Angesichte des Feindes Nachrichten einzuziehen, bedrohte Cassen zu retten, Pferde, Waffen, Transporte von Schlachtvieh den Franzosen abzutreiben, auch glückliche Ueberfälle des überlegenen Gegners auszuführen. Ein tapferer, verwegener Soldat, voll von kühnem Unternehmungsgeist, ein trefflicher Führer einer kleinen Truppe, die er eben so sicher zu leiten wie zu begeistern verstand, dabei von leidenschaftlichem Hasse gegen die fremden Zwingherren erfüllt und mit ungeduldigen Plänen zur Abschüttelung des Joches sich tragend — war Schill wie geboren zum kleinen Kriege der Streifcorps und Parteigänger. Sein patriotischer Haß gegen die Feinde ließ ihn freilich die Dinge oft günstiger beurtheilen, als sie waren, und lockte ihn zu manch phantastischem Beginnen, in dessen Noth und Gefahr dann sein Muth und seine Geistesgegenwart die schwersten Proben bestanden; auch täuschte ihn bald das freigebige Lob und die Bewunderung der Menge über das, was er könne, und über den Anklang, den es im Volke fände. Er vergaß dann wohl zu leicht das Nächste und Mögliche, was innerhalb seines Vermögens lag, und setzte mit sorglosem Muthe seine Kraft an das Verwegene und Abenteuerliche, wozu die Zeit und die Mittel noch nicht vorbereitet waren. In der Mattherzigkeit und feigen Klugheit jener Zeiten durfte man Fehler dieser Art milder beurtheilen; besser ein verwegenes Uebermaß von wagnißvollem Muthe, als jenes Maßhalten der „Besonnenen", deren schlechter Trost: „es hilft ja doch nichts mehr", überall auch das Beste und Größte verdarb. Ueberschätzt hat darum wohl die patriotische Meinung jener Tage den kühnen Reitersmann und ihn auch durch diese Ueberschätzung über sich selbst geirrt; aber warum hätte sie sich nicht erbauen sollen an dem

---

gerung von Colberg im Jahre 1807. Berlin 1857. Eine populäre Darstellung giebt die gleichfalls im Jahre 1857 erschienene Jubelschrift von Horstig: Colberg im Jahre 1807.

ritterlichen Soldaten, dem die Seinen durchs Feuer folgten, der überall der Erste am Feinde war, der nie verzagte, immer sich selbst und sein Leben daran gab? So unerschrockene Männer thaten Deutschland Noth, und es war ein hoffnungsvolles Zeichen besserer Tage, daß man ihren Werth wieder erkannte und an ihrem Beispiele sich erhob.

An keiner Stelle hatte die Bürgerschaft einen so regen, bedeutungsvollen Antheil an dem Ruhme der Vertheidigung, wie zu Colberg. Wer kennt nicht den braven Joachim Nettelbeck, der, fast siebzigjährig, mit jugendlichem Feuer die Säumigen anspornte, die Schwankenden aufrichtete, den begabten Leitern mit Rath und That unverdrossen an die Hand ging? Das war eine von den kühnen, germanischen Seemannsnaturen, wie sie hie und da in der Fremde in großen geschichtlichen Lagen zu Bedeutung und Ruhm gelangt sind, in der deutschen Heimath freilich unter Kleinlichkeit und Armuth der Verhältnisse meist verkümmerten. Man muß das Leben dieses derben, ehrenfesten Pommern studiren, um zu erkennen, was für ein trefflicher Stoff noch in diesem deutschen Bürgerthume versteckt war. In Abenteuern und Gefahren mannigfaltigster Art umhergetrieben, in der Seeluft aufgewachsen und gestärkt, in herben Launen des Schicksals erprobt und gehärtet, übersprudelnd von verwegenem Muthe, oft genug noch von jugendlicher Abenteuerlust verlockt, dabei ein ganzer Mann und ein rechter Preuße alter guter Zeit, der am Tajo, an der Goldküste und in den ostindischen Meeren seines Königs und seiner heimathlichen Ehre nie vergaß, so war er heimgekehrt in die Vaterstadt, das väterliche Gewerbe, eine Brauerei und Branntweinbrennerei, zu führen. Er brachte in diese kleinen Verhältnisse eine reiche Lebenserfahrung, seinen entschlossenen Muth und einen Gemeinsinn, der jede Probe bestand.

Zu diesen kühnen, wagnißvollen Männern, ihrer Ungeduld und ihrem Feuereifer bildete der alte Lucadou mit seiner Langsamkeit und seinen Bedenken allerdings einen wunderlichen Gegensatz. Ihm ging der Guerillaskrieg eines Schill eben so sehr gegen die Natur, wie es ihm als eine Umkehrung der Welt erschien, daß der Bürger hier mitreden und mithandeln wollte. Die ganze Exclusivität des alten Soldatenthums, die tiefe Verachtung gegen Alles, was nicht Uniform trug, empörte sich dagegen*). Auf der andern Seite waren dem Bürger und gerade dem eifrigsten Patrioten die Officiere alten Schlages sammt und sonders verdächtig, und er war nur zu leicht versucht, in ihnen Verräther zu sehen — ein Vorurtheil, das durch die Erfahrungen von Magdeburg, Küstrin, Stettin u. s. w. freilich nur allzusehr gerechtfertigt schien. Daraus entstanden Mißverhältnisse, die auch in die gegenseitige Beurtheilung übergegangen sind. Einem genialen, überlegenen Geiste, der zugleich zu gebieten und zu begeistern verstand, konnte es wohl gelingen, diese

*) S. Nettelbecks Lebensbeschreibung III. 41. 44. 45.

verschiedenen Kräfte zu einem gedeihlichen Ziele zu lenken. Drum beginnt die eigentliche Ruhmeszeit von Colberg mit dem Augenblick, wo Major Gneisenau dort die Leitung übernahm.

Von kleinen Streifereien war Schill zu verwegenen Streichen vorgeschritten, nicht ohne Widerstreben des alten Colberger Commandanten, dem die Entwürfe des kühnen Reiters zu vag und weitaussehend erschienen. Wie es ihm dann in der Nacht vom 7—8. December gelang, mit zehn Reitern und zehn Infanteristen gegen einen doppelt bis dreifach überlegenen Feind einen glücklichen Ueberfall auszuführen, demselben Gepäck, Waffen und Geld wegzunehmen, wuchs das Vertrauen zu ihm, und auch Lucadou's Widerstreben gegen die Unternehmungen außerhalb der Festung ließ nach. Der zweite Commandant, der rasche und tapfere Waldenfels, betrieb nun einen Ueberfall gegen Wollin, der mit größeren Kräften unternommen, aber mit ansehnlichem Verluste (6. Jan.) zurückgeschlagen ward. Schill, dadurch nicht entmuthigt, fuhr fort, Leute zu sammeln, namentlich aus Solchen, die sich aus der Kriegsgefangenschaft befreit hatten; einzelne gelungene Wagstücke feuerten dann wieder das Interesse an, und er konnte bald seine Streifzüge in einen ziemlich weiten Umkreis um Colberg ausdehnen. Im Volke und zumeist unter den eifrigen Patrioten wuchs für ihn die Theilnahme. Ihrer Anregung war es zuzuschreiben, daß eine königliche Cabinetsordre vom 12. Januar ihn ermächtigte, ein Freicorps in Pommern zu organisiren und nach Ermessen der Umstände und in Uebereinstimmung mit der Commandantur zur Deckung des Landes mitzuwirken. Die Zeit war zwar dem nicht mehr so günstig, da der Feind eben Verstärkungen nach Pommern heranzog; auch stellten sich der Organisation und Bewaffnung zahllose Schwierigkeiten entgegen, die indessen Schill mit unverdrossener Ausdauer überwand. Es gelang ihm denn doch, ein kleines Bataillon Infanterie, ein paar schwache Schwadronen Reiterei, eine Jägercompagnie und etwas Artillerie zu formiren; die Bewaffnung war zum Theil mangelhaft, Kleidung und äußere Ausrüstung nicht einmal nothdürftig, aber der Geist der Truppe war tüchtig. In Tapferkeit und Ausdauer gaben Schill wie die übrigen Officiere selbst das beste Beispiel; seine Leute zu begeistern und fortzureißen verstand er eben so gut, wie durch strenge Zucht solch einen losen, bunten Körper zusammenzuhalten. Wohl riß ihn sein ungeduldiger Eifer zu manchem verfehlten Unternehmen hin, und je verwegener er es trieb, desto mißvergnügter ward der alte Colberger Commandant; es fehlte auch nicht an herben Verlusten, wie in dem unglücklichen Kampfe um Naugardt (17—18. Februar), aber im Ganzen ging doch der Eindruck der Kühnheit des Mannes tiefer als sein einzelnes Mißlingen, und das gab seinem Thun eine Bedeutung, die seine militärischen Erfolge weit überstieg.

Indessen war ein feindliches Corps herangekommen und fing an, Colberg zu blokiren. Es waren etwa 4000 Mann in den ziemlich unvollkommenen

Werken, als gegen Ende Februar die allmälige Einschließung begann. Die Monate März und April verliefen ohne irgend eine Entscheidung. Einen mächtigen Schlag zu führen, schien der Feind noch nicht stark genug, und die Belagerten waren unermüdlich, theils die Blößen des Gegners zu benutzen, theils in raschen Streifzügen und Ausfällen ihm bittere Verluste zu bereiten. So ward am 18., am 21. März, am 12. April hitzig gefochten, immer zum entschiedenen Nachtheile der Franzosen, die beiden letzten Male unter rühmlicher Theilnahme des Schill'schen Freicorps.

Jetzt kam Gneisenau, um an Loucadou's Stelle, der in ehrender Weise zur Disposition gestellt war, das Commando in Colberg zu übernehmen. Die Garnison war vermehrt, so daß sie nach Abzug eines Theils der Schill-schen Reiterei, die nach Schwedisch-Pommern beordert war, gegen 6000 Mann betrug; sie war von den unzuverlässigen Elementen gereinigt, ihre Bewaffnung vervollständigt. Aber die Hauptsache blieb immer, daß ein genialer, schöpferischer Mann an die Spitze trat, der überall anregte und erweckte, der die Soldaten zu begeistern, die Bürger mit Vertrauen an sich zu fesseln verstand, der alle Mißverhältnisse durch imponirende Ueberlegenheit ausglich. Die Ausrüstung und Bewaffnung, Munition und Vorräthe wurden mit bewunderungswürdiger Thätigkeit ergänzt, die Werke ausgebessert, die Anstalten zur Ueberschwemmung vorbereitet. Sein Plan war, dem Feinde neue Verschanzungen in den Weg zu werfen, so daß es geraumer Zeit bedurfte, bis die eigentliche Belagerung beginnen konnte, durch Ausfälle und Streifzüge die Gegner zu beschäftigen, die eignen Truppen zu heben und zu ermuthigen. So sollte den Belagerern durch Werke, wie sie der Augenblick erschuf, jeder Schritt vorwärts theuer genug verkauft und durch fortgesetzte Angriffe seine Kraft zersplittert und gelähmt werden. Gleich die erste Probe bewies den Meister. Es ward auf dem sogenannten Wolfsberge, in leichtem Boden, mit elendem Material, binnen wenig Wochen eine Verschanzung errichtet, an welche der Feind 25 Tage lang die ganze Kraft seines Angriffs wendete, um auch dann, nachdem er 8000 Kugeln und Granaten abgefeuert und bedeutenden Verlust erlitten, der braven Besatzung freien Abzug mit ihrem Geschütz zu bewilligen (11. Juni). Nun erst begann die eigentliche Belagerung. Der Muth der Soldaten, die freiwillige Hingebung der Bürgerschaft, die Aufopferung Aller machten es möglich, mit der schon stark gelichteten Besatzung, trotz aller Strapatzen und Verluste, die heftigen Angriffe von 14,000 Feinden glücklich auszuhalten. Es lag den Franzosen Alles daran, noch vor dem Waffenstillstande und dem Frieden die Stadt zu bezwingen. Am 1. Juli eröffneten sie ein furchtbares dreißigstündiges Bombardement; bei der Beschaffenheit der Werke war es nicht zu hindern, daß sie Fortschritte machten und die Stadt gewaltig litt. Niemals hatte sich aber der Muth der Besatzung, die unverdrossene, hülfreiche Thätigkeit der Bürger glänzender bewährt, als in diesen Stunden des Brandes und der Verwüstung, wo ein Theil der Stadt in Flammen

stand und die Gefangenen aus dem Stockhause ausbrachen und anfingen die Häuser zu plündern. Alle Andern aber übertraf an kalter Ruhe und Besonnenheit der Commandant; überall gegenwärtig, griff er rathend und helfend ein, galt es, der Verwirrung in der Stadt zu steuern oder das Andringen des Feindes abzuwehren. Da erschien im höchsten Drange des Kampfes und der Noth, als der entscheidende Sturm schon vorbereitet war, ein preußischer Officier und brachte die Nachricht vom Waffenstillstande. Colberg war gerettet.

Glänzend war auch die Vertheidigung von Graudenz. Dort commandirte, mit einer Besatzung von 4500 Mann, ein Veteran des siebenjährigen Krieges, der 73jährige General L'Homme de Courbière, von Geburt ein Holländer, aber dem preußischen Staate und seiner Ehre mit ganzer Seele hingegeben. Schon Mitte December näherte sich der Feind; seit Anfang des neuen Jahres begann er zu blokiren. Die Ereignisse in Ostpreußen veranlaßten eine vorübergehende Aufhebung der Belagerung, die dann nach einigen Wochen von Neuem begonnen und mit Eifer fortgesetzt ward. Die Vorgänge dort, so wenig sie auf die allgemeine Kriegslage einwirkten, boten doch ein charakteristisches Interesse, weil die Franzosen dieselben Künste anwendeten, die vor Küstrin, Stettin, Magdeburg, Hameln u. s. w. zum Ziele geführt hatten; an dem alten Courbière prallten sie kläglich ab. Ihre erste Aufforderung zur Uebergabe, mit der Prahlerei unterstützt, daß Danzig und Königsberg in diesem Augenblicke (23. Jan.) wahrscheinlich schon gefallen, eine Hülfe also nicht denkbar sei, ward von Courbière erst mündlich, dann schriftlich damit beantwortet: diese Forderung sei so unbescheiden, daß sie gar keine Antwort verdiene. Eine wiederholte Aufforderung, von Savary mit bekannter Dreistigkeit an ihn gerichtet, ward von dem tapferen Degen mit der Bitte erwiedert: „Hochdieselben möchten sich nicht die Mühe geben, hierüber zu correspondiren, weil er in diesem Falle genöthigt sein würde, ungefähr die nämliche Antwort wie früher zu geben." Es wurde alle Beredsamkeit aufgeboten, den männlichen Sinn des Generals zu erschüttern; Schmeicheleien wechselten mit Drohungen, ja Savary hatte die Frechheit, ihm zu schreiben: „Sie geben vor, einem Herrn zu dienen, der uns alle seine Rechte überlassen, indem er uns seine Staaten preisgegeben hat"; worauf Courbière, nach einer vielverbreiteten Ueberlieferung, dem Ueberbringer mündlich erklärte: „Nun, wenn es keinen König von Preußen mehr giebt, so bin ich König von Graudenz." Bezeichnend war es auch, daß Savary vergeblich bat, der Gouverneur möge seine Briefe französisch beantworten; Courbière, obwohl der französischen Sprache mehr mächtig als der deutschen, blieb dabei, deutsch zu schreiben. So hielt Courbière die Festung, bis der Friede kam.

Der große Gang der Ereignisse war durch die tapferen Thaten von Colberg und Graudenz nicht aufzuhalten, er ward von Anderem bestimmt; aber Muth und Selbstvertrauen ward durch sie wieder geweckt, und dadurch

inmitten aller Zerrüttung und des grenzenlosen Elends die Hoffnung auf eine bessere Zeit aufrecht erhalten.

Auf dem großen Kriegsschauplatze war nach den blutigen Tagen von Eylau eine Pause eingetreten; Napoleon war entschlossen, sie zur Bezwingung von Danzig zu benutzen und nicht eher eine neue Offensive zu ergreifen, als bis durch den Fall dieses Platzes ihm Rücken und Flanke gesichert waren. Eben darum hing für die preußisch-russische Kriegführung Alles davon ab, Danzig um jeden Preis zu halten, schon damit man den Russen Zeit gab, ihre Verstärkungen heranzuziehen und Oesterreich Muth machte, sich endlich zu einem entscheidenden Schritte zu entschließen. So lange man diese Festung besaß, war nicht zu fürchten, daß Napoleon — nach der Erfahrung von Eylau — noch einmal wagte, gegen die russische Grenze vorzudringen; ebenso war die bis jetzt verzögerte oder unzulängliche Mitwirkung der Seemächte, Englands und Schwedens, wesentlich durch den Besitz von Danzig bedingt.

Der wichtige Platz war nicht so stark befestigt, als er es hätte sein können, vielmehr am Anfang des Krieges, wie alle preußischen Festungen, ungenügend versorgt, aber es war doch seitdem mit dem Aufwande aller Kräfte durch die geschickte Leitung des Platzingenieurs Pullet genug geschehen, um einen feindlichen Angriff gefaßt erwarten zu können*). Im März hatte General Kalkreuth seine Stelle als Gouverneur angetreten; er war hier mehr an seinem Platze, als wenn er die Leitung mit Andern zu theilen hatte, wo ihn dann sein Stolz oder seine Eifersucht zu einem sehr unbequemen Untergebenen, seine politische Ansicht zu einem gefährlichen Rathgeber machte. In dieser unabhängigen Stellung entfaltete er Energie und Eifer; für Vorräthe ward ausreichend gesorgt, in der Stadt selbst herrschte ein guter bereitwilliger Geist. Am mangelhaftesten war immer noch die Besatzung. Von 3000 Mann (mehr hatte sie im Anfang des Krieges nicht gezählt) war sie zwar bis auf 15—16,000, darunter freilich viele Polen, vermehrt worden, aber auch dies reichte kaum nothdürftig hin, Danzig selbst, Weichselmünde und Neufahrwasser zu besetzen. Zwei wichtige Punkte, die feste Insel in der Weichsel, der Holm genannt, und die Niederung nach der Seeküste zu (Danziger Nehrung) blieben dabei nur mangelhaft beschützt. Im März langten noch einige Pulks Kosaken, später 3000 Mann russischer Infanterie und Gneisenau mit drei Reservebataillonen an; sie verstärkten die Besatzung bis auf 20,000 Mann, kamen aber allerdings zu spät, um den Besitz der Nehrung zu sichern.

Was der Feind zur Einschließung des Platzes anfangs verwendete, be-

---

*) Außer Höpfner a. a. O. s. darüber C. Friccius, Geschichte der Befestigungen und Belagerungen Danzigs. Berlin 1854. S. 38 ff. 134.

stand aus einigen 20,000 Mann Franzosen, Polen, Sachsen und Badenern; sie führte Lefebvre, in der Belagerungskunst ein Fremdling, überhaupt ein oft drolliger Naturalist in dieser Art Kriegführung, aber tapfer, thätig und unermüdlich wie einer. Zu ihm kamen im Mai von Lannes' Corps über 12,000 Mann und aus Pommern von Mortier ein gemischtes Contingent von etwa 8000 Mann.

Am 12. März begann die Einschließung. Den ersten Schlag wollte der Feind gegen die Nehrung führen; so hieß die nordöstlich von der Stadt gelegene Niederung, die, durch die Weichsel vom festen Lande getrennt, die Verbindung mit Pillau und der Hauptarmee in Ostpreußen ungestört vermittelte. Es war versäumt worden, diesen wichtigen Punkt tüchtig zu verschanzen; um so eher hätte aus Danzig selbst oder von der Hauptarmee in Ostpreußen eine tüchtige Truppenmacht dort aufgestellt werden müssen, aber weder das Eine noch das Andere war geschehen. So reichte ein glücklich geleiteter Ueberfall hin, den Feind in den Besitz der Nehrung zu bringen (20. März).

Der Angriff der Belagerer wandte sich dann gegen den Hagelsberg und Bischofsberg, zwei ansehnliche Werke, die auf den vor der Stadtbefestigung gelegenen Höhen erbaut waren. In der ersten Hälfte des April wurden die erste und zweite Parallele eröffnet; am 25. begann die Beschießung. Die Belagerten suchten durch Verschanzungen und Ausfälle das Vordringen des Gegners zu hindern und zeigten den besten, unverdrossensten Muth; obwohl den Franzosen an Gewandtheit und Kriegsübung nicht völlig gewachsen, auch in den ängstlichen Pedanterien des Friedensdienstes etwas eingerostet, wußten sie doch dem Gegner sein Vorrücken gewaltig zu erschweren und auch jeder kleine Vortheil, den seine Ueberlegenheit erzwang, war durch Opfer erkauft. Der rasche, an diese Kriegsart nicht gewöhnte Lefebvre hätte in seiner Ungeduld gern einen Sturm gewagt, wenn ihm Napoleon nicht ausdrücklich befohlen hätte, die regelmäßige Belagerung fortzusetzen.

Bedeutender als diese langsame Arbeit war der Erfolg, den die Franzosen in der Nacht zum 7. Mai durch Ueberraschung erkämpften. Durch einen glücklichen Ueberfall überwältigten sie den Holm, die früher erwähnte Weichselinsel, die von 1500 Mann, größtentheils Russen, besetzt war. Damit waren sie auf beiden Ufern des Stromes Herren geworden und bedrohten die Verbindung des belagerten Platzes mit dem Meere.

Es war Zeit, daß etwas geschah zum Entsatze der Festung. Es bestand im Hauptquartier der verbündeten Armee durchaus kein Zweifel über die Wichtigkeit der Festung, und Bennigsen hatte wenige Tage vor dem Anfang der Blokade das „unbedingte" Versprechen gegeben (6. März), den Platz, wenn er sich zwei Monate lang hielte, bis dahin zu entsetzen. Die Zeit war da, aber im russischen Lager klagte man jetzt, die Armee sei noch nicht ergänzt, ihre Verpflegung mangelhaft. Bennigsen gab zu, daß der Fall von Danzig

ein großes Unglück wäre, aber er meinte, nur eine Offensive, welche die Franzosen über die Weichsel zurückwerfe, könne helfen, und diesen Angriff könne er nicht unternehmen, bevor sein Heer verstärkt und erholt sei. Er bekämpfte aufs Entschiedenste die preußische Ansicht, durch ein Unternehmen auf der Nehrung Danzig zu entsetzen, und willigte endlich nur mit Widerstreben und mit der Prophezeiung eines unglücklichen Erfolges dazu ein, daß zur See ein Entsatzversuch unternommen ward.

Es ward ein Corps von 5300 Russen und 1300 Preußen ausgerüstet unter Führung des Generals Kaminskoi, des Sohnes vom Feldmarschall; es sollte sich in Pillau sammeln und von dort nach Neufahrwasser eingeschifft werden. Napoleon erkannte sofort den Zweck der Expedition und sandte mit gewohnter Raschheit Verstärkungen nach Danzig. Bei dem Entsatzcorps gingen die Vorbereitungen langsam von Statten, die Abfahrt verzögerte sich, die Landung ward durch widrige Winde gehindert, so daß der ganze Vortheil der Ueberraschung verloren ging und man auf einen harten Kampf mit einem gerüsteten und überlegenen Feinde gefaßt sein mußte. Am 14. Mai waren die letzten Truppen bei Neufahrwasser gelandet; am andern Tage sollte der Angriff von Weichselmünde aus erfolgen, Ausfälle von Danzig und Neufahrwasser ihn unterstützen, die englischen Schiffe, neun an der Zahl, die an der Weichselmündung lagen, sollten den Strom hinaufsegeln und die Stellungen des Feindes, namentlich auf dem Holm, beschießen.

So begann am 15. Mai der ungleiche Kampf; der erwartete Ausfall aus der Festung erfolgte nicht, weil der Gouverneur den Angriff Kaminskoi's von vornherein als einen Versuch ansah „der verunglückte und verunglücken mußte“. Die Tapferkeit der Angreifer ließ nichts zu wünschen übrig; doch mußten sie nach einem sechsstündigen mörderischen Kampfe den Rückzug antreten. Sie hatten 1530 Mann, darunter 61 Officiere, verloren.

Dies Mißlingen entschied auch über den Erfolg eines Angriffs, den gleichzeitig Oberst Bülow — der Sieger von Großbeeren und Dennewitz — von der frischen Nehrung her versuchen sollte. Er harrte dort mit kaum 3000 Mann junger, meist ungeübter Truppen seit Anfang Mai des Augenblicks, wo Kaminskoi's Landung ihm das Zeichen zum Vorrücken geben sollte. Am 9. rückte er langsam vor, schob die französischen Posten zurück und rüstete sich zum Angriff, als ihm der Kanonendonner am Morgen des 15. die begonnene Attake verkündete. Auch das unverkennbare Mißlingen hielt ihn nicht ab, weiter vorzugehen; seine Reiterei wagte sich bis in die Nähe von Danzig. Schon war aber auf Napoleons Befehl die überlegene Macht des Feindes im Anzug, um die kecke Schaar ins Meer zu werfen. Die vorgeschobene Reiterei ward überfallen und auf das Corps zurückgedrängt; eine Reihe von ungünstigen Gefechten, die nach Bülows eigener Angabe 700 Mann kosteten, zwang ihn zum Rückzug und erst an der östlichen Spitze der frischen Nehrung gelang es ihm, seine Truppen wieder zu sammeln und zu ordnen.

Bülows eigene Haltung war bei allem Mißgeschick des höchsten Lobes werth. Er habe, sagte damals General Stutterheim, eben so sehr richtige Einsicht als große Tapferkeit bewiesen, aber er habe kein Glück! Das Gleiche konnte man auch von Blücher nach der Lübecker Katastrophe sagen. Doch war es diesen Männern beschieden, dereinst den schönsten Sieg zu ernten: durch die Prüfung des Mißgeschicks gestählt und geläutert, von keiner Glückeslaune verwöhnt, vielmehr in Druck und Elend gehärtet und verbittert, voll Demuth gegen Gott, aber ungebeugt vor den Tyrannen, so sind sie wieder in den Kampf gezogen, um ihn dann nur als glückliche Sieger zu verlassen.

Der Führer des Entsatzcorps, Kaminskoi, verzweifelte an dem Erfolg seines Unternehmens; doch wollte er noch einen Versuch wagen, die Besatzung in Danzig mit Munition zu versehen. Ein englisches Schiff sollte sie hinbringen. Das Schiff kam trotz eines heftigen Feuers ziemlich weit vor, gerieth aber dann auf den Grund und damit in die Gewalt des Feindes. Mit der Munition waren zugleich die Depeschen des Königs an Kalkreuth aufgefangen, welche den Franzosen die hoffnungslose Lage der Festung enthüllten.

Dieselbe hatte in den letzten Tagen ihren Widerstand hartnäckig fortgesetzt, freilich nur in der Hoffnung auf raschen Entsatz. Der Feind traf die Anstalten zum Sturm; in der Festung waren noch 325 Centner Pulver vorhanden, was kaum auf acht Tage ausreichte, die Besatzung war auf zwei Drittheile verringert und tief erschöpft, die Lebensmittel fingen an auszugehen. Lefebvre hatte gleich, nachdem die Depeschen in seine Hände gekommen waren, am 21. Mai anfragen lassen, ob der Gouverneur, wenn bis zum 27. kein Entsatz eingetroffen sei, beabsichtige, in Unterhandlung zu treten. Kalkreuth lehnte das nicht ab, doch erklärte er, nur auf Bedingungen einzugehen, wie er sie selber 1793 der Garnison von Mainz verwilligt*). Lefebvre getraute sich nicht, ohne Napoleons Genehmigung das zuzugeben; so wurden vorläufig nur die Feindseligkeiten eingestellt. Es lag dem Kaiser zu viel daran, rasch in den Besitz von Danzig zu gelangen; er gab daher seinem Marschall Vollmacht, nach seinem Ermessen abzuschließen. Kalkreuth blieb fest und fand sich lebhaft unterstützt durch den trefflichen und ungebeugten Geist des Officiercorps. Die Officiere des schwer bedrängten Hagelsberges erklärten, sich lieber unter dem Schutte dieses Forts begraben zu lassen, als eine unehrenhafte Capitulation einzugehen. Auf Entsatz war nicht mehr zu hoffen; es blieb Kaminskoi nichts übrig, als mit dem Reste seines Corps sich einzuschiffen.

So ward am 25. Mai die Capitulation beschlossen. Die Franzosen willigten ein, daß die Besatzung gegen das Versprechen, ein Jahr lang nicht gegen Frankreich zu dienen, freien Abzug erhielt; Kalkreuth versprach, die

*) S. Band I. S. 472.

Thore der Festung zu öffnen, wenn bis zum andern Mittag kein Entsatz gekommen sei. Wie dann die Nachricht kam, daß das Entsatzcorps sich eingeschifft, wurde am 26. Mai ein Theil der Festung den Franzosen übergeben. Am andern Morgen rückte die Besatzung, noch etwas über 12,000 Mann, worunter etwa 1000 Russen, mit Waffen und Gepäck, fliegenden Fahnen, klingendem Spiele, brennenden Lunten und zwei bespannten Geschützen nach der Nehrung ab, um in Pillau ihre weitere Bestimmung zu erwarten.

Lefebvre erhielt den Herzogstitel; für die Stadt begann eine lange Zeit harten willkürlichen Druckes.

Der Fall von Danzig gab erst Napoleon die freie Bewegung und den vollständigen Gebrauch seiner Mittel zurück; darum hätte Alles versucht werden müssen, die Festung zu retten. Daß es nicht geschehen ist, hat ein ausgezeichneter Militär als ein „wahres Pasquill auf die Kriegskunst" bezeichnet*), ein Urtheil, das schon damals im preußischen Lager das allgemein geltende war. Der Unmuth der Preußen war um so mächtiger, als sie das unverzeihliche Versäumniß nicht Bennigsens Unfähigkeit zuschrieben, sondern seinem Mangel an gutem Willen. Ihre Erbitterung mußte sich aber täglich schärfen beim Anblick der russischen Kriegsart, die statt der Hülfe nichts als Greuel und Verwüstung brachte. „Das Elend, schreibt Knesebeck an Scharnhorst am 10. März, ist jetzt auf einen Grad gestiegen, daß es ni ht ärger steigen kann, und nichts als die moskowitischen Grausamkeiten gehen noch darüber, ja, Sie können es mir glauben, man denkt jetzt an nichts Anderes, als das Land zu verwüsten und durch diese Wüste sich selbst zu decken. — — Wollen die Oesterreicher nicht losschlagen, sondern zögern sie noch immer fort, und will England auch nichts mehr thun, als was es bisher gethan hat, so bitte ich Sie doch um des Himmels willen, machen Sie, daß der Friede, wenn er nur unter irgend erträglichen Bedingungen geboten wird, nicht ausgeschlagen werde. Wir werden durch diese Menschen doch nicht befreit von dem Joche, das wir zu tragen unvermeidlich bestimmt scheinen. Gesetzt selbst, daß ein anderer Feldherr als der jetzige mit besserem Willen nach seinen Siegen ebenso vorwärts marschirt, als dieser rückwärts, so würden wir doch kein Land durch ihn wieder bekommen, sondern eine Wüste. — — Sie selbst, mein würdigster Freund, können diese russische Wirthschaft und diese Politik — so wie ich sie jetzt durch meinen langen Aufenthalt bei dieser Armee kenne — unmöglich ganz so glauben! Aber was ich Ihnen sage, ist die reinste Wahrheit! Die Menschen wollen, so wie sie da sind, sie wollen nichts thun, als unser Land

*) Henckel von Donnersmark, Erinnerungen S. 394.

verwüsten und aussaugen, um sich selbst durch diese Wüste zu decken. Der edle Alexander mag befehlen da hinten, was er will, es wird doch nichts geschehen! Wir hier mögen uns zu Tode schreiben und schreien; es wird nichts helfen!"*)

Wenige Tage später schrieb Knesebeck an Scharnhorst: „Die Noth und Druck des Landmannes unter dem Kantschu überschreitet alle Grenzen. Die Leute in den mehrsten Dörfern sind so rein ausgeplündert, daß sie sich das Wenige, wovon sie leben, von den Kosaken erbetteln müssen. Viele sterben dabei vor Hunger und man hat in mehreren Dörfern, wo Truppen eingerückt sind, unbegrabene Leichen in den Häusern gefunden. Kein Dorf existirt mehr, wo nicht mehrere Häuser rein abgetragen worden wären, und manche hat das Schicksal ganz getroffen. — — Was soll aus dem Allem werden? Man wird selbst dabei der Sache satt und sieht keine Hülfe."

Dieser herben Wirklichkeit gegenüber gewährte es wenig Trost, daß Kaiser Alexander persönlich den größten Eifer für Preußen an den Tag legte. Er hatte gleich nach der Kunde von Eylau Bennigsen zu kräftigerem Handeln angetrieben und die auf dem Marsch begriffenen Verstärkungen zur Eile angespornt; um die Stimmung der Soldaten zu heben und so manches Mißverhältniß auszugleichen, entschloß er sich jetzt, selbst ins Lager zu gehen. Am 1. April ward er vom König in Polangen empfangen und begab sich mit ihm nach Memel. In den nächsten Tagen besichtigten dann beide Monarchen zu Kydullen die erste Division Verstärkungstruppen, die, 17,000 Mann stark, an der ostpreußischen Grenze eintraf. Als Alexander dem König diese Truppen vorführte, umarmten sich beide und der Kaiser rief unter Thränen aus: „Nicht wahr, keiner von uns Beiden fällt allein? Entweder Beide zusammen oder Keiner von Beiden!"**)

Aber es geschah nichts; Danzig wurde preisgegeben, das Land entsetzlich verwüstet. Immer nachdrücklicher brach im preußischen Lager die Ueberzeugung durch, daß man seine Hoffnungen noch auf andere Hülfe stellen müsse, als auf die Rußlands. Mehr als je sehnte man sich nach einem offenen, thatkräftigen Anschlusse Oesterreichs.

Wir haben oben die österreichische Politik in ihrem Schwanken kennen gelernt; von Napoleon zum Bündnisse gelockt, von der russisch-britischen und preußischen Diplomatie eifrig bedrängt, verbirgt sie allerdings nicht, wem ihre Sympathien gehören, aber sie vermag sich doch auch nicht zu dem Entschlusse aufzuraffen, den die Coalition von ihr verlangt. So hatte Kaiser Franz schon im December dem preußischen Gesandten erklärt: er hege die

---

*) Aus der handschriftlichen Correspondenz Knesebecks. Vgl. das Leben Krauseneck's S. 33. 38. Tagebuch des Generals Wachholtz S. 155. Ebenso Ledebur S. 365.

**) S. Schladens Tagebuch S. 173.

aufrichtigsten Wünsche für das Gelingen der verbündeten Waffen, aber helfen könne er nicht. Es war seitdem keine wesentliche Aenderung eingetreten. Als Preußen zu Ende des Jahres 1806 daran dachte, den thätigen und gewandten Götzen, den wir aus Schlesien kennen, nach Oesterreich zu senden, lehnte Graf Stadion dies ab, weil es „den Kaiser sehr in Verlegenheit setzen würde." Damals schrieb Finkenstein ziemlich trostlos: „Auf Hülfe von Oesterreich rechnen Sie nicht. Man kennt hier den ganzen Umfang der Gefahr, möchte handeln, kann aber vor lauter Furcht zu keinem Entschluß kommen und man wird ihn dann erst fassen, wenn es zu spät sein wird."*)

Einige Wochen später ward von Neuem in Wien angeklopft. Wir wissen, die Lage war damals in Schlesien so, daß Götzens Hoffnung lediglich darauf gestellt war, durch eine österreichische Diversion dem Widerstande der Provinz eine Bedeutung zu geben. Götzen wollte selbst nach Wien, um die Situation zu schildern und die einzelnen Schritte zu verabreden. Die Antwort lautete wieder ablehnend; es sei, hieß es**), so indiscret darüber gesprochen worden, daß Götzens Ankunft in Wien nur Aufsehen machen und Oesterreich compromittiren werde. „Ein nichtsbedeutender Vorwand, meinte Gentz***), um schmähliche Poltronerie zu bemänteln. Nur Geduld! sie werden es noch bitter bereuen, daß sie diese einzige Gelegenheit nicht benutzten. Ich weiß aber, daß sie schwächer und unentschlossener sind als je, und es ist nicht abzusehen, wie das Alles enden wird."

Doch gab man in Wien am Ende nach und am 17. Febr. traf Götzen dort ein. Nach dem Plan, von dem damals die einsichtigsten Patrioten in Preußen ausgingen, sollte eine große österreichische Armee an der obern Weichsel erscheinen und die Operationen der Verbündeten gegen Warschau unterstützen; ein kleineres österreichisches Corps hätte dann, in Verbindung mit einem englisch-schwedischen Landungscorps, sich der Elblinie zu bemächtigen gesucht und im Rücken der Franzosen wären die Volkserhebungen zu Hülfe gekommen, auf die man in Hessen, Hannover, Westfalen und Ostfriesland glaubte rechnen zu dürfen.†) Ja, bis nach Franken hin waren

*) Die Aeußerung des Kaisers aus einem Bericht Finkensteins vom 12. Dec.; das andere aus einem Schreiben an Götzen d. d. Wien 16. Dec. 1806. (Letzteres in der interessanten Correspondenz des Grafen Götzen, welcher wir für die Geschichte der Jahre 1807—1809 eine Fülle anziehender und charakteristischer Mittheilungen verdanken.)

**) Schreiben Finkensteins d. d. 28. Jan. 1807 in der angeführten Correspondenz.

***) Schreiben an Götzen d. d. 13. Febr. 1807. In den Tagebüchern S. 59 spricht Gentz von Verhandlungen mit Götzen über die provisorische Besetzung der schlesischen Festungen durch Oesterreicher. Aus Finkensteins Berichten ersehen wir, daß es damit seine Richtigkeit hatte. Der Plan wurde von Adair und Pozzo eifrig unterstützt, aber in Wien abgelehnt. Die erste Idee scheint Finkenstein anzugehören.

†) Nach einem handschriftl. Memoire Scharnhorsts vom Anfang des Jahres 1807.

Verbindungen angeknüpft; man dachte Nürnberg, Rothenburg, Kulmbach und Kronach zu überrumpeln und von da durch den Thüringer Wald den Zusammenhang mit Hessen und Westfalen herzustellen.

Freilich eilten die patriotischen Wünsche dieser Männer und ihre vorbereitende Thätigkeit der Situation weit voraus. Weder England noch Oesterreich waren so eifrig, wie es Scharnhorst, Götzen und ihre Freunde hofften. Mit England war zwar am 28. Jan. endlich der Friede unterzeichnet und darin Preußens Verzicht auf Hannover ausgesprochen, aber ein rechtes Vertrauen war nicht hergestellt, vielleicht weil die britische Politik in Zastrow keine bessere Bürgschaft sah als in Haugwitz. So dauerte es denn auch geraume Zeit, bis man sich zu einer Subsidienleistung entschloß; bis jetzt beschränkte sich die Hülfe Englands auf die Anweisung von 80,000 Ducaten für den Zweck der Bewaffnungen und Rüstungen, die Götzen betrieb, und auf einzelne Sendungen von Waffen und Munition, die das Geschwader in der Ostsee vermittelte. Eine mit Macht und Nachdruck unternommene Landung ward wohl erwartet, allein es war zweifelhaft, ob sie noch zeitig genug kam, um in die Entscheidung der Dinge einzugreifen. In England selbst trat (März 1807) ein Cabinetswechsel ein, der zwar einen Mann von hohem Geist und zäher Energie, Georg Canning, an die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten führte; aber die Wirkung dieses Umschwungs konnte erst später fühlbar werden, vorerst ward durch den Wechsel die Thätigkeit der britischen Politik eine Zeit lang paralysirt*).

In Oesterreich war die Politik des Krieges und des Friedens in einem noch unentschiedenen Ringen begriffen. Krieg wollte die Armee und das Volk, in welchem der frische, heroische Geist des Jahres 1809 sich anfing anzukündigen; auch der leitende Minister, Graf Stadion, neigte zum Kriege. Als das Haupt der Friedenspartei galt der Erzherzog Karl und ein ihm nahestehender Kreis, als dessen einflußreichste Person in den uns vorliegenden Berichten Graf Philipp Grünne bezeichnet wird. Zwischen beiden schwankte damals in Wien die Entscheidung. Die Kunde von Eylau war mit populärem Jubel aufgenommen worden und machte auch in den officiellen Kreisen tiefen Eindruck, aber es ließ sich doch selbst jetzt die kleinmüthige Auffassung vernehmen, daß es nicht viel zu bedeuten habe, wenn man Napoleon die Leitung des Rheinbundes überlasse; dieselbe werde ihm nicht mehr Macht geben, als zuletzt Oesterreich aus der deutschen Kaiserwürde gezogen habe! „Mit solchen Leuten, schrieb damals der unermüdliche Adair**), ist es hoffnungslos zu streiten; es hilft nichts, ihnen vorzustellen, daß sie in einer Po-

---

Nach Süddeutschland wurde im Frühjahr Kriegsrath Peguilhen geschickt, von dem uns ein Bericht d. d. 11. März vorliegt.

*) S. Schladens Tagebuch S. 171. 172. 187.

**) S. dessen Historical memoir etc. S. 193.

litik befangen sind, ganz ähnlich der, welche den Umsturz der preußischen Monarchie verursacht hat." Doch wurden daneben die Rüstungen eifrig betrieben und eine Menge von Maßregeln vorbereitet, wie sie nur dem Kriege voranzugehen pflegen.

War man im Lager der Verbündeten ungeduldig und mißtrauisch gegen Oesterreich, so war es Napoleon nicht weniger. Er hatte sich eine Zeit lang der Hoffnung hingegeben, dasselbe fester an sich zu knüpfen, und darum theils manche kleine Nachgiebigkeit gegen das Wiener Cabinet geübt, theils es durch Aussicht auf Schlesien zu locken gesucht. Jetzt überzeugte er sich, daß er um keinen Schritt weiter war; der Eindruck von Eylau zeigte wenigstens, wohin in Wien die überwiegenden Sympathien neigten. „Schlagt die Franzosen noch zweimal, soll Kaiser Franz gesagt haben, und ich erkläre mich." Der französische Gesandte schrieb die besorglichsten Berichte und hielt es für ganz hoffnungslos, die österreichische Politik für das Bonapartesche System zu gewinnen.*) In der That erfolgte jetzt ein Schritt, den Napoleon als den ersten Anfang einer Action Oesterreichs betrachtete, und auf den die Verbündeten einige Hoffnung setzten. General Vincent ward an den französischen Kaiser geschickt, um die Vermittelung Oesterreichs anzubieten; ward sie abgelehnt, so hoffte die Kriegspartei, würden die letzten Bedenken Oesterreichs gegen eine thätige Mitwirkung überwunden werden.**) Am 11. März hatte Vincent im Schlosse zu Finkenstein eine Unterredung mit Napoleon; noch einmal bot der Kaiser alle Gründe und Lockungen auf, die für die französisch-österreichische Allianz sprachen; auch klang aus seinen Gesprächen die charakteristische Drohung heraus: wenn Oesterreich nicht wolle, würden sich Frankreich und Rußland verständigen.

Oesterreich blieb aber bei seiner Vermittelung. Am 3. April machte es den kriegführenden Mächten die Eröffnung, daß es bereit sei, einen allgemeinen Frieden zu vermitteln, worin die deutschen Angelegenheiten neu geordnet, der Zustand Italiens einer Revision unterworfen, die Angelegenheiten der Türkei im Einklang mit den früheren Verträgen geordnet werden, Polen in dem Zustande, in dem es vor dem Kriege war, verbleiben, England natürlich an den Unterhandlungen Theil nehmen sollte.***) Napoleon lehnte

*) S. Lefebvre a. a. O. III. 44 f. 70. 71.

**) Adair, Historical memoir S. 200 f. in einem Bericht vom 11. März.

***) Nach einer Depesche Pozzo's an Budberg d. d. 12. März war diese bestimmtere Form der Vermittelung das Ergebniß von Verhandlungen zwischen ihm und Stadion. Beide hofften damit die Dinge einer Action näher zu bringen, denn von Napoleons Eingehen auf die Vermittelung erwarteten sie nichts. Wie Stadion sagte: il ne s'attendait qu'à des tergiversations et de faux fuyants de la part de Bonaparte. Auch Finkenstein hatte jetzt mehr Hoffnung, da Napoleon ohne Zweifel Alles versuchen werde, dieser Vermittelung auszuweichen; die Verbündeten sollten darum nur mit voller Aufrichtigkeit und Billigkeit Oesterreich entgegenkommen.

die Vermittelung nicht ab, weil eine Ablehnung wahrscheinlich Oesterreich nur um so eher der Coalition in die Arme trieb. England gab eine ausweichende Antwort; Rußland wünschte die Grundlagen zu kennen, auf denen Napoleon unterhandeln wollte; Preußen war wohl bereit, die Vermittelung anzunehmen, versprach sich aber keinen Erfolg davon. Vielmehr forderte der König den österreichischen Monarchen auf, einer Uebereinkunft beizutreten, die er eben mit Rußland geschlossen. „Das wird, schrieb Friedrich Wilhelm, das Ziel, wonach Sie streben, besser erreichen, als eine Vermittelung, die zu vereiteln Napoleons List tausend Mittel finden wird."

Zu Wien schienen sich aber die Aussichten der Gegner Napoleons mit einem Male günstiger zu gestalten. Seit Ende März lauteten die Berichte aus Wien hoffnungsvoller; auch Gentz erklärte jetzt, sein Unglaube fange an zu weichen. „Ob ich gleich immer nicht urtheilen will, bis ich weiß, zu welchem Thore es eigentlich hinausgeht, so sehe ich doch, daß dem österreichischen System eine Aenderung bevorsteht. Die Truppen ziehen sich zusammen und machen Miene, bei Krakau und bei Brünn beträchtliche Corps zu formiren. Der Erzherzog Karl soll umgestimmt sein. Der Kaiser, schon in guter Disposition, scheint durch den Tod der Kaiserin und selbst durch die Betrübniß über ihren Verlust in eine gewisse männliche Gemüthsbewegung gerathen zu sein, die für große Entschlüsse vortheilhaft ist." *) Von Götzen freilich erfuhr er in demselben Augenblick, daß ihm zwar in Wien mit Achtung und Theilnahme begegnet werde, die Sache selbst aber um keinen wesentlichen Schritt vorgerückt sei. Drum erwachte von Neuem in ihm die Sorge, daß die Unentschlossenheit das Feld behaupte. „Oesterreich, schrieb er, wird sich, wenn es hoch kommt, zu einer illusorischen Friedensvermittelung verstehen, für die ich keinen Kreuzer gebe, und doch ist es mir klarer als je, daß ohne Oesterreich kein Heil und keine Rettung gedacht werden kann."

In so gespannter Lage machte das einen tiefen Eindruck, was in demselben Augenblick in Preußen geschehen war. Die Erben der Haugwitz'schen Tradition waren dort gefallen und Hardenberg hatte die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernommen. Hardenberg hatte schon im Januar wiederholt um seine Entlassung gebeten, da er sich seit seiner Entfernung im Frühjahr 1806 wie absichtlich ignorirt und vernachlässigt sah; doch gab der König in gnädigen Worten seinem Verlangen nicht nach. Indessen dauerte die Leitung der auswärtigen Politik durch Zastrow fort; er wie seine Freunde verbargen kaum, wie sehr sie den Frieden wünschten und wie wenig Gutes sie von einer Verlängerung des Kampfes erwarteten.**) Die Früchte dieser Politik zeigten sich in dem fortgesetzten Mißtrauen Englands und seinem unthätigen

*) Schreiben von Finkenstein d. d. Wien 27. März, und von Gentz d. d. Prag 22. u. 24. April, in der Götzen'schen Correspondenz.

**) S. Schladen S. 141 f. 153. 174. 175.

zuwarten; auch auf Oesterreichs Zaudern übte diese Unzuverlässigkeit der preußischen Politik einen unverkennbaren Einfluß. Daneben dauerte Beyme's Einfluß im Cabinet fort, dessen sich jetzt auch Zastrow und Köckeritz gern entledigt hätten. Es kam die Schlacht von Eylau und jene Sendung Napoleons, durch die er Preußen zum Abfall zu verführen meinte, wie er früher und später Oesterreich durch die Abtretung Schlesiens zu locken suchte. Diesmal zog es der König vor, Hardenberg statt Zastrow zu fragen; das Bonapartesche Ansinnen ward abgelehnt. Nun faßte Hardenberg Muth und brachte von Neuem die Verderblichkeit der Cabinetseinrichtung zur Sprache. Der König versuchte, wie früher Stein gegenüber, durch eine halbe Aenderung zu genügen (Mitte März), und zog Hardenberg als Minister ohne Portefeuille in einen neu gebildeten Ministerrath, in dem Zastrow und Voß blieben, Beyme mit Kleist den Vortrag behielt. Hardenberg verhehlte nicht, daß er auf diese Weise außer Stande sei, Gutes auszuführen, und doch in den Augen des Landes eine große Verantwortlichkeit übernehme. Um diese Zeit kam Kaiser Alexander; es ward allgemein bemerkt, daß er gleich beim ersten Erscheinen Zastrow ignorirte, Hardenberg mit sichtbarer Absicht auszeichnete. Seiner Einwirkung schrieb man es wohl mit Recht zu, daß der König nun Hardenberg mit sich ins Lager nahm und ihm das Aeußere, Innere und die Heeresverpflegung zugleich übergab, also Zastrow thatsächlich beseitigte. Auch Blücher, aus der Kriegsgefangenschaft ausgewechselt und mit Auszeichnung empfangen, war in diesem Sinne thätig. Das konnte eine wichtige Wendung vorbereiten; denn Hardenberg übernahm die Last der Geschäfte nur in der erklärten Absicht, sie mit Stein zu theilen. Noch waren nicht alle Schwierigkeiten geebnet; Zastrow und seine Freunde waren unermüdet, dem neuen Minister Hindernisse zu bereiten; sie steckten sich hinter Köckeritz, dessen Beschränktheit ihn leicht zum Opfer solcher Intriguen machte. Bald wurde gegen seine Finanzmaßregeln agitirt, bald die Verpflegung, die er zu leiten hatte, durch Chikanen durchkreuzt, überhaupt nichts versäumt, was die Thätigkeit des neuen Ministers lähmen konnte. Doch behauptete sich Hardenberg im Vertrauen des Königs; die Intriguen seiner Gegner führten nur dazu, daß mit Zastrow auch Voß und Schrötter ihren Abschied bekamen. Die Politik des Widerstandes gegen die Bonapartesche Politik und des ausdauernden Kampfes bis zum Aeußersten hatte also den Platz behauptet; es bestand jetzt für Oesterreich und England kein Vorwand mehr, ihr Zaudern mit der Berufung auf die Unzuverlässigkeit des preußischen Ministeriums zu entschuldigen. *)

---

*) Ueber diese inneren Vorgänge s. außer Pertz, Steins Leben I. 440 ff. Schladens Tagebuch S. 148 f. 155. 167—169. 181 ff. 189 f. 193. 196—201. 204. 210—212. Zur Characteristik der von Bonaparte inspirirten preußischen Presse führen wir die Worte an, in denen der „Telegraph" den Wechsel ankündigte: „Man zwei-

Der erste bedeutsame Act des neuen Ministers war der Vertrag, der am 26. April zu Bartenstein abgeschlossen ward. Noch waren die Verhandlungen nicht abgebrochen, die Napoleon nach dem Schlage von Eylau angeknüpft, aber Preußen hatte sich darin nur zum Organ der vereinigten Mächte gemacht und jede schielende Neigung zu einer Sonderpolitik vermieden. Es handelte sich um einen Congreß, an dem, außer Frankreich, England, Rußland, Preußen und Schweden gemeinsamen Antheil nehmen, Oesterreich das Vermittleramt führen solle; darüber fand, ohne bestimmtes Ergebniß, eine Correspondenz statt, die dann bald von dem rascheren Laufe der Ereignisse überholt ward.

Das Bündniß zu Bartenstein, wo sich auch britische und schwedische Bevollmächtigte eingefunden hatten, ward zunächst von Preußen und Rußland unterzeichnet; sein Zweck sollte nicht Eroberung, sondern nur die Selbständigkeit und das Gleichgewicht der europäischen Staaten, die Aufrichtung fester Schranken gegen Napoleons Uebergewicht sein. Man wandte sich also, nach einem Krieg ohne Nerv und ohne Einheit, zu dem zurück, was Richtiges und Fruchtbares in den Grundsätzen der Coalition von 1805 enthalten war. Jetzt freilich, wie damals, war es Rußland, das nach der ersten unglücklichen Entscheidung vom Kampfplatz desertirte und sich zudem mit den Spolien seines Verbündeten beschenken ließ. Nach dem Vertrage vom 26. April verpflichtete es sich, alle seine Kräfte zur Wiederherstellung der preußischen Monarchie anzuwenden, ihr die seit 1805 verlorenen Besitzungen oder Ersatz dafür zu sichern, überhaupt Preußen eine Abrundung zu schaffen, die den Werth einer besseren militärischen Grenze bot.

Auch über Deutschland enthielt der Bartensteiner Vertrag im fünften Artikel zuerst Bestimmungen, aus denen eine richtigere Anschauung der deutschen Politik herausspricht. Es sollte unabhängig sein, Frankreich nicht Herr der Rheinlinie bleiben oder seine Heere auf deutschem Boden halten. Die alte Reichsverfassung herzustellen, war mit Recht als ein gefährlicher Irrthum bezeichnet, da sie sich zu schwach erwiesen, dem geringsten Stoße zu widerstehen. Es solle darum in Deutschland eine verfassungsmäßige Föderation gebildet werden mit guten militärischen Grenzen. An diesem Systeme solle auch Oesterreich Theil nehmen; überhaupt jeder Gegenstand der Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen beseitigt, zwischen beiden eine innige und dauernde Eintracht hergestellt und auf Grundlage der beiderseitigen Interessen die Grundsätze festgestellt werden, nach denen beide Mächte, jede innerhalb bestimmter Grenzen, die Leitung des deutschen Bundes zur gemeinsamen Ver-

---

felt zwar nicht, daß der König von Preußen dem Kaiser von Rußland, in dessen Suite er sich befindet, damit eine Gefälligkeit habe erzeigen wollen; allein man begreift nicht, wie er und der preußische Adel noch länger diesen Stand der Herabwürdigung ertragen können."

theidigung führen würden. So brachte die Noth der Zeit endlich die Principien zur Geltung, von deren Durchführung jetzt allein die Macht und Unabhängigkeit der mitteleuropäischen Staaten zu erwarten war.

Auch Oesterreich, dessen Macht und Sicherheit als eine Grundbedingung der Unabhängigkeit Deutschlands und Europas bezeichnet war, sollte dem Bunde beitreten; es war ihm in diesem Falle die Wiedererwerbung Tirols, die Minciolinie u. s. w. zugesichert. England war bestimmt, durch Subsidien, Waffen- und Munitionssendungen mitzuwirken und nützliche Diversionen im Rücken der Franzosen vorzunehmen; die deutschen Besitzungen des britischen Monarchen sollten erweitert, ein dauerndes Devensivbündniß mit Preußen abgeschlossen werden. Man zählte ferner auf Schwedens und Dänemarks Beitritt; das Haus Oranien sollte entschädigt, unter Oesterreichs und Englands Mitwirkung Italien neu organisirt, insbesondere die italische und französische Krone getrennt werden. Auch die Integrität und Unabhängigkeit der Pforte ward festgestellt. In diesem großen Sinne, ohne Sonderinteressen, vielmehr stets mit Rücksicht auf einen allgemeinen, dauerhaften Frieden, sollte der Krieg geführt, die Waffen nur gemeinsam niedergelegt, über alle politischen und militärischen Angelegenheiten die vollste Eintracht und gegenseitige Verständigung festgehalten werden.

England und Schweden traten den Grundsätzen des Bartensteiner Abkommens bei; England schloß mit Preußen und Schweden (Juni) Subsidienverträge, Schweden hatte schon zu Bartenstein selbst (20. April) mit Preußen ein Bündniß unterzeichnet. Preußen wollte ein Corps von 5000 Mann auf Rügen landen lassen und dasselbe dort bis auf 12,000 Mann vermehren; in Verbindung mit dem schwedischen Corps sollten diese Truppen das preußische Pommern befreien und die Festungen entsetzen. Schweden versprach ferner, den Waffenstillstand, den es mit Frankreich geschlossen, zu kündigen und mit allen Kräften dahin zu wirken, daß Danzig gerettet werde.*)

Es liegen uns mehrere Arbeiten von russischen und preußischen Officieren vor, welche die militärische Durchführung des großen Planes, insbesondere den Antheil Oesterreichs im Einzelnen erörtern. Nach einer interessanten Denkschrift von Knesebeck sollte namentlich im Rücken des Feindes, in Hannover, Westfalen und Hessen eine Diversion eingeleitet, Verbindungen in Süddeutschland angeknüpft, überhaupt der Volkskrieg aufs Thätigste organisirt werden.**) Es fehlte nur Eins: der Beitritt Oesterreichs. Die letzten

*) Sämmtliche Actenstücke s. bei Schoell, hist. des traités IX. 130 ff.

**) d. d. Bartenstein, 28. April 1807. Am Schlusse heißt es: „Enfin il faudra influencer l'opinion et de l'armée ennemie et des peuples qu'elle opprime en répandant avec profusion pamphlets, gazettes etc. conçus dans le sens le plus propre à produire cet effet. C'est par l'opinion publique, que Bonaparte soutient l'édifice de sa puissance; mais cet édifice tombera, si on peut perdre Bonaparte dans l'opinion publique. (Aus den Knesebeckschen Correspondenzen.)

Nachrichten aus Wien gaben Hoffnung, daß dies eher gelingen werde als bisher. Knesebeck sollte sich in Begleitung eines russischen Officiers nach Wien begeben und dort die militärisch-politischen Erklärungen geben, die Oesterreichs Bedenken vollends überwinden konnten*).

In der That gab sich jetzt zu Wien eine entschiedenere Neigung kund, dem Bartensteiner Bunde sich mit thatkräftiger Hülfe anzuschließen. Freilich reichte ein einziger unglücklicher Schlag hin, dies wie das ganze Bartensteiner Bündniß zu vereiteln.

Die Zeit der Ruhe war von den Franzosen nicht unbenutzt gelassen worden; die Mannschaften waren ergänzt, besser verpflegt und versorgt, als es in den Wintermonaten möglich gewesen war. In Frankreich waren neue Aushebungen gemacht, der Rheinbund, Italien, selbst Spanien beigezogen worden zur Aufstellung von Hülfstruppen. Was jetzt außer den Corps, die bei Graudenz und Colberg, in Schlesien und zwischen der Ems und Weser standen, zur Wiedereröffnung des Kampfes bereit war, betrug etwa 200,000 Mann; die Russen und Preußen hatten dem 120,000 entgegenzustellen.

Es war in dieser Lage nichts räthlicher, als sich in der Defensive zu halten, bis die Verstärkungen aus dem inneren Rußland ankamen, England und Schweden ihre Diversionen machten, vielleicht der Beitritt Oesterreichs das ganze Verhältniß der Streitkräfte günstiger gestaltete. Das war auch Bennigsens Meinung. Es widersprach dem nicht, wenn er in den letzten Tagen des Mai seinem Kaiser vorschlug, den Feind durch einen raschen Streich zu treffen, bevor Napoleon alle seine Kräfte vereinigt und die Belagerungsarmee von Danzig an sich herangezogen hätte. Namentlich hatte Ney's Corps eine so vorgeschobene Stellung, daß es nicht schwer schien, ihn mit einem raschen Streiche empfindlich zu treffen. Am 4. Juni sollte der Marschall angegriffen, Soult und Bernadotte durch andere Heeresabtheilungen beschäftigt werden. Der Angriff ward um einen Tag verschoben, auch im Einzelnen Manches verändert. So verdarb man sich den Vortheil der Ueberraschung; verworren und zusammenhanglos, durch einzelne Anordnungen der Unterfeldherren vollends verdorben, scheiterte der Plan an der Schnelligkeit und Gewandtheit der Franzosen. Man schlug sich (5. 6. Juni) hartnäckig und blutig an der Passarge, aber ohne Erfolg. Bennigsen warf die Schuld auf Sacken, der abberufen und in eine vieljährige Untersuchung verwickelt ward. Nur durch die Gnade des Kaisers ward er später wieder zum activen Dienste zu-

---

*) Schreiben Hardenbergs an Graf Götzen d. d. Bartenstein 8. Mai, wozu eine Depesche vom 11. Mai gehört.

gelassen, wo wir ihm 1813 und 1814 unter glücklicheren Verhältnissen wieder begegnen werden.

Indessen war Napoleon aufgebrochen, überschritt die Passarge und folgte dem Feinde, der sich auf Guttstadt und Heilsberg zurückzog. Er wollte die Weichenden zu einer Schlacht zwingen, die ihnen wo möglich Königsberg und die Verbindungen mit der See entriß. Die Corps von Murat, Soult, Lannes und ein Theil der Garden, zusammen einige 50,000 Mann, sollten gegen Heilsberg vorgehen und Bennigsen in der Front bedrängen; Bernadottes, jetzt Victors, Corps hatte die Preußen an der Passarge festzuhalten und von den Russen zu trennen, die Davousts und Mortiers die Umgehung des rechten feindlichen Flügels vorzunehmen. Ney blieb als Reserve zurück.

Es standen bei Heilsberg an der Alle in guter Stellung über 70,000 Mann, bis auf einige Reiter- und Artillerieabtheilungen der Preußen, lauter Russen. Am Morgen des 10. Juni trafen die Corps von Soult und Mürat dort ein, griffen die am linken Ufer der Alle vorgeschobenen russischen Abtheilungen an und drängten sie, wiewohl nach sehr hartnäckigem Widerstande, zurück. In den späten Nachmittagsstunden waren diese Colonnen auf Heilsberg zurückgewichen, wo die vereinigte Armee sie aufnahm. Der erste Erfolg hatte die Franzosen keck gemacht; ohne die übrigen Corps abzuwarten, entschlossen sie sich, noch am Abend die überlegenen Stellungen dort anzugreifen. Sie mußten diese Verwegenheit theuer bezahlen. Gleich der erste Anlauf setzte sie dem Feuer der russischen Batterien aus; es gelang ihnen zwar, eine der vorliegenden Schanzen zu nehmen, aber ein heftiger Angriff der Russen warf sie heraus, sie mußten weichen, indeß das russische Fußvolk hitzig nachdrängte. Zugleich ward eine französische Reitercolonne von preußischer Cavallerie (es waren hauptsächlich Zieten-Dragoner), die sich an diesem Tage mit Ruhm bedeckte, in blutigem Handgemenge geworfen, und ein französisches Infanterie-Regiment von zwei Schwadronen Prittwitz-Husaren in einem mörderischen Angriff aufgerieben. Alle Stellungen, welche die Franzosen vorher gewonnen, mußten wieder verlassen werden, die preußischen Officiere im Hauptquartier hielten den Zeitpunkt für günstig, mit den unverbrauchten Kräften den geworfenen Feind völlig zu überwältigen. Doch Bennigsen zog die Truppen in die Verschanzungen zurück. Das Erscheinen von Lannes, der am Abend noch auf dem Schlachtfelde eintraf, brachte keine neue Wendung hervor. Die Russen zählten 9000 Kampfunfähige, die Franzosen hatten nach eigenen Angaben 7000, nach Ansicht der Gegner gegen 12,000 Mann Verlust.

So gab auch dieser blutige Tag kein bestimmtes Ergebniß. Wie bei Eylau war ein heftiger Stoß mit kaltblütiger Ausdauer glücklich parirt, aber der theuer erkaufte Vortheil nicht verfolgt worden. Es waren mehr politische als militärische Gründe, die diese Unfruchtbarkeit verschuldeten. Schon regte sich im russischen Lager laut genug der Widerwille gegen den Krieg „für

Preußen"; es schien genug, wenn man durch einen letzten tapferen Widerstand die Waffenehre wahre und dann nach der russischen Grenze zurückgehe. Nur zu bald gewann diese Ansicht die Oberhand; Bennigsen selbst machte sich zu ihrem Organe. Am Schlachttage von Heilsberg war er heftig erkrankt und schon darum zu einer energischen Leitung nicht gestimmt. Den Tag nachher hielt er seine Truppen für zu schwach, den Kampf zu erneuern; um die Verbindung mit den Preußen unter Lestocq zu erhalten und Königsberg nicht ungedeckt zu lassen, entschloß er sich zum Rückzuge. Ein Theil der Armee unter Kaminskoi brach noch am 11. Juni auf, um in einem angestrengten Marsche Königsberg zu erreichen und in Verbindung mit Lestocq die letzte bedeutende Stadt der preußischen Monarchie zu schützen. In der Nacht und am Morgen des 12. Juni trat dann das Gros der russischen Armee seinen Rückzug an von Heilsberg gegen Bartenstein. Bennigsens Gedanke war, Lestocq die Vertheidigung von Königsberg zu überlassen, während er selbst sich am Pregel halten wollte, bis die Verstärkungen eintrafen. Um die Verbindung mit dem preußischen General nicht zu verlieren, eilte er in der Nacht vom 12—13. Juni von Bartenstein nach Schippenbeil, gönnte sich auch hier nur kurze Rast und brach gegen Friedland auf.

Die Franzosen waren indessen gegen Preußisch-Eylau vorgegangen, um den Russen auf dem kürzesten Wege am Pregel zuvorzukommen; von Eylau aus brach der größte Theil von Murats Corps mit Davoust und Soult geradeswegs nach Königsberg auf, um Lestocq, von den Russen getrennt, zu überwältigen. Doch gelang es dem preußischen General noch, die Verbindung mit Königsberg zu gewinnen und die Vereinigung mit Kaminskoi herzustellen. Aber schon drängte der Feind dicht auf den Fersen nach, als die Preußen (13. 14. Juni) Königsberg erreichten, und es schien nicht räthlich, seiner Ueberlegenheit im freien Felde entgegenzutreten. Vom Feinde lebhaft verfolgt, zog sich Lestocq hinter die Wälle der preußischen Hauptstadt; der verspätete Versuch, eine Brücke zu zerstören, führte zu einem ungünstigen und verlustvollen Gefechte; auch die Vorpostenbrigade, die sich versäumt, ward vom Feinde abgeschnitten. Königsberg selbst war zwar vor einem Handstreiche sicher, und von Rüchel, der dort commandirte, eine muthlose Unterwerfung nicht zu fürchten, aber der Soldat fühlte sich durch den Gedanken, auf den letzten Winkel preußischer Erde zurückgeschoben zu sein, tief herabgestimmt und von der Sorge eines Rückzuges nach Rußland niedergedrückt. Das Gerücht, vielleicht durch unbesonnene Aeußerungen russischer Officiere genährt, man werde die Preußen jenseits der Grenze in russischen Regimentern unterstecken, trieb von den sonst tüchtigen Truppen Viele zur Desertion.

Bennigsen hatte nach angestrengten Märschen am 13. Juni Friedland erreicht; hier hoffte er für sein tief erschöpftes Heer einen Ruhetag zu finden und genauere Kunde einzuholen über die Bewegungen des Feindes. Den Kampf zu suchen, war nicht seine Absicht; doch fügten es die Umstände

so, daß er statt der gehofften Rast in eine Entscheidungsschlacht verwickelt ward.

In der Nacht vom 13—14. Juni war nur das Lannes'sche Corps im Anmarsch auf Friedland; Mortier, Ney und Victor nebst einigen Reiterdivisionen standen noch zurück, konnten aber im Laufe des Tages eintreffen; welches die Stellung und der Plan des Feindes waren, wußten sie nicht. So näherte sich bei Tagesanbruch die Lannes'sche Vorhut Friedland; Bennigsen zog einen Theil seiner Kräfte vom rechten Ufer der Alle auf das linke, dem Feinde entgegen. Es entspann sich ein nicht heftiges, aber anhaltendes Gefecht. Lannes, in den frühen Morgenstunden nicht viel über 12,000 Mann stark, wußte durch seine geschickte Aufstellung, die jede Senkung des Terrains, jedes Ackerfeld und jeden Baum benutzte, seine Schwäche gut zu verbergen und den Feind festzuhalten, bis Verstärkung kam.

Bennigsen zeigte weder rechte Lust zum Angriff, noch wich er dem Kampfe entschieden aus. Indem er freilich den größten Theil seiner Streitkräfte, gegen 50,000 Mann, allmälig auf das linke Ufer der Alle zog, näherte er sich unwillkürlich der Schlacht, die er vermeiden wollte. Es war auch jetzt noch seine Absicht, sich auf Wehlau zurückzuziehen und den Feind nur eben aufzuhalten; falsche Nachrichten hatten ihn zu dem Irrthume gebracht, Napoleon sei mit dem Gros der Armee nach Königsberg aufgebrochen.

Indessen gewannen die Franzosen mit jeder Stunde an Stärke; noch im Laufe des Vormittags trafen Mortiers Corps, der Rest von Lannes und einzelne Reiterabtheilungen ein, und schon standen sie den Russen in fast gleicher Zahl gegenüber. Diese selbst machten keine Miene, lebhaft vorzugehen oder mit Nachdruck anzugreifen. Bald wuchs das Plänkeln zu einem anhaltenderen Gefecht, bald ließ es nach und schien völlig zu ruhen. Wie der russische Feldherr selbst nachher erklärte, schien es ihm nur die Waffenehre nicht zu gestatten, daß er das Schlachtfeld räume. „Ich füge hinzu, sagt er, in der Unwissenheit von der Annäherung der ganzen französischen Armee."

Jetzt kamen auch Ney und Victor heran; Napoleon selbst, voraneilend, traf kurz vor Mittag auf dem Schlachtfelde ein. Er entschloß sich zu einem entscheidenden Schlage. Der linke Flügel der Russen — so war sein Plan — sollte mit Ueberlegenheit angegriffen, auf Friedland zurückgeworfen und Friedland selbst genommen werden; dann blieb dem rechten Flügel des Feindes kein Rückzug als die Alle, die hinter ihm lag. Die Stärke des Gegners höher schätzend als sie war, wartete er die Ankunft aller seiner Kräfte ab; als ihm das Uebergewicht ganz gesichert war, griff er etwa um 5 Uhr Nachmittags an.

Die Russen hatten keine Anstalt getroffen, ihre bedenkliche Stellung aufzugeben; erst als die Franzosen im vollen Anzuge waren, ordnete Bennigsen den Rückzug an. Aus einem an sich ehrenwerthen, aber jetzt unzeitigen Sol-

datenstolze folgten Officiere und Soldaten dem Befehle nur langsam; der Führer des rechten Flügels, der zuerst hätte daran denken müssen, den Rückzug zu sichern, ehe ihn der siegreiche Feind in die Alle warf, weigerte sich offen, im Angesichte des Feindes zurückzugehen. Die Entscheidung fiel, wie es Napoleons Anordnung erwarten ließ, auf dem linken Flügel der Russen. Dort griff das Ney'sche Corps an und drängte aus dem Walde bei Sortlack gegen die Alle vor. Anfangs schwankten wohl die Angreifer; es empfing sie ein heftiges Geschützfeuer vom andern Ufer der Alle und die russische Reiterei warf sich in die gelichteten Reihen. Verstärkungen gaben ihnen die Haltung wieder; sie gingen von Neuem zum Angriff vor. Abermals von verheerendem Feuer empfangen und von der feindlichen Reiterei bedrängt, ward das Corps vollständig geworfen. Schon hatte aber Napoleon die Division Dupont und ansehnliche Reiterabtheilungen herangeschickt; sie kamen eben recht, die geschlagenen Colonnen Ney's aufzunehmen, den Kampf schnell und glücklich zu erneuern und die überraschten Russen nach einem hitzigen Gefechte in Unordnung auf Friedland zurückzuwerfen. Ein furchtbarer Artillerieangriff vollendete nun die Entscheidung. Der Chef der Artillerie von Victors Corps, General Senarmont, nahm alles Geschütz seines Armeecorps zusammen, eilte rasch auf den Punkt des Gefechtes, brachte die russische Artillerie jenseits der Alle zum Schweigen und richtete mit heftigem Kartätschenfeuer in den gedrängten Reihen der Gegner eine furchtbare Verwüstung an. Diesem Stoße erlag die Widerstandskraft der Russen; von den Franzosen heftig gedrängt, mußten sie nach Friedland und über die Alle zurück; die Stadt selbst war nicht mehr zu halten und fiel dem Feinde in die Hände.

Auf dem rechten Flügel war nichts geschehen, was diese Katastrophe hätte abwenden können. Der Führer dort, Fürst Gortschakoff, war, statt den Rückzug vorzubereiten, zum Angriff gegen Lannes und Mortier vorgegangen, aber auf Friedland zurückgedrängt worden. Hier war schon der Durchgang nicht mehr offen; der größte Theil der Truppen suchte bei einbrechender Nacht den Weg durch eine Furth unterhalb Friedland, vom Feinde lebhaft bedrängt und, wie sich denken läßt, mit empfindlichem Verluste. Der blutige Tag war zu Ende. Er hatte den Russen jedenfalls mehr, als sie angaben (8000 Mann), gekostet, wenn auch die Zahlen der Franzosen — 25,000 Kampfunfähige — wohl zu hoch gegriffen sind; die Sieger selbst geben, wahrscheinlich etwas zu niedrig, den Verlust von 7—8000 Mann zu. Aber selbst wenn er vielleicht auch 12,000 betrug, es war nicht zu viel für den Erfolg dieses Tages. Man hatte damit den Frieden erkämpft.

Bennigsen gab nun den Plan auf, sich am Pregel zu halten und setzte den Rückzug nach der Memel fort. Jetzt war auch die Stellung des preußisch-russischen Corps in Königsberg bedenklich geworden; ohne eine Offensive der Hauptarmee schien die Stadt nicht zu behaupten und doch erklärte Bennigsen, höchstens in acht Tagen zur Unterstützung heranmarschiren zu kön-

nen. Die Besorgniß, sich ganz abgeschnitten und den letzten Rest der preußischen Armee von einem überlegenen Feinde bewältigt zu sehen, gab den Ausschlag dafür, Königsberg zu räumen und dem Rückzug der Russen zu folgen. Es geschah nicht ohne Verlust; durch das Voraneilen der Russen übermäßig gehetzt, zudem mißtrauisch über den Rückzug nach der russischen Grenze, verlor das Corps durch Erschöpfung und Desertion eine Menge Leute. Der angestrengte Marsch in furchtbarer Hitze, ohne Ruhe und Verpflegung, brachte Vielen den Tod und eine noch größere Zahl blieb ermattet liegen, um dem Feind in die Hände zu fallen.

Vereinigt überschritten dann (18. 19. Juni) Russen und Preußen bei Tilsit die Memel; dort, so hieß es im Hauptquartier, würden neue Verstärkungen aus dem Innern eintreffen, mit denen der Kampf erneuert werden sollte. Aber es war kein Ernst mehr mit dem angeblichen Kampfeseifer; die Friedenspolitik hatte im russischen Lager den Sieg davongetragen.

Schon vor der Schlacht vom 14. Juni nahmen einflußreiche Russen eine Haltung an, aus welcher der Widerwille gegen die Fortdauer des Krieges deutlich herauszuhören war. Der Bruder Alexanders, Großfürst Constantin, der sich, wie ein kundiger Zeuge sagt, bei allen Gelegenheiten des Feldzuges als Poltron bewiesen, war zwei Tage vor dem Treffen nach Tilsit geeilt und drängte den Kaiser mit zudringlicher Hast zum Frieden; das ganze Stockrussenthum war gleicher Ansicht*). Im Heere drückte sich die herrschende Stimmung in der mißmuthigen Frage aus: „Warum sollen wir uns für die persönliche Freundschaft unseres Kaisers mit dem König von Preußen noch ferner schlagen?“ Der russische Oberfeldherr selbst ward von allen patriotisch gesinnten Preußen zu den Führern dieser Meinung gezählt. Eine große Auffassung der Dinge, die über das gemeine persönliche Interesse hinausging, ließ sich ohnehin von ihm nicht erwarten. Vielmehr scheint es kaum zweifelhaft, daß er eines Krieges satt war, in dem große Lorbeeren nicht mehr zu gewinnen schienen und aus dem er sich doch gern den Ruhm unverkümmert hinweggetragen hätte: bei Eylau dem Stoße Napoleons glücklich Trotz geboten zu haben. Angeblich oder wirklich krank, suchte er schon früher im Ernste seine Entlassung, um mit dem Nimbus eines siegreichen Feldherrn den Commandostab niederlegen zu können. Dem Kaiser war die Unlust seines Generals kein Geheimniß; er suchte ihn zu überwachen, tadelte sein unthätiges Zuwarten, spornte ihn zu eifriger Thätigkeit an, aber konnte sich nicht entschließen, ihn abzurufen.**) Die Patrioten sahen darum in Bennigsen

---

*) S. Wolzogen, Memoiren S. 43.

**) Wolzogens Memoiren S. 41. 42. Schladens Tagebuch S. 223—225. 227. 233 f.

das größte Hinderniß des Gelingens; sie verhehlten sich nicht, daß eine ansehnliche Partei des Adels und Heeres in gleicher Richtung steuere, und blickten mit Sorgen auf die Künste, womit man den Czaren zu umspinnen trachtete. Und konnte man es den Russen sehr verargen, daß sie so selbstsüchtig dachten, wenn man die kleinmüthige Schwäche der preußischen Friedenspartei selber sah? In diesen Tagen jammerte Köckeritz wieder lauter als je nach Frieden. Er beklagte es als ein Unglück, daß die Garnison von Danzig nicht lieber kriegsgefangen sei, statt daß jetzt der preußische Staat sie ernähren müsse; er predigte es als Grundsatz, daß der König nicht einmal das Recht habe, das Aeußerste aufs Spiel zu setzen und die letzte Hütte seiner Unterthanen dranzuwagen! Und dieser Mann war seit vielen Jahren der Vertrauteste unter denen, die den König umgaben!

Nach dem Schlage von Friedland war darum kaum etwas Anderes zu erwarten, als daß jetzt die Friedenspartei in beiden Lagern die Oberhand gewann. Bennigsens Bericht über die Schlacht übertrieb sichtbar die Größe der Niederlage, nicht etwa unter dem Eindruck der ersten Bestürzung, sondern in der Absicht, dadurch den letzten Widerstand seines kaiserlichen Herrn zu überwinden. Schon die Sendung Constantins nach dem Treffen von Heilsberg war nicht darauf berechnet, muthvolle Entschlüsse des Widerstandes zu wecken. Jetzt nach der Niederlage kam die preußische Friedenspartei seiner Taktik glücklich zu Hülfe. Die erste Kunde der Schlacht erregte panischen Schrecken; der König schien zwar noch fest und Hardenberg zählte auf seine Ausdauer, aber die Friedensfreunde erhoben schon laut ihre Stimmen und brachten es auch dahin, daß Kalkreuth in der Nähe blieb, damit man gleich den rechten Unterhändler für Napoleon bei der Hand habe. Von allen Seiten drängten sich Allarmgerüchte; die Entmuthigung, hieß es, sei allgemein, die Zügellosigkeit und Frechheit der Aeußerungen russischer Officiere wahrhaft empörend. Es herrsche die äußerste Unordnung und Raubsucht; man zertrümmere Wohnungen, plündere die Bauern vollends aus, führe ihnen Pferde und Heerden weg und vergebens suche man Schutz bei den Anführern. Dagegen seien die ersten Friedensgerüchte im russischen Lager mit unbeschreiblicher Freude aufgenommen worden; der Oberfeldherr selbst wolle nichts Anderes als Ruhe und Frieden, er stelle sich krank und bringe den größten Theil des Tages im Bette zu.

Von solchen Stimmungen umdrängt, empfing Alexander am 16. zu Georgenburg Bennigsens Schlachtbericht von Friedland, der mit dem Antrag zu unterhandeln schloß; der im Hauptquartier anwesende Nowosilzoff war gleicher Ansicht. Noch traute der Kaiser nicht ganz; er sandte dem Minister Popow die Berichte zu; der sollte, wenn er zum gleichen Ergebniß komme, den Oberfeldherrn zu Unterhandlungen ermächtigen. „Wenn Ihr", schrieb der Czar an Bennigsen, „außer einem Waffenstillstand kein anderes Mittel kennt, um aus dieser drückenden Lage zu kommen, so erlaube ich Euch,

dazu zu schreiten, aber nur unter der Bedingung, daß Ihr in Eurem Namen unterhandelt. Ich sende zugleich den Fürsten Labanow Rostowski, den ich in allen Beziehungen für diese mißliche Unterhandlung geeignet finde. Ihr könnt urtheilen, wie schwer ich mich zu diesem Schritte entschlossen habe."

Am 19. Juni sandte Bennigsen an Berthier wegen eines Waffenstillstandes und fand bereitwillige Aufnahme; gleich nachher traf auch Labanow ein und die Verhandlung begann. Labanows Weisung lautete zunächst nur auf einen Waffenstillstand; doch durfte er sich auch in Friedensverhandlungen einlassen, wenn die Franzosen damit entgegenkämen. Am 21. Juni ward die Waffenruhe mit vierwöchentlicher Kündigung verabredet; Napoleon hatte als Preis dafür erst die Uebergabe von Graudenz, Colberg und Pillau gefordert, die Russen lehnten es indessen für jetzt noch ab, Festungen auszuliefern, über welche sie nicht zu verfügen hatten. Aber der Waffenstillstand ward nur zwischen Russen und Franzosen abgeschlossen; mit den Preußen wollte Napoleon besonders verhandeln. Außerdem sollten in kürzester Frist Bevollmächtigte zu den Friedensverhandlungen zusammentreten.

In diesem ersten Schritte der Verhandlung kündigte sich bezeichnend die Trennung russischer und preußischer Interessen an. Wenn auch Alexander noch gesonnen schien, Preußen nicht zu verlassen, und Bennigsen in wortreichen Versicherungen eine zarte Sorge für Preußen affectirte, die Niemanden mehr täuschte*), so war es doch jetzt schon klar genug, daß das Schicksal dieses Landes und seines Königs hülflos dem Uebermuthe Bonapartes preisgegeben war. Auf den letzten Winkel der Monarchie mit einer kleinen Schaar erschöpfter Truppen zurückgedrängt, zwischen einen unerbittlichen Sieger und einen Verbündeten eingekeilt, der mit niedriger Brutalität fühlen ließ, wie unbequem ihm eingegangene Verpflichtungen seien — was konnte Preußen in dieser Lage viel hoffen! Wohl kamen jetzt vielversprechende Botschaften von den zweifelhaften Verbündeten; England, so ward berichtet, habe Waffen und Munition abgesandt; werde Subsidien bewilligen und sei voll des besten Eifers; Oesterreich werde wahrscheinlich dem Bartensteiner Vertrage beitreten und thätigen Antheil am Kriege nehmen. Was halfen diese verspäteten Aussichten jetzt! Sie weckten höchstens die bittere Empfindung, daß die Coalition von 1806—7, durch die Erfahrung des vorangegangenen Jahres ganz unbelehrt, sich durch denselben Mangel an Entschluß und Eintracht verdarb, wie der große Kriegsbund von 1805.

Die preußische Friedenspartei suchte diese hülflose Lage nach Kräften auszubeuten; vor Allem galt es ihr, Hardenberg von der Verhandlung zu entfernen. Sie erlangte einen ersten entscheidenden Erfolg, als am 24. Juni Kalkreuth nach Tilsit geschickt ward; zwar sollte der zunächst nur den Waffen-

*) S. Schladen S. 241. 242.

stillstand abschließen, aber doch auch bei den Franzosen anklopfen, ob die Zulassung Hardenbergs als Friedensunterhändler möglich sei. Ein solcher Auftrag in solchen Händen ließ über die Antwort kaum einen Zweifel. Es dauerte denn auch nicht 24 Stunden und es kam ein Adjutant Kalkreuths zurück, der in den grellsten Ausdrücken Napoleons Abneigung gegen Hardenberg schilderte; lieber, hieß es, wolle der französische Kaiser noch vierzig Jahre Krieg führen, als mit dem unterhandeln. Mit schadenfroher Eilfertigkeit ward diese Botschaft von den Friedensmännern rasch im Lager ausgebreitet. Was sonst Kalkreuth, der „leichtsinnige, alte Schwätzer", wie ihn Schladen nennt, meldete, das lautete nicht besonders tröstlich. Sein Rath war, auch die letzten Festungen herauszugeben und durch Nachgiebigkeit den Feind zu versöhnen. Daß die Festungen in dem Waffenstillstande, der am 25. Juni unterzeichnet ward, nicht gleich ausgeliefert wurden, war, wie es scheint, mehr dem russischen Kaiser zu danken, als dem preußischen Unterhändler; hatte doch der Letztere ganz vergessen, einen Termin zur Erneuerung der Feindseligkeiten zu bestimmen, dagegen eingewilligt, daß die Plätze während der Waffenruhe nicht mit Lebensmitteln versehen werden durften. Dadurch waren — gegen des Königs ausdrücklichen Befehl — die Besatzungen dort dem ungewissen Zufall preisgegeben und ihre Unterwerfung durch Hunger ermöglicht.

Auch Alexander war nicht mehr derselbe, wie damals, wo er unter Thränen ausgerufen: „Nicht wahr, Keiner von uns Beiden fällt allein? Entweder Beide zusammen oder Keiner von Beiden!" Am Tage, wo der Waffenstillstand abgeschlossen ward, holte man seinen Rath ein wegen der Verwendung Hardenbergs. Da rieth er ebenfalls zur Nachgiebigkeit und schien von Kalkreuths Wahl sehr erbaut. Man dürfe, meinte er, Napoleon nicht erbittern; er selber wolle Alles aufbieten, um den König wieder in den Besitz seiner Staaten zurückzuführen und recht stark zu machen.

Als Alexander so redete, war sein innerer Abfall bereits erfolgt. Zwar hat er es jetzt und nachher an den wärmsten Versicherungen seiner Liebe und Aufopferung nicht fehlen lassen, aber das hatte doch nicht viel mehr zu bedeuten als die kampflustigen Phrasen Bennigsens, oder die neuen Kriegsprojecte, die man geflissentlich herumtrug, während weniger als je an Krieg gedacht ward. Noch immer wäre es kein vermessenes Unternehmen gewesen, die Verstärkungen abzuwarten, durch britische und schwedische Landungen den Feind im Rücken zu bedrohen und vielleicht durch einen glücklichen Schlag Oesterreich zur Action zu bestimmen: allein es war keine Aussicht mehr für so muthige Entschlüsse, weder bei den russischen Feldherren und Diplomaten, noch beim Kaiser selbst.

In den Mittagsstunden des 25. Juni fand die verhängnißvolle Zusammenkunft statt, von welcher der offene Abfall Rußlands und der Anfang einer neuen Politik in Europa datirt. Nach französischen Berichten hatte

der Czar durch Labanow seinen Wunsch einer solch persönlichen Begegnung ausdrücken lassen, nach den russischen Quellen war eine Einladung Napoleons durch Duroc an Alexander überbracht worden. Auf der Memel bei Tilsit war auf zwei mit einander verbundenen Fahrzeugen ein Pavillon errichtet; dort traf zur festgesetzten Stunde Napoleon, von Murat, Berthier, Duroc, Bessières und Caulaincourt begleitet, mit Alexander zusammen, in dessen Gefolge außer dem Großfürsten Constantin besonders Bennigsen und Labanow zu bemerken waren. Im Pavillon hatten dann beide Monarchen eine Conferenz ohne Zeugen.

Es wird nie möglich sein, den Inhalt dieser denkwürdigen Unterredung in urkundlicher Treue wiederzugeben, doch hat sich über den allgemeinen Gang des Gespräches eine ziemlich übereinstimmende Tradition gebildet, die auch dem Gange der folgenden Dinge entspricht. „Ich hasse die Engländer so sehr wie Sie und werde Sie unterstützen in Allem, was Sie gegen diese thun" — mit diesem Worten soll nach einem besonnenen französischen Berichterstatter Alexander die Unterredung eröffnet haben. „In diesem Falle, habe Napoleons Antwort gelautet, kann sich Alles ordnen und der Friede ist geschlossen"*). Nach anderen Berichten habe sich der Czar bitter beklagt über den kurzsichtigen Geiz, womit das britische Ministerium ihm die verlangte Garantie eines Anlehens versagt, über die Verzögerung der versprochenen Hülfe und über die Brutalität, womit es sein Faustrecht zur See auch gegen russische Schiffe geübt. Gewiß hat Napoleon diese Verstimmung über England eifrigst geschürt, dem Czaren und seiner Armee geschickt geschmeichelt und ihm statt des „unnatürlichen" Kampfes, den er für fremde Interessen bestehe, als die rechte Politik einen andern verlockenden Weg gezeigt: Bund mit Frankreich, Theilung der europäischen Diktatur zwischen dem bonaparteschen und moskowitischen Einfluß. Truppen, die bei Eylau und Friedland so tapfer gegen einander gefochten, müßten vereinigt die Welt bemeistern; wozu sich unter einander zerfleischen, da sie ein gemeinsames Interesse der Herrschaft im Abend- und Morgenlande mit einander verbände? Napoleon sprach das im Tone vertraulicher Hingebung, mit der ganzen Ueberlegenheit eines Mannes, der gewohnt ist, durch den Schrecken wie durch die Künste der Verführung Menschen zu beherrschen. Wir werden uns besser zusammen verstehen, soll er in feiner Schmeichelei dem Czaren gesagt haben, wenn wir ohne unsere Minister verhandeln; wir werden die Dinge in einer Stunde weiter bringen, als unsere Diplomaten in vielen Tagen. Es bedarf keines Mittelsmannes zwischen Ihnen und mir.

Napoleon war in gewissem Sinne aufrichtig. Was konnte ihm die Fortsetzung des Krieges bieten? Trotz Friedland waren die Erfahrungen

*) Lefebvre III. 102. Vergl. Schoell, hist. des traités VIII. 426 ff. 433, wo die russischen Beschwerden gegen England näher motivirt sind.

des Feldzuges nur dazu angethan, zum Frieden zu rathen. Wenn der Krieg zwischen Weichsel und Niemen, zum Theil noch in sehr fruchtbaren und wohlangebauten Landstrichen, solche Opfer forderte, den Soldaten erschöpfte und mit Mißmuth erfüllte, was sollte ein Kampf jenseits des Niemen? Der konnte vielleicht im Bunde mit einer Massenerhebung des ganzen alten Polens größere Dimensionen annehmen, aber wann wäre es Napoleon mit Polen Ernst gewesen! Dagegen gebot ihm der fortgesetzte Kampf mit England, einen starken Verbündeten zu suchen, der ihm die Frucht der Siege von 1805—1807 erhalten half. Das konnte jetzt weder Oesterreich noch Preußen sein, nur Rußland. Eine enge Allianz mit dieser Macht entzog der Politik und dem Handel Britanniens ein ungeheures Terrain, hielt die deutschen Staaten in Unterwürfigkeit, beugte die skandinavischen unter dies Uebergewicht der neuen Weltdiktatur. Ein solcher Bund forderte freilich Opfer; Napoleon war auch bereit, sie auf fremde Kosten zu bringen. So große Opfer zwar nicht, wie die russische Unersättlichkeit verlangte und hoffte, aber wenn es auch nur Finnland und die Donaufürstenthümer waren, gerade groß genug, um Rußlands Unangreifbarkeit zu vollenden und Westeuropa ein bleibendes Vermächtniß Bonapartescher Politik zurückzulassen.

Ist es zu wundern, daß Alexander zugänglich war für diese Verführung? Seit sechs Jahren haben wir den Czaren in einer Politik verfangen gesehen, an der nichts consequent erscheint, als der unstete Ehrgeiz, überall und jederzeit eine leitende Rolle zu spielen. Mit Bonaparte bald befreundet, bald bitter entzweit, erst mit Frankreich gemeinsam thätig zur Theilung Deutschlands, dann wieder die treibende Kraft der Coalition von 1805, bald geschmeidig, bald trotzig, immer zu großen Worten fertig und doch allezeit unzulänglich an Thaten und Mitteln, heute vom eingewurzelten Geiste russischer Eroberung vorwärts getrieben, morgen die Friedensstiftung und Wiederherstellung der zertrümmerten europäischen Ordnungen ankündigend, aber immer, wie auch die Farbe wechseln mochte, voll ungeduldiger Herrschsucht, immer, selbst im philanthropischen Gewande, begierig nach Einfluß, Vortheil, Vorrang — so und nicht anders hatte sich ja Alexanders Politik von dem Tage an gezeigt, wo er über die Leiche des Vaters hinweg war zum Throne gerufen worden. Bei diesem unsteten und nirgends befriedigten Ehrgeiz faßte ihn jetzt der größte Mann der Zeit, schmeichelte ihm, zeigte ihm als lockenden Preis die Hälfte der Weltherrschaft, wie hätte der junge Czar widerstehen sollen, zumal nach den Erfahrungen von Austerlitz und Friedland? Was wog da Preußens Schicksal gegenüber der weltgeschichtlichen Mission, zu der ihn der neue Cäsar des Abendlandes einlud! Und war es nicht die traditionelle russische Politik, zu welcher ihn Napoleon zurückrief, jene Politik káltester Selbstsucht, der nichts fremder war, als die uneigennützige Großmuth und Aufopferung in einem Kampfe für Ideen?

Es waren freilich erst zwei Jahre verflossen, seit Alexander sich den

entschiedensten Manifesten einer entgegengesetzten Richtung angeschlossen. Aber es gab der Vorwände viele, um die lästigen Verpflichtungen von damals abzuschütteln. Hatte doch Oesterreich 1805 das Vorbild des „Abfalles" gegeben, trug doch sein Schwanken auch jetzt wieder zum Mißlingen bei. Hatte doch England die große Sache knausernd und engherzig behandelt, war doch Preußens unerwartete Schwäche mitschuldig für das fruchtlose Opfer russischen Blutes.

Gewiß vergaß Alexander auch in dieser Stunde seiner Bekehrung der Zusagen unwandelbarer Freundschaft nicht, die er wiederholt und in feierlichster Weise verheißen hatte; ja er hat es auch jetzt noch an den „rührendsten Versicherungen seiner zärtlichsten Freundschaft und Sorgfalt" nicht fehlen lassen,*) und war in Worten so freigebig, wie in Thaten karg, aber die wirklichen Freundschaftsdienste beschränkten sich doch auf die Verwendung, die er bei seinem neuen Verbündeten für den alten eintreten ließ. Sein Verhalten gab eine lehrreiche Probe dafür, wie wenig das Wohlwollen beweglicher sentimentaler Menschen werth ist. Der russische Kaiser war ohne Zweifel ritterlichen und generösen Anwandlungen zugänglich und besaß eine gewisse Empfänglichkeit für große und kühne Ideen, aber es hat doch der Vortheil, die Selbstsucht, der überlieferte Geist russischer Politik in allen entscheidenden Situationen bei ihm das Uebergewicht behauptet; seine angeborne Grazie und Geschmeidigkeit der Formen diente ihm dann sehr gut, die grellen Uebergänge geschickt zu mildern. Es ist ein allzu herbes Wort von Napoleon gewesen, den Czaren einen Griechen der byzantinischen Zeit zu nennen, aber dies Wort widerspricht doch der geschichtlichen Wahrheit nicht mehr, als das immer wiederholte Gerede von Alexanders Großmuth, das auch nach den Erfahrungen von Tilsit, Paris und Wien noch nicht verstummt ist.

Zu den Freundschaftsdiensten, die der Czar dem König von Preußen in dem Pavillon auf der Memel erwies, gehörte zuerst die Zusammenkunft der drei Monarchen, die er auf den folgenden Tag veranlaßte; er hoffte damit eine günstigere Stimmung für Preußen bei Napoleon zu erwecken. Der Versuch schlug völlig fehl. Es war Friedrich Wilhelm III. nicht gegeben, seine Empfindungen zu verbergen oder wie so Viele unter den Großen jener Tage durch Unterwürfigkeit die Gunst des Mächtigen zu erbetteln. Die Zusammenkunft führte zu peinlichen Erörterungen; der König kam tief verstimmt und mit der Ueberzeugung zurück, daß es ein Irrthum Alexanders sei, auf die Großmuth des Siegers von Jena zu hoffen.

Preußens Lage war dadurch trostlos genug geworden. Die entscheidenden Unterhandlungen wurden durch Napoleon und Alexander persönlich geführt; für das, was Preußen selbst zur Verhandlung übrig blieb, hatte man den

*) Schladen S. 245. 246.

Franzosen zu Gefallen Kalkreuth statt Hardenberg gewählt. Nach seinem ersten Probestück, dem Waffenstillstand, gab ihm der König den Grafen Golz als Wächter an die Seite, was Kalkreuth nur mit großem Widerstreben ertrug. Seine Haltung zeigte, daß er nicht einmal ein Gefühl der Situation hatte, in der sich Preußen befand. Seine Berichte waren mit Erbärmlichkeiten angefüllt; er freute sich der Complimente, die ihm die Franzosen machten, und erzählte Klatschereien, statt von Staatsangelegenheiten zu reden. Die Friedenspartei bot gleichwohl Alles auf, jeden andern Einfluß fern zu halten. Nachdem Alexander bei der ersten Zusammenkunft in Napoleons Wunsch, seinen Sitz nach Tilsit zu verlegen, eingewilligt, blieb auch dem König nichts übrig, als dem zu folgen; er ging nach Tilsit, eilte aber jeden Abend in seine bisherige Wohnung zurück. Die Friedensmänner suchten ihn vergeblich zu bestimmen, daß er ganz nach Tilsit übersiedle, um ihn so dem Einflusse Hardenbergs und anderer gleichgesinnter Männer völlig zu entziehen.

Indessen ließ sich der russische Kaiser von Napoleon mit militärischen Schauspielen amüsiren und besah mit ihm die um Tilsit liegenden französischen Divisionen, deren Baracken von den Trümmern verheerter preußischer Dörfer erbaut waren. Er speiste bei ihm und war sein fast unzertrennlicher Begleiter. Was in den täglichen Unterredungen besprochen ward, betraf die künftige Gestaltung der Welt. Die Erwerbung Finnlands und der Donauländer durch Rußland war der nächste Preis für die Napoleonische Freundschaft, im Hintergrunde lag die Theilung des osmanischen Reiches. Es kam Napoleon nicht ganz ungelegen, daß eben jetzt eine Palast- und Janitscharenrevolution den Sultan Selim gestürzt und damit das französische System in Constantinopel vorerst verdrängt hatte; er glaubte sich dadurch jeder Verbindlichkeit gegen die Pforte entledigt. So ward denn die Auflösung der osmanischen Herrschaft in Europa ernstlich besprochen, Alexander mit der stolzen Hoffnung gelockt, es werde ihm gelingen, die kühnsten Pläne Peters und Katharinens zu erfüllen. Zwar über den Besitz von Constantinopel hütete sich Napoleon wohl irgend eine bindende Zusage zu geben, aber er war doch geneigt, die russische Grenze bis zum Balkan vorzuschieben. Für dies Alles sollte Alexander ganz in das französische System eintreten, England erst als Vermittler die Friedensbedingungen Napoleons vorlegen und, wenn sie verworfen würden, mit den französischen Waffen vereinigt ihre Annahme den Briten aufdringen. Ob Alexander wirklich sich die philanthropische Illusion gemacht hat, auf diese Weise der Welt den Frieden zu bringen, ist schwer zu sagen; in jedem Falle schmeichelte es seinem Ehrgeiz, mit Napoleon Schiedsrichter der Welt zu sein und nach den Niederlagen von Austerlitz und Friedland im Norden und Süden seines Reiches die schönsten Provinzen zu gewinnen. Indem er so Allem entsagte, was seit 1804 und 1805 laut als der heiligste Grundsatz seiner Politik verkündigt

war, half er mit lüsterner Hand die Ketten fester schmieden, gegen die er wenige Jahre zuvor Europa zum Kampf gerufen. Denn jetzt erst näherte Napoleons Macht ihrem höchsten Gipfel; während Rußland, mit türkischen und schwedischen Spolien bereichert, ihm Deutschland und Skandinavien in Knechtschaft halten half und mit ihm vereint seine Waffen gegen England wandte, war ihm die Herrschaft über das Abendland gesichert und der Gedanke, durch Absperrung des Festlandes England zu isoliren, war kein Traumbild mehr.

Für Preußen setzte Napoleon jetzt als Bedingungen fest: Verlust des Gebietes westlich von der Elbe, sowie aller polnischen Erwerbungen; aus den letzteren sollte ein neuer polnischer Staat für die sächsische Dynastie, aus dem ersteren ein neues Rheinbundsfürstenthum für den jüngsten Bruder des Imperators geschaffen, nur Hannover als Ausgleichungsobject für den künftigen Frieden mit England zurückbehalten werden. Ganz anders hatten die ersten russischen Verheißungen nach dem Waffenstillstand gelautet. Da war noch von Erhaltung der Lande bis zur Weser (Hannover ausgenommen) die Rede gewesen; Hildesheim, die Altmark, Magdeburg, das Eichsfeld und Erfurt wären preußisch geblieben. Es ist nicht ganz ermittelt, wer dabei der getäuschte Theil war; eine sonst gut unterrichtete Quelle versichert, Napoleon habe bei der ersten Unterredung wirklich solche Zusagen gethan, wie man ihn aber nachher daran erinnert, spöttisch geäußert: Alexander müsse ihn wohl seines schlechten Gehörs wegen nicht recht verstanden haben. Im russischen Lager erstickte aber die Lüsternheit nach der neuen Eroberer- und Schiedsrichterrolle jedes Gefühl von Ehre und Treue. Drum war es auch fruchtlos, wenn der König (28. Juni) einen vertrauten Mann an Budberg nach Tilsit sandte: einmal um genau zu erfahren, wie es stehe, dann um mit ausdrücklichen Worten die Erfüllung des Bartensteiner Vertrages zu fordern, der ein gemeinsames Handeln als unverbrüchliche Regel vorschrieb. Der preußische Abgesandte erhielt nichts als vage, ausweichende Redensarten.*)

Die Versuche Alexanders, den Sieger zu milderen Bedingungen zu stimmen, wurden trocken genug abgewiesen. Napoleon nahm die Miene an, als sei auch dies Wenige nur ein Opfer, das er seiner Großmuth und seiner Freundschaft für den Czaren bringe; er deutete an, er habe auch Schlesien losreißen und an Oesterreich oder Sachsen geben wollen, ja daß überhaupt noch ein preußischer Staat fortbestand und die Hohenzollern nicht „aufhörten zu regieren", sollte wie ein Act Bonapartescher Gnade angesehen werden. Auf den Czaren wirkte diese Taktik; wenigstens gab er nach nur leichtem Widerstande den Diktaten des Siegers nach. Der Versuch des Königs war nicht glücklicher. Seine zweite Unterredung mit dem Uebermüthigen

*) S. Schladens Tagebuch S. 249. 256. Wolzogen, Memoiren S. 43.

führte wie die erste nur zu gereizten Erörterungen, die mehr entfremdeten als annäherten. Klang es doch wie bitterer Hohn, wenn Napoleon ihn am Ende an Alexander verwies, der ihm mit den Ländern der oldenburgischen und mecklenburgischen Fürsten — seiner nächsten Verwandten! — Ersatz für das Verlorene geben solle.

Mit Recht waren alle Männer von Ehre und Gewissen im preußischen Lager empört über die „Schwäche und Gefühllosigkeit" des Czaren, zumal eine Demüthigung der andern folgte. Am 3. Juli ließ Napoleon als Vorbedingung des Friedens fordern, daß Hardenberg aus dem Ministerium ausscheide und ihm nicht gestattet sein solle, sich der Hauptstadt auf vierzig Stunden zu nähern. Der König mußte den Minister entlassen und gab ihm den Grafen Golz zum Nachfolger. Noch hatte man auf preußischer Seite erwartet, an der Elbe wenigstens Magdeburg zu erhalten und die untere Weichsel uneingeschränkt als Grenze zu retten; selbst einzelne Erklärungen Bonapartes ließen das hoffen. Aber Magdeburg und Danzig sollten — die eine als Festung des neuen westfälischen Königreichs, die andere unter dem leeren Titel einer „freien Stadt" — Stützpunkte der französischen Kriegsmacht in Deutschland sein, und die Bemühungen des Königs, sich wenigstens Magdeburg zu retten, waren fruchtlos.

Den Widerstand Napoleons zu besiegen, kam man auf einen verzweifelten Ausweg. Die tiefgebeugte Königin Luise — so riethen der Czar oder in seinem Namen die preußischen Friedensmänner — sollte von Memel nach Tilsit kommen, um durch ihre rührende Bitte den harten Sieger zu bewegen. Es war in Wahrheit eine fast übermenschliche Zumuthung, nach allem Schimpf, den ihr Bonapartes Soldatenrohheit angethan, und Niemand hätte es der Königin verdenken mögen, wenn sie dies Ansinnen von der Hand wies. Aber sie scheute auch vor diesem Opfer nicht zurück, wo es Preußens Macht und Ehre galt.*) Am 6. Juli fand zu Tilsit ihre Zusammenkunft mit Napoleon statt. Die Königin benahm sich fein, gewandt, in ihren Antworten treffend, Napoleon in den Formen nicht unhöflich, aber in den Sachen unzugänglich, rauh und im Tone des übermüthigen Siegers. Aus seinen

*) Die Meisten nennen Alexander als Urheber des Vorschlags, was nicht unwahrscheinlich ist; nach Schladen S. 256 hatten Kalkreuth und Genossen die Sache eifrig betrieben und den Namen des Kaisers dabei mißbraucht. Ueber die Zeit der Anwesenheit der Königin herrscht in den französischen Berichten viel Verwirrung; selbst der sorgfältige Lefebvre III. 104 f. läßt sie gleich nach dem 26. Juni eintreffen, was sich aus Schladens Tagebuch widerlegt. Ueber den Inhalt der Unterredung, worüber die Franzosen sehr freigebig sind, wagen wir keine genauere Mittheilung; die Berichte stützen sich auf das Mémorial de St. Helène, dessen Glaubwürdigkeit in diesem Falle nicht schwerer wiegt, als die der Bulletins. Von deutschen Berichten ist wohl der zuverlässigste der, den Frau von Berg giebt. S. Luise, Königin von Preußen. Zweite Aufl. Berlin 1849. S. 307 ff. Vgl. Schladen S. 260.

Gesprächen, die er viele Jahre später hielt, spricht noch die unritterliche Schadenfreude darüber, daß er die Bitten der tiefgebeugten Fürstin abgelehnt. Doch scheint die Königin nicht ohne die Hoffnung eines Erfolges geschieden zu sein; aber sie sollte nur zu bald enttäuscht werden.

Napoleon drängte jetzt auf raschen Abschluß und zwar unter Formen, die zeigten, daß Preußen keine Demüthigung erspart werden würde. Magdeburg ward westfälisch, das unbestimmte Versprechen, wenn Hannover den Franzosen bleiben sollte, Preußen mit einem Stück Land an der Elbe zu entschädigen — eine Zusage, die natürlich nie erfüllt ward — war Alles, wozu er sich verstand. Dagegen beharrte er darauf, daß der Friede mit Rußland zwei Tage vor dem preußischen unterzeichnet und alle für Preußen kränkende Bestimmungen darin aufgenommen werden sollten. Auch diese, so sollte es im Vertrage heißen, seien nur gewährt „aus Achtung für den Kaiser aller Reußen.“ Und der Kaiser aller Reußen, der einst am Grabe Friedrichs des Großen ewige Freundschaft geschworen, der nach dem Tage von Jena die Unwandelbarkeit seiner Gefühle betheuert, der dann bei der Heerschau zu Kydullen unter Thränen ausgerufen, er wolle mit seinem Verbündeten siegen oder untergehen, der noch zuletzt zu Bartenstein enge, unlösbare Freundschaft gelobt — der Kaiser aller Reußen erröthete nicht, auch diese Schmach zu unterzeichnen.

So ward am 7. Juli der französisch-russische Friede abgeschlossen. Am gleichen Tage ließ Napoleon den Grafen Golz kommen und wiederholte noch einmal, nur seiner Nachsicht und Rußlands Freundschaft habe Preußen und das Königshaus seine Existenz zu verdanken. Er sandte ihn dann zu Talleyrand, der aus seiner Brieftasche mehrere Stückchen Papier holte, worauf die einzelnen Artikel des Vertrags verzeichnet standen; er las sie dem Grafen mit der Erklärung vor: ein Nachlaß der Bedingungen sei nicht zu erwarten. Da Napoleon so schnell als möglich nach Paris zurückzukehren wünsche, müsse das Friedenswerk binnen zwei Tagen vollendet sein.

„Aus Achtung für den Kaiser aller Reußen und um den aufrichtigen Wunsch zu bethätigen, beide Nationen durch unauflösliche Bande der Freundschaft und des Vertrauens zu verbinden“ — so hieß es in dem Friedensvertrag mit Rußland — willigt der Kaiser Napoleon ein, dem König von Preußen, dem Verbündeten S. M. des Kaisers aller Reußen, alle nachbenannten eroberten Gebiete zurückzugeben: den am rechten Elbufer gelegenen Theil des Herzogthums Magdeburg, die Marken rechts von der Elbe, mit Ausnahme des Cottbuser Kreises, der dem König von Sachsen gehören wird; das Herzogthum Pommern, Ober-, Nieder- und Neu-Schlesien mit der Grafschaft Glatz, den Theil des Netzedistricts, der nördlich von der Straße von Driesen nach Schneidemühl gelegen ist, ferner Pomerellen, die Nogatinsel, das Land rechts von der Nogat und der Weichsel, westlich von Altpreußen und nördlich vom Culmer Kreise, und endlich das Königreich Preußen, so wie

es am 1. Jan. 1772 bestand, das Alles mit den Plätzen Spandau, Stettin, Küstrin, Glogau, Breslau, Schweidnitz, Neisse, Brieg, Kosel, Glatz und Graudenz. Die früheren polnischen Gebiete sollten mit Ausnahme der schon genannten oder noch zu nennenden Landstriche als „Herzogthum Warschau" an den König von Sachsen übergehen; Danzig mit einem Umkreise von zwei Lieues sollte eine freie Stadt unter dem Schutze von Preußen und Sachsen werden. Für die Verbindung zwischen Sachsen und Polen zog sich eine Militärstraße durch Preußen. Um „so viel wie möglich eine natürliche Grenze zwischen Rußland und dem Herzogthum Warschau herzustellen", sollte der Grenzdistrict Bialystok auf ewige Zeiten mit Rußland vereinigt werden. Dieser Landstrich wäre freilich unter allen Umständen für Preußen verloren gewesen, aber es mußte doch auch nach den Erfahrungen der jüngsten Tage Erstaunen erregen, daß der Czar sich nicht scheute, selbst noch aus den Spolien des niedergeworfenen Verbündeten sich ein Stück Landes schenken zu lassen.*) Die Herzöge von Coburg, Oldenburg und Mecklenburg-Schwerin sollten in den Besitz ihrer Länder wieder eingesetzt werden, die Häfen der beiden Letzteren bis zum Frieden mit England von den Franzosen besetzt bleiben. Für den Frieden mit England nahm Napoleon die russische Vermittelung an, falls auch England, einen Monat nach Ratification dieses Friedens, sich dazu verstehe. Rußland erkannte die Brüder Napoleons als Könige von Neapel und Holland, dann den Rheinbund mit seinen gegenwärtigen wie künftigen Bundesgliedern an. Es trat ferner das Jeversche an Holland ab und erkannte auch den neuen König von Westfalen, Hieronymus Bonaparte, an, dessen Monarchie aus den links von der Elbe gelegenen preußischen Besitzungen und andern von Napoleon occupirten Gebieten gebildet werden sollte. Die russischen Truppen sollten die Moldau und Wallachei räumen, aber die türkischen erst einrücken nach der Ratification eines Friedens zwischen Rußland und der Pforte, dessen Vermittelung Napoleon übernahm. Außerdem verbürgten sich Frankreich und Rußland ihre gegenseitigen Besitzungen.

Der Friede, den die preußischen Bevollmächtigten am 9. Juli ohne weitere Verhandlungen unterzeichnen mußten, enthielt im Wesentlichen dieselben Bedingungen in gleicher Fassung. Außerdem sollte Danzig während der Dauer des Seekrieges dem Handel und der Schifffahrt der Engländer verschlossen sein; ebenso mußte Preußen allen Verkehr mit England abbrechen.

*) Im Friedensmanifest (s. Plotho, Tagebuch des Krieges von 1807 S. 300 ff.) rühmte sich Rußland noch, alle Pläne zur Erweiterung der Grenzen „besonders von den Erbländern unsers Bundesgenossen" als nicht übereinstimmend mit „der Gerechtigkeit und seiner Würde" angesehen zu haben, pries es aber denn doch als einen Vorzug des Friedens: die bisherige Grenze Rußlands nicht nur in ihrer ganzen Unverletzlichkeit gesichert, sondern auch durch die Vereinigung einer vortheilhaften und natürlichen Grenzlinie verbessert zu haben.

Eine sofort abzuschließende Convention sollte Alles ordnen, was sich auf die Zurückgabe der noch besetzten Plätze, so wie auf die bürgerliche und militärische Verwaltung der zurückzustellenden Gebiete bezog. Die Kriegsgefangenen sollten ohne Austausch und in Masse so bald als möglich freigelassen werden.

Dem russischen Vertrage waren als geheime Artikel angehängt: eine Bestimmung über die Rückgabe von Cattaro an die Franzosen, über die förmliche Abtretung der sieben ionischen Inseln und die von Rußland ausgesprochene Anerkennung Joseph Bonapartes als Königs beider Sicilien, sobald für die Bourbons eine Entschädigung geschaffen sei. Dann war darin die schon erwähnte Zusage enthalten: Preußen an der Elbe ein Gebiet mit 3—400,000 Einwohnern abzutreten, falls Hannover den Franzosen verbleibe. Dagegen sollte Preußen an England den Krieg erklären, falls nicht bis zum 1. Dec. ein britisch-französischer Friede abgeschlossen sei. Für die Häupter der hessischen, braunschweigischen und oranischen Häuser waren Jahrgehalte zugesagt.

Getrennt von diesen Friedensschlüssen war ein geheimer Bundesvertrag zwischen Rußland und Frankreich, dessen Wortlaut bis jetzt noch nicht veröffentlicht, dessen Inhalt nur den Hauptzügen nach bekannt ist. Derselbe stellte die Modalitäten der russisch-bonaparteschen Diktatur über Europa fest. Rußland und Frankreich machten darin gemeinschaftliche Sache in allen Conflicten zu Lande und zur See. Wenn England den angebotenen Frieden — auf Grundlage der Freiheit der Meere und Rückgabe der Eroberungen seit 1805 — zur angegebenen Frist schloß, so sollte ihm Hannover zurückgegeben werden; wenn nicht, so vereinigte Rußland seine Waffen mit den französischen und half Schweden, Dänemark, Portugal, Oesterreich zum Eintritt in das französische Continentalsystem bestimmen. Wenn die Pforte die Vermittelung Napoleons nicht annahm oder binnen drei Monaten nach Anfang der Unterhandlung kein befriedigendes Ergebniß erzielt war, so unterstützte Frankreich die Russen gegen die Türken und half die in „Europa den Osmanen unterworfenen Gebiete, mit Ausnahme von Rumelien und Constantinopel, ihrem Joche entreißen." Möglich, daß, wie eine Quelle versichert, für diesen Fall bereits ein detaillirter Theilungsplan festgestellt war.

Damit schloß sich das Werk würdig ab, von dem selbst ein gemäßigt denkender Franzose, Lefebvre, gesagt hat: nie habe die materielle Gewalt kecker über die Grundsätze von Recht und Billigkeit verfügt, nie eine menschliche Macht willkürlicher über die Geschicke der Völker disponirt, niemals mit schrecklicherem Cynismus jene gemeine Moral verletzt, welche es verbietet, den Freund, der sich uns hingegeben und unsern Eiden vertraut hat, zum Opfer der Selbstsucht zu machen.

Es klang wie eine bittere Ironie des Schicksals, daß am Tage, wo Preußen seine Demüthigung unterzeichnete, der österreichische General Stutterheim in Tilsit eintraf, um die bewaffnete Vermittlung seines Kaisers anzubieten! Seit Juni waren in Wien die Chancen des Krieges gestiegen; Kaiser

Franz äußerte jetzt in einer Audienz gegen den Fürsten Radziwill: er sehe wohl ein, daß die Ruhe in Europa nicht gesichert sei, wenn man Napoleon gewähren lasse. So ward denn beschlossen, Stutterheim ins verbündete Hauptquartier zu senden. Auch die Mißtrauischen waren jetzt der Zuversicht, Oesterreich könne nicht mehr zurück, schon weil es sich Napoleon gegenüber zu tief compromittirt habe. Da kam die Nachricht von Friedland — nachdem eben noch Knesebeck versichert, man werde nichts Entscheidendes wagen, bevor Oesterreichs letzter Entschluß bekannt sei. Es klang wie eine Wiederholung des Mißgeschicks von Austerlitz. Hoffentlich, sagte Stadion, kommt Stutterheim noch zeitig genug, um jeden Abschluß zu hindern. Aber wie er kam, war die Entscheidung gefallen*).

Auch die britische Hülfe kam zu spät; jetzt erst, am 5. und 9. Juli, landeten die ersten Truppen auf Rügen. Nun kündigte auch Schweden den Waffenstillstand. So war die Coalition der Cabinete durch Zwietracht und Verworrenheit gelähmt, wie im Jahr 1805. All dieser nachhinkende gute Wille konnte Preußen nun nicht mehr helfen. Von 5570 Quadratmeilen mit 9,743,000 Einwohnern behielt es noch 2877 mit 4,938,000 Seelen — und auch dies nur „aus Gnade!"**). So erklärte wenigstens Napoleon bei seiner Rückkehr zwei preußischen Deputationen aus der Mark und ebenso ward dem kaiserlichen Senat einige Wochen später verkündigt: Wenn das Haus Brandenburg, das sich zuerst gegen unsere Unabhängigkeit verschwor, noch regiert, so verdankt es das nur der aufrichtigen Freundschaft, welche uns der mächtige Kaiser des Nordens eingeflößt hat.

Noch stand ein inhaltschweres Geschäft bevor: jener Vertrag, welcher die Zeit und die Art der Räumung der zurückgegebenen Gebiete festsetzen sollte. Am 12. Juli schloß Kalkreuth zu Königsberg eine Convention, nach welcher vom 21. Juli bis zum 20. August die Provinz Preußen bis zur Weichsel, am 1. Oct. ganz Preußen bis zur Elbe geräumt werden sollte, mit Ausnahme des Herzogthums Magdeburg auf dem rechten Elbufer und des Prenzlauer und Pasewalker Kreises, deren Räumung erst am 1. Nov. stattfinden sollte. Wegen der Räumung von Stettin waren weitere Unterhandlungen vorbehalten; die Rückgabe der übrigen Festungen sollte am 1. Oct. erfolgen. Alle diese Termine sollten jedoch nur inne gehalten werden für den Fall, daß die dem Lande auferlegte Contribution zur rechten Zeit bezahlt, oder genügende Sicherheit für deren Zahlung geleistet sein würde, und diese Sicher-

*) Aus den Berichten Finkensteins. In Königsberg klagte man, Stutterheim habe sich nur unbestimmt geäußert (Minist. d. d. 26. Juli), was sich wohl durch die Lage erklärte; Finkenstein dagegen blieb dabei (d. d. 12. Aug.), daß er weiter gehende Aufträge gehabt habe.

**) Dabei sind Ansbach, Neuenburg, Cleve mitgezählt, Hannover nicht. Rechnete man statt jener Abtretungen Hannover mit, so stellte sich natürlich der Verlust noch beträchtlich höher.

heit von Daru, dem Generalintendanten der französischen Armee, als solche anerkannt war. Vom Tage der Ratification an sollten die Landeseinkünfte wieder in die königlichen Cassen fließen, aber nur in der Voraussetzung, daß die Contributionen, deren Zahlung vom 1. Nov. 1806 bis zur Auswechslung der Ratificationen auferlegt worden, abbezahlt sein würden. Alle französischen Truppen und Kriegsgefangenen sollten bis zur erfolgten Räumung vom Lande ernährt werden.

Ob Kalkreuth auch geschickter und glücklicher hätte unterhandeln können, für die Entscheidung der Dinge war das doch bedeutungslos. Der Vertrag war ein Blatt Papier, wie so viele andere. Wie er umgangen ward, wie man neue, unerhörte Forderungen erhob, das Land beispiellos aussog, aus dieser Räumungsangelegenheit eine dauernde Last für Preußen machte, sie zum Vorwand nahm, auch den Schatten von Selbständigkeit, den der Friede gab, zu zerstören, Preußen nie zu Athem kommen zu lassen, es vielmehr mit immer neuen Forderungen zu erdrücken — von diesen und ähnlichen Gewaltthaten ohne Zahl und ohne Maß wird die folgende Geschichte zu berichten haben. Preußen brauchte nicht wie jener Perserkönig sich täglich erinnern zu lassen: „vergiß der Athener nicht“; die ganze Geschichte der nächsten sechs Jahre mahnte in immer gesteigertem, unerträglichem Grade an die Schmach und an die Knechtschaft von Tilsit.

Wann der Tag der Errettung kommen würde, wer konnte das jetzt auch nur hoffen! Zwar waren es allenthalben künstliche und gewaltsame Ordnungen, die der Sieger aufgerichtet, Ordnungen, in denen statt des Friedens nur der Keim neuer unermeßlicher Kriege versteckt lag; überall war schon die Tragkraft des eigenen riesenhaften Reiches auf die äußerste Probe gestellt, und nicht die Dynastien nur, auch die Völker immer mehr zu feindseligem Widerspruch aufgeregt, überhaupt das bisher Geschiedene und Entzweite zur Eintracht gegen den gemeinsamen Feind verbunden worden. Aber vorerst drohte die Wucht des östlichen Barbarenthums im Bunde mit dem neuen abendländischen Cäsarismus das Schicksal Europas auf lange hin zu entscheiden; ein Bund gewaltigster Art durch die materiellen Kräfte, über die er gebot, wie durch die dämonische Ueberlegenheit des Mannes, der ihn stiftete und leitete. Ihm waren jetzt die natürlichen und geschichtlichen Rechte der Staaten und Nationen, ihre angeborene Art, ihre Freiheit und ihre Gesittung ohne Schranken preisgegeben. Nicht ein wilder Verwüstungszug barbarischer Horden, wie er in alter Zeit die abendländische Welt erschüttert, drohte hier, sondern viel Größeres: zugleich die ordnende und gestaltende Macht eines Einzigen, der diesem naturwidrigen Zustande Dauer zu geben vermochte. Zu keiner Zeit stand das Dasein der abendländischen Welt in ihrer eigenthümlichen und mannigfaltigen Art ernster in Frage, als jetzt; es war wie eine furchtbare Probe, die der innern Lebenskraft dieses Welttheils gestellt ward.

Zweiter Abschnitt.

Die Reform in Preußen.

Der jähe Umsturz des alten preußischen Staates hatte nicht nur die Täuschung einer eingebildeten Unüberwindlichkeit für jetzt zerstört, es wich auch der frivole Sinn der letzten Zeiten vor dem furchtbaren Eindruck der Niederlagen und des fortgesetzten Druckes, es kam der Werth ernster, vaterländischer Gesinnung wieder zu Ehren. Vor Allem aber wurde die Betrachtung aller Patrioten darauf hingeleitet, die tieferen Gründe der Katastrophe zu erforschen.

Noch während des Kampfes hatten Männer wie Stein in den Formen der obersten Staatsverwaltung, in der Stellung des Cabinets und der Minister eine Hauptquelle des Uebels gesucht und damit gewiß eine der Ursachen berührt, welche die Staatsmaschine stocken machte, alle besseren Kräfte lähmte und den niedrigsten und verwerflichsten Einflüssen freien Spielraum gab. Aber es war damit eines doch nicht erklärt: die starre Gleichgültigkeit, womit der größte Theil des Volkes und der Armee das Bestehende zu Grunde gehen sah wie Etwas, das der Theilnahme und der Opfer nicht mehr werth war. Die Desertion im Heere, die selbstsüchtige Apathie im Volke, die Gefügigkeit der Beamten, der schadenfrohe Hohn über die Besiegten und Erniedrigten, das Alles wies auf eine Krankheit hin, die den alten Staat bis in seine Grundlagen ergriffen und unterwühlt haben mußte.

Noch lastete allerdings ein guter Ueberrest feudaler Unfreiheit auf diesem Volke und seinen unteren Ständen. In der Mark Brandenburg z. B., über die wir besonders genaue Auskunft haben,*) befand sich das platte Land theils als unmittelbares, theils als mittelbares Eigenthum in den Händen

*) S. (v. Bassewitz) die Kurmark Brandenburg, ihr Zustand und ihre Verwaltung im October 1806. Leipzig 1847.

der kaum vierthalbhundert Rittergutsbesitzer, welche die Provinz zählte. Ihnen stand die Gerichtsbarkeit und Ortspolizei zu, sie übten meist das Patronatsrecht über Kirchen und Schulen, ihnen gehörte noch die mittlere und niedere Jagd, ihnen blieben die Gutseingesessenen zu Geld- und Naturalleistungen verpflichtet. Die Rittergutsbesitzer selbst waren von allen direkten Abgaben, bis 1799 auch von den Zöllen befreit, sie waren dem gezwungenen Militärdienst nicht unterworfen, sie vertraten die übrigen Stände des platten Landes in allen land- und kreisständischen Angelegenheiten. Die Bewohner der Dorfschaften gruppirten sich nach der Art und dem Umfang ihres Besitzes auf eigenthümliche Weise. Bauern nannte man diejenigen, die ihre Grundstücke im Umfang von einer bis zu vier Hufen (die Hufe zu 30 Morgen) bewirthschafteten; je nach dem Verhältniß unterschied man wohl in einem Dorfe Vollbauern, Dreiviertels-, Halb- und Viertelsbauern. Sehr klein war schon das Ackergut des sogenannten Kossäthen; es betrug höchstens ein Viertel von dem Besitze eines Bauern, ward selten mit Pferden, sondern mit Ochsen, Kühen, oder auch mit der Hand bearbeitet. Die Käthner oder Büdner vollends hatten nur kleine Stücke Landes bei ihrer Wohnung und nährten sich meist von der Handarbeit. Daneben gab es noch Einlieger, d. h. kleine Handwerker und Tagelöhner, welche in den herrschaftlichen oder Bauernhäusern zur Miethe wohnten, und sogenannte Altsitzer, welche dem Uebernehmer eines Bauern- oder Kossäthenhofes zur Versorgung auf Lebenszeit überlassen waren. Fast ein Drittheil der ganzen männlichen Bevölkerung in der Mark gehörte zu diesen letzten Gruppen, nicht ein Sechstheil bestand aus Vollbauern, die Zahl der bevorrechteten Rittergutsbesitzer betrug etwas über dreihundert. *)

Das rechtliche Verhältniß zu den Gutsherren war natürlich verschieden. Neben denen, die persönlich frei waren, ohne richterliches Erkenntniß ihrer Grundstücke nicht entäußert werden konnten, oder überhaupt in mäßigen und milden Bedingungen lebten, bestanden in der Mark die Laßbauern oder Laßkossäthen, frühere Leibeigene, die den Besitz und den Genuß ihrer Grundstücke zwar gegen Leistung der bestimmten Dienste und Abgaben vererben konnten, aber kein wirkliches Eigenthum besaßen. Ihre Kinder unterlagen dem Dienstzwange und mußten drei Jahre bei der Gutsherrschaft als Gesinde dienen. In ähnlicher Lage befanden sich die erbunterthänigen oder gutspflichtigen Bauern; sie waren für ihre Person und ihre Kinder dem Rittergute unterthänig, und es stand in der Hand der Gutsherrschaft, die Nachfolge in dem Gute auf die Wittwe oder auf ein Kind zu übertragen.

---

*) Im Jahr 1804 rechnete man auf 88,000 männliche Einwohner in der Provinz Brandenburg 334 adelige Rittergutsbesitzer, 14,202 ganze, 2991 halbe Bauern, 8593 ganze, 1022 halbe Kossäthen, 10,860 Käthner und Büdner, 27,381 Einlieger und Altsitzer.

Auch in Schlesien konnte der unterthänige Bauer genöthigt werden, an dem Orte, wo er unterthänig war, sich häuslich niederzulassen; seine Verheirathung bedurfte der herrschaftlichen Erlaubniß, seine Kinder konnten ohne die gleiche Genehmigung sich nicht einem andern Geschäfte als der Landwirthschaft widmen und waren zum Gesindedienst eine bestimmte Zeit verpflichtet. Und doch rühmten dort die Vertheidiger der alten Zustände, daß die Lage der Erbunterthänigen in Schlesien viel besser sei als anderswo. *) Im Fürstenthum Minden, sagten sie, bestehe noch das Recht des Grundherrn, nach dem Tode des Leibeigenen sein Mobiliar mit ihm zu theilen und beim Antritt der Stelle die großen Laudemiengelder zu fordern. In den polnischen Ländern habe der Bauer nichts Eigenthümliches, selbst sein Haus, sein Vieh, sein Ackergeräth gehöre dem Herrn, seine Dienste seien ungemessen von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. In andern Provinzen könne der Grundherr die Bauern „legen", d. h. ihnen ihre Aecker nehmen und Andern nach Belieben anweisen.

Die Unsicherheit des Besitzes und die Last der Naturalleistungen ließen einen frischen, aufstrebenden Thätigkeitstrieb nicht aufkommen. Die kundigsten Beobachter unter den Zeitgenossen rügen die Unwissenheit der Bauern, ihr zähes Festhalten an dem einmal Gewohnten, ihre Neigung zu Trägheit, Nachlässigkeit, Unreinlichkeit und selbst zu Liederlichkeit. **) Es fehlte wohl nicht an reger Thätigkeit einzelner gebildeter Gutsbesitzer und Pächter, aber ihr Beispiel wirkte wenig auf die Masse. Die Könige von Preußen selbst hatten, getreu der Ueberlieferung seit dem großen Kurfürsten, unermüdet an der Hebung dieser niederen Volksklassen gearbeitet. Friedrichs Thätigkeit für Anbau und Verbesserung großer Strecken Landes, für Heranziehung von freien Colonisten, für Hebung der Wirthschaft, für Förderung des Ackerbaues und der ländlichen Industrie war unvergessen; auch unter Friedrich Wilhelm III. war Manches geschehen, um wenigstens auf den Domainen bessere und behaglichere Zustände vorzubereiten. Aber so rasch und fruchtbar wie unter den beiden größten Fürsten des hohenzollernschen Hauses waren die Erfolge nicht gewesen; vom Wollen war ein weiter Weg bis zum Gelingen, und es dauerte z. B. mehrere Jahre, bis eine wohlmeinende Cabinetsordre von 1799, welche die Regulirung der Dienste und Lasten auf den Domainen befahl, nur anfing, langsam in Vollzug gesetzt zu werden. Dagegen war in der Bevölkerung selbst die alte fatalistische Ergebung in diese Ordnung der Dinge gewichen; neue Anschauungen und Ansprüche waren auch in diesen Kreisen laut geworden und nährten das stille Mißvergnügen über den bestehenden Zustand.

Die Vorfechter der feudalen Politik, wie der Herr von Marwitz, rühmen

---

*) S. Archenholz, Minerva 1804. II. 299 f. 320.

**) S. Bassewitz S. 409 f.

es an „dieser von Gott eingeführten Ordnung", daß durch sie „das Eigenthum, der Ackerbau, das Recht, die Gemeinschaftlichkeit der Standesgenossen und das Princip der Tugend und Ehre" aufrecht erhalten worden seien. Sie sprechen von der „bisherigen Sicherheit der Bauern in ihrem Grundbesitz", die durch die späteren Reformen gestört worden; sie sehen in dem unzweifelhaft demoralisirenden Gesindezwang das rechte Mittel, „die Erziehung der Bauernkinder zu vollenden." Sie preisen das gegenseitige Behagen der Berechtigten wie der Verpflichteten und das sittlich patriarchalische Verhältniß, durch welches sich Beide verknüpft fühlten.*) Zu diesem lockenden Gemälde stehen freilich die Schilderungen der andern Zeitgenossen in grellem Gegensatz. Nach dem Berichte des früher genannten Beamten, der viele Jahre an der Spitze der Provinz Brandenburg stand, waren nicht nur die freien Colonisten und die Erbpächter, sondern selbst die „Landbewohner, welche vom Taglohn lebten", beneidet und beneidenswerth im Vergleich mit einem großen Theil der eigentlichen Erbunterthänigen. Gegen die Gutsbesitzer wie gegen die Domainenbeamten, versichert derselbe, bestand im Bauernstande ein tiefes Mißtrauen; letzterer glaubte, Jene behandelten ihn als lediglich zu ihrem Nutzen vorhanden. Beschwerden über Druck und Prozesse über unverhältnißmäßige Anforderungen mit und oft auch ohne Grund waren daher häufig, und von dem schönen patriarchalischen Verhältnisse der Bauern zu ihrem Gutsherrn, wie es späterhin manche Vertheidiger der alten Zustände darzustellen oder auszumalen suchten, waren nach seiner Erfahrung nur seltene Beispiele vorhanden. Wurden doch, mitten in der furchtbaren Noth des Sommers 1807, auf dem eignen Gute des genannten Freiherrn von der Marwitz von dessen Bruder die murrenden Bauern von der Feldarbeit aufgescheucht und trotz ihres Widerstrebens genöthigt, die altherkömmliche „Tanzfuhre" zu liefern, d. h. die Gäste des Barons vierspännig heimzufahren!**)

Wie auf der bäuerlichen Bevölkerung die feudalen Ordnungen, so lastete auf den Städten das Uebermaß der Privilegien von Gilden und Innungen, und wie verschieden sich auch später die Ansichten über das Zunftwesen unter den einflußreichsten Männern selbst abgestuft haben, damals überwog nach glaubwürdigen Berichten durchaus die Ueberzeugung, daß nur die vollkommene Freiheit der Gewerbe retten und helfen könne. Nahm man hinzu, daß das Acciswesen mit seiner lästigen und kleinlichen Steuererhebung, mit seinen hundertfachen Verkehrsbeschränkungen auf dem Bürgerthum drückte, so wird die Klage wohl erklärlich, daß es nur wenigen Städten gelingen wollte, zu einiger Blüthe und einem regeren Verkehr zu gelangen.

Die Verwaltung in diesen Provinzen war nicht dazu angethan, diesem

*) S. Marwitz I. 292. 294. 295.

**) Varnhagen, Denkwürd. I. 468.

Mangel abzuhelfen. Ueberall herrschte eine mühselige Controle, strenge Unterordnung, der Kreis der leitenden Personen war eng gezogen, von Wahl, von wirklicher Vertretung, von den Anfängen einer bürgerlichen Selbstregierung war nicht die Rede. Was von ständischen Einrichtungen in diesen alten Landen existirte, war dafür keine Stütze und keine Bildungsstätte. Die Stände, aus den adeligen Rittergutsbesitzern und den geistlichen Stiftungen, welche Güter und Dörfer besaßen, gebildet, beschäftigten sich mit ihrem Creditwesen und den damit zusammenhängenden Instituten, wählten ihre Standesbeamten, stellten ihre Deputationen zu einzelnen Verwaltungszweigen, an denen ihnen ein mitberathender Antheil gegönnt war, und wurden auch wohl bei einzelnen Fragen der Gesetzgebung zu Rathe gezogen. Aber über den Kreis dieser ständischen und körperschaftlichen Beziehungen ging weder ihre Wirksamkeit noch ihr Interesse hinaus. In ihrem Berufe lag es mehr, das Standesvorrecht zu schützen, als in uneigennützigem Gemeinsinn die Hand zu bieten zur Ausgleichung der vorhandenen Uebel. Daß es einer solchen ausgleichenden Staatskunst namentlich auf dem ökonomischen Gebiete bedurfte, konnten höchstens diejenigen leugnen, denen ihr feudales Privilegium und der Staat eins und dasselbe war, und die kurzweg alles Gemeinwohl als eine Chimäre revolutionärer Erfindung von sich abwiesen. Das Steuerwesen in Preußen hatte sich allmälig so gestaltet wie es war, weniger nach einem zusammenhängenden staatswirthschaftlichen System, als nach den oft sehr drängenden Bedürfnissen des Augenblicks. Es kam nicht immer darauf an, den richtigsten und billigsten Weg der Besteuerung zu finden, als einen möglichst großen Ertrag für die gesteigerten Bedürfnisse des Staates zu gewinnen. Die Accise und die Salzsteuer gaben den Beweis, daß die Rücksicht auf die mittleren und unteren Klassen dabei nicht vorwog; daneben hatten sie die Lasten der Cantonspflichtigkeit zu tragen, deren ökonomische Nachtheile so groß waren wie die militärischen.

Zu den alten Schäden kamen nun die neuen, unerhörten Bedrückungen, die ein erbarmungsloser Sieger über das Land verhängte. Ganz Preußen war allmälig dieser Geißel verfallen; mit beispielloser Brutalität hausten die fremden Sieger, Führer wie Soldaten, Franzosen wie Rheinbündler, in dem unglücklichen, ausgesogenen Staate. Selbst die gültigen Verträge, die man nachher drückend genug abschloß, um einmal ein Ende vor sich zu sehen, wurden nur die Quelle neuer Mißhandlungen; Beschwerden wurden mit Hohn oder mit gesteigerten, oft ganz unerfüllbaren Ansinnen beantwortet, überhaupt die planmäßige Taktik kaum mehr verhehlt, das Land auszupressen bis zum äußersten Grad der Verarmung und Ohnmacht. Der grenzenlose Uebermuth, die Raubsucht, die unritterliche, wüste Sitte und Art der Sieger ließen diesen Zustand mit jedem neuen Tage wie eine frische Peinigung empfinden. Auch wo der Feind am frühesten abzog, am rechten Weichselufer, waren die Kräfte des Landes erschöpft, der Vieh- und Pferdestand zer-

stört, Dörfer und Städte in Menge abgebrannt, viele Tausende von Familien ins Elend getrieben. Fanden sich doch in einem einzigen Orte fünfhundert Kinder armer, verschollener, oder am Faulfieber gestorbener Eltern, die durch Sammlungen und auf öffentliche Kosten ernährt werden mußten.

Es war zu begreifen, wenn Viele anfingen, an der Möglichkeit einer Hülfe zu verzweifeln. Der König selbst war aufs Tiefste niedergebeugt und glaubte sich vom Unglück dazu ausersehen, Alles, was er beginne, zerstört und mißlingen zu sehen. Aber es war auch der zähe Widerstand überwunden, den er noch in den letzten Tagen des Jahres 1806 jeder durchgreifenden Umgestaltung des alten Staatswesens entgegengesetzt; er war jetzt bereit, dem Manne, den er vorher ungnädig von sich stieß, die Reorganisation des Staates in die Hand zu legen.

Der Freiherr vom Stein war damals im Januar 1807 nach seiner rheinischen Heimath zurückgekehrt, tief entrüstet über die Behandlung, die ihm geworden, auch ohne jedes Vertrauen auf die Umgebungen des Königs. „Ich verspreche mir nichts, schrieb er, von den Ingredienzien de la Cour de Memel; es ist eine geistlose, geschmacklose Zusammensetzung, keiner als der faulenden Gährung fähig. Herr von Hardenberg scheint noch einiges Günstige zu erwarten; ich bewundere seine Langmuth, wünsche, daß sie gegründet sei, erwarte mir aber von leeren, trägen und platten Menschen nichts." Doch auch in seiner Einsamkeit beschäftigte ihn nur der Gedanke, wie Preußen wieder aufzurichten sei; gerade dieser Zeit unfreiwilliger Muße gehört eine seiner interessantesten Arbeiten an, eine Denkschrift über die zweckmäßigste Bildung der obersten und der Provincialbehörden in der preußischen Monarchie. Nun kam der Friede mit seinen furchtbaren Bedingungen und seiner noch furchtbareren Deutung und Vollziehung. Hardenberg ins Ministerium zurückzurufen, erlaubte das Verbot des Siegers nicht; die Anhänger der kleinmüthigen Friedenspolitik wollte der König selbst nicht mehr, oder sie suchten, wie Schulenburg, Dienst im Rheinbunde bei dem neuen König Hieronymus Bonaparte. In allen Besseren lebte das Bewußtsein, daß nur ein Mann jetzt helfen könne — Stein. Napoleon selbst kannte ihn noch nicht so genau, um ihn zu fürchten; „nehmt den Herrn vom Stein, das ist ein geistreicher Mann", soll er, um die Wahl befragt, beifällig erwiedert haben. Der König setzte keinen Widerstand entgegen. Wenige Wochen nach dem abgeschlossenen Frieden erhielt Stein zu Nassau die dringendsten Schreiben von der Prinzessin Luise, von Hardenberg, von Blücher; sie alle forderten ihn auf, die erlittene Unbill zu vergessen und die Hülfe nicht zu versagen in dieser Noth des Vaterlandes, dieser Verlassenheit des Königs. Stein schwankte keinen Augenblick; obwohl ihn unter dem Eindruck des Tilsiter Friedens ein Fieber ans Krankenbett fesselte, raffte er sich auf, gehoben und ermuthigt durch den Gedanken, mit frischer Kraft und befreit von dem alten Widerstande längst Entworfenes vollenden und dem Staate die Kraft wie-

dergeben zu können, an der jetzt die Meisten, selbst unter den Besseren Viele, verzweifeln wollten. Am 30. September traf er in Memel ein. An seinen Wiedereintritt in das öffentliche Leben knüpft sich eine neue Epoche unserer deutschen Entwickelung.

Seit mehr als zwanzig Jahren in verschiedenen Geschäften, als diplomatischer Unterhändler, Verwaltungsbeamter und Minister gebraucht und in jeder dieser Stellungen bewährt, brachte Stein die glückliche Verbindung von Theorie und Praxis, jene Harmonie reicher Geistesbildung und Geschäftserfahrenheit mit, die sich in unserem Staatsleben so selten zusammenfindet. In einer Zeit, wo nur zu häufig die geistlose, mechanische Routine mit der experimentirenden Unerfahrenheit um die Herrschaft stritt, war es an sich schon ein Ereigniß, einen Mann an der Spitze zu sehen, der Ideen und Ideale besaß, ohne doch der Praxis fremd zu sein, dessen Genialität ihn nicht hinderte, die vorhandenen menschlichen Dinge und Bedürfnisse aus ihrer Wirklichkeit im Leben zu erkennen und darnach zu handeln. Aber es trat mit ihm zugleich eine Persönlichkeit in den Vordergrund, an deren Beispiel sich die ganze Nation aufrichten und erbauen konnte.

Es wohnte in diesem Manne ein schlichter, gerader Sinn, den keine Selbstsucht und keine Sophistik irrte, eine scharfe, durchdringende Einsicht, ein warmes, begeistertes Herz für alles Edle und Große und eine durch die Probe furchtbarer Zeiten gestählte Kraft des Charakters. Der Leib, in welchem diese Feuerseele wohnte, war nach der Schilderung seines Biographen*) von mittlerer Größe, untersetzter, stämmiger Gestalt, starken Gliedern, breiter Brust und Schultern, und hat im Laufe eines langen, heftig bewegten Lebens seine zähe, ausdauernde Kraft bewährt. Aus der breiten, gewölbten Stirn und der mächtigen Nase, den starken Kinnbacken und dem festgeschlossenen Munde sprach der scharfe, durchdringende und umfassende Geist und die mächtige Willenskraft; rasch und bestimmt wie sein ganzes Sein, war seine Bewegung, seine Rede kurz und entschieden, wie er sie auch bei Anderen liebte, sein Gang fest und kräftig.

In Stein ist noch einmal das alte Ritterthum des deutschen Reiches zum schönsten und kraftvollsten Ausdruck gekommen. Von altväterischer Art und Strenge, treu seinem Glauben und dem frommen, schlichten Sinne früherer Tage, trug er noch ganz den stolzen, ungebeugten Freiheitssinn eines Rittermannes alter Zeit in sich und war voll Eifersucht gegen jeden Versuch, der das selbständige Dasein auf dem eigenen freien Boden zu beschränken trachtete. Der neuen Fürstensouverainetät war er so wenig geneigt, wie die tapferen Reichsritter im sechszehnten Jahrhundert es der neu aufstrebenden Landeshoheit waren; dagegen that er es an hochherzigem Gemeinsinn und lebendigem Gefühl für deutsche Ehre und Unabhängigkeit den Fürsten-

*) Pertz, Leben Steins. VI. S. 1217.

geschlechtern dieser Tage weit zuvor. Nicht in dem müßigen Vorrecht einer Kaste sah er die Prärogative des Adels, sondern in dem Berufe, die Besten und Tüchtigsten zu sein in der Nation.

Was uns in Deutschland seit lange gefehlt, war nicht das Wissen, die reiche Bildung, die Vielseitigkeit der Ideen; das Alles hatten wir in Fülle, aber es mangelten uns Charaktere. Wie Stein selbst einmal sagte, entscheidet aber in allen großen Situationen Charakter mehr als Geist und Wissen; denn man kann wohl Anderer Geist und Wissen benutzen, aber den Charakter eines Anderen kann man sich nicht aneignen.*) In Stein war eine Persönlichkeit erschienen, welche diese Lücke auszufüllen verhieß. In ihm lebte der Ernst und die Energie des Wollens, die den Gegner bis jetzt unbezwinglich gemacht; ihm fehlten auch die schroffen und herben Züge nicht, die einem verweichlichten Geschlecht so Noth thaten. Auch streng bis zur Härte, herrisch und leidenschaftlich konnte er sein, gleich dem korsischen Imperator, dem er entgegen stand; nur bezog sich all sein Thun und Wollen nicht auf Selbstsucht und Herrschbegier, sondern es wurzelte in tiefem, sittlichem Grunde.

Konnte Napoleon trotz alles Strebens, mit den legitimen Dynastien zu verwachsen und die Formen des alten Despotismus herzustellen, seine durch und durch revolutionäre Art nie verleugnen, so war Stein, bei allen seinen kühnen, durchgreifenden Gedanken politischer Umgestaltung, im besten Sinne des Wortes eine erhaltende Natur. Das Geschichtliche und Ueberlieferte war ihm ehrwürdig und er strebte es zu bewahren, so lange es noch einen Keim eigener Lebenskraft besaß. Von durch und durch germanischer Art, schätzte er das eigenthümliche Leben der Stämme und Nationen ebenso hoch, wie es von dem neuen Cäsarismus mißachtet und mißhandelt ward; während die moderne Staatskunst nivellirte und uniformirte, pflegte er mit warmem Eifer das Individuelle und Mannigfaltige im Leben; im Gegensatz zu der Centralisation, wie sie von Westen hergebracht ward, strebte er auf dem lebendigen Organismus der Gemeinden und Körperschaften die neuen politischen Ordnungen aufzubauen. So war er in Allem der bewußte Gegner des Bonaparteschen Staatsmechanismus und seiner Träger in Deutschland; die Ordnungen, die er schuf, prägten diesen deutschen Gegensatz gegen das Fremde bezeichnend aus.

Als er jetzt im Herbst 1807 vom Rhein nach der Memel eilte, fand er Alle höchst niedergeschlagen und erbittert, die Kräfte des Landes ausge-

---

*) Das ist es, was uns namentlich die unerquickliche Kritik Steins von Schön, die neuerlich in die Oeffentlichkeit gelangt ist (s. Allg. Zeit. 1857 Nr. 257 Beil.) zu übersehen scheint. Es gab gewiß gründlichere Geschichtskenner als er, oder gelehrtere nationalökonomische Theoretiker und feinsinnigere Beurtheiler von Goethes Faust, allein das Alles konnte der Nation die Hülfe nicht bringen, die ihr Stein gebracht hat.

sogen durch die fremden Truppen; jeder Tag brachte Nachrichten von neuen Bedrückungen und Kränkungen, jede Stadt ward durch die Anmaßungen eines französischen Commandanten gepeinigt. Dazu kam das individuelle Unglück so vieler Tausend gehaltlos gewordener Officiere, die das tiefe Gefühl ihrer Schmach und Demüthigung peinigte, ein Gefühl, das durch den Unwillen der Bürger über das pflichtwidrige Benehmen so vieler höheren Officiere und durch die bittern Ausfälle in den Zeitschriften täglich neu gereizt wurde. In ihnen und in der größten Mehrzahl der Bevölkerung glühte ein tiefes Gefühl der Rache, eine Sehnsucht nach Gelegenheit, die Fesseln zu zerbrechen und den alten Waffenruhm sammt der Unabhängigkeit wieder zu erringen; nur wenige Feige und Weichlinge fanden den Zustand erträglich und hofirten den französischen Machthabern. Der König selbst war niedergedrückt von der Ueberzeugung, daß ihn ein unerbittliches Verhängniß verfolge, und darum geneigt, um das Schicksal zu versöhnen und von seinem Lande abzuwenden, lieber in den Privatstand zurückzutreten. Die Königin war weich, wehmüthig, voll Besorgnisse und voll Hoffnung.*)

Es war nicht zu besorgen, daß in dieser Noth Steins Wünsche wie früher abgelehnt wurden; die Verwaltung wurde jetzt ganz in seinem Sinne zusammengesetzt. Es bestand schon, von Hardenberg gebildet, eine Immediatcommission für die bürgerlichen und eine für die militärischen Geschäfte; in der ersten saßen Schön, Stägemann, Niebuhr, Klewitz und Altenstein, in der andern Scharnhorst, Gneisenau, Grolman. Steins Stellung gab ihm zunächst so außerordentliche Vollmachten, wie es die Ausnahmslage des Staates mit sich brachte. Ihm war die Immediatcommission, die Commission zur Vollziehung des Friedens, das preußische Provinzialministerium und das der Justiz untergeordnet, an den Berathungen des militärischen Ausschusses hatte er Antheil, in den Conferenzen für die auswärtigen Angelegenheiten führte er den Vorsitz. Die Generalkassen, Bank und Seehandlung standen unter ihm; er war überhaupt berechtigt, von allen Behörden des Landes Auskunft zu fordern.

Als die Grundidee seines Strebens bezeichnet er selber den Gedanken: einen sittlichen religiösen, vaterländischen Geist in der Nation zu heben, ihr wieder Muth, Selbstvertrauen, Bereitwilligkeit zu jedem Opfer für die Unabhängigkeit und für die Nationalehre einzuflößen und die erste günstige Gelegenheit zu ergreifen, den blutigen, wagnißvollen Kampf für Beides zu beginnen. Daß mit der alten Einrichtung des Staates solch ein Ziel nicht mehr zu erreichen sei, hatten die letzten Ereignisse auf erschütternde Weise dargethan, und doch hing von der Erreichung dieses Zieles die geschichtliche Existenz Preußens ab. Die Alternative war, ob Preußen oder die alten Formen fortbestehen sollten. Die Wahl konnte da nicht zweifelhaft sein.

---

*) S. Steins Selbstbiographie bei Pertz im Anhang zum 6. Bd. S. 164 f.

Noch vor Steins Ankunft hatte Hardenberg am 12. September eine Denkschrift für den König geschrieben, welche die Grundzüge der Reorganisation Preußens vorzeichnete. Es war darin auf die Umwälzung von 1789 verwiesen: wie die Revolution in Frankreich alle schlummernden Kräfte geweckt, das Alte und Abgelebte zerstört habe, wie aller Widerstand dagegen fruchtlos gewesen sei, die neuen Grundsätze vielmehr eine solche Gewalt entfalteten, daß der Staat, der sie nicht annehme, untergehen oder sich die Annahme aufzwingen lassen müsse. „Eine Revolution im guten Sinne, geraden Weges hinführend zu dem großen Zweck der Veredlung der Menschheit durch Weisheit der Regierung und nicht durch gewaltsamen Antrieb von Innen und Außen“ war daher als das Ziel, demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung als die der Zeit allein entsprechende Form bezeichnet.

Auch Stein hatte sich in seiner Einsamkeit zu Nassau mit diesen Fragen beschäftigt. Die Denkschrift von ihm, deren wir oben erwähnt, ging zunächst auf eine einfache und zusammenhängende Einrichtung der obersten Behörden, auf collegiale Einrichtung der Verwaltungsstellen, auf communale und ständische Institutionen. Damit sich in die Collegien der Provinzialverwaltung nicht „ein Miethlingsgeist, ein Leben in Formen und Dienstmechanism“ eindränge, sollte der Eigenthümer nicht von den Angelegenheiten seiner Provinz ausgeschlossen bleiben; indem man ihn entfernt halte, werde der Gemeingeist getödtet, der Unwille gegen die Regierung genährt, die Beamtenstellen vervielfältigt und die Kosten der Verwaltung vertheuert. In zweckmäßig gebildeten Ständen sah Stein ein kräftiges Mittel, die Regierung durch die Kenntnisse und das Ansehen aller gebildeten Classen zu verstärken, diese alle durch Ueberzeugung, Theilnahme und Mitwirkung zu den Nationalangelegenheiten an den Staat zu knüpfen, den Kräften der Nation eine freie Thätigkeit und eine Richtung auf das Gemeinnützige zu geben, sie vom müßigen sinnlichen Genusse oder von leeren Hirngespinnsten der Metaphysik, oder von Verfolgung blos eigennütziger Zwecke abzulenken und ein gut gebildetes Organ der öffentlichen Meinung zu erhalten, die man sonst aus Aeußerungen einzelner Männer oder einzelner Gesellschaften vergeblich zu errathen bemüht sei. Hat eine Nation, sagte Stein in einer andern Aufzeichnung aus jenen Tagen, sich über den Zustand der Sinnlichkeit erhoben, hat sie sich eine bedeutende Masse von Kenntnissen erworben, genießt sie einen mäßigen Grad von Denkfreiheit, so richtet sie ihre Aufmerksamkeit auf ihre eignen National- und Communalangelegenheiten. Räumt man ihr nur eine Theilnahme daran ein, so zeigen sich die wohlthätigsten Aeußerungen der Vaterlandsliebe und des Gemeingeistes; verweigert man ihr alles Mitwirken, so entsteht Mißmuth und Unwille, der entweder auf mannigfaltige, schädliche Art ausbricht, oder durch gewaltsame, den Geist lähmende Maßregeln unterdrückt werden muß. Die arbeitenden und die mittleren Stände der bürgerlichen Gesellschaft werden alsdann verunedelt, indem ihre Thätigkeit aus-

schließend auf Erwerb und Genuß geleitet wird, die oberen Stände sinken in der öffentlichen Achtung durch Genußliebe und Müßiggang, oder wirken nachtheilig durch wilden, unverständigen Tadel der Regierung. Die speculativen Wissenschaften erhalten einen usurpirten Werth, das Gemeinnützige wird vernachlässigt und das Sonderbare, Unverständliche zieht die Aufmerksamkeit des menschlichen Geistes an sich, der sich dann einem müßigen Hinbrüten überläßt, statt zu einem kräftigen Handeln zu schreiten.

In diesen Worten, die mit kurzen Meisterzügen die Gründe deutscher Zerrüttung zeichneten, hat Stein zugleich die Umrisse seines eignen Bauplanes niedergelegt. Nicht einen Soldaten- oder Beamtenstaat, nicht die bonapartisirende Bureaukratie, oder das cäsarische Schattenspiel mit erlogenen Formen demokratischer Repräsentation galt es hier aufzurichten, sondern ein wahrhaft deutsches Staatswesen, gegründet auf ein freies Bürgerthum, gestützt und getragen durch die Selbstregierung der Gemeinden und Provinzen, vergeistigt durch die ächte Freiheit auf den Fundamenten des Gesetzes.

Schon vor Steins Ankunft, unmittelbar nach dem Abschluß des Friedens, war im Kreise der Immediatcommission die Frage von der Aufhebung der Erbunterthänigkeit angeregt worden; der König hatte mit der Erklärung beigestimmt, es sei das seit seinem Regierungsantritt sein unverrücktes Ziel gewesen, das er allmälig habe erreichen wollen, dessen raschere Durchführung jetzt durch die unglückliche Lage des Landes zugleich gerechtfertigt und abgenöthigt werde. Stein hatte dann an die von verschiedenen Seiten durchgesprochenen Gutachten die letzte Hand gelegt, und der so modificirte Entwurf erhielt die Genehmigung des Monarchen. So erschien am 9. Oct. das Edict über „den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums“. Danach war fortan zum eigenthümlichen und zum Pfandbesitz unbeweglicher Grundstücke jeder Einwohner des Staates berechtigt; der persönliche Stand des Besitzers sollte die Suspension gutsherrlicher Rechte nicht mehr veranlassen. Jeder Edelmann war befugt, bürgerliche Gewerbe zu treiben; Bürger und Bauern konnten nach Belieben aus dem Bürger- in den Bauernstand treten, und umgekehrt. Unter Vorbehalt der Rechte der Realgläubiger, konnten nach geschehener Anzeige bei der Landesbehörde alle veräußerlichen Grundstücke getheilt, die Privatgüter in Erbpacht gegeben werden; Zusammenziehung einzelner Höfe u. s. w. war für zulässig erklärt; die Lehnsverbindung, Familien- und Fideicommißstiftungen, die keinem Obereigenthümer unterworfen waren, konnten durch einen Familienschluß beliebig abgeändert oder aufgehoben werden. Nach Veröffentlichung des Gesetzes sollte das Unterthänigkeitsverhältniß alles erblichen Grundbesitzes aufhören, neue nicht mehr entstehen können. Es waren damit, wie eine spätere Verordnung erläuterte, aufgehoben die Loslassungsgelder, das Zwangsrecht zum Gesindedienst, das Schutzgeld, das Recht, die volljährigen Unterthanen zur Annahme dienstpflichtiger Stellen zu nöthigen. Der Bauer konnte fortan erbliche

Grundstücke ohne gutsherrliche Genehmigung veräußern und verpfänden, sich verheirathen und ein bürgerliches Gewerbe treiben.

Ergänzend schloß sich daran eine Cabinetsordre vom 28. Oct., worin der König die für das Königreich Preußen schon im achtzehnten Jahrhundert ausgesprochene Aufhebung der Leibeigenschaft und Erbunterthänigkeit der Domaineninsassen auf das ganze Staatsgebiet ausdehnte. „Auf meinen sämmtlichen Domainen soll schlechterdings keine Eigenbehörigkeit, Leibeigenschaft, Erbunterthänigkeit oder Gutspflicht vom 1. Juni 1808 an stattfinden und die daraus unmittelbar entspringenden Verbindlichkeiten auf meine Domaineninsassen in Anwendung gebracht werden; ich erkläre solche vielmehr hiermit ausdrücklich für freie, von allen der Erbunterthänigkeits-Verbindung anhängenden gesetzlichen Folgen unabhängige Menschen, in der Art, daß sie auch von dem Gesindezwang und Loskaufsgeld beim Verziehen entbunden werden."

Der Eindruck dieser Maßregeln war groß; nach langer Bedrängniß war es das Erste, was wieder ermuthigend und aufrichtend wirkte. Die Wegräumung der feudalen Ständeunterschiede, der Leibeigenschaft, der beengenden Schranken zwischen Stadt und Land, der erste große Schritt, einen freien Bauernstand zu schaffen und an die Stelle der kastenartigen Trennung ein vor dem Gesetz gleichberechtigtes Bürgerthum herzustellen — dies Alles ward in seiner erweckenden Bedeutung für das ökonomische wie für das sittliche Leben des Volkes dankbar erkannt. Bezeichnend sprach sich zunächst in den öffentlichen Aeußerungen die Hoffnung aus, daß auf der betretenen Bahn weiter vorgeschritten werden und besonders das bisherige Militärsystem mit seinen Exemtionen fallen möge. *)

Es folgte im Sommer des nächsten Jahres ein weiterer Schritt, der mit diesen ersten Reformen für die Freimachung des Bauernstandes eng zusammenhängt. Am 27. Juli 1808 verlieh der König sämmtlichen Immediatinsassen in seinen Domainen von Ostpreußen, Litthauen und Westpreußen das volle, uneingeschränkte Eigenthum ihrer Grundstücke; es sollte, wie das Gesetz sagte, ihre bisher so ungewisse und kreditlose Lage, die ihren Wohlstand zurückhielt und der Ackercultur im Allgemeinen nachtheilig war, gebessert, ihre eigene Betriebsamkeit angespornt, ein Ersatz wegen der erlittenen Kriegsdrangsale gegeben und ihnen zugleich die Mittel zu einem bleibenden Wohlstand gewährt werden. **) Der Segen dieser hochherzigen Aenderung traf 47,000 bäuerliche Familien auf einem Gebiet von 195 Quadratmeilen. Ausdrücklich war zugleich in der Verordnung gesagt: wir behalten uns vor, sie den Umständen nach auf die übrigen Provinzen auszudehnen.

---

*) S. Polit. Journ. 1807. S. 1245 f. Eine Probe von der anderen Seite ist in der jurist. Monatsschrift von Matthis V. 465. 466 besprochen.

**) S. Matthis VI. 288 ff.

Indessen drängten unmittelbare Sorgen der peinlichsten Art. Die Räumung des Landes, auf die alle Reorganisation gestellt war, erfolgte nicht; die Lasten und Ansprüche steigerten sich mit jeder Stunde und es ward immer offenbarer, daß es im Plane des erbarmungslosen Siegers lag, dem überwundenen Staate alle selbständige Lebenskraft zu entziehen und jede Hoffnung frischen Aufathmens zu zerstören. Die Art, wie es geschah, zeigt die neue Diktatur des Abendlandes in dem Lichte unbändiger, zügelloser Gewaltthat und frevelhaftesten Uebermuthes, der weder göttliche noch menschliche Ordnungen achtet.

Die bestehenden Verträge wurden nicht erfüllt, immer neue, höhere Forderungen im Widerspruch mit ihnen ertrotzt.*) Hatte z. B. der Tilsiter Friede dem Königreich Sachsen und Herzogthum Warschau eine Militärstraße durch das preußische Gebiet bewilligt, so forderte jetzt Marschall Soult zugleich eine Handelsstraße auf dieser Strecke, Errichtung sächsischer Postämter und beträchtliche Befreiungen für den Durchgang fremder Erzeugnisse. Im Gefühl der Ohnmacht, das zu hindern und um jedem Vorwande, der die Räumung verzögern konnte, zu begegnen, gab Preußen in dem Elbinger Vertrage vom 13. Oct. 1807 die Forderung zu. Ebenso hatte der französische Marschall im Widerspruch mit dem Tilsiter Frieden die Abtretung des Michelauer Kreises an Warschau verlangt, und man fügte sich gleichfalls, um nur der Hauptlast, der längeren Occupation, sich zu entledigen. Man ließ sich ferner die Schenkungen gefallen, die Napoleon noch vor dem Frieden aus preußischen Domainen für seine Marschälle genommen, obwohl der Friede dieselben nicht sanctionirt hatte.

Doch was wollte das heißen gegenüber den neuen Opfern, welche Bonapartes Gewaltthätigkeit in grellster Verletzung des Friedens erpreßte? Zu Tilsit war Neuschlesien ausdrücklich als eines der Gebiete bezeichnet, die Preußen verbleiben sollten; jetzt erzwangen die Franzosen einen Vertrag (Nov. 1807), wonach auch dieser Landstrich an Warschau abgetreten ward. Der Tilsiter Vertrag hatte der Stadt Danzig ein Gebiet von zwei Stunden (lieues) im Durchmesser von ihrer Ringmauer an (enceinte) eingeräumt. Indessen hatte General Rapp als Gouverneur mit den Abgeordneten der Stadt ohne Zuziehung Preußens eine Art von Uebereinkunft abgeschlossen, wodurch das Danziger Gebiet auf zwei deutsche Meilen, und zwar nicht von den Ringmauern der Stadt, sondern von den äußersten Spitzen ihrer Außenwerke an gerechnet, ausgedehnt ward! Auch hier war der Friedensschluß machtlos; der Privatvertrag des Generals mußte in einer Convention vom 6. Dec. gutgeheißen werden.

---

*) Die preußischen Beschwerden sind einzeln aufgezählt und genau belegt in der 1813 erschienenen aus amtlichen Quellen geschöpften Schrift: „das Benehmen der französischen Regierung gegen Preußen seit dem Tilsiter Frieden.“

Alle diese Nachgiebigkeiten mochten den Uebermuth des Imperators und seiner Creaturen steigern; das Wichtigste von Allem, die gehoffte Räumung des Landes erfolgte nicht, sondern ward durch die nichtswürdigsten Künste verzögert. Nach der Königsberger Uebereinkunft vom 12. Juli, jenem Werke Kalkreuths, das gewiß kein Meisterstück preußischer Diplomatie war, sollte doch bis zum 1. Oct. ganz Preußen bis zur Elbe und Schlesien vom Feinde geräumt und alle Plätze außer Stettin zurückgegeben werden, falls die dem Lande auferlegten Contributionen bezahlt seien. „Die Contributionen, hieß es wörtlich, sollen als bezahlt angesehen werden, wenn dafür eine genügende Bürgschaft gegeben und dieselbe durch den Generalintendanten der Armee als gültig anerkannt ist. Jede Contribution, die nicht vor der Auswechslung der Ratificationen anerkannt ist, soll null und nichtig sein.“ Einer Commission, die schon am 25. Juli zu Berlin zusammentreten sollte, war die Aufgabe auferlegt, die noch streitigen Punkte „freundschaftlich“ zu ordnen. Bis zur Räumung wurden natürlich die Truppen und Kriegsgefangenen vom Lande verpflegt; auch standen die Landeseinkünfte vom Tage der Ratification an dem König nur insoweit zur Verfügung, als die fällige Contribution bezahlt war.

Der König sandte Knobelsdorff an Napoleon, um eine Milderung zu erlangen; natürlich ohne Erfolg. Der preußische Abgesandte ward trocken an Daru gewiesen und dieser hatte den Auftrag, die Forderungen aufs Aeußerste zu spannen. Daru selbst schien anfangs der Meinung, mit einer Summe von 33 Millionen Francs werde die Sache erledigt sein; Napoleon befahl ihm, 150 oder selbst, wenn es ginge, 200 Millionen zu fordern*). In der That gelang es Daru, durch allerlei Manipulationen eine Summe von 154 Millionen herauszurechnen. Die Preußen waren bereit, wie auch Stein rieth, es mit der Berechnung nicht so genau zu nehmen, wenn nur Erleichterung in der Art der Zahlung einträte. Aber sie wollten doch, wie die Verträge ausdrücklich bestimmten, nur die öffentlich ausgeschriebenen Contributionen anerkennen und davon sowohl die bezahlten Summen als auch, wie Napoleon früher zugegeben, die geschehenen Lieferungen in Abzug bringen. Dann kam ein Rückstand von 19 Millionen heraus. Daru verwarf aber

*) Bei Bignon VI. 371 f., der selber bei der Sache thätig war, ist dieselbe aufrichtig genug erzählt. Si on peut faire monter cette somme à 200 millions, schrieb Napoleon am 22. Juli, tant mieux. Dann erklärte er allen den Rechnungen zum Trotz, die selbst Leute wie Daru und Bignon als richtig ansahen: Tous ces calculs me conduisent à penser que le roi de Prusse me doit 150 millions. Was habe man, klagt Bignon, gegen solch einen Befehl ausrichten können? „C'était une mesure de haute politique, un ordre de cabinet. Que pouvait faire l'intendant général?“ Aktenmäßige Auskunft s. bei Bassewitz: Die Kurmark Brandenburg vom Oct. 1806—1808. I. 491 ff. Das Ganze findet dann seine Ergänzung und Bestätigung in den Berichten Brockhausens, des Gesandten in Paris.

jede Gegenrechnung, weigerte sich, die Lieferungen abzuzählen, bezog dagegen das Wort Contribution oder Kriegssteuer auch auf die gewöhnlichen Steuern und forderte demnach die Nachzahlung aller directen und indirecten Landesabgaben bis zum 12. Juli 1807! Einwände des Rechts und der Billigkeit halfen hier nicht; der Bonapartesche Intendant hatte die Stirne zu erklären: er würde die Forderungen aufs Doppelte steigern, wenn man sie so nicht annähme; es handle sich hier um eine Rechnung der Politik, nicht der Arithmetik. Dem entsprach denn auch sein Anerbieten im October, das Land zu räumen, unter dem Vorbehalt der Besetzung von fünf Festungen mit 40,000 Franzosen, die Preußen verköstigen mußte, und der Bezahlung von 112 Millionen Francs, halb in Domainen, halb in baarem Gelde.

Wie die preußische Regierung sich außer Stande erklärte, diesen Antrag anzunehmen, wurde das öffentliche Einkommen in den zurückgegebenen Gebieten für französische Rechnung eingezogen, die Landesverwaltung vom Feinde übernommen und an der Stelle der königlichen Behörden trieben französische Intendanten ihr freches, gewaltthätiges Spiel. Kein rechtliches Bedenken, keine menschliche Scheu trat mildernd dazwischen; es wurde ausgepreßt und geplündert, so lange es ging, um das 157,000 Mann starke französische Besatzungsheer zu ernähren. Vorstellungen in Paris wurden entweder nicht gehört, oder mit bitteren Ausfällen gegen den König und die Königin beantwortet.

Eine solche Lage hätte jeden andern Mann als Stein zur Verzweiflung gebracht; ihn spornte dies nur um so mehr an, Alles aufzubieten, um den Feind und seine Armee aus dem Lande zu bringen*). Es galt vor Allem, die äußersten Mittel anzuwenden, um die Zahlungsfähigkeit des Landes zu sichern. So ward (29. Oct.) verordnet, daß die Tresorscheine nach dem Curse als gesetzliches Zahlungsmittel bei allen öffentlichen und Privatcassen aner-

*) Wenn Marwitz (Nachlaß I. 290) gegenüber diesen erwiesenen Thatsachen es für unzweifelhaft erklärt, daß man im Herbst 1807 die Franzosen mit einigen 20 Millionen Thalern hätte abfinden können, was nur Stein gehindert habe, weil derselbe „gar nicht Willens war", die Contribution zu bezahlen, sondern nur nach Napoleons Sturz getrachtet und zu diesem Zweck den Tugendbund gefördert habe — so ist dies eben ein Beweis, wie weit Parteisucht blenden kann. Derselbe Vorfechter der Feudal- und Junkerinteressen findet auch, die „Revolution", die Stein ins Land gebracht, habe demselben so viel gekostet, „daß die Erpressungen Napoleons dagegen verschwänden wie ein Gaukelspiel vor einer schreckenvollen Wirklichkeit." Nach der gleichen Autorität war der Zustand der Erbunterthänigkeit dem Bauer nichts weniger als unbehaglich, und es „ist nie ein Fall bekannt geworden, daß irgend Einem von ihnen sein Recht im weitesten Sinne des Wortes nicht geworden sei." Bekanntlich waren aber selbst unter Friedrich, trotz seiner Wachsamkeit, die Bauernplackereien arg genug. (S. Stenzel, preuß. Gesch. IV. 310—313.) Diese Züge Marwitzscher Zuverlässigkeit mögen hier genügen; sie ließen sich indessen noch beträchtlich vermehren.

kannt sein sollten; wenige Wochen später wurde für die Landbesitzer, die der Krieg zu Grunde gerichtet, eine allgemeine Zahlungsfrist von längerer Dauer festgestellt. Eine Verordnung vom 24. Nov. 1807 bewilligte nämlich sämmtlichen Grundbesitzern in den Städten und auf dem Lande bis zum 24. Juni 1810 einen allgemeinen Indult in Ansehung ihrer Capitalszahlungen. Nicht ohne Widerspruch, selbst aus dem Kreise von Steins Freunden, ward diese kühne Maßregel durchgesetzt. Allein es war ihm nicht gleichgültig, ob der Stand der bisherigen Grundbesitzer ganz verschwinde und jeder Beliebige durch besseren Credit oder größeres Vermögen an die Stelle geschoben werde. Den verschuldeten Besitzern wollte er eine Frist geben, damit sie sich erholen konnten, ohne daß die Gläubiger an Sicherheit für die Befriedigung ihrer Ansprüche verloren.

Zugleich ward in allen Theilen der Verwaltung die strengste Sparsamkeit eingeführt; der königliche Hof selbst beschränkte seine Ausgaben aufs Knappste, die Brüder des Königs verzichteten auf ein Drittheil ihrer Apanagen, das goldene Tafelservice, Friedrichs II. Nachlaß, wanderte in die Münze. Aber das Alles reichte nicht hin, eine durchgreifende Erleichterung zu schaffen. Der Handel mit England hörte auf, das Land war mit falscher Scheidemünze überschwemmt. Die Preise der nothwendigsten Bedürfnisse hatten eine ungeheuere Höhe erreicht, viele Tausende von entlassenen Beamten (allein aus den abgetretenen polnischen Gebieten über siebentausend) und Officieren irrten umher, außer Stande, sich den bescheidensten Lebensunterhalt zu schaffen. Dazu nun die Alles erdrückende Fortdauer der fremden Occupation!

Bei dieser prekären Lage war nicht zu hoffen, daß es gelingen würde, ein Anlehen im Auslande zu contrahiren; es mußte, so peinlich die Situation war, doch die Erhebung neuer Auflagen versucht und durch Auflegung von Einkommen- und Vermögenssteuer das Dringendste herbeigeschafft werden. In Ostpreußen und Litthauen waren freilich schon die Sommerfelder nicht mehr gehörig besäet worden; die Wintersaat mußte auf einem guten Theile der Felder unterbleiben. Auch in Pommern fehlte es an Saatkorn, und es sprach sich wohl im Volke die desperate Ansicht aus, Alles gehen zu lassen, wie es gehe, der völlige Mangel werde den Feind dann zwingen, das Land zu räumen. Der Feind aber setzte sein Plünderungswerk unverdrossen fort. Auf der Nogatinsel mußte man einem französischen General täglich über 70 Thaler Tafelgelder auszahlen. Pferde, Rindvieh, Korn, Lebensmittel, Geld, Alles ward weggenommen, Feste und Bälle von den Franzosen angeordnet, wozu die Einwohner sich aus Danzig oder Elbing die kostbarsten Speisen durch Geldanleihen beischaffen mußten!

Aus dieser furchtbaren Bedrängniß sprach freilich die immer erneuerte Aufforderung, um jeden Preis die fremden Truppen aus dem Lande zu bringen. Darum griff Stein zu einem neuen Mittel ungewöhnlicher Art: der

jede Gegenrechnung, weigerte sich, die Lieferungen abzuzählen, bezog dagegen das Wort Contribution oder Kriegssteuer auch auf die gewöhnlichen Steuern und forderte demnach die Nachzahlung aller directen und indirecten Landesabgaben bis zum 12. Juli 1807! Einwände des Rechts und der Billigkeit halfen hier nicht; der Bonapartesche Intendant hatte die Stirne zu erklären: er würde die Forderungen aufs Doppelte steigern, wenn man sie so nicht annähme; es handle sich hier um eine Rechnung der Politik, nicht der Arithmetik. Dem entsprach denn auch sein Anerbieten im October, das Land zu räumen, unter dem Vorbehalt der Besetzung von fünf Festungen mit 40,000 Franzosen, die Preußen verköstigen mußte, und der Bezahlung von 112 Millionen Francs, halb in Domainen, halb in baarem Gelde.

Wie die preußische Regierung sich außer Stande erklärte, diesen Antrag anzunehmen, wurde das öffentliche Einkommen in den zurückgegebenen Gebieten für französische Rechnung eingezogen, die Landesverwaltung vom Feinde übernommen und an der Stelle der königlichen Behörden trieben französische Intendanten ihr freches, gewaltthätiges Spiel. Kein rechtliches Bedenken, keine menschliche Scheu trat mildernd dazwischen; es wurde ausgepreßt und geplündert, so lange es ging, um das 157,000 Mann starke französische Besatzungsheer zu ernähren. Vorstellungen in Paris wurden entweder nicht gehört, oder mit bitteren Ausfällen gegen den König und die Königin beantwortet.

Eine solche Lage hätte jeden andern Mann als Stein zur Verzweiflung gebracht; ihn spornte dies nur um so mehr an, Alles aufzubieten, um den Feind und seine Armee aus dem Lande zu bringen*). Es galt vor Allem, die äußersten Mittel anzuwenden, um die Zahlungsfähigkeit des Landes zu sichern. So ward (29. Oct.) verordnet, daß die Tresorscheine nach dem Curse als gesetzliches Zahlungsmittel bei allen öffentlichen und Privatcassen aner-

*) Wenn Marwitz (Nachlaß I. 290) gegenüber diesen erwiesenen Thatsachen es für unzweifelhaft erklärt, daß man im Herbst 1807 die Franzosen mit einigen 20 Millionen Thalern hätte abfinden können, was nur Stein gehindert habe, weil derselbe „gar nicht Willens war", die Contribution zu bezahlen, sondern nur nach Napoleons Sturz getrachtet und zu diesem Zweck den Tugendbund gefördert habe — so ist dies eben ein Beweis, wie weit Parteisucht blenden kann. Derselbe Vorfechter der Feudal- und Junkerinteressen findet auch, die „Revolution", die Stein ins Land gebracht, habe demselben so viel gekostet, „daß die Erpressungen Napoleons dagegen verschwänden wie ein Gaukelspiel vor einer schreckenvollen Wirklichkeit." Nach der gleichen Autorität war der Zustand der Erbunterthänigkeit dem Bauer nichts weniger als unbehaglich, und es „ist nie ein Fall bekannt geworden, daß irgend Einem von ihnen sein Recht im weitesten Sinne des Wortes nicht geworden sei." Bekanntlich waren aber selbst unter Friedrich, trotz seiner Wachsamkeit, die Bauernplackereien arg genug. (S. Stenzel, preuß. Gesch. IV. 310—313.) Diese Züge Marwitzscher Zuverlässigkeit mögen hier genügen; sie ließen sich indessen noch beträchtlich vermehren.

kannt sein sollten; wenige Wochen später wurde für die Landbesitzer, die der Krieg zu Grunde gerichtet, eine allgemeine Zahlungsfrist von längerer Dauer festgestellt. Eine Verordnung vom 24. Nov. 1807 bewilligte nämlich sämmtlichen Grundbesitzern in den Städten und auf dem Lande bis zum 24. Juni 1810 einen allgemeinen Indult in Ansehung ihrer Capitalszahlungen. Nicht ohne Widerspruch, selbst aus dem Kreise von Steins Freunden, ward diese kühne Maßregel durchgesetzt. Allein es war ihm nicht gleichgültig, ob der Stand der bisherigen Grundbesitzer ganz verschwinde und jeder Beliebige durch besseren Credit oder größeres Vermögen an die Stelle geschoben werde. Den verschuldeten Besitzern wollte er eine Frist geben, damit sie sich erholen konnten, ohne daß die Gläubiger an Sicherheit für die Befriedigung ihrer Ansprüche verloren.

Zugleich ward in allen Theilen der Verwaltung die strengste Sparsamkeit eingeführt; der königliche Hof selbst beschränkte seine Ausgaben aufs Knappste, die Brüder des Königs verzichteten auf ein Drittheil ihrer Apanagen, das goldene Tafelservice, Friedrichs II. Nachlaß, wanderte in die Münze. Aber das Alles reichte nicht hin, eine durchgreifende Erleichterung zu schaffen. Der Handel mit England hörte auf, das Land war mit falscher Scheidemünze überschwemmt. Die Preise der nothwendigsten Bedürfnisse hatten eine ungeheuere Höhe erreicht, viele Tausende von entlassenen Beamten (allein aus den abgetretenen polnischen Gebieten über siebentausend) und Officieren irrten umher, außer Stande, sich den bescheidensten Lebensunterhalt zu schaffen. Dazu nun die Alles erdrückende Fortdauer der fremden Occupation!

Bei dieser prekären Lage war nicht zu hoffen, daß es gelingen würde, ein Anlehen im Auslande zu contrahiren; es mußte, so peinlich die Situation war, doch die Erhebung neuer Auflagen versucht und durch Auflegung von Einkommen- und Vermögenssteuer das Dringendste herbeigeschafft werden. In Ostpreußen und Litthauen waren freilich schon die Sommerfelder nicht mehr gehörig besäet worden; die Wintersaat mußte auf einem guten Theile der Felder unterbleiben. Auch in Pommern fehlte es an Saatkorn, und es sprach sich wohl im Volke die desperate Ansicht aus, Alles gehen zu lassen, wie es gehe, der völlige Mangel werde den Feind dann zwingen, das Land zu räumen. Der Feind aber setzte sein Plünderungswerk unverdrossen fort. Auf der Nogatinsel mußte man einem französischen General täglich über 70 Thaler Tafelgelder auszahlen. Pferde, Rindvieh, Korn, Lebensmittel, Geld, Alles ward weggenommen, Feste und Bälle von den Franzosen angeordnet, wozu die Einwohner sich aus Danzig oder Elbing die kostbarsten Speisen durch Geldanleihen beischaffen mußten!

Aus dieser furchtbaren Bedrängniß sprach freilich die immer erneuerte Aufforderung, um jeden Preis die fremden Truppen aus dem Lande zu bringen. Darum griff Stein zu einem neuen Mittel ungewöhnlicher Art: der

Veräußerung der Domainen. Ihre Unveräußerlichkeit war zwar in den alten preußischen Haus- und Staatsgesetzen zweifellos ausgesprochen, aber die zwingende Noth ließ auch hier die rechtlichen und politischen Bedenken schweigen. Anlehen zu erträglichen Bedingungen waren nicht zu machen und doch mußte man größere Geldsummen haben, um der furchtbaren Aussaugung des Landes endlich einmal ein sichtbares Ziel zu setzen. Im Kreise der Männer, die Preußen jetzt regierten, erschien der Schritt auch nicht als so bedenklich, wie er von manchen Seiten dargestellt ward. Es schien ihnen nicht allein vortheilhafter, ein Eigenthum, das nur drei bis vier Procent trug, abzutreten, als Anlehen zu 10—12 Procent aufzunehmen, sondern nach der Erfahrung anderer Länder auch volkswirthschaftlich richtiger, die Domainen in freies Eigenthum zu verwandeln. Stein und Schön waren nicht in Zweifel darüber, daß auf das Nationalvermögen, auf die Verwaltung und Landesgesetzgebung der Einfluß ein günstiger sein werde. Es war nur schwierig, bei der Erschöpfung des Landes und dem Mangel an baarem Gelde den Verkauf so eintreten zu lassen, daß der Vortheil nicht verloren ging. Man mußte sehr vorsichtig zu Werke gehen und reiche fremde Capitalisten beiziehen, wenn man nicht, wie die Franzosen eifrig begehrten, ihnen selbst die Domainen ausliefern wollte.

Noch immer gelang es aber nicht, die Unterhandlung mit Frankreich zum raschen Abschluß zu bringen, und die Commission in Berlin, deren Seele der treffliche Sack war, kam nicht von der Stelle. Es lag die Schuld weder an ihm noch an den Männern, die Preußen regierten, nicht einmal an Daru's Härte und Unzugänglichkeit; es war Napoleons eigene Taktik, Preußen hinzuhalten und ihm vollends die letzten Lebenssäfte auszusaugen. Vergebens that die Königin den schweren Schritt, persönlich an ihn zu schreiben; es war so fruchtlos wie die Verwendung Alexanders. Dachte doch der Imperator an eine neue Beraubung Preußens, indem er eben damals (12. Nov.) Rußland die Donaufürstenthümer anbot, wenn es zulasse, daß Schlesien von Preußen losgerissen und mit Sachsen vereinigt werde — ein Ansinnen, das der Czar schon im eigenen Interesse zurückwies*).

Diese peinliche Ungewißheit gab der Partei, welche die Erbschaft von Haugwitz antreten zu wollen schien, neuen Muth gegen die Personen und die Grundsätze der neuen Regierung. Sie warfen auf Sack die Schuld, sie wühlten gegen Stein und die ihm Gleichgesinnten, sie boten sich als Vermittler an für die Unterhandlung mit Frankreich. Die Summe ihrer politischen Weisheit war auch jetzt: Unterwerfung unter die französischen Diktate

*) Auch Brockhausen in Paris fürchtete das Ansinnen einer neuen Abtretung. Zu ihm sagte Napoleon damals drohend: On verra qu'au bout de deux ans je serai obligé à faire de nouveau la guerre à la Prusse, car les jeunes officiers y feront la loi, comme avant la guerre. (Bericht vom 1. Nov.)

und unbedingte Hingebung an die Bonapartesche Politik; so, hofften sie, werde Preußen durch Napoleons Gnade wieder gewinnen, was durch dessen Ungnade verloren war. Zastrow, Köckeritz und einige Andere waren die eifrigsten Wortführer dieser Richtung. Neben ihnen waren auch die Privilegirten in offener Opposition gegen das neue System der inneren Politik. Daß der Bauer und Bürger furchtbar gelitten, zum Theil an den Bettelstab gebracht waren, focht sie wenig an, wenn nur die eigenen Vorrechte ungeschmälert blieben. In manchen Kreisen, namentlich der Hauptstadt Preußens, gab sich dieser Geist des Widerstandes unbändig genug kund, und patriotische Männer, wie Niebuhr, sprachen ihre bittere Klage aus über den Sinn, wie er sich nach allen diesen Züchtigungen noch zu Anfang des Jahres 1808 in Berlin geäußert hat. Man schien abgestumpft gegen das Gefühl der Ehre und Selbständigkeit; eine kurzsichtige und egoistische Klügelei beherrschte das Denken der Menschen. Das „faule Lästern" — leider ein deutscher und besonders ein Berliner Zug — war an der Tagesordnung. Die Meisten hatten zu tadeln an dem, was geschah, und doch wußte Niemand zu etwas Anderem zu rathen, als zu den niedrigsten Entschlüssen. Sie tadelten, daß der König nicht durch den Beitritt zum Rheinbunde Napoleons Gunst erkaufe, sie priesen auch jetzt noch die Politik eines Haugwitz oder Zastrow als die eigentlich heilbringende. Zastrow selbst, Kalkreuth und Andere unterstützten diese unwürdige Opposition; das Murren der Privilegirten, wenn gleich unter ihnen sich viele Franzosenhasser fanden, arbeitete ihr in die Hände. Auch das charakterlose Exempel eines Mannes wie Johannes Müller wirkte freilich zum Verderben und war nicht dazu angethan, den blasirten und herzlosen Geist, der vor der Katastrophe die Bevölkerung der Hauptstadt beherrschte, zu überwinden. Es bedurfte, wie es schien, noch einer härteren Schule des Unglücks, bis der sittliche Ernst und die patriotische Selbstverläugnung über alle verweichlichten und niederen Gesinnungen die Herrschaft gewonnen hatten.

Um die Contributionsfrage einmal zu Ende zu bringen, hatte man sich in Königsberg entschlossen, es mit der außerordentlichen Sendung eines königlichen Prinzen zu versuchen. Prinz Wilhelm, der Bruder des Königs, ward (Ende 1807) dazu bestimmt, in Begleitung Alexanders von Humboldt nach Paris zu reisen. Er sollte den Imperator versöhnlicher stimmen, ihn überzeugen, daß Preußen seine Verpflichtungen treu erfüllen werde, vor Allem aber eine Ermäßigung der Forderungen zu erreichen suchen. Ja man war bereit, in eine engere Verbindung mit Frankreich zu treten und zu dem drohenden Kriege mit der Pforte ein preußisches Hülfscorps anzubieten. Mochte es an sich nicht unerwünscht sein, in einem Kriege, der keinem natürlichen und historischen Interesse Preußens widersprach, die Armee selbst wieder zu heben, so überwog doch vorzugsweise die Hoffnung, durch dies bittere Opfer eine Revision des Tilsiter Friedens, vielleicht Danzig, Magdeburg und einen Theil von Südpreußen wieder zu erlangen.

Der Prinz war in seiner Sendung nicht glücklicher, als seine Vorgänger. Er fand (Jan. 1808) Napoleon ungünstig gestimmt; sein ganzes Wesen war jetzt wie immer ohne Großmuth und ritterliche Milde*). Selbst das edle Opfer, zu dem sich Prinz Wilhelm mit seiner trefflichen Gemahlin dem fremden Zwingherrn darbot — Geisel und Gefangener zu sein, bis die Zahlung erfolgt wäre — selbst dies seltene Opfer überraschte ihn wohl, allein es änderte seinen Willen nicht. Er verwies ihn wegen der Geschäfte an den Minister des Auswärtigen, und dieser erklärte, er könne die Unterhandlungen nicht eher beginnen, als bis die Geldsache mit Daru geordnet sei. So stand man, wo man begonnen; es mußte wieder in Berlin mit Daru angeknüpft werden.**)

Diese Wendung bewog Stein, die Unterhandlung mit dem französischen Intendanten selbst in die Hand zu nehmen. Er ging zu Ende Februars nach Berlin; durch seine Persönlichkeit gelang es ihm eher, Daru zugänglich zu machen. Schon in der ersten Woche des März war ein Vertrag abgeschlossen, wonach die Franzosen Wechsel und Pfandbriefe als Sicherheit annahmen und das Land zu räumen versprachen. Damit war freilich die Sache noch nicht zu Ende; vergebens ward auf die Bestätigung des Abkommens geharrt. Erst kam von Napoleon kein Bescheid, dann ward größere Sicherheit gefordert, und als auch diese gewährt war, hüllte sich der Imperator wieder Monate lang in Schweigen, um dann mit neuen unbilligen Forderungen hervorzutreten.

Dieser unerträgliche Druck, der, wie Stein schrieb, alles häusliche und öffentliche Glück zerstörte, ermüdete so wenig wie die Cabalen der Gegner die eifrige Thätigkeit der Staatsmänner, welche mit der Reorganisation Preußens beschäftigt waren. Während die Existenz des Staates in Frage gestellt war, arbeiteten sie unverdrossen für dessen bessere und glücklichere

*) Nach einem Bericht des Minist. vom 29. Jan. hatte er ihn zwar mit persönlicher Zuvorkommenheit behandelt, aber quant aux affaires il l'a renvoyé à traiter avec le ministre Champagný; mais celui-ci s'est borné au langage précédent, en présentant toujours l'objet des contributions comme exclusivement réservé au Sieur Daru.

**) Die Lage schildert der Gesandte in Paris, von Brockhausen, mit den Worten: le moindre faux-pas nous coûterait cher. Une correspondance particulière sur des affaires politiques ou tel subalterne soit à Berlin, soit ici et qu'on saisiroit, seroit mise sur le compte de l'état et le ressentiment tomberoit sur lui. Une notion divulguée de telle ou telle depêche de Paris écrite dans l'intention la plus pure et par suite de devoir, seroit considérée comme un crime irremissible et nuiroit encore infiniment aux affaires de l'état. (Bericht vom 17. März 1808.)

Zukunft. Gerade in dieser Zeit der Noth und des Dranges ward eine der wichtigsten Angelegenheiten, von deren befriedigender Lösung Stein jederzeit seine Mitwirkung abhängig gemacht, die Organisation der obersten Verwaltung, dem Abschlusse entgegengeführt. Bald nach seinem Wiedereintritt in die Geschäfte war eine Form des Uebergangs hergestellt worden, deren Zweck zu nächst war: die Geschäfte zu vereinfachen und abzukürzen, alle Angelegenheiten der collegialen Berathung regelmäßiger Conferenzen zu unterbreiten und sämmtliche Verwaltungszweige in einem Mittelpunkte, dem Cabinet, unter dem Vorsitze des Königs, zu vereinigen. Steins persönliche Stellung entsprach der ungewöhnlichen Lage; sein Einfluß erstreckte sich auf alle Zweige der Verwaltung, überall hatte er die Macht, einzugreifen, zu leiten und anzuspornen. Aehnlich den Gesetzgebern und Diktatoren des Alterthums, nur der Autorität seines Königs unterstellt, vermittelte er den Uebergang aus der alten in die neue Ordnung und war der persönliche Träger und Leiter der Gedanken, von denen die Umbildung des Staates ausging. Aber es galt zugleich, für die Zeit normaler Zustände eine dauernde Organisation zu gründen. Schon in den ersten Monaten seines Wiedereintritts hatte er dem König als die leitenden Grundsätze für die künftige Verwaltung bezeichnet: vor Allem möglichste Einheit und Kraft in der obersten Leitung durch deren Vereinigung in einem Punkte, indem die dem König verantwortlichen Minister unter dessen Augen beriethen, dann Behandlung der Geschäfte nach Gegenständen, nicht nach Provinzen, ferner Zuziehung berathender wissenschaftlich-technischer Deputationen, endlich Bildung ständischer Elemente mit zweckmäßiger Theilnahme und Einwirkung auf die Verwaltung. Der alte Cabinetsrath, noch im Anfang 1807 so zäh festgehalten, war jetzt vollständig beseitigt, der letzte Repräsentant desselben, Beyme, war in einen anderen Geschäftszweig versetzt und damit eine Organisation gefallen, der die patriotische Partei mit Recht einen guten Theil der Katastrophe von 1806 zuschrieb. Hatte doch Beyme selbst einmal geäußert: ein jeder König müsse einen Günstling haben, dem er sein völliges Vertrauen schenke und durch den er sowohl die Verhältnisse ihrer Wahrheit nach kennen lerne, als die Wünsche und Klagen des Volkes erfahre.*) Damit hatte Lombards ehemaliger College die beste Kritik der alten Cabinetsregierung gegeben.

Was Stein an die Stelle setzen wollte, findet sich in der „Verordnung über die veränderte Verfassung der obersten Verwaltungsbehörden" niedergelegt, die erst in den letzten Wochen seines Ministeriums zum Abschluß gedieh und am 24. November 1808 die königliche Sanction erhielt. Kaum ist in einem andern Werke die organisatorische Kraft des Mannes so glänzend hervorgetreten wie in diesem. Von dem Staatsrath an, dem die oberste Leitung und Controle der ganzen Verwaltung zustand, bis zu den kleinen Abzweigun-

*) Steffens, Was ich erlebte V. 114.

gen der einzelnen Ministerien, ihren Geschäftskreisen, ihrer gegenseitigen Begrenzung, der Art, die Geschäfte zu behandeln, ist allem Großen und Kleinen in musterhafter Klarheit und Logik seine rechte Stelle angewiesen und all dies Einzelne wieder zu einer in sich lebendig wirkenden Einheit verbunden. Man sieht, es ist hier ein Mann thätig gewesen, dem die meisten einzelnen Zweige der innern Verwaltung aus langer Geschäftserfahrung vertraut waren und der doch über dieser Fülle von administrativen Details keinen Augenblick den großen staatsmännischen Gesichtspunkt, in dem die neue Verwaltung geordnet sein sollte, aus den Augen verlor. „Der Hauptzweck, sagte er selbst, bei der neuen Verfassung ist, der Geschäftsverwaltung die größtmöglichste Einheit, Kraft und Regsamkeit zu geben, sie in einem obersten Punkte zusammenzufassen und alle Kräfte der ganzen Nation und des Einzelnen auf die zweckmäßigste und einfachste Art für solche in Anspruch zu nehmen." Zu diesem Ende sollte die Verwaltung künftig von einem, dem König unmittelbar untergeordneten, obersten Punkte ausgehen, von diesem Punkte aus das Ganze nicht blos übersehen, sondern auch zugleich kräftig auf die Administration unmittelbar eingewirkt werden. Eine möglichst kleine Zahl oberster Staatsdiener sollte an der Spitze nach Hauptzweigen natürlich abgetheilter Behörden stehen; sie leiteten im genauesten Zusammenhange mit dem Regenten nach dessen unmittelbar ihnen ertheilten Befehlen selbständig und selbstthätig ihre Geschäftszweige und wirkten so auf die Administration der unteren, in gleicher Art gebildeten Behörden ein. „Die Nation erhält eine ihrem wahren Besten und dem Zweck angemessene Theilnahme an der Regierungsverwaltung, indem dem ausgezeichneten Talent in jedem Stand und Verhältniß Gelegenheit eröffnet wird, zum Besten der Verwaltung davon Gebrauch zu machen, und indem neu angeordnete Stände des Reichs und deren Repräsentanten allein oder gemeinschaftlich mit Staatsdienern zugezogen werden, Ersteres in verfassungsmäßig gebildeten ständischen Versammlungen, Letzteres in den untergeordneten Behörden des Staates. Die Ausbildung der Nation wird so befördert, Gemeingeist erweckt und die ganze Geschäftspflege einfacher, kräftiger und weniger kostbar."

So wie der Urheber den Entwurf geschaffen, ist er freilich nicht in Wirksamkeit getreten. Es war die Erstlingsarbeit von Steins Nachfolgern im December 1808, dies Werk zu verdünnen und zu verstümmeln, den Staatsrath und seine Organisation auf die Zukunft zu vertagen, die wissenschaftlich technischen Deputationen zu beseitigen, die bestimmte Zusage einer reichsständischen Verfassung wegzulassen. Doch war auch in ihrer dürftigeren Nachbildung das ursprüngliche Original nicht ganz verwischt und die großen Grundsätze nicht verloren, von welchen die von Stein entworfene Organisation ausging. Obwohl anfangs nur in wenigen Exemplaren gedruckt, dann absichtlich verborgen, bildet doch, wie Steins Biograph sagt, diese Verordnung den Kern, aus welchem sich fast Alles entwickelt hat, was seit jener Zeit die

preußische innere Verwaltung in vieler Hinsicht vor anderen Regierungen ausgezeichnet hat.*)

Wiederholt ward es als leitender Grundsatz der neuen Verwaltung ausgesprochen, Niemanden in dem Genusse seines Eigenthums, seiner Gerechtsame und seiner Freiheit, so lange er in den gesetzlichen Grenzen bleibe, weiter einzuschränken, als es zur Beförderung des allgemeinen Wohles nöthig sei; einem Jeden innerhalb der gesetzlichen Schranken die möglichst freie Entwickelung und Anwendung seiner Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte in moralischer und physischer Hinsicht zu gestatten und alle dagegen noch obwaltenden Hindernisse baldmöglichst auf gesetzmäßige Weise hinwegzuräumen.

Die hemmende Fessel des Mercantilsystems ward zum Theil schon durch die Zeitverhältnisse gelöst und es war nicht Steins Absicht, sie wiederherzustellen. Vielmehr war er beflissen, so viel wie möglich allenthalben die Grundsätze freien Verkehrs zur Geltung zu bringen. Der Mühlenzwang ward in den östlichen Landestheilen aufgehoben, der Zunftzwang der Bäcker, Fleischer und Höker beseitigt, ohne vorerst die körperschaftliche Verfassung dieser Zünfte vollständig aufzugeben. Vielmehr sollte in jedem Kreise Thätigkeit, Einsicht und Selbstgefühl geweckt, und durch Zuziehung zu den öffentlichen Rechten und Pflichten Gemeingeist und Vaterlandsliebe erzeugt werden.

Nachdem gleich anfangs die entscheidenden Schritte geschehen waren, den Bauer zum freien Eigenthümer zu machen, lag es weiter im Plane, die durch langen Druck jeder selbständigen Stellung entwöhnten Landgemeinden allmälig zur Selbstregierung zu erziehen. Es war Steins Gedanke, die in der Grafschaft Mark, in Cleve und Geldern hergebrachten Gemeindeverfassungen zum Vorbilde zu nehmen; doch ist ihm die Zeit zur Ausführung nicht gegönnt gewesen. Nur bei den Städten gelang es ihm noch, sein Werk zu vollenden.

Ein selbständiges Gemeindeleben hatte in den Städten, so lange die alte Form der Staatsverwaltung bestand, nicht aufkommen können. Die Magistrate waren von den Regierungsbehörden völlig abhängig; seit der Errichtung des Generaldirectoriums, der Kriegs-, der Domainenkammern und der Steuerräthe war ihnen beinahe jede unabhängige Thätigkeit entzogen. Seit Ende des achtzehnten Jahrhunderts war es dann üblich geworden, die obrigkeitlichen Stellen mit Invaliden zu besetzen; die Verwaltung wurde nun vollends zum todten Mechanismus und der letzte Schatten einer Selbständig-

*) Der Stein'sche Entwurf ist von Pertz II. S. 689—739 mitgetheilt; zur Beurtheilung dessen, was die Nachfolger daraus machten, ist es dann nothwendig, die Verordnung vom 16. Dec. 1808 damit zu vergleichen. S. Matthis, Jurist. Monatsschr. VII. 252—272.

keit nach oben ging verloren. Wie die Magistrate in großen und kleinen Dingen der Beaufsichtigung der Beamten unterworfen waren und jeder freien Action entbehrten, so bestand auf der anderen Seite kein lebendiger Zusammenhang zwischen Magistrat und Bürgerschaft. Nur die Zünfte griffen hie und da in die Verwaltung ein, selten mit fruchtbarem Erfolge und zum gemeinen Besten. Wie hätte unter solchen Umständen Kenntniß und Erfahrung der eigenen Angelegenheiten, Gemeinsinn und Aufopferungsfähigkeit entstehen sollen? Wie in allen Kreisen des alten Staates hatte man sich auch hier gewöhnt, in starrer Gleichgültigkeit dahin zu leben, Alles von den Befehlen der Regierung, nichts von der eigenen Thätigkeit zu erwarten. Hatte die jüngste Katastrophe gezeigt, was in den Stunden der Gefahr dieser Mechanismus werth war, so waren auf der andern Seite an den wenigen Stellen, wo die alten Fesseln von der Noth der Zeit durchbrochen und der Bürgergeist zur Selbstthätigkeit gerufen worden war, wie in Colberg, die Früchte die allerbesten gewesen.

Jenen Mißständen abzuhelfen und die städtische Bevölkerung zum Gemeinsinn und zur Kenntniß ihrer eigenen Angelegenheiten zu erziehen, war die Städteordnung bestimmt, die, hauptsächlich unter Steins und Schrötters Mitwirkung ausgearbeitet, am 19. November 1808 als Gesetz verkündet ward. Der Mangel an angemessenen Bestimmungen, hieß es im Eingang, das jetzt nach Klassen und Zünften sich theilende Interesse der Bürger und das dringend sich äußernde Bedürfniß einer wirksameren Theilnahme an der Verwaltung des Gemeinwesens überzeugen Uns von der Nothwendigkeit, den Städten eine selbständigere und bessere Verfassung zu geben, in der Bürgergemeinde einen festen Vereinigungspunkt gesetzlich zu bilden, ihnen eine thätige Einwirkung auf die Verwaltung des Gemeinwesens beizulegen und durch diese Theilnahme Gemeinsinn zu erregen und zu erhalten.

In dem neuen Gesetz behielt sich der Staat nur das oberste Aufsichtsrecht vor, der Unterschied zwischen mittelbaren und unmittelbaren Städten war aufgehoben, dem Gutsherrn nicht mehr gestattet, über mittelbare Städte Rechte und Befugnisse auszuüben, die der neuen Ordnung widersprachen. Nach der Zahl ihrer Bewohner zerfielen die Städte fortan in drei Gruppen, in große, mittlere und kleine. In jeder Stadt stand ein Magistrat an der Spitze und ihm zur Seite eine von der Bürgerschaft gewählte Vertretung, die Stadtverordneten. Es gab fortan nur ein Bürgerrecht, das Niemanden versagt werden konnte, welcher sich in der Stadt häuslich niedergelassen hatte und von unbescholtenem Wandel war*). Die Bürger hatten alle städtischen

*) Nach der Versicherung von Marwitz mußte nach der Städteordnung „jedem Vagabunden", wenn er auch „mit Schulden und selbst mit Verbrechen belastet war", das Bürgerrecht gegeben werden. Die Städteordnung sagt das gerade Gegentheil. An Proben ähnlicher Wahrhaftigkeit in Schilderung der Reorganisationszeit läßt es aber der Repräsentant der slavischen Staatsanschauung überhaupt nicht fehlen.

Lasten verhältnißmäßig zu tragen, öffentliche Stadtämter zu übernehmen und sich den Aufträgen, die ihnen gegeben wurden, zu unterziehen. Befreiung von persönlichen Leistungen fand nicht statt; bisher genossene persönliche Befreiungen sollten ohne Unterschied aufhören. Die Stadtverordneten, je nach der Größe der Städte an Zahl verschieden, wurden nicht mehr nach Ordnungen, Zünften und Corporationen, sondern durch die Wahl aller stimmfähigen Bürger bestellt; ebenso hatten sie keine einzelne Zunft oder Körperschaft, sondern nur die ganze Stadt zu vertreten. Es stand ihnen zu, in allen Angelegenheiten des Gemeinwesens die Bürgergemeinde zu vertreten, sämmtliche Gemeindeangelegenheiten zu besorgen, Leistungen und Lasten auf die Bürgerschaft zu vertheilen. Sie bedurften dazu weder einer besonderen Vollmacht und Instruction, noch waren sie verpflichtet, über ihre Beschlüsse Rechenschaft zu geben. „Das Gesetz und ihre Wahl sind ihre Vollmacht, ihre Ueberzeugung und ihre Ansicht vom gemeinen Besten der Stadt ihre Instruction, ihr Gewissen aber die Behörde, der sie deshalb Rechenschaft zu geben haben.“ Die Stelle des Stadtverordneten war ein Ehrenamt und mußte unentgeltlich verwaltet werden. Der Magistrat ward Namens der Stadtgemeinde von den Stadtverordneten gewählt und von der Provinzialbehörde bestätigt; nur für die Stelle des Oberbürgermeisters beschränkte sich ihre Thätigkeit auf die Präsentation von drei Candidaten, von denen einer die landesherrliche Bestätigung erhielt. Die größere Zahl der Magistratspersonen war unbesoldet, nur diejenigen wurden für ihre Amtsführung entschädigt, welche ihre Zeit derselben ganz zu widmen hatten. Der Magistrat war die ausführende Behörde; alle Angelegenheiten, womit Administration verbunden war, oder die wenigstens anhaltender Aufsicht und Controle bedurften — wie die Kirchen- und Schulsachen, das Armenwesen, die Bausachen, die Sicherheitsanstalten u. s. w. — wurden durch Deputationen und Commissionen besorgt, welche aus einigen Magistratsgliedern und einer größeren Zahl von Stadtverordneten und Bürgern bestanden, die von der Stadtverordnetenversammlung gewählt und vom Magistrat bestätigt wurden. An allen diesen öffentlichen Aemtern Theil zu nehmen, war jeder Bürger verpflichtet und nur durch gewichtige Entschuldigungsgründe dispensirt; beharrliche Weigerung, zu den öffentlichen Dingen der Gemeinde mitzuwirken, zog den Verlust des Stimmrechtes und stärkere Beiziehung zu den Gemeindelasten nach sich*).

Einer so umgestalteten Verwaltung, wie das alte Cabinetsregiment be-

*) S. die Urkunde bei Matthis VII. 96 ff. Stein selbst vermißte an dem Gesetz später, wo man zwei Jahrzehnte der Erfahrung vor sich hatte, besonders die Bildung eines Wahlverbandes der in den Städten wohnenden angesehenen, gebildeteren Männer (Notabeln) und die Entscheidung der Streitigkeiten zwischen Stadtverordneten und Magistrat durch Obmänner. Vgl. die Denkschriften des Ministers Freih. vom Stein, herausgegeben von Pertz S. 247 ff.

seitigte, die Erbunterthänigkeit aufhob, freie Bauern zu schaffen, den Städten ihre Selbstregierung wiederzugeben trachtete, die alle künstlichen Schranken der freien Bewegung aufhob, um überall Wohlstand und Selbstthätigkeit wieder zu erwecken, einer solchen Verwaltung entsprach die alte absolute Form des Staates nicht mehr; die Selbstregierung der Gemeinden gebot naturgemäß die Herstellung ständischer Ordnungen in den Kreisen und Provinzen und als Schlußstein des Ganzen eine Repräsentation des gesammten Volkes. Diese Consequenzen freilich kamen viel schwerer und langsamer zur Anerkennung, als die Nothwendigkeit einer freisinnigen Umgestaltung in den unteren Kreisen der Staatsordnung. Noch zehn Jahre später hat Stein vergebens daran gemahnt, daß die rein bureaukratische Verwaltung kostspielig, einseitig, langsam, in ihren Systemen wechselnd und dem Gemeingeist verderblich sei; es war und blieb leichter, das Privilegium des Adels, als das der Beamten zu überwinden.

Schon in der Denkschrift, die Stein in seiner Zurückgezogenheit zu Nassau (Juni 1807) ausgearbeitet, war die ständische Angelegenheit nach ihren Grundzügen erörtert. Die Provinzialstände sollten nach Steins Ansicht aus allen bedeutenderen Grundbesitzern, ohne Unterschied des Standes, berufen werden, auch wenn sie sich bei der Berathung nach ständischen Gruppen schieden. Nur Eines mußte unter allen Umständen vermieden werden: nämlich die ausschließliche Bevorzugung des adeligen Grundbesitzes; an die Stelle der Bureaukratie, sagte er, darf nicht eine auf kümmerlichen und schwachen Fundamenten beruhende Herrschaft weniger Grundbesitzer gesetzt werden, sondern es kommt die Theilnahme an der Verwaltung der Provinzialangelegenheiten sämmtlichen Besitzern eines bedeutenden Eigenthums jeder Art zu, damit sie alle mit gleichen Verpflichtungen und Befugnissen an den Staat gebunden sind. Der Geschäftskreis der Landstände sollte natürlich auf die Provinz beschränkt sein, aber innerhalb dieser auch eine ungehemmte Wirksamkeit entfalten können. Berathung der provinziellen Angelegenheiten, das Recht der Vorstellung und Bitte, Bewilligung von Steuern zu Provinzialzwecken und Theilnahme an der Verwaltung durch einige gewählte Mitglieder schien ihm das Wesentliche zu sein. Die Zustimmung der Landstände zu Provinzialgesetzen, äußerte er sich zehn Jahre später, ist eine wesentlich ihnen beizulegende Befugniß, denn gerade deshalb sind sie gebildet und bestellt, daß sie das Eigenthümliche der Landesverfassung erhalten, dessen allmälige Verbesserung einleiten und dem übereilten, zerstörenden Generalisiren abwehren. Gewisse Zweige der Verwaltung, wie Weg- und Wasserbau, Armensachen, Assecuranz- und Katasterwesen, Einquartierungs- und Fourageangelegenheiten, glaubte er, könnten ganz oder mit Beiordnung eines Mitgliedes der Provinzialregierung den Ständen überlassen werden. Auch schien es unbedenklich, ihnen die allgemeine Controle über die Provinzialverwaltung, die Befugniß, von den Behörden Auskunft zu fordern, und das Recht der

Beschwerde einzuräumen. Auf diese Weise vorbereitet und, wie Stein sich ausdrückt, mit dem Resultat der öffentlichen Meinung begleitet, kämen dann die Provinzialangelegenheiten an die oberste Behörde in Berlin; der Minister wäre über die Schwierigkeiten belehrt, Rückfragen vermieden, die Arbeiten abgekürzt, an Kosten und Zeit gewonnen und der Gang der Geschäfte erhielte mehr Festigkeit. Und das waren nach seiner Meinung nur die geringeren Vortheile, die mit solch einer ständischen Verwaltungsart verknüpft wären. Er hoffte vor Allem und sprach das schon in jener Denkschrift aus Nassau aus, den Miethlingsgeist, das Formenleben und den Dienstmechanism verdrängt, den Eigenthümer fest an sein Vaterland geknüpft, seine Kenntnisse fruchtbar gemacht, die Muße und die Kräfte, die sonst dem Genuß oder Müßiggang verfielen, dem Staate zugewandt zu sehen. Der entgegengesetzte Weg, prophezeite er, führe nicht allein zur Vervielfältigung der Beamtenstellen und zur Vertheuerung der Administration, sondern er ertödte auch, indem man den Eigenthümer von aller Theilnahme an der Verwaltung entferne, den Gemeingeist und nähre den Unwillen gegen die Regierung. Weit wichtiger als die Ersparniß, sagte er treffend, ist die Belebung des Bürgersinns, die Benutzung der schlafenden oder falschgeleiteten Kräfte und der zerstreut liegenden Kenntnisse, der Einklang zwischen dem Geist der Nation, ihren Ansichten und Bedürfnissen und denen der Staatsbehörden, die Wiederbelebung der Gefühle für Vaterland, Selbständigkeit und Nationalehre. In engster Verbindung mit der Einrichtung der Landstände dachte sich Stein Kreis- und Gemeindeverfassung; ist sie so gebildet, schrieb er zehn Jahre später, daß sie ein freies Leben, eine lebendige Theilnahme an der Gemeindesache bei dem Einzelnen erregt, so enthält sie die reinste Quelle der Vaterlandsliebe, sie knüpft an den väterlichen Heerd, an die Erinnerungen der Jugend, an die Eindrücke, welche die Ereignisse und Umgebungen unsers ganzen Lebens gelassen. Sie sichert eine wahre praktische Freiheit, die täglich und stündlich in jedem dinglichen und persönlichen Verhältniß der Menschen ihren Einfluß äußert, und schützt gegen amtliche Willkür und Aufgeblasenheit*).

Erwägt man, daß Stein noch ein Jahrzehnt später für die Durchführung dieser Ideen zu kämpfen hatte, so ist sehr begreiflich, daß jetzt, in den Jahren 1807 und 1808, schon um der äußeren Zeitlage willen das Meiste nur Entwurf bleiben mußte. In einem Moment, wo das Land noch occupirt war von den Fremden, die ganze Regierungsgewalt sich noch auf ein enges Terrain beschränkte, war auf die gleichartige Vollendung so tief eingreifender und in sich zusammenhängender Organisationen nicht zu rechnen. Wo sich im Einzelnen der Anlaß gab, wie z. B. in Ostpreußen, die über-

*) Die angeführten Stellen s. in der Biographie von Pertz I. 425 f. 429, 431 f. II. 164 ff. und in den Denkschriften S. 11. 38 f. 42—46. 87.

lieferten Ordnungen zeitgemäß umzubilden, namentlich das ausschließliche Vorrecht des adeligen Grundbesitzes zu beseitigen, da ward im Geiste jener Anschauungen vorgeschritten.

Je schärfer die Thätigkeit der Provinzialstände auf rein provinzielle Fragen beschränkt bleiben sollte, um so unabweisbarer war die Erschaffung eines Organes, welches sich in gleicher Weise mit den Angelegenheiten des ganzen Landes und Volkes zu beschäftigen hatte. Nachdem einmal damit begonnen war, von der Gemeinde an aufwärts die ganze Organisation des Staates auf den Grundsatz der Selbstregierung und Vertretung aufzubauen, durfte man bei Provinzialständen nicht stehen bleiben; sonst fehlte dem Ganzen der Schlußstein und die Provinzialvertretung selbst lief bald Gefahr, über ihre natürliche Sphäre hinausgeführt zu werden.

Es bestand denn auch im Kreise der Staatsmänner, die Preußen jetzt wiederherstellten, darüber kein Zweifel, daß gleich nach der Räumung des Landes die landständischen Einrichtungen in den einzelnen Provinzen durchgeführt und, sobald dies geschehen, zur Einführung von Reichsständen geschritten werden solle. Die Verhandlungen, die damals von den angesehensten Persönlichkeiten über diese Frage gepflogen worden sind, liegen uns allerdings nicht vor; doch haben wir aus dieser Epoche und aus der Zeit, die ein Jahrzehnt später fiel, Mittheilungen von Stein, Wilhelm von Humboldt, Vincke, aus denen sich wenigstens erkennen läßt, wie in diesem Kreise die reichsständische Angelegenheit in den Jahren 1808—1819 betrachtet worden ist.*)

Die Einführung einer reichsständischen Verfassung betrachteten alle diese Männer als unabweisbar; nicht etwa, weil der Volkswille sie dem König abdringe, oder der Zeitgeist sie fordere, oder das Volk mündiger als früher geworden sei, sondern vornehmlich aus der tiefen Ueberzeugung, daß eine solche Verfassung dahin führen werde, dem Staate in der erhöhten sittlichen Kraft der Nation und ihrem Antheil an ihren Angelegenheiten eine größere Stütze seiner Erhaltung nach Außen und seiner fortschreitenden Entwickelung im Innern zu schaffen. Es erschien einem Manne wie Humboldt auch nach den siegreichen Jahren 1813—1815 als eine Nothwendigkeit, unter den verschiedenen Provinzen, ohne Vernichtung ihrer Eigenthümlichkeiten, Einheit und festen Zusammenhang zu schaffen, damit man nicht bei neuen Katastrophen genöthigt sei, den Staat blos der Vertheidigung durch physische Mittel zu überlassen, sondern auch auf die moralische, an regelmäßiges Zusammenwirken mit der Regierung gewöhnte Kraft des Volkes rechnen könne. Ohne

*) Außer dem Vincke'schen Gutachten vom 20. Sept. 1808 (Denkschriften S. 2—13) gewährt namentlich die Arbeit von Humboldt mit Steins Anerkennungen hervorragendes Interesse; sie steht in den Denkschriften S. 97—192. Vgl. ebendas. 62. 86. 93. 206—227.

dies, meinte er, werde sich immer deutlicher herausstellen, daß das bloße Regieren durch den Staat, da es Geschäfte aus Geschäften erzeuge, sich mit der Zeit in sich selbst zerstören, in seinen Formen immer hohler werden und den eigentlichen Bedürfnissen und Gesinnungen des Volkes immer weniger entsprechen müsse.

Durch Bildung einer gut eingerichteten Repräsentativverfassung konnte nach Steins Ansicht der Regent eines treuen und gescheuten Volkes an Macht nur gewinnen; denn er eigne sich alle geistigen und physischen Kräfte desselben an, werde durch diese erleuchtet und gestärkt, statt daß er, bei einer Beamtenregierung, überall unter den Regierten auf Lauigkeit, Abneigung, selbst auf Antagonismus stoße und bei seinen Beamten nur wenig Unterstützung gegen die öffentliche Meinung finde. Selbstregieren, sagte Stein treffend, ist nur das Loos sehr seltener Regenten; diese finden aber auch bei einer repräsentativen Verfassung in sich und in der Güte ihrer Absichten Mittel, ihre Entschlüsse in das Leben zu bringen. Aber auch kräftige selbständige Autokraten regierten nur in wenigen einzelnen Fällen nach selbsteigenen Ansichten, gewöhnlich nach denen ihrer Staatsbehörden, die sie sich zu leiten begnügten, und nach Formen und Maximen, die sie vorfanden.

In diesem Sinne waren denn auch alle die Männer, die damals die große Frage erörterten, darin einig: ein starkes und lebenskräftiges, kein blos scheinbares Organ der Nationalvertretung zu schaffen. Vincke, in seinem Aufsatz von 1808, ging von der Ansicht aus, daß gerade die Erfahrungen der jüngsten Zeit den Mangel constituirter Stände doppelt fühlbar gemacht hätten; er sah in ihnen das wichtigste Mittel, dem Staat Stärke und Festigkeit, dem Regenten eine Stütze und eine unermüdliche, Alles durchschauende, unbestechliche Controle über die Einsicht, Treue und Thätigkeit seiner Beamten zu geben; er verwies auf das Beispiel Englands, wo sich selbst unter der Leitung eines abgelebten Regenten der Staat durch solche Institutionen erhalte und hebe. Vincke dachte vorzugsweise an eine Repräsentation des Grundbesitzes; Landstände und Reichsstände wollte er in ihren Functionen scharf auseinander gehalten, so weit es thunlich sei, die englischen Formen als Muster vorgenommen, den Weg der französischen und rheinbündischen Constitutionen mit ihren leeren, inhaltlosen Organen natürlich durchaus vermieden sehen.

In der Darlegung, die Humboldt ein Jahrzehnt später gab, sprach er sich zunächst gegen die Ansicht aus, die in den Ständen nur ein Gegengewicht gegen die Regierung sah und sich andererseits diese wieder als beschränkendes Gegengewicht gegen die Stände dachte; er konnte darin kein Gleichgewicht der Gewalten sehen, sondern eher die Gefahr unsichern und schädlichen Schwankens. Nach seiner Ansicht sollte die gesetzgebende, beaufsichtigende und gewissermaßen auch die verwaltende Thätigkeit dergestalt zwischen Behörden des Staates und Behörden des Volkes vertheilt sein, daß

beide, immer unter der Oberaufsicht der Regierung, aber mit fest gesonderten Rechten, sich in allen Abstufungen ihres Ansehens zusammenwirkend begegneten. Nicht die bloße Einrichtung von Wahlversammlungen und berathenden Kammern schien ihm das Wichtigste, sondern es komme auf die ganze politische Organisation des Volkes selbst an. Opponiren sollte eine Repräsentativverfassung einmal dem unstäten und unzweckmäßigen Thun der obersten Verwaltungsbehörden, dann dem Ansichreißen und Umsichgreifen der Staatsbehörden überhaupt. Die Verwaltung werde durch diese Controle genöthigt und gewöhnt, nach festeren Principien zu handeln; der König erhalte zu seiner eigenen Hülfe und Leitung einen strengen und sachkundigen Beurtheiler seiner Minister. Die individuelle und persönliche Sicherheit, wie die des Eigenthums, Freiheit des Gewissens und der Presse zählte Humboldt zu den unentbehrlichen Bestandtheilen einer Repräsentativverfassung. Die Ständeversammlung selbst sollte nicht unmittelbar aus der Basis der ganzen Volksmasse, sondern über den unteren und mittleren Stufen ähnlicher Institute zur Berathung über das Ganze aufsteigen. Als ihr belebendes Princip bezeichnete er nicht etwa die Lust zum Mitregieren des Ganzen, sondern den ächten, auf Entbehrlichmachung des vielen Regierens gerichteten Gemeinsinn. Das politische Interesse der Menge sollte nicht allgemein und ohne feste praktische Grundlage gleichsam in der Luft schweben, sondern beim Nächsten, d. h. da anfangen, wo unmittelbares Berühren der Verhältnisse wirkliche Einsicht und gelingendes Einwirken möglich mache; von diesem Punkte könne es sich durch die verschiedenen Mittelstufen zum Höchsten und Allgemeinsten erheben. Darin schien eben ein Hauptsegen dieser politischen Organisation des Volkes zu liegen, daß sie ebenso sehr die verderbliche Gleichgültigkeit gegen das Verfahren der Regierung, wie sie 1806 bestand, zu verdrängen versprach, wie sie dem zudringlichen und unreifen Sicheinmischen in die höchsten Staatsangelegenheiten ein natürliches Correctiv entgegensetzte.

Diese Gedanken, wie sie Humboldt ein Jahrzehnt später auf Grund vielfältiger Gutachten, Entwürfe und Briefe, die ihm Stein mitgetheilt, niederschrieb, drückten im Wesentlichen auch die Ansicht Steins selber aus. Die allgemeine Gesetzgebung, die Abgabenbewilligung, die Controle über den Staatshaushalt, das Recht der Beschwerde gehörte nach der Meinung Beider in den Kreis reichsständischer Thätigkeit. Beide bekämpften nachdrücklich die Meinung, als sei mit blos berathenden Ständen etwas erreicht. Humboldt sah dadurch nur die Würde und den Ernst des Instituts gefährdet. Stein berief sich auf historische Beispiele älterer und neuerer Zeit, die zeigten, daß in ihrem Ansehen die Regierung nie die kräftige Stütze finden könne, wie in der freiwilligen Zustimmung eines selbständigen repräsentativen Körpers. Ein nur berathender ständischer Körper, sagte er, ist entweder eine inerte Masse, oder ein turbulenter Haufe, der in das Blaue hineinschwätzt,

ohne Würde, ohne Achtung; er wird Niemanden befriedigen und vom In- und Auslande einstimmig getadelt werden. Ueber die Begrenzung der einzelnen reichsständischen Rechte wichen die Meinungen der beiden Staatsmänner von einander ab; Humboldt war darin ängstlicher, Stein freigebiger. Während z. B. Jener die jährliche Feststellung des Finanzetats für nicht unbedenklich hielt, sah Stein für die Finanzen darin keinen Nachtheil, dagegen für die Stände selbst eine festere Gewähr. Auch gegen jährliche Versammlungen hatte Stein nichts zu erinnern, zumal es in einem großen Staate an Stoff nicht fehlen werde.

In der kurzen Zeit vom October 1807 bis December 1808, wo man nicht einmal des eigenen Landes völlig Herr war und es zunächst galt, den Unterbau der neuen Staatsordnung zu vollenden, war an eine Durchführung dieser Ideen nicht zu denken. Mit Steins Rücktritt von der Verwaltung wurde es aber überhaupt zweifelhaft, ob man mit Ernst daran gehen werde, das Begonnene auszubauen. Man wurde nicht einmal mit den Provinzialständen, geschweige denn mit der Reichsversammlung fertig. Es fehlte den Nachfolgern Steins nicht nur an der schöpferischen Kraft, sondern auch an der Lust und Freude des Schaffens, welche die Männer der Reorganisations-Zeit kennzeichnet. Es wird jetzt wohl Niemand mehr daran zweifeln, daß dies für Preußen und für Deutschland eine Calamität war. Der einschläfernde Wahn, sich der reichsständischen Organisation überhaupt entschlagen zu können, ist durch bittere Erfahrungen gestraft worden. Man ist auf langen Umwegen und durch herbe Katastrophen hindurch zur halb unfreiwilligen Anerkennung dessen gelangt, was schon ein Menschenalter vorher die ächte Staatsweisheit in freier und hochsinniger Auffassung als unabweisbar sah; den Zögerungen und Versäumnissen sind dann die übereilten Experimente gefolgt, und aus ihnen in verbitterter, mißtrauischer Zeit Verfassungsformen erwachsen, die ohne Liebe gegeben und aufgenommen in mancher Rücksicht eben das nicht wurden, was die Stein und Humboldt aus der preußischen Repräsentativverfassung gestalten wollten.

Es lag allen den Reformen im bürgerlichen Staatsleben neben dem unmittelbaren Bedürfniß, aus der Zerrüttung eine neue Ordnung aufzurichten, der Gedanke zu Grunde: Preußen moralisch stark zu machen und ihm die Kraft des Widerstandes zu geben, durch die es zum Kern und Mittelpunkt einer deutschen Bewegung werden könne. Drum hing mit diesen Umgestaltungen unzertrennlich das zusammen, was zur nämlichen Zeit für die Reorganisation des Heeres geschehen ist. Auch hier galt es zunächst, an die Stelle einer aufgelösten Armee eine neue, bessere zu setzen; aber im Hintergrunde waltete die gleiche Rücksicht auf das größere Ziel eines Entscheidungskampfes gegen den fremden Despoten.

Es ist in der früheren Darstellung eine gedrängte Skizze der alten Heereszustände vor der Katastrophe von Jena und Auerstädt gegeben worden und der Verlauf des Krieges selbst mag deutlicher als jede Schilderung die Gründe des Verfalles und der Niederlage veranschaulicht haben.

Der erste Versuch, hier bessernd und abwehrend einzugreifen, war noch vor Ablauf des Jahres 1806 geschehen. Unter dem Eindruck der Niederlagen, der schmachvollen Capitulationen, der sich drängenden Exempel von Muthlosigkeit und Desertion hatte der König, auf seinem Rückzug nach Osten, am 1. Dec. zu Ortelsburg das merkwürdige „Publicandum“ erlassen, das, zwar „weit entfernt der braven Armee alle Drangsale und Unglücksfälle zuzuschreiben, welche ihr wie dem Lande begegnet sind“, doch in strengsten Worten die „beispiellosen“ Capitulationen verdammte und eine Reihe von höheren Officieren, an der Spitze die bekannten Namen, entweder cassirte oder, wie Ingersleben, zum Tode verurtheilte. Um „ähnlichen Pflichtvergessenheiten für die Zukunft vorzubeugen“, wurden die strengsten Strafen — Tod und infame Cassation — für alle ähnlichen Vergehen angedroht. Der Gouverneur, der künftig aus „bloßer Besorgniß vor einem Bombardement“ oder aus irgend einem Vorwande capitulirt, ward ebenso mit dem Tode durch Erschießen bedroht, wie der Knecht, „der seine Pferde absträngt, um davon zu jagen.“ Nicht nur auf Insubordination und auf Ueberläuferei, auch auf Plünderung und Mißhandlung des Bürgers und Landmannes war die Todesstrafe gesetzt. Zugleich beschränkte sich das Publicandum nicht darauf, Strafen wegen des Vergangenen zu verhängen, es enthielt auch die ersten Schritte zu einer künftigen Umgestaltung des Heerwesens. Dadurch, daß das Requisitionssystem erlaubt, das Uebermaß des Gepäckwesens beschränkt war, fing man zuerst an, der rascheren und zweckmäßigeren Einrichtung der Gegner sich anzuschließen; indem wenigstens für die Dauer des Krieges festgesetzt ward, „daß der Unterofficier und Gemeine, wenn er sich durch Gewandtheit und Geistesgegenwart besonders auszeichne, so gut Officier werden könne, wie der Fürst“, ward zuerst der verderbliche Weg des Rang- und Kastenwesens verlassen.

Der König selbst wandte diesen militärischen Fragen seine ganze Theilnahme zu; verschiedene Aufzeichnungen und Instructionen aus der kritischen Zeit von 1806—1807, die von ihm selbst herstammen, legen nicht allein von seinem Interesse, sondern auch von seiner Einsicht in die Mängel des alten Heerwesens Zeugniß ab. Gleich nach dem Abschlusse des Friedens bildete er dann (25. Juli) eine „Militärreorganisationscommission“, deren eigentliche Aufgabe es war, das Heerwesen auf neuen Grundlagen weiter aufzubauen. Der Vorsitzende war Generalmajor von Scharnhorst; neben ihm waren der Generalmajor von Massenbach, die Oberstlieutenants Graf Lottum, Bronikowski, Gneisenau, der Major von Grolman in dieselbe berufen. Später kamen noch Graf Götzen und Borstell hinzu und, wie der letztere mit Bro-

nikowski, dem Repräsentanten des Althergebrachten, in Folge innerer Disharmonie austrat (Anfang 1808), der Major von Boyen. Als Adjutant Scharnhorsts darf auch der Hauptmann von Clausewitz, einer der liebsten und begabtesten Schüler des Generals, nicht ungenannt bleiben. In Scharnhorst, Gneisenau, Grolman, Boyen, Clausewitz war die Blüthe des Edelsten und Tüchtigsten, was Preußen an militärischen Talenten enthielt, zu einem Ehrenkranz zusammengefaßt; ihre Wahl gab die beste Bürgschaft für die Einsicht und den Ernst, womit der König selbst die Sache ergriff. Wie Stein im Kreise der Immediatcommission als der geistige Träger der politischen Umgestaltung Preußens hervortrat, so war Scharnhorst die Seele der militärischen Reform; beide Männer, wie sehr sich auch die Persönlichkeit des rheinischen Reichsritters von dem niedersächsischen Pächterssohne unterschied, verband doch derselbe große Sinn und der gleiche deutsche Gedanke zu dem gemeinsamen Werk.

Gerhard Johann David Scharnhorst ward im November 1756 zu Hämelsee im Hannöverschen geboren;*) dort wuchs er in sehr bescheidenen und patriarchalisch einfachen Verhältnissen auf, vom Vater zum Landmann bestimmt, während des wißbegierigen und reichbegabten Knaben eifrigstes Streben nach dem Soldatenstande ging. Es gelang ihm als sechszehnjährigen Jüngling, in die Schule des Grafen Wilhelm von Lippe-Schaumburg zu kommen, der sich als militärischer Organisator in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts einen Namen erworben hat. In der Kriegsschule zu Wilhelmstein legte der junge Scharnhorst den Grund zu der reichen wissenschaftlichen und soldatischen Bildung, die ihn auszeichnete; nach dem Tode seines fürstlichen Gönners trat er in hannöversche Dienste, ward 1780 Lieutenant der Artillerie und zwei Jahre später Lehrer an der Kriegsschule; seine Thätigkeit dort wie sein Wirken als Militärschriftsteller zeugte zunächst für seine hervorragende theoretische Begabung. Die Theilnahme des hannöverschen Contingents an dem Revolutionskriege gab ihm dann bald Gelegenheit, sich auf dem praktischen Gebiete zu bewähren; als Artilleriehauptmann nahm er 1793 an dem Feldzug in den Niederlanden Theil, erwarb sich hohen Ruhm bei der berühmten Vertheidigung von Menin, avancirte zum Major und später nach dem Frieden zum Oberstlieutenant im Generalstabe. Schon aus dieser Zeit stammen Aufsätze von ihm, worin er die Kriegführung der Revolution in ihrer charakteristischen Eigenthümlichkeit beleuchtete und in den Mängeln des deutschen Heerwesens die Hauptursache der französischen Erfolge

*) Außer dem klassischen Aufsatz von Clausewitz (in Ranke's hist. polit. Zeitschr. I. 175 ff.) und der Schrift von Boyen („Beiträge zur Kenntniß des General von Scharnhorst." Berl. 1833), verweisen wir namentlich auf das Beiheft zum preußischen Militärwochenblatt (Oct. 1854—Juni 1855): „die Reorganisation der preußischen Armee nach dem Tilsiter Frieden."

nachwies. Sein Wunsch, in preußische Dienste zu treten, ward 1801 durch Vermittelung des Herzogs von Braunschweig erfüllt; erst in der Artillerie, dann 1804 als Oberst im Generalstabe angestellt, begann er auch hier lehrend und schriftstellernd die jüngeren Officiere mannigfach anzuregen und zu fördern, ohne daß freilich seine Stellung und die kurze Zeit seines Wirkens sich im Großen entfalten und fruchtbar machen konnte. Es fehlte auch nicht an Anfeindung gegen den bürgerlichen Ausländer; die Neider wollten ihm höchstens das Verdienst des gelehrten Theoretikers zugestehen. Sein stilles, trockenes Wesen, seine schlichte, anspruchslose Weise, die nicht imponirte und nicht imponiren wollte, eher eckig und unbeholfen aussah, ließ ihn in dieser alten preußischen Armee wie einen Fremdling erscheinen, dessen gediegenen Werth erst die Zeit beispiellosen Unglücks erproben sollte. So erklärt es sich, daß er in dem Generalstabe des Herzogs von Braunschweig im Herbste 1806 ohne sonderlichen Einfluß hervortrat, wenn gleich auch aus dieser Zeit manches kurze, bedeutsame Wort Zeugniß dafür ablegt, daß er in der Verwirrung aller Köpfe klar und ruhig blieb und das Richtige erkannte. Nach dem Tage von Auerstädt haben wir ihn an der Spitze von Blüchers Generalstabe gesehen; in Lübeck gefangen, aber rasch ausgewechselt, hatte er hervorragenden Antheil an den rühmlichen Thaten, durch die der kleine Rest der Armee in dem Winterfeldzuge von 1807 die Scharten der vorausgegangenen Tage ausgewetzt hat. Wenige Tage nach dem Frieden erfolgte seine Ernennung zum Generalmajor und seine Berufung in die reorganisirende Commission.

Eine glücklichere Wahl ließ sich nicht treffen. Hier vereinigte sich, wie bei Stein, das reichste theoretische Wissen mit praktischer Tüchtigkeit und zäher, ausdauernder Willenskraft; Scharnhorst war nichts durch äußere Verhältnisse und die Gunst des Zufalls, Alles durch sich selber; eine jener klaren, festen, in sich fertigen Naturen, an denen nichts blendet und besticht, deren Gediegenheit aber überzeugt und bezwingt. Die ihm am nächsten standen, rühmen seinen ruhigen, scharfen und durchdringenden, aber wenig beweglichen, nie hin und her hüpfenden Verstand; seine schmucklose Weise, der die Gabe des raschen, beredten Wortes abging, seine Unabhängigkeit von Autoritäten, sein nüchternes, von allem Phantastischen freies Erfassen der Dinge und Menschen, wie sie in Wirklichkeit waren. Es war ein Geist, der, wie Clausewitz trefflich sagt, edle Früchte still zeitigen, aber nicht wie andere mit Blüthen prangen konnte. Boyen versicherte, er habe unter den vielen zum Theil sehr hervorragenden Männern, denen er näher gekommen, Manche gefunden, die in einzelnen Anlagen oder Zweigen des Wissens überlegener waren oder ihre geistigen Mittel besser geltend zu machen wußten, aber es sei ihm Keiner begegnet, dessen Worte und Handlungen so wie bei Scharnhorst immer nur die Ergebnisse eines vorhergegangenen ruhigen Denkens waren, Keiner, der sich und seine Aeußerungen so zu beherrschen verstand, Keiner, der einer so gro-

ßen persönlichen Resignation fähig gewesen wäre, und endlich Keiner, der bei anscheinend weichen, selbst vernachlässigten Formen einen so unerschütterlich festen Willen in seiner Brust trug.

Es ist ein seltenes Glück, wenn eine junge Institution, wie das preußische Heer, das jetzt neu gebildet werden sollte, von einer solchen Persönlichkeit ihr individuelles Gepräge empfängt. Gerade im Gegensatz zu der alten Weise, deren Hochmuth und Leichtfertigkeit so bitter gezüchtigt war, erscheint es wie eine doppelt günstige Fügung, daß eine sittliche Persönlichkeit von so lauterer, schlichter Art der Schöpfer der neuen Ordnungen ward. Denn mit diesem scharfen Erkennen und festen Wollen war das edelste und zartfühlendste Herz verbunden; Gerechtigkeit, Redlichkeit und Unbestechlichkeit prägten sich in jedem Zuge von Scharnhorsts Charakter aus. Neben den höchsten Tugenden des Soldaten, Kühnheit und Vorsicht, Unermüdlichkeit, Geistesgegenwart und kalter Verschlossenheit, besaß er das kindlich einfache Wesen eines freundlichen, wohlwollenden Menschen, dem jede unreine Leidenschaft fremd war, der nur einen Ehrgeiz kannte: das Beste, was er wußte und vermochte, für die Wiedergeburt des Vaterlandes fruchtbar zu machen.

Ueber seine Soldaten- und Feldherrenart haben die competentesten Stimmen ihr Urtheil abgegeben; wir müssen uns hier bescheiden, darauf hinzuweisen. Den Gegensatz der neuen Kriegsweise zur alten hatte er früher als die Meisten aufmerksam erfaßt; er wollte die Taktik umgebildet wissen nach dem neuen Kriegsbedürfniß und den Sitten des Volkes; er hielt alles Haschen nach einem äußeren Scheine und Effecte bei Ausführung von Evolutionen, der nur auf dem Exercierplatze zu erhalten möglich ist, für höchst verderblich für den Krieg; er sah in dem mechanischen täglichen Wiederholen einer Reihe von Evolutionen den Grund, wodurch bei dem Soldaten wie bei dem Officier nur die Fähigkeit des einseitigen Nachahmens geweckt, aber die schnelle Beurtheilung und selbständiges Handeln unterdrückt worden sei.*) Sein Gedanke war, die Armee der neuen Kriegsart entsprechend einzutheilen, zu bewaffnen und auszurüsten, die Bestandtheile des Heeres zu veredeln, sittliche und geistige Hebel statt der nur mechanischen anzuwenden, den Soldaten praktisch zu üben, einen tüchtigen Officierstand heranzubilden. Man muß, schrieb er am Schlusse des verhängnißvollen Jahres an Clausewitz, der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt; nur erst dann wird sie sich selbst achten und von Andern Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hinzuarbeiten, dies ist Alles, was wir können. Die Bande des Vorurtheils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und in ihrem freien Wachsthum nicht hemmen, weiter reicht unser hoher Wirkungskreis nicht.

---

*) Boyen a. a. O. 27. 28. Vgl. Clausewitz S. 181.

nachwies. Sein Wunsch, in preußische Dienste zu treten, ward 1801 durch Vermittelung des Herzogs von Braunschweig erfüllt; erst in der Artillerie, dann 1804 als Oberst im Generalstabe angestellt, begann er auch hier lehrend und schriftstellernd die jüngeren Officiere mannigfach anzuregen und zu fördern, ohne daß freilich seine Stellung und die kurze Zeit seines Wirkens sich im Großen entfalten und fruchtbar machen konnte. Es fehlte auch nicht an Anfeindung gegen den bürgerlichen Ausländer; die Neider wollten ihm höchstens das Verdienst des gelehrten Theoretikers zugestehen. Sein stilles, trockenes Wesen, seine schlichte, anspruchslose Weise, die nicht imponirte und nicht imponiren wollte, eher eckig und unbeholfen aussah, ließ ihn in dieser alten preußischen Armee wie einen Fremdling erscheinen, dessen gediegenen Werth erst die Zeit beispiellosen Unglücks erproben sollte. So erklärt es sich, daß er in dem Generalstabe des Herzogs von Braunschweig im Herbste 1806 ohne sonderlichen Einfluß hervortrat, wenn gleich auch aus dieser Zeit manches kurze, bedeutsame Wort Zeugniß dafür ablegt, daß er in der Verwirrung aller Köpfe klar und ruhig blieb und das Richtige erkannte. Nach dem Tage von Auerstädt haben wir ihn an der Spitze von Blüchers Generalstabe gesehen; in Lübeck gefangen, aber rasch ausgewechselt, hatte er hervorragenden Antheil an den rühmlichen Thaten, durch die der kleine Rest der Armee in dem Winterfeldzuge von 1807 die Scharten der vorausgegangenen Tage ausgewetzt hat. Wenige Tage nach dem Frieden erfolgte seine Ernennung zum Generalmajor und seine Berufung in die reorganisirende Commission.

Eine glücklichere Wahl ließ sich nicht treffen. Hier vereinigte sich, wie bei Stein, das reichste theoretische Wissen mit praktischer Tüchtigkeit und zäher, ausdauernder Willenskraft; Scharnhorst war nichts durch äußere Verhältnisse und die Gunst des Zufalls, Alles durch sich selber; eine jener klaren, festen, in sich fertigen Naturen, an denen nichts blendet und besticht, deren Gediegenheit aber überzeugt und bezwingt. Die ihm am nächsten standen, rühmen seinen ruhigen, scharfen und durchdringenden, aber wenig beweglichen, nie hin und her hüpfenden Verstand; seine schmucklose Weise, der die Gabe des raschen, beredten Wortes abging, seine Unabhängigkeit von Autoritäten, sein nüchternes, von allem Phantastischen freies Erfassen der Dinge und Menschen, wie sie in Wirklichkeit waren. Es war ein Geist, der, wie Clausewitz trefflich sagt, edle Früchte still zeitigen, aber nicht wie andere mit Blüthen prangen konnte. Boyen versicherte, er habe unter den vielen zum Theil sehr hervorragenden Männern, denen er näher gekommen, Manche gefunden, die in einzelnen Anlagen oder Zweigen des Wissens überlegener waren oder ihre geistigen Mittel besser geltend zu machen wußten, aber es sei ihm Keiner begegnet, dessen Worte und Handlungen so wie bei Scharnhorst immer nur die Ergebnisse eines vorhergegangenen ruhigen Denkens waren, Keiner, der sich und seine Aeußerungen so zu beherrschen verstand, Keiner, der einer so gro-

ßen persönlichen Resignation fähig gewesen wäre, und endlich Keiner, der bei anscheinend weichen, selbst vernachlässigten Formen einen so unerschütterlich festen Willen in seiner Brust trug.

Es ist ein seltenes Glück, wenn eine junge Institution, wie das preußische Heer, das jetzt neu gebildet werden sollte, von einer solchen Persönlichkeit ihr individuelles Gepräge empfängt. Gerade im Gegensatz zu der alten Weise, deren Hochmuth und Leichtfertigkeit so bitter gezüchtigt war, erscheint es wie eine doppelt günstige Fügung, daß eine sittliche Persönlichkeit von so lauterer, schlichter Art der Schöpfer der neuen Ordnungen ward. Denn mit diesem scharfen Erkennen und festen Wollen war das edelste und zartfühlendste Herz verbunden; Gerechtigkeit, Redlichkeit und Unbestechlichkeit prägten sich in jedem Zuge von Scharnhorsts Charakter aus. Neben den höchsten Tugenden des Soldaten, Kühnheit und Vorsicht, Unermüdlichkeit, Geistesgegenwart und kalter Verschlossenheit, besaß er das kindlich einfache Wesen eines freundlichen, wohlwollenden Menschen, dem jede unreine Leidenschaft fremd war, der nur einen Ehrgeiz kannte: das Beste, was er wußte und vermochte, für die Wiedergeburt des Vaterlandes fruchtbar zu machen.

Ueber seine Soldaten- und Feldherrenart haben die competentesten Stimmen ihr Urtheil abgegeben; wir müssen uns hier bescheiden, darauf hinzuweisen. Den Gegensatz der neuen Kriegsweise zur alten hatte er früher als die Meisten aufmerksam erfaßt; er wollte die Taktik umgebildet wissen nach dem neuen Kriegsbedürfniß und den Sitten des Volkes; er hielt alles Haschen nach einem äußeren Scheine und Effecte bei Ausführung von Evolutionen, der nur auf dem Exercierplatze zu erhalten möglich ist, für höchst verderblich für den Krieg; er sah in dem mechanischen täglichen Wiederholen einer Reihe von Evolutionen den Grund, wodurch bei dem Soldaten wie bei dem Officier nur die Fähigkeit des einseitigen Nachahmens geweckt, aber die schnelle Beurtheilung und selbständiges Handeln unterdrückt worden sei.*) Sein Gedanke war, die Armee der neuen Kriegsart entsprechend einzutheilen, zu bewaffnen und auszurüsten, die Bestandtheile des Heeres zu veredeln, sittliche und geistige Hebel statt der nur mechanischen anzuwenden, den Soldaten praktisch zu üben, einen tüchtigen Officierstand heranzubilden. Man muß, schrieb er am Schlusse des verhängnißvollen Jahres an Clausewitz, der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt; nur erst dann wird sie sich selbst achten und von Andern Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hinzuarbeiten, dies ist Alles, was wir können. Die Bande des Vorurtheils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und in ihrem freien Wachsthum nicht hemmen, weiter reicht unser hoher Wirkungskreis nicht.

---

*) Boyen a. a. O. 27. 28. Vgl. Clausewitz S. 181.

Man kann von der Wiedergeburt Preußens und seiner Armee nicht reden, ohne an den Namen Gneisenau gemahnt zu werden. Ihm war es vergönnt gewesen, in dieser Umnachtung von Demüthigung und Niederlage ein seltenes leuchtendes Beispiel von muthigem und glücklichem Widerstande aufzustellen, ihm war auch später die Gunst beschieden, die Scharnhorst versagt blieb, die Siegesfrucht der langsamen, stillen Arbeit zu pflücken. Von Colberg bis Waterloo ist wenig Großes und Entscheidendes geschehen, mit dem sein Name nicht ruhmvoll verpflochten war. Wilhelm Anton August Neithardt von Gneisenau war mitten in den Kriegswirren des siebenjährigen Krieges, am 27. October 1760, zu Schildau geboren; sein Vater war österreichischer Artillerieofficier und siedelte sich nach dem Kriege in einer untergeordneten Beamtenstellung zu Erfurt an; seine Mutter stammte aus Würzburg, wo auch der Sohn nach dem frühen Tode der Mutter unter der Pflege liebevoller Verwandten ein Paar glückliche Jugendjahre verlebt und seine erste Bildung empfangen hat. Der Tod der Großeltern nöthigte den kaum dreizehnjährigen Knaben, dem Vater nach Erfurt zu folgen. Dort wartete seiner eine harte, aber heilsame Lebensschule; in beengten Verhältnissen, nicht selten mit drückendem Mangel kämpfend, wuchs er auf. Aber sein frischer Lebensmuth und der rege Bildungstrieb, der ihn erfüllte, blieb ungebeugt. Er beschäftigte sich mit alten und neueren Sprachen, trieb Geschichte und Mathematik mit regem Eifer und schien entschlossen, der Wissenschaft sich ganz zu widmen, als ihn Studentenhändel und ein Duell von der Hochschule weg in die militärische Laufbahn führten. Erst in österreichischen, dann in baireuthischen Diensten, folgte er kurz vor dem Ende des amerikanischen Krieges einem der Regimenter, das in englischem Solde stand, über den Ocean, um freilich durch den bald geschlossenen Frieden rasch nach der Heimath zurückgeführt zu werden. Ganz verloren war indessen wohl dieser amerikanische Feldzug nicht; die Erfolge, die ein Volksheer gegen erprobte Truppen alter Schule dort erfochten, sammt der neuen Kriegsweise, die sich da Bahn und Geltung verschafft, sind schwerlich ohne Eindruck auf ihn geblieben.

Im Anfang des Jahres 1786 vertauschte er den ansbachischen mit dem preußischen Dienst, als Premierlieutenant trat er in eines der neugebildeten Freiregimenter ein. Es war die Truppe, die den Stamm zu den grünen Füsilieren bildete, bei denen auch York, Bülow, Müffling, Krauseneck und Andere ihre Schule gemacht haben. Zwanzig Jahre verbrachte seitdem Gneisenau meistens in kleinen schlesischen Garnisonen, unter knappen Verhältnissen, nicht selten in Noth und Mangel — gewiß eine starke Probe für die Art des Mannes, der in all dieser Beengung von der Spannkraft seines Geistes nichts verloren hat. Seiner Mannschaft gab er eine treffliche taktische Schule, die Lücken eigner Bildung war er rastlos bemüht zu ergänzen, unter den Soldaten war er als humaner und uneigennütziger Führer geliebt, und von Allen, die ihm näher kamen, als ein Mann von seltner geistiger

Frische und Energie hochgeschätzt. Den alten Schlendrian nahm er als das was er war; den selbstgenügsamen Hochmuth der Meisten war er weit entfernt zu theilen. Freilich gehörte Geduld dazu als sechsundvierzigjähriger Hauptmann auszuharren und die Kameraden scherzten wohl über den „Hauptmann von Capernaum", der zehn Jahre vergebens auf Avancement gewartet, aber es kam die Zeit, welche die Spreu vom Weizen sonderte. *)

Wie der Krieg von 1806 ausbrach, war er einer der Wenigen, die mit voller Klarheit die Mißstände des alten Kriegswesens und die Ursachen des Mißlingens erkannten. Bei Saalfeld und Jena mitkämpfend, entging er glücklich den folgenden Capitulationen, half dann, zum Major ernannt, die Reservebataillone im Osten organisiren, bis ihn der König als Commandanten nach Colberg sandte. Was er dort war und leistete, ist früher erzählt worden. Doch war dies nur der Vorbote zu Größerem, wovon die Geschichte der späteren Tage zu berichten hat.

Es ist auch Gneisenau wie Scharnhorst widerfahren, von der Mißgunst und der Verstimmung als der nur gelehrte und theoretische Officier charakterisirt zu werden. Und doch war gerade an ihm Alles schöpferischer Geist und Thatkraft. Er ist einer der Wenigen gewesen, die es an genialer Fruchtbarkeit, an drängender Unruhe des Schaffens, an Unermüdlichkeit und Anspannung der äußersten physischen Mittel dem furchtbaren Gegner gleich zu thun wußten. Es wird stets als eine wunderbar glückliche Fügung gepriesen werden müssen, daß zu einem Feldherrn wie Blücher sich ein Generalstabsofficier wie Gneisenau fand; doch würde man Unrecht thun, in Blücher nur den zuschlagenden Arm, in Gneisenau nur den combinirenden Kopf zu sehen, denn es hat Jenem so wenig an der treffenden Schärfe, das Richtige zu erkennen, gefehlt, wie Diesem an der frischen, zugreifenden Thatkraft. War es schon ein nicht geringes Verdienst, dem Gedanken und Willen Blüchers die höhere geistige Form zu geben, so erscheint es doch noch als eine viel seltenere Gabe, der unerschöpflichen Thatenlust des Heldengreises in immer neuen, fruchtbaren Combinationen so zu genügen, wie es Gneisenau that. Wir haben eine Reihe von Briefen und Aufzeichnungen in Händen gehabt, die er 1813—1815 im Hauptquartier, im Bivouac, in durchwachten Nächten, nach heißen Schlachttagen, auf dem Marsch, dem Rückzug, der Verfolgung schrieb; sie geben erst die rechte Vorstellung von dem Reichthum, der Unerschöpflichkeit, der classischen Präcision und Klarheit dieses Kopfes. Was er da oft in drängender Eile auf einem zerknitterten Blatt Papier aufgezeichnet hat, steht durch die zutreffende Schärfe des Inhalts, die Deutlichkeit und ungesuchte Eleganz der Darstellung ebenso einzig da, wie durch die prägnante Kürze des Ausdrucks und die äußere Schönheit und Zierlichkeit

*) S. über Gneisenau's Erlebnisse bis 1806 das Beiheft zum preuß. Militärwochenblatt 1856.: „Gneisenau." Erste Abtheilung von 1760—1806.

seiner Handschrift. Aus allen diesen Blättern spricht ein genialer, vielseitiger Geist, der auch der Form vollkommen Meister ist. Wahrhaft groß tritt Einem aber überall der eine Zug entgegen: wie ihn die physischen Mühen nicht erschöpfen, so übt auch Mißgunst und Verkennung, die ihm in reichem Maße zu Theil ward, niemals einen niederbeugenden Einfluß auf ihn. Er ist immer mitten in der großen Sache; das Persönliche tritt daneben ganz zurück und mit antiker Selbstverleugnung spricht er wohl bei dem Besten, was er thut, den Wunsch aus, seinen Namen nicht genannt zu hören, damit daran Vorurtheil und Mißgunst nicht Anlaß nähmen, es die gute Sache entgelten zu lassen. Und doch besaß er einen lebhaften, drängenden Ehrgeiz, der nicht selten bittere Kränkung hinnehmen mußte; aber auch in Kränkung und Schmerz war er nie klein.

Von seiner ganzen Erscheinung hat uns Arndt aus unmittelbarer Kenntniß ein treffendes Bild entworfen. Sein imposantes ritterliches Wesen, in dem er stand und schritt wie ein geborener Held, seine feurige, geistvolle Art, seine angeborne reiche Gabe der Rede, sein Witz und sein geselliges Talent unterschieden ihn von dem unscheinbaren, stillen Scharnhorst, dem die Natur diesen äußeren Glanz der Erscheinung versagt hatte. Wie eine ihm nahestehende Persönlichkeit über ihn gesagt hat: er war durchaus stattlich und imposant, in allen Zügen der Ausdruck von Geist und Kraft, seine Bewegungen sprachen stets die Würde und Vornehmheit des Geistes aus. Aber eben diese stolze Schönheit seines Wesens hat wohl auch dazu beigetragen, ihm leichter Neider und Hasser zu erwecken. Und doch rühmten alle diejenigen, die ihm näher kamen, zugleich die feineren, menschlichen Züge, seine Anmuth und Liebenswürdigkeit; wer den Vater, sagt Arndt, unter den Kindern, den Freund unter den Freunden gesehen hat, weiß, was diese glückliche Zuthat in Gneisenau bedeutete.

Neben Scharnhorst und Gneisenau standen als Jüngere Grolman und Boyen; Grolman, ein kühner Soldat wie Einer im Heere und zugleich an Kenntniß und Feldherrnanlagen so hervorragend, daß ihn Manche selbst über Scharnhorst und Gneisenau setzen wollten; dann Hermann von Boyen, eine ruhige, innerliche Natur wie Scharnhorst, frühzeitig von der Unvollkommenheit des alten Heerwesens durchdrungen und einer der treuesten Träger der Gedanken des Meisters, ein eifriger Patriot und ein Mann von hellem, freiem Geiste, der sich in der Schule des großen Königsberger Denkers ausgebildet und ein Charakter von der schlichten Geradheit und Uneigennützigkeit, wie es der Meister — Scharnhorst — selber war. Mit ihnen allen wirkte harmonisch zusammen Stein selber, nicht allein indem er Theil nahm an dem, was in diesem militärischen Kreise geschah, sondern wirksamer noch dadurch, daß seine politische Reform der militärischen ergänzend und helfend zur Seite ging.

Als der König die Commission berief, wandte er zunächst ihre Aufmerk-

samkeit auf eine Reihe von Fragen, die ihm als die ersten Vorbedingungen der Reorganisation erschienen. Die Bestrafung der Schuldigen, strenge Rechenschaft von Allen, deren Haltung nicht vorwurfsfrei war, Entfernung der veralteten und invaliden Elemente, verändertes Avancement, Zulassung der Bürgerlichen zu den Officierstellen, Aufhebung der Exemtionen und Umgestaltung des Rekrutirungswesens, Reform der Kriegsartikel, bessere Bewaffnung, Kleidung und Eintheilung der Armee und ihrer einzelnen Waffengattungen, Vereinfachung des Gepäckwesens, das waren die wichtigsten Punkte, auf welche er zunächst die Aufmerksamkeit des von ihm berufenen Ausschusses hinlenken wollte.

Der erste Vorschlag der Commission ging auf die Läuterung des Officiercorps von allen unwürdigen Elementen und auf Bestrafung derer, die sich im Laufe des Krieges compromittirt hatten. Das war es auch, was die allgemeine Stimme des Landes am lautesten verlangte. Es liegt uns von einem Manne, der mehr der alten Zeit als der neuen angehörte, eine Denkschrift aus diesen Tagen vor, die in lebendigen Farben das Mißverhältniß schildert, in welches durch die bittern Erfahrungen des letzten Krieges Armee und Bevölkerung gerathen waren.*) Die Bevorzugung des Adels, der Uebermuth der Officiere vor dem Kriege rächte sich jetzt bitter. Man stellte zwischen dem eignen Heere und den feindlichen Truppen Vergleiche an, die nicht zum Vortheile des ersteren ausfielen. In der bürgerlichen Bevölkerung sprach sich laut genug die Verstimmung über das alte Heer und seine Officiere aus. Auf der andern Seite fühlte sich das Militär in seinen besseren Elementen durch diese Ungunst beleidigt und es fehlte nicht an Ausbrüchen der Zwietracht zwischen Bürgern und Officieren. In der Masse des Volkes, namentlich „dem nicht geringen Theil, welcher mit echter Treue an dem Königshause hing“, vergaß man die nicht, die sich in den Stunden der Noth muthlos oder zweideutig gezeigt; der Soldat, so versichert der angeführte Aufsatz, hatte an Achtung verloren und es war nichts Seltenes mehr, daß man ihm trotzte, ihn verhöhnte und Widersetzlichkeiten gegen ihn übte. Diese Mißverhältnisse auszugleichen, war vor Allem eine genaue Ausscheidung der schlechten von den guten Elementen nothwendig; nichts konnte den Respect vor der Armee besser wiederherstellen, als ein ernstes und strenges Verfahren gegen alle Strafbaren und Unfähigen. Es machte daher einen allgemein günstigen Eindruck, als der König nach dem Vorschlage des Ausschusses (Nov. 1807) eine Immediat-Untersuchungs-Commission unter dem Vorsitz seiner Brüder, der Prinzen Heinrich und Wilhelm, bestellte, welcher dies mühevolle Geschäft übertragen war. Vor ihr sollten sich alle Officiere, welche bei Capitulationen betheiligt gewesen, in Gefangenschaft gerathen waren, oder überhaupt sich Fehler hatten zu Schulden kommen lassen, wie sie in dem Publicandum vom

*) Memoire von Grawert d. d. Breslau 27. Sept. 1807.

1. December aufgezählt waren, genau verantworten; auch auf ganze Truppenabtheilungen, von denen es zweifelhaft war, ob sie ihre Schuldigkeit gethan hatten, ward die Untersuchung ausgedehnt. Ebenso sollten aber auch alle diejenigen namhaft gemacht werden, die sich vorzüglich ausgezeichnet hatten. Die Untersuchung ward erst zu Anfang des Jahres 1812 beendigt; sie hat eine Reihe strenger Urtheile, über die Schuldigsten Todesurtheile verhängt; doch ist von den letzteren keines vollzogen worden.

Die Anstellung unfähiger und invalider Officiere zu hindern, ward von der Commission vorgeschlagen, das Avancement solle nicht mehr ausschließlich nach dem Dienstalter eintreten, und gleich bei der Ernennung der jüngeren Officiere vornehmlich auf Fähigkeit und Kenntnisse Rücksicht genommen werden. Vor allem mußte nach ihrer Ansicht das ausschließliche Vorrecht des Adels wegfallen. Aus der ganzen Nation, sagte sie, müssen alle Individuen, die die rechten Eigenschaften besitzen, auf die höchsten militärischen Ehrenstellen Anspruch machen können. Indem man bisher einem einzigen Stande diese Vorrechte gab, gingen alle Talente und Kenntnisse des übrigen Theiles der Nation für die Armee verloren, und dieser Stand sah sich gar nicht in die Nothwendigkeit versetzt, sich die militärischen Talente zu erwerben, da seine Geburt und eine lange Lebensdauer ihn zu den höchsten militärischen Ehrenstellen hinaufbringen mußten. Zugleich erinnerte die Commission daran, daß unter dem großen Kurfürsten und noch unter dem ersten König von Preußen die Hälfte der Officiere aus Bürgerlichen bestanden habe.

Auch die übrigen Fragen, die der König in den Vordergrund gestellt, fanden bei der Commission eine einläßliche Prüfung. Sie erklärte sich namentlich für Beschränkung der Exemtionen, für völlige Aufhebung des Werbens im Auslande und für Abänderung der Kriegsartikel, die als dringend nöthig bezeichnet ward, „sobald die Armee aus lauter Inländern bestehe und, wie so sehr zu wünschen sei, auch die wohlhabendere und gebildetere Classe der Landeseinwohner dazu gezogen werden solle.“ In ähnlicher Weise waren, den gemachten Erfahrungen gemäß, Abänderungen vorgeschlagen in Bezug auf die Formation und Eintheilung der Armee, ihre innere Oekonomie, ihre Bekleidung und Bewaffnung und die Vereinfachung des Gepäckwesens. In Allem war das Bestreben unverkennbar, eine ganz neue Armee aus den besten Elementen und nach den vorzüglichsten Mustern zu bilden; wurden doch sogar die alten Namen der Regimenter, an denen so manche stolze Erinnerung überlieferten Ruhmes hing, beseitigt und dafür die Benennung nach den Provinzen, in welcher sie garnisonirten, vorgeschlagen.

Während die Commission, so die vom König ihr vorgelegten Fragen der Reihe nach prüfte, war zugleich Scharnhorst mit einem eigenen Vorschlag von bedeutungsvollem Inhalt hervorgetreten. Eine Denkschrift vom 31. Juli 1807 beantragte die Errichtung einer Nationalmiliz, d. h. die Herstellung

der allgemeinen Landesbewaffnung, durch welche ebenso sehr die Vermehrung wie die Veredlung der Wehrkräfte des Landes bewirkt werden sollte. Der Umfang des Staates, wie ihn der Friede festgestellt, gestattete selbst bei einer Aushebung von 2 bis 3 Procent der Bevölkerung nur eine Heeresmacht von 150,000 Mann; das Land befand sich aber in einer ökonomischen Lage, die solch eine Last als viel zu hoch erscheinen ließ. Scharnhorst nahm an, daß die Armee im Frieden nicht über 70,000 Mann stark sein könne. Damit sie nun rasch vermehrt werden könne, schlug er zuerst vor, bei jeder Compagnie einen Officier mehr als nöthig war zu behalten und aus ihr in den ersten drei Jahren jährlich zwanzig Mann, später je zehn zu entlassen und die abgehende Mannschaft durch andere zu ersetzen. Die Entlassenen würden dann jährlich in ihren Cantons revidirt, Kleidung und Waffen in gewissen Depots bereit gehalten. Auf diese Weise konnten in drei Jahren gegen 17,000 Mann geübter Leute geschaffen werden, zu denen 280 Officiere vorhanden waren. Weiter brachte dann Scharnhorst die Errichtung einer Landmiliz in Vorschlag. Man könne etwa einen Theil der noch eximirten jungen Leute, deren Zahl in den cantonfreien Städten sehr beträchtlich sein würde, zu einer solchen Miliz organisiren. Eine jede Stadt mit einem gewissen Kreis des umliegenden Landes hätte dann ihre Milizcompagnie, theils Fußvolk, theils Reiterei. Sie besetzten einige Thore der Stadt und hätten außerdem ihre Wachen. Sie kleideten und bewaffneten sich selbst, die Infanterie allenfalls mit Büchsen, und erhielten keinen Sold. Die Compagnie jedes Stadtbezirks versammelte sich jährlich zur Musterung, damit würden dann Uebungen im Schießen nach der Scheibe verbunden. Diese Miliz könnte einmal den gewöhnlichen Garnisonsdienst des stehenden Heeres verringern und also den Truppen mehr Zeit zur Uebung im Felddienste lassen, dann würde durch sie, wenn in einer Provinz kein Militär wäre, die Ruhe in den großen Städten u. s. w. erhalten; endlich könnte sie, wenn günstige Umstände zur Vertheidigung des Landes eintreten sollten, ohne Aufsehen sehr bald vermehrt werden und mit den stehenden Truppen dienen. Scharnhorst hielt den Moment für geeignet, ohne Auffälligkeit diese Einrichtung anzuordnen, „die in der Folge vielleicht zu großen Zwecken dienen könne."

Was dies für Zwecke waren, darüber hat uns Boyen, der vertraute Jünger des Meisters, klaren Aufschluß gegeben*). Schon jetzt war Scharnhorst von der Idee eines Volkskrieges gegen Napoleon erfüllt. In den vertraulichen Unterredungen mit ihm und Gneisenau hat Boyen damals nur immer den Grundgedanken gefunden: daß im Falle eines überraschenden Angriffes von Frankreich man mit einer allgemeinen Landesbewaffnung für die Erhaltung des Königs und seines Geschlechtes kämpfen und im unglücklichsten Falle nur mit den Waffen in der Hand ehrenvoll untergehen müsse.

*) Beiträge zur Kenntniß des General von Scharnhorst S. 31 ff.

Um den Schein einer einseitigen militärischen Einwirkung dabei zu vermeiden, dachte man an einen Führer, der nicht aus dem Heere hervorgegangen sei; zugleich sammelte Scharnhorst unermüdlich Terrainnotizen über die durchschnittenen Gegenden Preußens und wünschte in den dazu geeigneten Gebieten Officiere als Landräthe angestellt, die sich beim Ausbruch des Kampfes gleich an die Spitze stellen könnten.

Als der König Bedenken trug, schon jetzt auf Scharnhorsts Vorschläge einzugehen, überreichte der General am 31. Aug. einen neuen Entwurf, „zur Bildung einer Reservearmee.“ Darin war als oberster Grundsatz aufgestellt: alle Bewohner des Staates sind geborene Vertheidiger desselben. Neben den Soldaten des stehenden Heeres sollten alle übrigen streitbaren Männer zwischen 18 und 30 Jahren sich auf ihre Kosten bewaffnen, kleiden und üben, um die Reservearmee zu bilden. Dieselbe war zur inneren Ruhe des Staates und zur Vertheidigung des Landes gegen einen angreifenden Feind bestimmt; sie sollte nur dann ihre Provinz verlassen, wenn die Deckung der Monarchie es erfordere. Ihre Officiere hatten gleichen Rang und gleiche Vorrechte, wie die des stehenden Heeres; doch wurden sie bis zum Capitain aufwärts vom Regimente selber gewählt. In Friedenszeit galt die höhere Bildung als erste Bedingung der Officierswahl; das Avancement im Kriege richtete sich nach der Bravour und Entschlossenheit des Einzelnen.

In dem König mochten vorerst die gleichen Bedenken, wie gegen den früheren Entwurf, vorwalten; doch ward der Vorschlag innerhalb der Commission einer genauen Prüfung unterzogen und von ihr in den wesentlichen Grundzügen adoptirt. Auch sie unterschied zwischen „stehenden“ und „Provinzialtruppen“ und wollte diesen ungefähr die Organisation geben, die Scharnhorst für die „Reservearmee“ vorgeschlagen hatte. Es scheint, sagte sie, bei der jetzigen Lage der Dinge darauf anzukommen, daß die Nation mit der Regierung auf's Innigste vereinigt werde, daß die Regierung gleichsam mit der Nation ein Bündniß schließt, welches Zutrauen und Liebe zur Verfassung erzeugt und ihr eine unabhängige Lage werth macht. Dieser Geist kann nicht ohne einige Freiheit in der Herbeischaffung und Zubereitung der Mittel zur Erhaltung der Selbständigkeit stattfinden. Wer diese Gefühle nicht genießt, kann auf sie keinen Werth legen und sich nicht für sie aufopfern. Eben darum wollte die Commission stehendes Heer und diese Landwehr getrennt erhalten, nicht etwa diese aus jenem hervorgegangen sehen. Gneisenau ging noch einen Schritt weiter und schlug, wie es scheint unter Billigung der Commission, vor, auch alle Schulen im Lande militärisch zu organisiren. Es sollte in ihnen mehr Mathematik als bisher gelehrt, zugleich eine völlig militärische Disciplin eingeführt, die Schüler in Compagnien vereinigt und in den Erholungsstunden durch Exercirmeister in den Waffen geübt, auch Leibesübungen, wie Fechten, Schwimmen u. s. w., in den Kreis des Unterrichts hereingezogen werden.

Diese Anträge griffen bedeutungsvoll genug in die ganze Organisation des Staates ein, um auch die Aufmerksamkeit der Staatsmänner zu beschäftigen. Die Entwürfe wurden Stein, der ohnedies in einem nahen Verhältniß zu dem militärischen Ausschuß stand, und Schön mitgetheilt. Die angeregten Grundgedanken — Nationalbewaffnung, Landwehr, militärische Erziehung des Volkes — wurden, wie sich erwarten läßt, von beiden Männern so lebhaft und zustimmend ergriffen, wie im Kreise der Militärs, von denen sie ausgegangen waren; nur über die Art der Ausführung hatten sie abweichende Ansichten. Es schien nicht unbedenklich, die Aermeren, die sich nicht selber ausrüsten konnten, in die Armee, die Wohlhabenderen in die Landwehr zu vereinigen, und damit nicht nur eine Scheidewand zwischen beiden herzustellen, sondern vielleicht bei zunehmendem Wohlstand der Bevölkerung der Armee selbst ihren Bedarf an Rekruten zu schmälern. Wenn indessen aus der ganzen Masse der Dienstpflichtigen das Loos diejenigen bestimmte, die in das stehende Heer einzutreten hatten, und die Uebrigbleibenden von selbst der Reservearmee zufielen, schien jenes Bedenken beseitigt.

Vorerst freilich blieben alle diese Anregungen nur Entwürfe. Einmal konnte der König sich nicht davon überzeugen, daß dazu jetzt schon die Zeit gekommen sei; dann warfen sich bald äußere Verhältnisse hemmend in den Weg. Der Vertrag, der im Herbst 1808 von Napoleon erzwungen ward, stellte ein Maximum der Truppenmacht fest, die Preußen halten durfte, und untersagte ausdrücklich die Bildung einer Nationalmiliz. Doch war als Keim für künftige Tage das jetzt Angeregte nicht verloren und ist in den kommenden Zeiten der Entscheidung fruchtbar und mächtig aufgegangen.

Es war so Vieles zu thun, was keine Verzögerung zuließ, daß es sich wohl begriff, wenn der König von den weiter greifenden Entwürfen manchen vorerst noch zurücklegte. Schon die neue Bildung des stehenden Heeres war eine ungewöhnlich mühevolle Arbeit. Nachdem die schuldigen Officiere verurtheilt oder entfernt, die aus den abgetretenen polnischen Gebieten entlassen, die überzähligen auf halben Sold gesetzt waren, galt es nun, mit dem so geläuterten Officierstand ein neues Heer zu bilden, dessen Kosten die finanzielle Kraft des Landes nicht überstiegen und das doch die Möglichkeit an die Hand gab, zur rechten Zeit für die Ehre und Unabhängigkeit des Staates die nöthige Vermehrung eintreten zu lassen. Wenn man erwägt, von welchen Bitten und Ansprüchen der Entlassenen die Regierung bestürmt ward, wie viele persönliche Interessen durch die Neubildung verletzt wurden, wie die Soldaten und das nöthige Material, über einen großen Raum hin zerstreut, oft nur mit größter Mühe beizubringen waren und den leitenden Männern zudem nicht einmal die freie Verfügung über das vom Feinde besetzte Land und seine Hülfsquellen zustand, so war es gewiß der höchsten Anerkennung werth, daß noch vor Ende des Jahres 1807 die Grundzüge der neuen Organisation des stehenden Heeres vollendet waren. Fußvolk und Reiterei wur-

den beide neu formirt, bei jenem namentlich Bedacht genommen auf die Vermehrung der leichten Infanterie, die Kleidung einfacher und zweckmäßiger gemacht, der Bestand der Compagnien so eingerichtet, daß die Last nicht zu groß war für die Tragkraft des Landes und die Ersparnisse der Staatskasse zu Gute kamen, zugleich aber doch ein Ueberschuß an Officieren zugelassen, damit, sobald das Bedürfniß eintrat, die Vermehrung der Armee keine Schwierigkeiten bot. Das ausländische Werben war völlig abgestellt, das Heer sollte fortan nur aus den Landeskindern gebildet werden.

Unangefochten wurden diese Neuerungen nicht ins Werk gesetzt. Neben den Ungeduldigen, welche die Schwierigkeiten nicht erwogen und denen die Commission nicht genug that, fehlte es natürlich noch weniger an Solchen, welche aus Mangel an Einsicht oder aus persönlichem Interesse die alten Zustände vortrefflich fanden. Es sind von dieser Seite den Männern der Reform nicht geringe Schwierigkeiten bereitet worden. Noch geraume Zeit nachher mußte Gneisenau die Leiter des Kriegswesens und ihre Grundsätze gegen bittere Anschuldigungen vertheidigen. „Der Uebergang aus einer alten Verfassung in eine neue, schrieb er damals,*) ist eine Krise und jede Krise ist eine Krankheit. Es ist bei Umschmelzung einer Verfassung überhaupt nichts Leichtes, einen solchen Zustand zu überstehen; aber hier besonders unter allen den Anfeindungen, womit die Mitglieder des allgemeinen Kriegsdepartements als Handhaber der neuen Ordnung der Dinge von den Parteinehmern der alten Unordnung beehrt werden, und bei der aufgeregten Denunciationswuth gehört zum Ausharren bei den Geschäften eine heroische Aufopferung, die nur durch das Wohlwollen, das Zutrauen und den Schutz S. M. genährt werden kann."

Auch die ökonomische Noth des Landes bereitete Schwierigkeiten genug; sie nöthigte, sich auf die bescheidensten Bedürfnisse einzuschränken. Man konnte z. B. im Frühjahr und Herbst 1808 die Beurlaubten zu den gewöhnlichen Uebungen nicht einberufen. Der König befahl daher (25. Juli), daß sie einige Monate hindurch an den Sonntagen in ihren Cantons exercirt würden. Es wurden von den Regimentern so viele Officiere und Unterofficiere, als entbehrt werden konnten, in die Cantons geschickt, dieselben in kleinere Bezirke getheilt und die Uebungen dort vorgenommen. Das Exerciren sollte besonders in der Dressur der einzelnen Leute und dem Schießen nach der Scheibe bestehen; für das Scheibenschießen wurden Prämien ausgesetzt. Eine Cabinetsordre vom 6. Aug. verfügte dann, daß von der Infanterie und Fußartillerie noch weiter 3—5 Mann oder mehr von der Compagnie auf Urlaub entlassen, dafür ebensoviel Cantonisten eingezogen und einen Monat exercirt werden sollten, um dann nach Ablauf dieser Zeit durch neue Ersatzmänner abgelöst zu werden.**)

*) Aus einem Aufsatz d. d. 5. Juni 1809.

**) Daß man die Frage der Einführung einer ausgedehnten Wehrpflicht oder

Aller Hindernisse ungeachtet ward indessen auf der betretenen Bahn fortgeschritten. Im August 1808 erschien eine Reihe von Verordnungen, welche für die geistige und sittliche Erhebung des Heeres eine neue Epoche ankündigten. In den neuen Kriegsartikeln vom 3. August war der Grundsatz vorangestellt, daß bei der künftigen Zusammensetzung der Armee aus Inländern man voraussetzen dürfe, die Soldaten würden ihren Mitbürgern überall ein Muster ordentlichen, rechtschaffenen und tugendhaften Lebenswandels geben. Die Strafe der Stockschläge ward daher auf diejenigen beschränkt, die wegen eines schweren und entehrenden Verbrechens oder wegen wiederholter Vergehungen in eine Strafclasse degradirt worden waren; die Strafe des Gassenlaufens fiel ganz weg. In einer Verordnung über die Militärstrafen, die am gleichen Tage erschien, war die Erwartung ausgesprochen: daß die jungen Leute „von guter Erziehung und feinem Ehrgefühl", die fortan als gemeine Soldaten ins Heer eintraten, ein gutes Beispiel vernünftigen Gehorsams und wirksamer Anwendung ihrer Kräfte geben und es dadurch möglich machen würden, mit einer gelinden Behandlung Ordnung und Disciplin in der Armee aufrecht zu erhalten. Es war daher den Officieren milde und freundliche Behandlung ihrer Untergebenen vorgeschrieben; sie sollten sich, hieß es, immer ihre ehrenvolle Bestimmung vergegenwärtigen, die Erzieher und Anführer eines achtbaren Theils der Nation zu sein. Eine dritte Verordnung über die „Bestrafung der Officiere" ging von den gleichen Grundsätzen aus. Es war ihnen darin namentlich Bescheidenheit und Achtung gegen die Personen vom Civilstande vorgeschrieben; Trunk, Ausschweifung, Umgang mit Leuten von schlechtem Rufe, Spielsucht und überhaupt die Aeußerungen gemeiner Denkart machten die Officiere des Avancements unfähig; Ehrengerichte in den Regimentern sollten darüber entscheiden.

Daran schloß sich das Reglement vom 6. August über die Besetzung der Stellen der Portepeefähndriche und über die Officierswahlen. Einen Anspruch auf Officierstellen sollten von nun an in Friedenszeiten nur Kenntnisse und Bildung gewähren, in Kriegszeiten ausgezeichnete Tapferkeit und Ueberblick. Aus der ganzen Nation konnten daher Alle, die diese Eigenschaften besaßen, auf die höchsten Ehrenstellen im Militär Anspruch machen; aller Vorzug des Standes sollte beim Militär aufhören und Jeder ohne Rücksicht auf seine Herkunft gleiche Pflichten und gleiche Rechte haben. In diesem Sinne waren denn auch die Leistungen bemessen, die fortan zu den Fähndrich- und Officierstellen befähigen sollten.*)

---

wenigstens eines der Conscription ähnlichen Systems nicht aus dem Auge verlor, auch wenn die Zeit der Ausführung noch nicht gekommen schien, zeigen die Mittheilungen in dem Beiheft zum Militärwochenblatt von 1856 S. 352. 359 f.

*) Die betreffenden Verordnungen s. bei Matthis VI. 377—420 und im angeführten Beiheft zum Militärwochenbl. von 1856.

So baute sich stufenweise die neue Heeresverfassung in dem Geiste auf, in welchem sie vom König und seinen Berathern entworfen worden war. Die unbrauchbaren und veralteten Elemente waren beseitigt, das Heer auf nationalem Grunde erneuert, zwischen Armee und Volk eine lebendige innere Verbindung erschaffen, alle Vorrechte und Ausnahmen aufgehoben, die Gleichberechtigung durchgeführt, auf geistige und sittliche Hebung des Soldatenstandes hingewirkt, Bewaffnung und Bekleidung verbessert, die ökonomische Einrichtung reformirt, eine einfachere und zweckmäßigere Uebung zum Dienste eingeleitet. Von den großen Grundzügen, wie sie nach dem Frieden entworfen worden, harrte nur noch weniges Wesentliche der Durchführung: die militärische Erziehung des ganzen Volkes und die Einführung einer Volksbewaffnung, welche in der Stunde der Entscheidung die Mittel gab, dem treulosen Gegner die verlorene Macht und Selbständigkeit wieder abzuringen. Auch dies hat, wie wir sehen werden, die folgende Zeit zur Reife gebracht.

Wie in den äußeren Ordnungen des Lebens, so war auch in der geistigen Stimmung der Nation ein Umschwung eingetreten; jene ästhetische Selbstgenügsamkeit, der vor jedem gewaltsamen Conflict des Lebens bange war, weil dadurch „ruhige Bildung“ gestört werden konnte, kam allmälig in Mißcredit, und es ging ein Gefühl durch die Nation, daß es jetzt nicht mehr an der Zeit sei, in künstlerischer Objectivität sich an der persönlichen Größe des Gegners ruhig zu erbauen, während durch ihn ringsum Alles geächtet und erniedrigt ward, was noch von deutschem Geiste und deutscher Sitte Zeugniß gab. Man fing jetzt an, sich der Zeit zu schämen, wo die raffinirte Verbuhltheit der Schlegelschen Lucinde als ächte Natur und Poesie bewundert worden war und wo ein ernster, tiefsinniger Mann wie Schleiermacher dergleichen wie ein Kleinod deutscher Metaphysik zu commentiren vermochte. Selbst in dem großen Kreise des literarischen Publikums drang die Einsicht durch, daß es einer andern geistigen Kost bedürfe, als der süßlichen Misère und der weinerlichen, erlogenen Sentimentalität, womit die Kotzebue und Consorten die Unsittlichkeit und Trivialität aufgeputzt hatten.

Der männliche, sittenstrenge Ernst, den Kants Philosophie angeregt, das nationale Pathos, wie es aus Schillers Dichtungen heraussprach, begann auch in der Literatur gegen das Faule, Undeutsche und Unsittliche zu reagiren. Die junge Schaar von Kritikern und Dichtern der Zeit, die sogenannte romantische Schule, führte nicht allein einen unerbittlichen Krieg gegen das literarisch Armselige und Mittelmäßige, sondern sie setzte sich auch der Einseitigkeit und Uebertreibung der anti-klassischen Richtung mit Erfolg entgegen. Ihr Hinweis auf das Mittelalter, wenn auch von einer Seite sehr bald zur krankhaften Ausschließlichkeit übertrieben, leitete doch das Interesse

und die Kenntniß der Nation wieder auf die eigenen heimathlichen Stoffe; das Studium der deutschen Sprache, unserer Geschichte, unserer Volksdichtung ward mit wachsender Lust ergriffen und wirkte bald befruchtend zurück auf die gesammte nationale Anschauung.

Als die Katastrophe von 1805—6 erfolgt war, fehlte es zumal in der jüngeren Generation nicht an einem tüchtigen, wissenschaftlichen Kern und an regem Eifer; nur hielt sich noch immer das ganze literarische Thun abgeschieden von den öffentlichen Dingen der Nation. Die furchtbare Noth der Zeit durchbrach diese Scheidewand. Es kam zum ersten Male wie eine Ahnung über die Gemüther, daß alle diese Kreise des Lebens in inniger Verwandtschaft zu einander ständen und daß auch in die stille Abgeschlossenheit des Studirzimmers politische Interessen und politische Anforderungen eindringen könnten. Man war wohl, wie ein hervorragender Zeitgenosse sagt,*) nicht gleichgültig gewesen gegen die politischen Dinge, „aber alles war Doctrin, Theorie, Princip, Zukunft; von einer politischen Gegenwart, die zur Thätigkeit auffordern sollte, hatte man bis dahin keine Ahnung.“ Die fremden Dränger sorgten nun dafür, daß diese abstracte Richtung der Geister sich zur concreten Noth und Schmach der Zeit hinüberwandte und was irgend Tüchtiges und Braves in dem jüngeren Kreise der Nation vorhanden war, sich stillschweigend zu einem unsichtbaren Bunde gegen die freche Despotie des Auslandes schaarte. Die jüngste Katastrophe hatte Alles, was noch den Schein eines unabhängigen deutschen Daseins erhielt, in „einem großen gemeinsamen Jammer“ über und unter einander geworfen, so daß nirgends eine Stätte mehr blieb, um sich mit dem trügerischen Troste zu beruhigen, daß ja das Aeußerste noch nicht gekommen sei. Das Ende der deutschen Dinge schien nun wirklich nahe. „Da kam, wie E. M. Arndt**) sagt, der Tag, wo alle einzelnen Gefühle, Urtheile und Vorurtheile in den großen Schutt mit zusammen sanken. Was Kaiser und Könige verloren und aufgegeben hatten, davon mußten sich endlich auch die Kleinen lösen...“ „Als Oesterreich und Preußen nach vergeblichen Kämpfen gefallen waren, da erst fing mein Herz an, sie und Deutschland mit rechter Liebe zu lieben und die Wälschen mit rechtem treuen Zorn zu hassen. Als Deutschland durch seine Zwietracht Nichts mehr war, umfaßte mein Herz seine Einheit und Einigkeit.“ Aehnliche Wandelungen sind damals in Vielen vorgegangen. Gar Mancher, der sich bis jetzt mit dem vagen Ideale eines antiken, aus der Schule mitgebrachten Patriotismus genügt, fing jetzt an, den Realitäten deutschen Lebens seine Betrachtung zuzuwenden, den engen Provinzialgeist, den Servilismus zu bekämpfen und den Werth eines öffentlichen Geistes zu er-

*) Steffens, Was ich erlebte. VI. 177.

**) Erinnerungen S. 90. 91. Vgl. Rommel Chr. v., in seinen Erinnerungen (Bülau, Geh. Geschichten. V. 463. 464.).

kennen. Daß weder die Verwandtschaft der Stämme, noch der Sprache und Literatur, noch der Sitten und Gebräuche den Mangel jener gemeinsamen Institutionen ersetzen kann, auf denen die politische Stärke einer Nation beruht — diese alte schlichte Wahrheit fing in dieser Zeit bitterster Leiden an, wieder erfaßt und verstanden zu werden.

Unter dem Drucke dieser Leiden streifte man das Leere und Frivole ab, zog sich in sich selber prüfend zurück und schöpfte aus der tieferen Betrachtung deutschen Wesens den Keim einer zuversichtlichen Hoffnung, daß nicht Alles verloren sei, so lange die Nation nicht an sich selbst verzweifle; wie damals ein diplomatischer Weltmann schrieb: ein blos durch fremde Waffen besiegtes Volk darf noch nicht als ein unterjochtes, noch weniger als ein vertilgtes angesehen werden — so lange es noch aus diesem zufälligen Zusammenstoß roher Kräfte seine bessere Eigenthümlichkeit, seine geistigen, sittlichen und religiösen Ansichten oder Empfindungen gerettet, seinen innern Gehalt rein und unvermischt erhalten hat. Ganz ähnlich äußerte in den Stunden tiefster Noth ein frommer Freund Schleiermachers: Ich bin innerlich lange nicht so ruhig gewesen, als in diesen stürmischen Zeiten. Ich erhalte es mir immer gegenwärtig, wie Alles so hat kommen müssen, und mein Herz erfreut sich der zuversichtlichen Hoffnung, daß diese schwere Durchgangsepoche unser Geschlecht um eine große Strecke vorwärts bringen werde, wenn sich gleich in der Gegenwart Manches vereinigt, was diesen Glauben niederschlägt.*)

Am stärksten regte sich dieses Gefühl in Preußen. Jetzt wo der Staat halb aufgelöst, ein Theil des Landes in feindlicher Gewalt, die schönsten Provinzen ausgesogen waren, gab sich ein Bewußtsein der Kraft und Anstrengung kund, wie es kurz vorher nach einem zehnjährigen Frieden vollkommen gefehlt hatte. Es entsprang dies, wie ein Zeitgenosse sagt, aus der Ueberzeugung, daß das geschlagene Preußen berufen sei, vor Allem in Deutschland einen Adel und Bürgerschaft, militärische und administrative Einrichtungen auf gleiche Weise durchdringenden Mittelpunkt zu bilden. Noch war die Hauptstadt von feindlichen Truppen besetzt, der König hielt sich an der fernen russischen Grenze auf und dennoch waren die Stadt und das Land nur äußerlich beherrscht, eine sehr geringe Minderheit innerlich unterjocht; die Feinde hatten Festungen eingenommen, die Armee war geschlagen und dem übermächtigen Sieger gegenüber so gut wie waffenlos; aber ein inneres, dem Feinde unsichtbares Heer hatte sich an der Stelle des äußeren gebildet und zog sich immer dichter zusammen.

Zur Erweckung eines solchen Geistes hat damals von dem literarischen Gebiete aus kein anderer Mann so Großes geleistet, als Johann Gottlieb Fichte; nicht weil sein speculatives System tiefer als die andern in die Masse

*) S. Brinkmann an Gentz in dessen Schriften, herausgegeben von Schlesier. IV. 325. Schleiermachers Briefwechsel mit J. Chr. Gaß. 1852. S. 60.

der Nation eingedrungen ist, sondern wesentlich durch die Macht seiner Persönlichkeit und das innige Verhältniß, in das er seine philosophische Speculation zu den höchsten Fragen der Nation zu setzen wußte. Sein „transscendentaler Idealismus" unterschied sich schon in der ersten Phase seiner Entwickelung von der Lehre des Meisters, dem er sich anschloß, durch die entschlossene Sicherheit, womit er den politischen und nationalen Conflicten der Zeit nahe trat und die Speculation mit den großen gemeinnützigen Interessen der Menschheit in näheren Rapport zu bringen bemüht war. Nicht wie ein Gelehrter oder ein Mann, dem der Erfolg des Katheders genügt, sondern wie ein begeisterter Prophet und Missionär, kühn, herausfordernd, bisweilen im schroffsten Ausdruck des Selbstgefühls, aber auch in jedem Zuge seines Wesens durchdrungen und gehoben von der Wahrheit, die er bekannte; so ist er vor die Zeit und die Nation hingetreten. Erinnerte sein Aeußeres nach Arndts Zeugniß an Stein, so war er diesem auch innerlich vielfach verwandt: ein gedrungener, muthvoller Charakter, von scharfen Ecken und oft von rücksichtsloser Herbheit, aber auch wie Stein gerade, wahrhaftig und ohne Selbstsucht, also eine von jenen seltenen kerndeutschen Naturen, auf die Napoleons Wort an Göthe — „Sie sind ein Mann" — im höchsten Sinne seine Anwendung fand. So hat er, wie Steffens von ihm sagt, vielleicht nur wenig Philosophen der Schule, aber desto mehr tüchtig gesinnte Menschen gebildet.

Sein Conflict mit der sächsischen Kirchenpolizei hat ihn früh dem akademischen Lehrstuhl entfremdet; er suchte sich dafür einen Wirkungskreis bei dem großen gebildeten Publikum, das er wie Wenige in markiger, gediegener Rede, ohne Rhetorik und ohne Schulphrase, vielmehr durch edlen, sittlichen Schwung zu fesseln und zu begeistern verstand. So hatte er schon vor der Katastrophe in den Jahren 1804—1805 zu Berlin Vorträge gehalten, die einem ernsten, männlich gesinnten Kreise von Hörern die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters entwickeln sollten.*) Von der Aufgabe ausgehend, die geschichtliche Entwickelung der Menschen auf ihre letzten philosophischen Gründe zurückzuführen, nahm er fünf Grundepochen des Erdenlebens an, als deren dritte — „die Epoche der Befreiung unmittelbar von der gebietenden Autorität, mittelbar von der Botmäßigkeit der Vernunft" — er die gegenwärtige Zeit bezeichnete, dies Zeitalter „der absoluten Gleichgültigkeit gegen alle Wahrheit und der völligen Ungebundenheit ohne einigen Leitfaden." Es ließ sich gewiß gegen die Art, wie er darin die Geschichte construirte, Vieles sagen oder Einzelnes als einseitig und irrig verwerfen, wie denn auch der schärfste Dialektiker der Zeit, Schleiermacher, nicht unterlassen hat, diese Schwächen kritisch durchzuziehen; aber dies hinderte nicht, daß seine Schilderung die Zeit und ihre Verirrungen doch an den wundesten Stellen berührte.

---

*) S. sämmtliche Werke VII. 3—256.

Wie diese Zeit von jeder Herrschaft der Ideen sich abgewandt hatte und nur auf das unmittelbar Nützliche und Brauchbare sah; wie sie in der Politik, entweder vom Hasse gegen das Alte getrieben, auf luftige und gehaltleere Abstractionen Staatsverfassungen aufzubauen und durch weitschallende Phrasen, ohne eine feste und unerbittliche äußere Gewalt entartete Geschlechter zu regieren versuche, oder von ihrem Abgott, der Erfahrung, gehalten bei jedem kleinen oder großen Vorfalle, schon im Voraus überzeugt, daß sie sich selber nichts aussinnen könne, eile die Chroniken der Vorzeit nachzuschlagen, um auf diese Weise ihre politische Existenz aus den bunt an einander gereihten Stücken verschiedener abgestorbener Zeitalter zusammenzusetzen; wie ihr ferner als einzige Tugend die Förderung des Vortheils und als einziges Laster erscheine, ihres Vortheils zu verfehlen; wie ihr auch die Religion nichts sei als eine bloße Glückseligkeitslehre und alles Uebersinnliche höchstens als ein Zaum für den ungezügelten Pöbel erscheine, dessen der Gebildete nicht bedürfe — diese und andere charakteristische Züge in der Physiognomie jener Tage hat er in den Vorträgen ebenso scharf als rednerisch schön gezeichnet. Wohl mochte es diesem in Selbstsucht vergessenen Geschlecht seltsam klingen, einmal wieder in eindringlichen Worten die Lehre gepredigt zu hören, daß die Person der Idee zum Opfer gebracht werden solle und nur ein Leben, in welchem dies geschehe, das wahre und rechte sei; aber gewiß ist diese Lehre, so fremd sie scheinen mochte, schon damals nicht lediglich auf unfruchtbaren Boden gefallen.

Wie die Katastrophe dann erfolgte und seiner Predigt in der Wüste eine furchtbare Bestätigung gab, war wieder Fichte unter den Ersten, die nicht verzweifeln, sondern frisch Hand anlegen wollten an das neu zu gründende Werk. Aus Nichts wird Nichts, schrieb er an Beyme, auch giebt es keinen Sprung zwischen durchaus entgegengesetzten Zuständen; drum glaube ich immerfort, daß ohne eine völlige Umschaffung unseres ganzen Sinnes, d. h. ohne eine durchgreifende Erziehung, aus keinem günstigen oder ungünstigen Erfolge für uns Heil zu erwarten ist.

Die Reden „an die deutsche Nation", die er im Winter 1807—1808 zu Berlin hielt, setzten sich die Aufgabe, dies Programm genauer auszuführen. Eine Erhebung aus dem gegenwärtigen Zustande bezeichnete er nur unter der einen Bedingung denkbar, daß dem deutschen Volke eine neue Welt aufginge, mit deren Erschaffung es einen neuen Abschnitt in der Zeit begänne und mit ihrer Fortbildung ihn ausfüllte. Nun halte ich, sagte er, meines Orts dafür, daß es eine solche Welt gebe; und es ist der Zweck dieser Reden, Ihnen das Dasein und den wahren Eigenthümer derselben nachzuweisen, ein lebendiges Bild derselben vor Ihre Augen zu bringen und die Mittel ihrer Erzeugung anzugeben. In dieser Weise werden diese Reden eine Fortsetzung der ehemals gehaltenen Vorlesungen über die damalige Zeit sein, indem sie enthüllen werden das neue Zeitalter, das der Zerstörung des

Reiches der Selbstsucht durch fremde Gewalt unmittelbar folgen kann und soll.

Fichte wandte sich in diesen Reden an „Deutsche schlechtweg, durchaus bei Seite setzend und verwerfend alle die trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der einen Nation gemacht haben.“ Mein Geist, sagte er, versammelt den gebildeten Theil der ganzen Nation aus allen den Ländern, über welche er verbreitet ist, um sich her, bedenkt und beachtet unser Aller gemeinsame Lage und Verhältnisse und wünschet, daß ein Theil der lebendigen Kraft, mit welcher diese Reden vielleicht Sie ergreifen, auch in dem stummen Abdruck, welcher allein unter die Augen der Abwesenden kommen wird, verbleibe und aus ihm athme und an allen Orten deutsche Gemüther zu Entschluß und That entzünde.

Er setzte solche deutsche Hörer voraus, die nicht etwa in thatlosem Schmerze sich wohlgefielen, an ihrer Untröstlichkeit sich weideten und durch dies Gefühl sich abzufinden dachten mit der Aufforderung zur That; auch wollte er nicht vertrösten auf Hülfe von Außen her und verweisen auf mögliche Ereignisse und Veränderungen, die etwa die Zeit herbeiführen könne; denn „kein Mensch und kein Gott, sagte er, und keines von allen im Gebiete der Möglichkeit liegenden Ereignissen kann uns helfen, sondern allein wir selber müssen uns helfen, falls uns geholfen werden soll.“ Er bekämpfte zuerst die Selbstsucht, die sich der Gesammtheit der Regierenden wie der Regierten bemächtigt hatte; als ihr Wesen bezeichnete er im Staate vor Allem nach außen die Vernachlässigung aller Bande, durch welche ihre eigene Sicherheit an die Sicherheit anderer Staaten geknüpft ist; das Aufgeben des Ganzen, dessen Glied die Regierung ist, lediglich darum, damit sie nicht aus ihrer trägen Ruhe aufgestört werde; ferner die traurige Täuschung, daß man Frieden habe, so lange nur die eigenen Grenzen nicht angegriffen sind; sodann nach innen die weichliche Führung der Zügel des Staates, die mit ausländischen Worten sich Humanität, Liberalität und Popularität nennt, die aber richtiger in deutscher Sprache Schlaffheit und ein Betragen ohne Würde zu nennen ist.

Mit den bisher angewendeten Mitteln konnte man der Nation nicht helfen. War ihr Widerstand fruchtlos, so lautete des Redners herbe Mahnung, als sie noch im Besitze aller ihrer Kräfte war, was kann derselbe fruchten, nachdem sie des größten Theils beraubt ist? Der Sieger müßte ebenso unbesonnen und ebenso feige und verzagt sein, als jene Nation selbst es war, wenn er die errungenen Vortheile nicht festhielte und sie nicht auf alle Weise verfolgte. Die gänzliche Veränderung des bisherigen Erziehungswesens erschien darum Fichte als das einzige Mittel, die Nation in ihrem Dasein zu erhalten.

Ihr erstes Merkmal sollte die sichere und besonnene Kunst sein: einen festen und unfehlbaren guten Willen im Menschen zu bilden. Drum müsse

an der Stelle jener Selbstliebe eine andere Liebe gegründet werden, die unmittelbar auf das Gute schlechtweg als Solches und um seiner selbst willen ausgehe. Die neue Erziehung sollte in der Weise zum reinen Wollen bilden, daß, wenn später die Selbstsucht erwache oder von außen angeregt werde, sie zu spät komme und in dem schon von etwas Anderem eingenommenen Gemüthe keinen Platz für sich finde. Der Zögling sollte von Anbeginn an ununterbrochen und ganz unter dem Einflusse dieser Erziehung stehen und vor aller Berührung mit dem Gemeinen bewahrt werden.

Diese Bildung zur reinen Sittlichkeit erschien aber nur als erste Vorbedingung, um die Erziehung zur wahren Religion zu vermitteln. Lasset immer, ruft er den Deutschen mit Hindeutung auf ein Wort Ezechiels zu, die Bestandtheile unseres höheren geistigen Lebens so ausgedorret und darum auch die Bande unserer Nationaleinheit ebenso zerrissen und in wilder Unordnung durcheinander zerstreut umherliegen, wie die Todtengebeine des Sehers; lasset unter Stürmen, Regengüssen und sengendem Sonnenscheine mehrere Jahrhunderte dieselbe gebleicht und ausgedorrt haben — der belebende Odem der Geisterwelt hat noch nicht aufgehört zu wehen. Er wird auch unseres Nationalkörpers erstorbene Gebeine ergreifen und sie an einander fügen, daß sie herrlich dastehen in neuem und verklärtem Leben.

Wie der Redner die Erniedrigung des deutschen Volkes und ihre Ursachen ohne Schonung besprochen, so findet er auf der andern Seite auch hohen Trost in der ganzen Eigenthümlichkeit dieser Nation. Selbst im Vergleich mit den übrigen germanischen Nationen räumt er ihr den Vorzug einer innerlichen, ernsten Geistesbildung, eines redlichen, mühevollen Thuns in allen Dingen, eine bis zu ihrem ersten Ausströmen aus der Naturkraft lebendige Sprache ein; eine solche Nation kennt nach seiner Ansicht den Gegensatz einer vom Volke sich scheidenden Bildung nicht, sondern das große Volk ist bildsam und die Bildner erproben ihre Entdeckungen an dem Volke selber. Der ausländische Genius wird danach die betretenen Heerbahnen des Alterthums mit Blumen bestreuen und der Lebensweisheit, die leicht ihm für Philosophie gelten wird, ein zierliches Gewand weben; dagegen wird der deutsche Geist neue Schachten eröffnen und Licht und Tag einführen in ihre Abgründe, und Felsmassen von Gedanken schleudern, aus denen die künftigen Zeitalter sich Wohnungen erbauen. Der ausländische Geist wird sein ein lieblicher Sylphe, der mit leichtem Fluge über den seinem Boden von selbst entkeimten Blumen hinschwebt und sich niederläßt auf dieselben, ohne sie zu beugen, und ihren erquickenden Thau in sich zieht; oder eine Biene, die aus denselben Blumen mit geschäftiger Kunst den Honig sammelt und ihn in regelmäßig gebauten Zellen zierlich geordnet niederlegt; der deutsche Geist ein Adler, der mit Gewalt seinen gewichtigen Leib emporreißt und mit starkem und vielgeübtem Flügel viel Luft unter sich bringt, um sich näher zu heben der Sonne, deren Anschauung ihn entzückt.

Wie in jenen Tagen nirgendwo sonst mit kühnerem Freimuth die fremde Despotie und ihr entwürdigendes Thun geschildert worden ist, so sind auch niemals aus einem deutschen Munde tiefsinnigere und beredtere Worte vernommen worden über das Wesen und die Eigenthümlichkeit des deutschen Volkes. Wie sich dessen Grundzüge darlegten in der Geschichte, wie es die Reformation ergriffen und wie es das Bürgerthum aus sich entwickelt, wie es der Ausländerei gegenüber doch seine Ursprünglichkeit behauptet und der Deutsche, „der ursprüngliche und nicht in einer willkürlichen Satzung erstorbene Mensch“, wahrhaft ein Volk habe und auf eines zu rechnen befugt sei, und wie die neue Erziehung es zu diesem ihm entsprechenden Dasein zurückführen werde, das sind die Grundgedanken, um welche sich die Darlegung des Redners bewegt. Ergreifend ist die Mahnung, sich nicht einschläfern zu lassen durch die Lässigkeit des Dienens, sondern sich einen festen und gewissen Geist anzuschaffen, bei dem Leben und Denken aus einem Stücke sei; tief einschneidend in den faulen Trost der alten Zeit der Nachweis, wie leer die Hoffnung sei, ein Volk könne in der Literatur fortleben, nachdem ihm die politische Selbständigkeit verloren gegangen ist.

Mit einem einzigen großen Wort trifft er dann die Unnatur des Napoleonischen Systems in ihrem innersten Wesen. Die geistige Natur, sagt er, vermochte das Wesen der Menschheit nur an höchst mannigfaltigen Abstufungen an Einzelnen, und an der Einzelnheit im Großen und Ganzen, an Völkern darzustellen. Nur wie jedes dieser letzten, sich selbst überlassen, seiner Eigenheit gemäß und in demselben jeder Einzelne sich entwickelt und gestaltet, tritt die Erscheinung der Gottheit in ihrem eigentlichen Spiegel heraus, so wie sie soll; nur der, der entweder ohne alle Ahnung für Gesetzmäßigkeit und göttliche Ordnung oder ein verstockter Feind derselben wäre, könnte einen Eingriff in jenes höchste Gesetz der Geisterwelt wagen wollen. Nur in den unsichtbaren und den eigenen Augen verborgenen Eigenthümlichkeiten der Nationen, als demjenigen, wodurch sie mit der Quelle ursprünglichen Lebens zusammenhängen, liegt die Bürgschaft ihrer gegenwärtigen und zukünftigen Würde, Tugend, Verdienstes; werden diese durch Vermischung und Verreibung abgestumpft, so entsteht Abtrennung von der geistigen Natur, aus dieser Flachheit, aus dieser die Verschmelzung Aller zu dem gleichmäßigen und an einander hängenden Verderben. Eine Staatskunst dieser Art vermochte nur immer neuen Krieg, Zerstörung und Verwüstung zu erzeugen. Man kann damit zwar die Erde ausplündern und wüste machen und sie zu einem dumpfen Chaos zerreiben, nimmermehr aber sie zu einer Universalmonarchie ordnen.

Seit Luther war so zur deutschen Nation nicht geredet worden wie jetzt, inmitten der zum Theil freiwilligen Knechtschaft der Großen und der Unterdrückung der Kleinen, unter der Herrschaft feindlicher Bajonnete und umspürt von der fremden Polizei, Fichte zu ihr sprach. „Ich weiß recht

gut, was ich wage, schrieb er damals an Beyme, ich weiß, daß ebenso wie Palm ein Blei mich treffen kann. Aber dies ist es nicht, was ich fürchte, und für den Zweck, den ich habe, würde ich gern auch sterben." Eine Nation, die auch in ihrer Erniedrigung solche Männer aus den Tiefen des Volkes hervorgehen ließ, konnte nicht dem Untergange bestimmt sein!

Es war damals in Berlin ein Kreis von Männern versammelt, aus dem die künftige Hochschule erwachsen sollte, und deren Sinn und Streben in dem, was jetzt die Lebensfrage Aller war, mit der von Fichte eingeschlagenen Bahn zusammenstimmte. Der bedeutendste Mann unter ihnen war Schleiermacher. Er hatte seit 1799 durch seine Reden „über die Religion" einen neuen folgenreichen Weg gebahnt. Indem er sich an die „Gebildeten unter den Verächtern der Religion" wandte, wollte er doch in das Hülferufen der Meisten über den Untergang der Religion nicht einstimmen, weil er nicht glaubte, daß ein anderes Zeitalter sie besser aufgenommen hatte, als das gegenwärtige; er wollte auch nichts zu schaffen haben mit den „altgläubigen und barbarischen Wehklagen, wodurch sie die eingestürzten Mauern ihres jüdischen Zions und seine gothischen Pfeiler wieder emporschreien möchten." Als Mensch wollte er von den heiligen Geheimnissen der Menschen reden. Nicht einzelne Empfindungen, sagte er, will ich aufregen, die vielleicht in ihr Gebiet gehören; nicht einzelne Vorstellungen will ich rechtfertigen oder bestreiten, sondern in die innersten Tiefen möchte ich Euch geleiten, aus denen überall eine jede Gestalt derselben sich bildet; zeigen möchte ich Euch, aus welchen Anlagen der Menschheit sie hervorgeht und wie sie zu dem gehört, was Euch das Höchste und Theuerste ist; auf die Zinnen des Tempels möchte ich Euch führen, daß Ihr das ganze Heiligthum überschauen und seine innersten Geheimnisse entdecken könnet.*)

So wollte er die Religion nicht aus irgend welchem äußeren Grunde z. B. als eine Stütze von Recht und Ordnung, sondern um ihrer selbst willen geliebt sehen. Er wies den starren Dogmatismus ebenso von sich, wie „die übel zusammengenähten Bruchstücke von Metaphysik und Moral, die man jetzt geläutertes Christenthum nennt." Er wollte, daß die Frömmigkeit aus dem Innern jeder besseren Seele von selbst entspringe, und daß ihr eine eigne Provinz im Gemüthe angehöre, in welcher sie unumschränkt herrsche.

Für die Erhebung des nationalen Lebens war es natürlich ein bedeutsamer Schritt, wenn auch auf dem religiösen Gebiete das Platte und Gemeine bekämpft und auf eine Vertiefung des religiösen Sinnes hingewirkt ward; zumal in Berlin selbst, wo erst die voltairesirende Frivolität, dann die officielle Scheinheiligkeit die wahrhafte Frömmigkeit untergraben hatten,

*) S. Schleiermachers sämmtliche Werke I. 1. S. 144. 145. 155. 167 f. Vgl. 424.

that eine geistvolle und tiefsinnige Erregung doppelt Noth. Die Zeit der Bedrängniß öffnete auch dafür die Gemüther. Anfangs zwar, wie Schleiermacher begann einen akademischen Gottesdienst in Berlin einzurichten, erschien das noch wie etwas Fremdes und die Mehrzahl der Hörer ging wohl weniger frommer Erbauung, als dem geistreichen Redner nach. Aber bald wußte er das ernstere Interesse zu fassen und fest zu halten. In allen Klassen schlug eine tiefere und ernstere Auffassung Wurzel und er wußte das alte Berlin völlig umzustimmen.

Der Einfluß, den er gewann, galt aber nicht dem geistvollen Denker und Lehrer allein, sondern in gleichem Maße den eifrigen Patrioten. Noch vor der Katastrophe von Jena hatte dieser tiefsinnige Geist in richtiger Ahnung erkannt, welchen Zeiten die Nation entgegenging. Glauben Sie mir, schrieb er im Juni 1806, es steht bevor, früher oder später ein allgemeiner Kampf, dessen Gegenstand unsere Gesinnung, unsere Religion, unsere Geistesbildung nicht weniger sein werden, als unsere äußere Freiheit und äußeren Güter, ein Kampf, der gekämpft werden muß, den die Könige mit ihren gedungenen Heeren nicht kämpfen können, sondern die Völker mit ihren Königen gemeinsam kämpfen werden, der Volk und Fürsten auf eine schönere Weise, als es seit Jahrhunderten der Fall gewesen ist, vereinigen wird, und an den sich Jeder, Jeder, wie es die gemeinsame Sache erfordert, anschließen muß.

Ehe freilich diese Weissagung 1813 in Erfüllung ging, waren erst die schwersten Prüfungen zu überstehen. Unter den Männern, deren tapfere Gesinnung niemals sich gebeugt oder träger Verzweiflung nachgegeben hat, steht Schleiermacher in erster Linie. So lange es noch einen preußischen Winkel giebt, schrieb er in den furchtbaren Octobertagen, werde ich mich in diesen zurückziehen. Die Niederlagen in Thüringen und das Schicksal von Halle hatten auch seine persönlichen Verhältnisse schwer erschüttert; er litt unter dem Kriegsgedränge, ward ausgeplündert, seine äußere Existenz war bedroht, aber gleichwohl verzweifelte er nicht an dem Staate, dem er angehörte und war mitten in aller persönlichen Noth fest entschlossen, ihn nicht zu verlassen. Jetzt eine andere Stellung auswärts suchen, wie die weltkluge Selbstsucht rieth, erschien ihm als „Verrätherei“; gefaßt sah er einer Zeit entgegen, in der es „noch wieder Märtyrer geben könne.“ Ich fürchte nichts, schrieb er im December 1806, als nur bisweilen einen schmählichen Frieden, der einen Schein — und nur einen Schein — von Nationalexistenz und Freiheit übrig läßt. Aber auch darüber bin ich ruhig, denn wenn sich die Nation diesen gefallen läßt, so ist sie zu dem Besseren noch nicht reif, und die härteren Züchtigungen, unter denen sie reifen soll, werden dann nicht lange ausbleiben *).

---

*) Aus Schleiermachers Leben. In Briefen. Zweite Auflage. 1860. II. 64.

Einer so tapferen Gesinnung ward zur rechten Stunde in Berlin ein wirkungsreicher Schauplatz eröffnet; sein mächtiger, frischer, stets fröhlicher Geist war, wie ein Zeitgenosse sagt, in der trübsten Zeit einem Heere gleich zu achten. Er wurde ein politischer Prediger im größten Stil. Die Reden, die er in der Dreifaltigkeitskirche hielt, übten auf einen großen und mannigfaltigen Kreis, der zum Theil der Kirche fremd geworden war, eine tiefe und nachhaltige Wirkung. Außer Fichte hat damals Keiner so viel dazu beigetragen, den Geist des alten Berlin, wie es vor 1806 gewesen war, von innen heraus umzugestalten und den Ernst und die Strenge der Gesinnung heranzuziehen, ohne welche eine Wiedergeburt nicht möglich war. Den jungen Männern, schrieb er damals, jetzt das Christenthum klar machen und den Staat, das heißt eigentlich ihnen Alles geben, was sie brauchen, um die Zukunft besser zu machen, als die Vergangenheit war.

Alle diese Kräfte kündigten zugleich die werdende Universität an, deren Sitz Berlin sein sollte. Der Gedanke, in der Hauptstadt eine neue Hochschule zu errichten, war schon vor Jahren angeregt worden, allerdings damals nicht aus den nationalen und politischen Gesichtspunkten, die bei ihrer wirklichen Gründung mitgewirkt haben. Als die Katastrophe in Tilsit erfolgte und mit ihr die bedeutendste preußische Universität, Halle, verloren ward, da erwachte sofort der Wunsch mit neuer Stärke, ein Werk, das mit der Entstehung des preußischen Königthums innig verknüpft war, dem Staate zu erhalten. Es ging eine Deputation von Halleschen Professoren nach Memel, um den König zu bitten, daß er die Universität nach Berlin übernehmen möge. „Das ist recht, das ist brav“, erwiederte der König; der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat.“ Von diesem Augenblick an ist der Gedanke nicht mehr verlassen worden. In Gemeinschaft mit Fichte, Schleiermacher, Niebuhr, Wolf hat namentlich Beyme die Sache mit Eifer verfolgt und bis zu seiner Versetzung in einen andern Wirkungskreis die Ausführung vorbereitet. Später hat sie dann Wilhelm von Humboldt in die Hand genommen und er ist der eigentliche Gründer der neuen Schöpfung geworden*).

Inzwischen hatte sich schon seit 1807, durch vertriebene Hallesche Gelehrte verstärkt, eine Anzahl von Männern in Berlin versammelt, die öffentliche Vorträge hielten; außer Fichte, Schleiermacher, Wolf waren namentlich Wildenow, Kiesewetter, Karsten, Bock, Klaproth, Hermbstädt und Froriep zu nennen. Ein solcher Verein von mehr als zwanzig Männern, unter denen

---

72. 76. 78. 105. Vgl. auch Steffens VI. 272. Varnhagens Denkwürd. I. 383. 384 und den Aufsatz von W. Dilthey über S.'s politische Gesinnung und Wirksamkeit in den Preuß. Jahrbüchern 1862. X. 3. 234.

*) Die einzelnen zum Theil sehr bezeichnenden Vorgänge erzählt R. Köpke, die Gründung der kön. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. 1860.

wissenschaftliche Namen ersten Ranges waren, stellte in Wirklichkeit schon eine Universität dar, auch wenn die förmliche Gründung und Eröffnung erst im Spätjahr 1810 erfolgte. Den Zusammenhang, in welchem dies neue Werk mit der begonnenen Umgestaltung des Staates stand, haben Steffens und Schleiermacher in ihren damals erschienenen Schriften über Universitätswesen unverblümt genug hervorgehoben, ohne daß die Bonapartesche Polizei, die sonst plump und täppisch über jede unbequeme Regung herfuhr, etwas Arges dabei fand. Es mag wohl richtig sein, was der wackere Villers in dieser Zeit einmal an Steffens schrieb: Sie würden völlig verloren sein, wenn Sie nicht für Ihre Darstellung eine Sprache gewählt hätten, die dem Franzosen ein völlig unverständliches Sanscrit ist. Und doch sagte auch er deutlich genug, was die Universität in diesem Augenblick für Preußen und für Deutschland sein sollte; aber es scheint, den Franzosen hat bei allem sprühenden Scharfsinn der Sinn es zu begreifen vollkommen gefehlt.

Der frische Geist, der sich in diesem Allem ankündigte, sprach auch aus einem Manne, der ganz unabhängig von dem Berliner und Königsberger Kreise der Bonaparteschen Zwingherrschaft den Handschuh hinwarf; es war eine von jenen kerndeutschen, ursprünglichen Naturen, wie sie Fichte gezeichnet. Wir meinen Ernst Moritz Arndt, den Mann voll warmen deutschen Gemüthes und tapferen Zornes gegen alles Undeutsche und Schlechte, dem die gütige Vorsicht zu der seltenen Gunst, bis an die äußerste Grenze menschlichen Lebens gesund und mannhaft zu bleiben, die noch seltenere Gabe geschenkt, in schlimmer, wie in guter Zeit, den festen Glauben an die deutsche Sache sich in jugendfrischem Muth zu bewahren. Sein „Geist der Zeit", dessen erster Theil 1807 erschien, jetzt gar Vielen ein verschollenes Buch, gehört zum Kräftigsten und Erweckungsreichsten, was je eine deutsche Feder geschrieben. Außer Stein und Fichte hat Niemand den Bonapartismus, seine dämonische Gewalt und sein Mittel beredter und schärfer gezeichnet, als der Verfasser dieses Buches; Niemand eindringlicher als er die Lehre gepredigt, daß man ihn nur besiegen könne, wenn man ihn mit seinen eigenen Instrumenten bekämpfe.

So begann die neue Erziehung der Nation, wie sie Fichte wollte. Auch die tüchtigere körperliche Zucht, die von Scharnhorst und seinen Freunden früh als eine Bedingung der kriegerischen Reform erkannt war, blieb nicht vergessen, und wir werden später noch des Mannes zu gedenken haben, der es unternahm, ein der frischen Luft entwöhntes Geschlecht wieder zur physischen Gesundheit heranzubilden, eingedenk des alten Spruches, daß eine gesunde Seele nur in einem gesunden Körper wohne.

In dem gleichen Gedanken, zur Befreiung von dem französischen Joch die Mittel zu schaffen, war der „sittlich-wissenschaftliche Verein" gegründet worden, der unter dem Namen des Tugendbundes bekannt geworden

ist*). Im Frühjahr 1808 war zu Königsberg ein kleiner Kreis von Männern (zum Theil Freimaurern) zusammengetreten, wie der Oberfiscal Mosqua, Professor Lehmann, Kriegsrath Velhagen, Major Both, Assessor Bardeleben, und die bekannten Gelehrten Bazko und Krug, welche die Gründung des Vereins vorbereiteten und seine Statuten entwarfen. Die Mitglieder wollten mündlich und schriftlich mit allen Mitteln darauf hinarbeiten, daß „Vaterlandsliebe, Geradsinn, Anhänglichkeit an den Monarchen und die Verfassung, Religiosität, festes Streben gegen Unsitte, Laster und Künstelei, Liebe zur Wissenschaft und Kunst, Humanität und Brüderlichkeit verbreitet, die Tugenden des Muthes, der Hoffnung, der Freimüthigkeit und der körperlichen Festigkeit, so wie der Haß gegen Schmeichelei, Kriecherei und Verweichlichung" gemehrt würden. Am 30. Juni ward der neue Verein und seine Verfassung vom König genehmigt. Seine erste Ausbreitung erfolgte natürlich in der Provinz Preußen; Memel, Braunsberg, Elbing schlossen sich der von Königsberg gegebenen Anregung rasch an. In Schlesien und der Mark suchte Bardeleben durch eine persönliche Rundreise die Sache zu fördern, und wenn auch an manchen, selbst größeren Orten, wie Berlin und Breslau, die Theilnahme unter der Erwartung blieb, fehlte es doch im Ganzen nicht an regem Eifer für den angeregten Zweck. Es waren unter den Mitgliedern, deren Zahl sich bis zu Anfang 1809 auf drei- bis vierhundert belief, besonders viele Militairs, auch Professoren, Beamte, Richter, Gutsbesitzer und Kaufleute zu bemerken. Zwar haben Persönlichkeiten, die man nicht selten als die eigentlichen Schöpfer und Leiter des Bundes bezeichnet hat, namentlich Stein und Scharnhorst, demselben nie angehört, vielmehr scheint Stein, wie auch York, eher gegen als für denselben gestimmt gewesen zu sein, und auch Gneisenau hat nur mit einzelnen thätigen Mitgliedern in regem Verkehr gestanden. Aber es haben doch auch angesehene Männer, wie Boyen, Grolman, Karl Friedrich Eichhorn, Merkel, Ladenberg und eine Anzahl jüngerer Officiere, wie Thile, Selasinski, Oppen, Zastrow, deren Namen in den späteren Tagen des Kampfes mit hohen Ehren genannt werden, an dem Vereine Theil genommen.

Der Verein, von Königsberg aus verbreitet und geleitet, lief in eine Anzahl Zweigvereine aus; seine Thätigkeit erfolgte in sogenannten Kammern und stand unter der Controle der Censoren; als Zweck war vorgesetzt die Thätigkeit für Erziehung, Volksbildung, Wissenschaft und Kunst, Volkswohlstand, äußere und innere Polizei. Um auf die untern Classen einzuwirken, wurden „Freivereine" gestiftet, welche aus den für Bildung empfänglichen, aber zu den eigentlichen Arbeiten noch nicht gehörig vorbereiteten Mitgliedern

*) S. die Schriften von Krug (Wesen und Wirken des Tugendbundes, Leipzig. 1816), Voigt (Geschichte des Tugendbundes, Berlin 1850) und Baersch (Beiträge zur Gesch. des Tugendbundes, Hamb. 1852).

der Gemeine bestehen sollten. Sie kamen in den Feierstunden an Sonn- oder Festtagen zusammen und unterhielten sich durch Vorlesung gemeinnütziger Schriften oder durch Gespräche: auch war ihnen ausdrücklich vorgeschrieben, durch Wort und Beispiel auf ihre Umgebung zu wirken und ihr eine wärmere Liebe für die vaterländischen Dinge und ein lebendigeres Gefühl für die Ehre der Nation einzuflößen. Auch in der Presse begann der Verein seine Thätigkeit zu entfalten*).

Es lag in der Natur der Sache, daß mancher unnütze Formenkram mitunterlief und bisweilen Pathos und Phrase eine größere Rolle spielten, als der Sache förderlich war; auch ließ es sich schwer hindern, daß unbrauchbare und selbst zweideutige Elemente in den Verein hereinkamen. Allein es fanden sich doch auch eine Reihe von tüchtigen, patriotischen Männern zusammen und arbeiteten thätig in einer Richtung. Boyen hat es als den Hauptzweck des Vereins bezeichnet, eine Volksbewaffnung und den zu ihrem Gelingen erforderlichen Geist vorzubereiten, und es liegen Aufzeichnungen von ihm vor, die er als Vereinsmitglied in dieser Richtung entworfen hat;**) das konnte bedeutsam werden, wenn vielleicht noch vor Anfang des Jahres 1809 der entscheidende Schritt zur Erhebung erfolgte. Drum haben auch diejenigen, die in dieser Hoffnung thätig waren, eifrig gesucht, den Verein auszubreiten. Die Enttäuschung, die erfolgt ist, das Mißlingen der Insurrectionen im Jahre 1809, namentlich des Schillschen Zuges, dessen Verantwortlichkeit dem Verein mit Unrecht aufgebürdet ward, und die gesteigerte Wachsamkeit der französischen Polizei wirkten freilich lähmend auf ihn zurück; in ihm selbst vermißte man seit der Zeit die rechte Frische und Rührigkeit, auch fehlte es nicht an offenen Gegnern, namentlich unter der französirenden Partei, die auf seine Auflösung hinwirkten, oder an Solchen, denen seine Wirksamkeit nutzlos erschien. Innerhalb des Bundes selbst erhoben sich Stimmen, welche die angewandte Zeit und Mühe für verloren hielten. Es wirkten alle diese Momente zusammen zu der Auflösung, die der König am 31. Dec. 1809 verfügte. Es ist darum eine Uebertreibung, wenn z. B. einzelne Franzosen noch in den Ereignissen von 1813 überall und immer nur den Tugendbund, den sie sich als eine gewaltige Verschwörung denken, als den eigentlichen Hebel sehen wollen; er hat nach den glaubwürdigsten Zeugnissen, als seine Auflösung verfügt war, wirklich aufgehört. Aber es waren doch durch ihn viele Gleichgesinnte einander näher gebracht und manches Wohlthätige angeregt worden; wie die Zeit des Handelns kam, mußte die einmal vorhandene Verknüpfung die gemeinsame Thätigkeit in einem Geiste doch wesentlich fördern.

*) S. über den „Volksfreund" die Mittheilungen von Baersch S. 38 ff. In der Zeitschrift erschien auch der bekannte Aufsatz von Gneisenau über die „Freiheit des Rückens", den Baersch S. 52. 53 wieder abgedruckt hat.

**) S. Beiheft zum Militärwochenblatt 1855. S. 143. 144.

Ueber Preußen hinaus verzweigte sich der Bund nicht, wohl aber bestanden außerhalb Verbindungen gleichen Sinnes. In Hessen und Hannover z. B. waren geheime Gesellschaften gebildet, deren Entstehung schon in die Zeit fiel, wo die Franzosen noch in Preußen standen. Ein ehemaliger Auditeur, Martin aus Cassel, wird als der Theilnehmer eines Planes genannt, damals einen Aufstand im Rücken des Feindes zu erregen, und gleichzeitig war ein ehemaliger Officier, Namens Emmerich, als Leiter eines antifranzösischen Bundes thätig.*) Mit dem Tugendbunde standen diese Verbindungen wohl nicht in näherer Beziehung, dagegen existirten in Preußen selbst manche kleine Vereine, namentlich von Officieren gebildet, die Einverständnisse außerhalb Preußen suchten und fanden.

Dies Alles war auf einen großen Zweck gerichtet: die Erhebung des Landes, um die verlorene Unabhängigkeit wieder zu erringen. Ein Jahr nach dem Tilsiter Frieden war das Heer gereinigt und reorganisirt; durch Einberufung der Beurlaubten konnte es auf 80,000 Mann gebracht, vielleicht, wenn Scharnhorsts Entwürfe die Billigung des Königs fanden, eine allgemeine Bewaffnung des Volkes vorbereitet werden, die im Zusammenhang mit den Stimmungen in den verlorenen Gebieten und mit der Politik Oesterreichs die Aussicht auf einen großen und glücklichen Kampf eröffnete. Das war auch die Hoffnung, welche die Männer der Reform unverdrossen unter allen äußeren und inneren Hindernissen im Auge behielten. Denn nicht mit dem äußeren Feinde allein, seinen Drängern, Blutsaugern und Spionen hatten sie zu ringen, auch im Lande selbst war des Widerwärtigen genug zu überwinden. Die Höflinge und Franzosenthümler alter Zeit fuhren fort, Unterwerfung unter die Macht als politisches Evangelium zu verkünden und demgemäß die neue Richtung zu bekämpfen; die Junker und die Absolutisten im Staat und in der Armee, auch wenn sie mit den Franzosenfreunden und ihren Sympathien nichts gemein hatten, arbeiteten ihnen rührig in die Hände. Selbst wirklich patriotische Männer, deren Gesichtskreis nur über die alte Staatsordnung vor 1806 nicht hinausging, waren mit ihnen einig, die neue Politik und ihre Träger zu verdammen. Ehrliche, aber bornirte Leute wie Köckeritz und Zastrow, ehrgeizige und leichtfertige Intriguanten wie Kalkreuth, altpreußische Charaktere wie Marwitz und York, sie alle, so verschieden sie unter sich sein mochten, standen doch in gleicher Feindseligkeit dem Werke der Reform gegenüber. Und wenn die Opposition nur immer mit der schroffen Aufrichtigkeit und dem leidenschaftlichen Eifer eines York und Marwitz geführt worden wäre! Allein es wurden auch die krummen und dunkeln Wege nicht verschmäht, um das verhaßte System und dessen Urheber aus dem Sattel zu werfen. Die Ver-

*) S. Steffens V. 232. 334. Erinnerungen aus Hamburg und Hannover S. 12. Vgl. K. v. Nostiz Leben und Briefwechsel S. 107. 108.

suche, gleich in der ersten Zeit die neue Verwaltung zu stürzen, waren glücklich abgewendet worden, aber die Gegner waren dadurch nicht entmuthigt. In Königsberg hatten sie ihre Verbindungen am Hofe und waren durch Männer wie Kalkreuth geleitet; in Berlin erfreuten sie sich des Schutzes der französischen Marschälle. Indessen gelang es Steins Geistesgegenwart und Entschlossenheit, eine zu seinem Sturz angelegte Intrigue rasch zu durchkreuzen und das zudringliche Bemühen Zastrows um das Ministerium des Auswärtigen glücklich abzuschlagen. Gerade jetzt schien es wichtiger als je, sich die Kräfte zum Widerstand gegen den fremden Druck zu sammeln und zu bewahren.

Der Kaiser der Franzosen hatte einen verhängnißvollen Schritt gethan. Seiner wachsenden Unersättlichkeit genügte es nicht mehr, die pyrenäische Halbinsel nur in halber Abhängigkeit zu sehen und Spanien durch einen unwürdigen Günstling in den Netzen französischer Politik zu halten; auch dies Land sollte eine Präfectur des abendländischen Weltreiches werden. Die tiefe Entartung der Dynastie gab ihm die Zuversicht, die Nation werde lautlos über sich verfügen lassen. Auf Widerstand nicht gefaßt, durch die eigenen ersten Schritte weiter gedrängt und in der eisernen Beharrlichkeit seines Wesens den wachsenden Hindernissen immer furchtbarere Mittel entgegenstellend, begann er ein politisches Spiel, dessen verhängnißvolle Folgen ihm erst klar geworden sind, als es zu spät war, sie abzuwenden. Unter der Maske des Freundes und Schiedsrichters ward von ihm die Königsfamilie über die Pyrenäen gelockt, dort mit Todesdrohungen dem Infanten Ferdinand der Verzicht auf seine Rechte abgezwungen, das nördliche Spanien und seine Hauptstadt mit einem Netz französischer Truppen überzogen. In den April- und Maitagen 1808 geschah das Ungeheure, dem an niederer List und Gewaltsamkeit auch aus Napoleons eigner Geschichte seit 1803 und 1804 Nichts an die Seite zu stellen war.

Aber es bereitete sich ein Gottesgericht vor ohne Gleichen. Dies spanische Volk war durch Jahrhunderte in dumpfer Unthätigkeit niedergehalten worden, ein geistloser Despotismus hatte die reiche Kraft des Landes schmachvoll vergeudet, Palastregierungen, Günstlingswirthschaft und Priestereinfluß hatten kaum irgendwo verheerendere Spuren hinterlassen, als hier; die höheren Stände waren von der Verderbtheit des Hofes ergriffen, die Masse des Volkes galt für träg, unwissend, roh. Die culturstolze Betrachtung hatte die Spanier längst zu den Todten geworfen. Auch Napoleon, in seiner Geringschätzung aller volksthümlichen Kraft, sah die Spanier als einen wüsten Stoff an, der sich willig werde zu Bonaparteschen Formen kneten lassen. Und doch lebte in diesem Volke ein unverwüstlicher Kern von Vaterlandsliebe und stolzem Unabhängigkeitssinn, die geschichtliche Erinnerung an eine

große Vergangenheit war nicht ausgestorben, die Liebe zum Vaterlande wurzelte in dem festen Grunde eines Gemeinde- und Provinzialgeistes, den auch die Madrider Serailregierung nicht hatte verwischen können. Die Liebe zur Heimath und der Stolz auf die angeborne Eigenthümlichkeit nationalen Daseins hatte da noch ihre ganze natürliche Kraft bewahrt; hier kannte man die kosmopolitische Verschliffenheit so wenig wie die ängstliche Sorge und Verweichlichung um Haus und Hof, die eine Frucht der Ueberbildung ist; hier übten die blendenden Künste, die der Bonapartismus als Cultur, Freiheit und Fortschritt ausmünzte, nur auf die Wenigsten ihre verführerische Macht. Drum flammte denn auch jetzt der Zorn des Volkes mit furchtbarer Gewalt auf. Edle und unedle Elemente, stolzer Freiheitssinn und priesterlicher Fanatismus, Heldenmuth und Rachsucht, schwärmerische Hingebung fürs Vaterland und wilde Grausamkeit waffneten sich mit einem Male zu diesem Kampfe ohne Beispiel. Ein französisches Armeecorps ward bei Baylen zu schimpflicher Capitulation gezwungen (22. Juli), der aufgedrungene Schattenkönig mußte aus der kaum gewonnenen Hauptstadt flüchten, der nach der Ostsee verbannte Theil des spanischen Heeres fand unter La Romana aus Fünen den Weg in die Heimath.

Es waren Ereignisse von unbeschreiblichem Eindruck. Zum ersten Male war der Zauber Bonapartescher Unüberwindlichkeit tief erschüttert, der Glaube an die nationale Kraft der Völker durch kühne Thaten wieder ermuthigt. Es ging in ganz Europa wie eine Ahnung durch die Gemüther, daß in diesem wilden Kampfe die Macht und die Virtuosität des Unüberwundenen sich vergebens erschöpfen, vielleicht die überspannte Kraft seines Volkes und seiner Reiche sich in einem Ringen ohne Ende verbluten werde. Alle die Coalitionen der alten Höfe und Cabinete waren trotz des größten Aufwandes an Kräften ruhmlos gescheitert; hier zeigte das Schicksal den Weg und die Mittel des Sieges. Vielleicht, daß dieser Aufstand jenseits der Pyrenäen der große Anstoß ward zu einer Erhebung der europäischen Nationen. Wenn dies Volk sich in der Zerrüttung vieler Generationen eine solch unverwüstliche Kraft bewahrt, warum sollten die andern Schmach und Druck erdulden, die sich viel besser und weiser gedünkt, als die Spanier? Was Blücher damals an einen Gleichgesinnten schrieb: „ich weiß nicht, warum wir uns nicht den Spaniern gleich achten sollten!" dieser Gedanke ging aufrichtend durch viele Tausende von Gemüthern, die sich bis jetzt geduldig gefügt, weil aller Widerstand doch hoffnungslos schien. Noch stand der Imperator überlegen und in gewaltiger Rüstung dem Kampfe gegenüber, aber auch die Erfolge, die kriegerische Uebung und Feldherrnkunst erfocht, sie enthüllten nur um so greller die unermeßliche Last des begonnenen Kampfes. Es konnte der Anfang vom Ende werden für das abendländische Kaiserreich, wenn die andern unterjochten Nationen dachten und handelten wie die Spanier.

In Oesterreich deutete Alles darauf hin, daß man die Wichtigkeit des Augenblicks begriff. Die Regierung rüstete geheim, aber energisch; der Geist, in dem sie den kommenden Krieg faßte, ließ hoffen, daß auch für sie die Erfahrungen der vorausgegangenen Feldzüge nicht verloren waren. Das ganze Land glich einem großen Heerlager; niemals war dies Reich von einem frischeren Strom patriotischer und kriegerischer Begeisterung durchdrungen gewesen, wie jetzt. Um so größer war die Aufforderung für Preußen, den kostbaren Moment nicht zu versäumen. Es blieb ohnedem keine andere Wahl, als entweder im Gefolge Napoleons zu dienen, oder im Kampfe gegen ihn das Aeußerste zu wagen. Denn es war nicht zu erwarten, daß der französische Kaiser in dem Augenblick, wo ihn außer dem Kampf jenseits der Pyrenäen ein neuer Krieg mit Oesterreich zwang, seine Heere aus Preußen abzurufen, dies geschehen ließ, ohne sich der preußischen Politik vollkommen zu versichern. Nur die feste Bürgschaft, daß Preußen ruhig blieb in dem Entscheidungskampfe, wahrscheinlich ein aufgedrungenes Bündniß, vielleicht, wenn dies verweigert ward, die völlige Unterwerfung und Vernichtung der isolirten Monarchie konnte ihm diese Sicherheit gewähren. In der That tauchte bereits der Gedanke auf, Preußen müsse durch eine enge Allianz sich mit Napoleon völlig verknüpfen, oder gar dem Rheinbunde beitreten. Drum waren die Männer, die zu Königsberg die Geschäfte leiteten, vollkommen darüber im Klaren, welchen Weg die Ehre und Sicherheit des Staates gebiete. Anschluß an den werdenden Kriegsbund gegen Frankreich, Aufregung der Nationalitäten mit Einschluß der Polen, denen im Nothfall die Beute von 1772 zurückgegeben werden sollte, Ausführung der Scharnhorst'schen Entwürfe einer Nationalbewaffnung und Kampf bis zum Aeußersten, das war das Programm der Männer der Reform in Preußen, das einzige, das nach ihrer Ueberzeugung die Existenz und Unabhängigkeit des Staates retten konnte. „Tritt man — schrieb Scharnhorst am 8. Aug. an Stein — mit den Franzosen in engere und nähere Verbindung, so bemächtigt sich Napoleon höchst wahrscheinlich unserer inneren Angelegenheiten durch seinen Einfluß auf eine Menge feiger, schlechter oder doch halbschlechter Menschen, die dadurch an's Ruder zu kommen hoffen: und dann wird so wenig auf die Nation, als auf die Armee gerechnet werden können. Man wird dem gegenwärtigen Genuß, gleich den Völkern des Rheinbundes, Ehre, Selbständigkeit u. s. w. aufopfern." Drum müsse man, war Scharnhorsts Rath, dem Ansinnen eines engeren Bundes ausweichen, selbst scheinbar entgegenkommen, aber nur um die wahren Gesinnungen zu verschleiern und die Mittel zum entscheidenden Kampfe sich zu bewahren. Durch Ströme von Blut, sagte der heldenmüthige Mann, haben unsere Vorgänger dem preußischen Staate Eigenthümlichkeit und der Nation Ruhm erworben; wir würden unwürdige Nachfolger sein, wenn wir das erworbene Eigenthum muthlos hingeben wollten.

Es war nicht zu säumen, denn schon sprachen französische Feldherren und Diplomaten offen davon, daß eine Allianz mit Preußen und die Ueberlassung eines preußischen Armeecorps an das Commando eines französischen Marschalls unvermeidlich sein werde. Unter dem Eindruck dieser Vorgänge schrieb Stein am 11. Aug. 1808 seine „Darstellung der Lage von Europa und der von Preußen zu befolgenden Politik", eines der schönsten Denkmale staatsmännischen Tiefsinnes und patriotischer Gesinnung. Die Möglichkeit, daß der Bonapartesche Koloß an seiner eigenen Ueberbürdung zu Grunde gehen oder doch mit dem Tode des Urhebers auseinander fallen werde, war darin zugegeben, aber auch der schlimmere Fall eines längeren Bestehens nachdrücklich betont. Es ist möglich, sagte er, daß der Kaiser Napoleon alle Schwierigkeiten besiege und Oesterreich zertrümmere, alle alten Dynastien, wie die bourbonische, vernichte, die Monarchie ihrer Selbständigkeit beraube und Europa von Frankreich abhängig mache. Aeußere Kriege werden alsdann nicht mehr entstehen; statt ihrer wird die Menschheit durch bürgerliche Kriege und den Ausbruch innerer Factionen gepeinigt, alle Nationalität zerstört oder verkrüppelt und die Leitung aller großen Angelegenheiten des Menschengeschlechtes einer Bureaukratie, die von einem entfernten fremden Regenten die Richtung erhält, anvertraut werden. Ein solcher Zustand der Dinge kann lange fortdauern, wie uns die Geschichte des römischen Reiches beweist. In jedem Falle, möge das Eine oder das Andere geschehen, muß in der Nation das Gefühl des Unwillens erhalten werden über den Druck und die Abhängigkeit von einem fremden, übermüthigen, täglich gehaltloser werdenden Volke; man muß sie mit dem Gedanken der Selbsthülfe, der Aufopferung des Lebens und des Eigenthums, das ohnehin bald ein Mittel und ein Raub der herrschenden Nation wird, vertraut erhalten, man muß gewisse Ideen über die Art, wie eine Insurrection zu erregen und zu leiten, verbreiten und beleben.

Die Annäherung und enge Verbindung mit Oesterreich und England sollte natürlich der erste Schritt auf dieser Bahn sein; das Einverständniß mit Frankreich durfte nur scheinbar sein, um die wirklichen Anstalten zum Kampfe zu verhüllen. Diesen Kampf selbst durfte man nicht in alter Weise aufnehmen; die ganze Nation mußte ihn führen, sie mußte militärisch organisirt werden, die Insurrectionen hatten überall in den großen Krieg kräftig einzugreifen. Was Volksbewaffnung in Verbindung mit stehenden Truppen vermag, schrieb Stein dem König, wenn beide, Nation und Soldat, von einem gemeinschaftlichen Geist beseelt sind, sieht man in Spanien und sah man in der Vendee, in Lyon. Die Anhänglichkeit an das Regentenhaus und die Verfassung und die Erbitterung gegen einen übermüthigen und räuberischen Feind ist in den preußischen Provinzen groß und wird sich, mit Kraft und gut geleitet, mit Erfolg äußern.

Der König war dem Eindruck dieser Vorstellungen nicht unzugänglich;

er verlangte, daß man ihm die gemachten Entwürfe im Einzelnen vorlege. Diese Entwürfe, von Scharnhorst und Stein gemeinsam ausgearbeitet, wollten vor Allem enge Allianz mit Oesterreich, Angriff der in Preußen und Pommern stehenden Regimenter gegen die Weichsel und Oder, gemeinsame Besetzung Schlesiens durch Oesterreicher und Preußen, Insurrectionen nicht nur in den preußischen Provinzen, sondern auch im Magdeburgischen, in Niedersachsen, Westfalen, Hessen, Thüringen und Franken; diese Insurrectionen sollten sich, während Oesterreich an der Elbe operirte, durch Ueberfall oder Verrath der festen Plätze bemächtigen. Keine Erwerbungen und Vergrößerungen, keine Eifersucht, die Allen Verderben gebracht, nur Vertrauen und Einigkeit. „Fort mit der elenden Sprache der Diplomatie, wo man sich nur gegenseitig betrügen wollte; eine gerade, freie Sprache sei unter den Mächten, die das große Werk, die Befreiung Europas, auf sich nehmen; vereint zu siegen oder zu fallen sei ihre ganze, ihre innigste und heiligste Verbindung. Der Krieg muß geführt werden zur Befreiung von Deutschland durch Deutsche. Auf den Fahnen des Landsturmes muß dies ausgedrückt sein, und führt als ein Provinzialzeichen jede Provinz ihr Wappen oder ihren Namen auf der Fahne." Englands Hülfe in diesem Kampfe sollte in Geld, Waffen und in Landungen bestehen, durch welche der Aufstand in Hannover und Ostfriesland gefördert würde. Wie Stein von den Andern die äußersten Opfer forderte, so war er auch selbst zu jeglichem bereit. Man weiß, wie hoch er das geschichtliche Recht der Geburt, das durch das Verdienst der Vorfahren ererbt war, geschätzt hat; jetzt machte er den Vorschlag, der König solle beim Ausbruch des Krieges den Adel aufheben und nachher nur den Adel Derer anerkennen, die sich im Kriege auszeichnen würden.

Der König prüfte diese Vorschläge sorgfältig, aber seine nüchterne Auffassungsweise vermochte die kühnen und begeisterten Ansichten Steins, Scharnhorsts, Gneisenau's und Grolmans nicht zu theilen. Ihm war die Erinnerung an den Krieg von 1806 und an die Zuversicht von damals noch zu frisch, als daß er an den aufopfernden Enthusiasmus der Nation hätte glauben mögen; die Politik Oesterreichs beurtheilte er nach den Proben, die sie zu Campo Formio, Luneville und Presburg abgelegt; er konnte sich nicht davon überzeugen, daß jetzt ein anderer Geist die Dinge in Oesterreich leite. Dies Mißtrauen war wohl unbegründet, aber es erhielt durch die bittern Erfahrungen, die vorausgegangen, eine Art von Rechtfertigung; schwerer zu begreifen war, wie er auch jetzt noch, nach der Lehre von Tilsit, seine Hoffnung auf Petersburg setzen und die Erhebung des eigenen Volkes von der Mitwirkung Rußlands abhängig machen mochte. Stein hatte Recht, wenn er klagte, daß der König Mißtrauen in seine Nation und auf Oesterreich setze, dagegen Vertrauen gegen Rußland hege. Scharnhorst drang darauf, daß die Frage, ob an der Seite Oesterreichs der Krieg mit allen Kräften

geführt werden solle oder nicht, mit Ja oder Nein beantwortet würde. Im ersten Falle müsse man alle Vorbereitungen fortsetzen, im andern den Staat nicht compromittiren, sondern lieber die französische Partei ganz ergreifen und die Leute entfernen, von denen die Welt wisse, daß sie nicht für Napoleon und die Franzosen eingenommen seien. Allein der König konnte es nicht über sich gewinnen, den einen oder den andern dieser Wege rücksichtslos zu betreten; er war nicht dafür, die Brücken hinter sich abzubrechen und sich zum äußersten Kampfe zu rüsten, aber er wollte auch keinen Anschluß an Frankreich. Es sollten wenigstens in England die nöthigen Einleitungen getroffen und in Petersburg sondirt werden, was von Rußland zu erwarten sei.

Schon einige Wochen vorher war indessen ein bedeutsamer Schritt geschehen durch die Sendung des Oberstlieutenant Grafen Götzen nach Schlesien. Wir sind diesem Manne schon begegnet, wie er 1806 und 1807 als Flügeladjutant des Königs in Schlesien verwandt ward, um dort die Volksbewaffnung und den Festungskrieg zu organisiren. Seine Leistungen zeigten damals, daß seine Wahl die rechte war, auch wenn er zu spät hingesandt ward, um früher begangene Mißgriffe gut zu machen. Mit den Männern in Königsberg in Zielen und Mitteln vollkommen einig und durch persönliche Verbindungen mit den österreichischen Verhältnissen genau vertraut, war er durch Einsicht, Thätigkeit und Eifer ganz der geeignete Mann, die Einverständnisse zu vermitteln, welche in Schlesien zu einer gemeinsamen Action Oesterreichs und Preußens führen sollten. Seine reiche Correspondenz, deren Fäden sich über Wien, Königsberg, einen großen Theil von Deutschland, ja bis nach England hin verzweigten, giebt die beste Einsicht in das thätige und geheimnißvolle Getreibe deutscher Patrioten, wodurch die Erhebung gegen das fremde Joch vorbereitet werden sollte. Götzen ward (23. Juli) vom König nach Schlesien gesandt, um dort unter dem Vorwande einer Badekur die vertrautesten und geheimsten Geschäfte zu leiten. Militärischer Commandant in Schlesien war Generallieutenant von Grawert, dessen Persönlichkeit und Auffassungsweise nicht rathsam machten, ihm eine solche Mission in die Hand zu legen. Ihm war Götzen vorerst scheinbar untergeordnet; sollten aber „außerordentliche Ereignisse“ eintreten, so war er autorisirt, nach eigener Einsicht und Ueberzeugung zu handeln, ohne erst weitere Rücksprache mit Grawert zu nehmen, oder dessen Befehle zu erwarten.*)

Napoleons Situation hatte sich indessen so gestaltet, daß er dringend wünschte, mit Preußen zu einem klaren Abschluß zu kommen. Nicht, wie er wohl die Miene annahm, um dem Czaren eine Concession zu machen, noch

*) Kön. Cabinetsordre d. d. 23. Juli 1808. (Aus der im Text angeführten Correspondenz Götzens.)

weniger aus Großmuth oder milderer Anschauung, sondern lediglich im eigenen Interesse und unter der zwingenden Macht der spanischen Ereignisse mußte er nun daran denken, sein Heer aus Preußen zurückzuziehen, um freie Hand zu haben jenseits der Pyrenäen und vielleicht gegen Oesterreich. So erklärte er sich jetzt (August) zur Räumung bereit, wenn Preußen die im März zwischen Daru und Stein zu Berlin verabredeten Bedingungen erfülle und außerdem sein Heer auf 30,000 Mann vermindere. Wegen des Beitritts zum Rheinbunde ward wenigstens angeklopft, allerdings ohne Aussicht auf Erfolg, da der König, von Stein berathen, ohne Zögern und mißbilligend solch ein Ansinnen abwies. Was sollte aber weiter geschehen? Stein war nicht in Zweifel darüber, daß der Entschluß äußersten Widerstandes der beste sei. Er hob nachdrücklich hervor, daß allein die gespannte Lage Napoleon zum Entgegenkommen bestimme, daß eine Allianz mit ihm nur bedenklich sei, der Beitritt zum Rheinbunde Preußen in der öffentlichen Meinung noch mehr herabsetze, die Hoffnung zur Wiederherstellung einer gesetzlichen Ordnung der Dinge zerstöre und selbst die innere Verwaltung den unwürdigen Einflüssen rheinbündischer Politik unterstelle. Man müsse vielmehr, rieth er, Oesterreich auffordern, daß es in seinen Unterhandlungen mit Frankreich auf der Räumung Preußens bestehe, ihm aber zugleich für den Fall des Krieges die angestrengteste Hülfe versprechen. Hat man, schrieb er dem König, die feste Ueberzeugung, daß Unruhe, Ehrgeiz und Herrschsucht Napoleon immer weiter treiben, so muß man nichts von Verträgen, sondern Alles von der höchsten Anstrengung der Kraft erwarten. Wird aber ein kräftiger Entschluß gefaßt, so entferne man alle Freunde der Ruhe, damit nicht Alles wieder gelähmt und in seiner fortschreitenden Bewegung aufgehalten werde. Will man sich Frankreich ganz in die Arme werfen und Alles von der Gnade Napoleons abhängig machen, so entlasse man diejenigen, die zu kräftigen Maßregeln rathen.

In gleichem Sinne sprachen sich Scharnhorst und Gneisenau aus; während Jener mit schlagenden Gründen dem König zeigte (1. Sept.), daß ein Versäumen des gegenwärtigen Augenblickes und ein Anlehnen an Frankreich wahrscheinlich nur dazu führen werde, Preußen und seinem Königshause mit der Zeit ein ähnliches Schicksal zu bereiten, wie den spanischen Bourbons, schilderte Gneisenau die Unzuverlässigkeit russischer Hülfe und die verhängnißvollen Folgen, im Falle man Oesterreich wieder allein in den Kampf gehen lasse und der Ausgang abermals ein unglücklicher sei. Kann Deutschland nur durch Deutschland gerettet werden, schrieb Stein am 8. Sept., so muß man jede Nerve spannen, jede Kraft in Thätigkeit setzen, um diesen Zweck zu erreichen, daher sich Oesterreich nähern und ihm seine Absichten freimüthig eröffnen, alle militärischen und Insurrectionsmittel, die uns zu Gebote stehen, bei dem Ausbruche eines österreichischen Krieges anwenden, um das französische Joch abzuwerfen, weil bei dem ruhigen Zusehen nur

Vernichtung oder die unerträglichste Sklaverei eintreten kann. Die Zusammenkunft des Kaisers Alexander mit dem Kaiser Napoleon trübt die Aussichten nur noch mehr; was kann aus dem Zusammentreffen eines vom Handeln abgeschreckten, lenksamen, weichen Charakters mit einem felsenfesten, rastlosen und ruchlosen Manne entstehen, als blindes Hingeben des ersteren in den verruchten Willen des letzteren?

Indessen war ein neuer Beweis gegeben worden, was von der freundlichen Gesinnung der Franzosen zu hoffen, wie viel Treue und Glauben von ihnen zu erwarten sei. Wie Napoleon sah, daß Preußen sich bedachte, sich ihm ganz hinzugeben, ließ er in den letzten Tagen des August in den Conferenzen, die Prinz Wilhelm zu Paris mit dem französischen Minister Champagny hatte, neue unbillige Forderungen erheben. Er begnügte sich jetzt nicht mehr mit dem schon exorbitanten Verlangen von 154 Millionen Franken, sondern wollte nun auch, im Widerspruch mit den früheren Verabredungen, die abschläglich erfolgten Zahlungen davon nicht mehr abgezogen wissen und brachte, wie das Ungerechte dieses Ansinnens betont ward, den Ausfall des Staatseinkommens in Gegenrechnung! Das hieß nicht nur einige vierzig Millionen mehr fordern als zuvor, sondern es wurde auch die Art der Zahlung erschwert, für die Beraubungen im Herzogthum Warschau kein Ersatz geboten, wohl aber neuen endlosen Anforderungen Thür und Thor geöffnet.*) Mit der Annahme dieser Anträge, erklärte Stein dem König (14. Sept.), würde der preußische Staat ungerechte Forderungen als rechtmäßige anerkennen, er würde Verbindlichkeiten eingehen, die er nicht erfüllen kann, und der Gefahr ausgesetzt bleiben, unter dem Vorwande der Wortbrüchigkeit wieder besetzt zu werden und die königliche Familie vertrieben zu sehen. Stein rieth daher unbedingt zur Ablehnung der Forderungen. Die gegenwärtigen Verhältnisse, sagte er, rathen einen übereilten Abschluß ab, denn Oesterreichs Erklärung läßt Napoleon immer noch in Verlegenheit, der Widerstand in Spanien nimmt nun, wo die französischen Truppen über den Ebro getrieben, wo Portugal befreit ist, einen festen und folgenreichen Charakter an; die Hoffnung, England in Verlegenheit zu setzen durch Sperrung der Häfen des festen Landes, ist verschwunden, seine Lage ist glänzender als je, und es

*) Nach einem Berichte Brockhausens vom 31. August war außer der Geldsumme und der erschwerten Zahlung insbesondere gefordert: die bis zur völligen Tilgung fortdauernde Occupation von Glogau, Stettin und Cüstrin, dann sieben Militärstraßen, und auf 10 Jahre die Reduction der preußischen Armee auf 24,000 Mann Infanterie, 6000 Reiter, 6000 Mann Artillerie, Genie u. s. w. und 6000 Mann Garden. Dann: il ne sera fait pendant ces dix ans aucune levée extraordinaire de milice ou garde bourgeoise ni aucun rassemblement tendant à augmenter la force ci-dessus specifiée. Außerdem sollte Preußen die Veränderungen in Neapel und Spanien anerkennen und im Falle eines Krieges mit Oesterreich 16,000 Mann „zur Disposition stellen.“

ist zu erwarten, daß Kaiser Alexander endlich seiner Würde und der Gefahr, die seine Selbständigkeit durch die Unterjochung von Preußen leidet, eingedenk sein wird, um sich dieses Landes, des Regenten und seiner Familie anzunehmen.

Wenige Tage, nachdem Stein dies geschrieben, traf der Czar in Königsberg ein (18. Sept.); er war auf der Reise nach Erfurt, um mit Napoleon zusammenzutreffen. Sein Rath war — Nachgiebigkeit. Man solle Alles vermeiden, was einen Bruch zwischen Frankreich und Oesterreich herbeiführen könne; sonst sei zu befürchten, daß Napoleon sich von den spanischen Dingen abwende und alle seine Kräfte gegen Oesterreich richte. Vergebens hob Stein hervor, wie diese Taktik nur dazu führe, einen Staat nach dem andern der Bonaparteschen Despotie zu überantworten; vergebens faßte er noch einmal alle die Momente zusammen, die für eine große Erhebung gegen Napoleon sprachen; Alexander hatte dem nichts entgegenzusetzen, als die Mahnung zur Geduld. Auch eine Denkschrift Schladens, die aufs einleuchtendste nachwies, was Klugheit und Pflicht dem Czaren vorschreibe, wurde zu den Acten gelegt.*) Das Aeußerste, was von ihm zu erreichen war, bestand in dem Versprechen, sich in Erfurt für Ermäßigung der französischen Forderung zu verwenden; Stein sollte ihm dahin folgen, um die Sache endlich zum Abschluß zu bringen.

So blieb Alles in der Schwebe; die Männer der thatkräftigen, patriotischen Partei, die z. B. in Schlesien thätig waren, mahnten ungeduldig zur Entscheidung. Mußten sie doch hören, wie die Franzosen dort triumphirend von einem Anschluß Preußens an Napoleon redeten und bei einem Diner, das Grawert gab, darauf anstießen, daß „die wiederhergestellte Harmonie zwischen Frankreich und Preußen ewig dauern möge" — und gleichwohl sollten sie zugleich für ein engeres Einverständniß mit Oesterreich thätig sein. Es war begreiflich, daß sie unmuthig und ungeduldig wurden.**) Scharnhorst mußte zur Geduld und Ruhe mahnen, da unschickliche politische Aeußerungen in diesem Augenblick den Staat und den König nur compromittiren könnten.

Aber diese Mahnung zur Vorsicht kam schon zu spät; denn in demselben Moment trat ein unseliger Zwischenfall ein, der Steins Stellung zu gefährden und dadurch Alles zu verwirren drohte. Stein hatte am 15. August an den Fürsten Wittgenstein nach Dobberan einen Brief geschrieben und darin den ungewissen Stand der Unterhandlungen mit Napoleon geschildert, auch die Möglichkeit hervorgehoben, daß es mit Frankreich zum Bruch kom-

---

*) S. die Denkschrift bei Schladen S. 304 ff.

**) Nach zwei Briefen d. d. Breslau 13. und 19. Sept. in der angeführten Götzen'schen Correspondenz. Ebendas. findet sich auch Scharnhorsts Schreiben vom 29. Sept.

men könne. Die Erbitterung, äußerte er dann, nimmt in Deutschland täglich zu und es ist rathsam, sie zu nähren und auf die Menschen zu wirken. Ich wünschte sehr, daß die Verbindungen in Hessen und Westfalen erhalten würden, und daß man auf gewisse Fälle sich vorbereite, auch eine fortdauernde Verbindung mit energischen, gutgesinnten Männern erhalte und diese wieder mit andern in Berührung setze ... Die spanischen Angelegenheiten machen einen sehr lebhaften Eindruck und beweisen handgreiflich, was wir längst hätten glauben sollen. Es wird sehr nützlich sein, sie möglichst auf eine vorsichtige Art zu verbreiten.

Es war wohl unvorsichtig von Stein, sich gegen den Fürsten Wittgenstein so aufrichtig auszusprechen und den Brief einem Boten zu übergeben, dessen Sorglosigkeit trotz aller Mahnungen zur Vorsicht dem spürenden Gegner zur Beute ward; im Uebrigen enthielt der Brief nichts, was nicht in der Lage vollkommen begründet war. Auch ließ sich kaum erwarten, daß der Haß der inneren Feinde des Ministers so weit gehen würde, sie zu Werkzeugen des fremden Drängers zu machen, und daß die Franzosen die Frechheit haben würden, mitten im Frieden auf preußischem Boden einen preußischen Beamten verhaften und ihm seine Papiere abnehmen zu lassen. Bei Spandau ward der Ueberbringer des Briefes auf Soults Befehl angehalten, das Schreiben ihm abgenommen und nach Paris gesandt. Daß die preußischen Gegner Steins nicht unbetheiligt an der Sache waren, galt damals im Kreise von Steins Freunden für ausgemacht und ist auch jetzt kaum zu bezweifeln.

Der Moniteur vom 8. September machte das Schreiben mit bitteren Glossen bekannt; auch die deutschen Lohndiener des Bonapartismus beeilten sich, das Actenstück mit Schimpf und Hohn an die Oeffentlichkeit zu bringen.*) Unter groben Drohungen, welche die Existenz der preußischen Monarchie in Frage stellten, wurden dann noch am nämlichen Tage der Prinz Wilhelm und der preußische Gesandte in Paris genöthigt, einen Vertrag zu unterzeichnen, der Preußen als Preis der Räumung des Landes noch 140 Millionen Francs Contributionen auflegte, die Festungen Glogau, Küstrin und Stettin bis zur völligen Bezahlung der Schuld den Franzosen als Pfänder überließ, die Verpflegung ihrer 10,000 Mann Besatzung dem ausgesogenen Lande auflud und ihnen sieben Militär- und Etappenstraßen bewilligte. Es mußte nicht nur auf jeden Ersatz für begründete Ansprüche verzichtet werden, sondern es ward noch die Abtretung einer Strecke Landes am rechten Elbufer bei Magdeburg erzwungen und ausdrücklich festgesetzt, daß die preußische Heeresmacht binnen der nächsten zehn Jahre sich auf 42,000 Mann beschränken, die Bildung einer Landwehr und die Volksbewaffnung untersagt

*) Als Proben Bonapartescher Polemik gegen Stein s. die Artikel aus dem Argus und dem Journal de l'Empire in der Allg. Zeit. S. 1038. 1042.

sein sollte. Alle Beamten aus den abgetretenen Provinzen sollten entfernt werden (Napoleon scheint dazu auch Stein gerechnet zu haben), und außerdem mußte sich Preußen verpflichten, für den drohenden Krieg mit Oesterreich den Franzosen ein Hülfscorps zu stellen. Auch die Entlassung Steins war anfangs als förmliche Bedingung begehrt worden.

Die Lage der Unterhändler war verzweifelt; jede Einrede ward mit brutalem Trotze abgewiesen, oder die unverblümte Drohung hinzugefügt, man werde mit Preußen ein Ende machen. Nicht einmal die Einholung von Instructionen ward bewilligt; so konnten wir, schrieb der Gesandte, nicht mehr berechnen, was erfolgen würde und unsere Phantasie verlor sich in alle möglichen Annahmen. Um das Schlimmste, das gedroht ward, abzuwenden, unterzeichneten sie die unerträglichen Bedingungen. Wie die Stimmung Napoleons war, konnten sie aus einer Audienz erfahren, die der Gesandte wenige Tage nachher bei ihm hatte. Derselbe bat wenigstens um billige Nachsicht in der Ausführung. „Was die Geldfrage angeht, so wollen wir sehen," antwortete der französische Kaiser, „aber in allem Uebrigen werde ich von äußerster Strenge sein." Er brach dann in neue Vorwürfe aus, die bis zu den Ereignissen von 1805 und 1806 zurückgingen; man solle sich entscheiden zwischen Freundschaft oder Feindschaft mit ihm. „Ich habe Briefe aufgefangen, die mich die Stimmung kennen lehren, die in Preußen herrscht; aber ich werde sie nicht dulden. Seid versichert, ich werde schnell sein wie der Blitz, um jeden Ausbruch bösen Willens bei Euch zu ersticken. Aus dem Briefe eines Eurer Minister weiß ich, mit welchen Gedanken man umgeht und welche Hoffnungen man auf die spanischen Ereignisse setzt. Aber man täuscht sich; Frankreich hat eine so immense Macht, daß es überall die Stirne bieten kann. Laßt Euch nicht durch falsche Berichte einwiegen, wie sie vordem Lucchesini schrieb, und baut nicht auf so zerbrechliche Grundlagen Eure Rechnung. Ich weiß Alles, ich kenne die Denkungsart Eurer Minister; es ist unmöglich, mich zu täuschen." *)

Stein hatte sich, sobald er das Schicksal des Briefes erfahren, zum König begeben und seine Entlassung eingereicht, um durch längeres Verbleiben dem schwerbedrängten Lande nicht weitere Verlegenheiten zu bereiten. Der König hoffte noch auf die Verwendung Rußlands. Er schrieb an Alexander (21. Sept.) und stellte ihm die Unausführbarkeit des Pariser Vertrages vor; ein Bericht an Romanzoff erörterte den Zwischenfall mit Stein. Nur mit dem tiefsten Bedauern, hieß es darin, würde er sich von einem Minister trennen, dessen Eifer und Talente sein ganzes Vertrauen verdient haben; darum werde gewiß Rußland Alles aufbieten, um die Erhaltung Steins zu ermöglichen. Sollte es freilich unabwendbar sein, so werde der König auch dies peinliche Opfer bringen müssen. Einstweilen

*) Aus Berichten Brockhausens vom 9. und 16. September 1808.

ward zur Sendung nach Erfurt Goltz statt Steins ausersehen. Rührig benützten indessen die inneren Gegner des Ministers diese Bedrängniß, um wo möglich Stein und mit ihm sein politisches System zu beseitigen. Von den Franzosen unterstützt, in ihren Mitteln nichts weniger als bedenklich, liefen sie eifrig Sturm gegen die neue Verwaltung und deren Träger; nicht allein von den Furchtsamen und Charakterlosen liehen viele, aus Angst vor Napoleons Groll, dem widrigen Treiben ihre Unterstützung, auch achtungswerthe und patriotische Männer wurden scheu und riethen, das Schicksal mit Würde zu tragen und mit Klugheit, daß das Joch leichter würde*). Man bot, wie Scharnhorst nachher schrieb**), Alles auf, Stein zu stürzen, ohne doch seinen Zweck völlig zu erreichen.

Doch fühlte Stein, daß seine Stellung erschüttert war; darauf gefaßt, seinen Platz zu räumen, wollte er wenigstens noch Alles versuchen, um die Grundsätze seiner Verwaltung zu retten. Eine Art von Rechenschaftsbericht, dem der König seine Zustimmung gab (26. Sept.) und der dann in den Zeitungen erschien, faßte in gedrängten Zügen das zusammen, was seit einem Jahre für die Reorganisation des Landes geschehen, und deutete an, was weiter zu erwarten war. Die Macht des Vorurtheils und der Gewohnheit, hieß es am Schlusse, wird diesen Reformen zwar manche Hindernisse entgegensetzen; allein die Regierung wird sich mit festem Schritte dem Ziele nähern, und möge es ihr gelingen, zum Wohl des gemeinsamen deutschen Vaterlandes und der Welt aus den Zerstörungen dieser drangsalvollen Zeit einen Staat wieder hervorzurufen, dessen lebendiges Princip, die musterhafteste Rechtlichkeit, nur zu dem höchsten Bedauern der Menschheit mit ihm untergehen würde.

Aber die vereinte Thätigkeit der Franzosen und der preußischen Reactionspartei fuhr fort, gegen Stein zu agitiren. Und nicht sie allein. Auch manchen Gleichgesinnten kam das Wagniß der Erhebung wie exaltirtes Treiben vor, das den Staat und den König dem Verderben zuführe. Ein unerschrockener Soldat wie York, ein Patriot wie Niebuhr — beide der französischen Partei so fern wie Stein selbst — scheinen bedenklich gewesen zu sein***). Ein Mann wie der Graf Goltz, der den Gegnern des Ministers nicht angehörte, gab sich jetzt, von den Drohworten der Franzosen eingeschüchtert, dazu her, aus Berlin Allarmberichte nach Königsberg zu senden, nach denen Steins Bleiben als die größte Gefahr für die Monarchie erschien. Eine

*) So Niebuhr in den Lebensnachrichten I. 403.

**) An Götzen d. d. 27. Oct.

***) Niebuhr a. a. O. Droysens York I. 218. 219. Von Goltz liegt uns unter andern ein Bericht vom 27. Sept. vor, worin er mit Berufung auf St. Hilaire die Erbitterung über Stein in lebhaften Farben schildert und die Ansicht ausspricht: il ne nous reste que de jouer le jeu d'un entier abandon à la France et de nous regler en cela sur le conseil de l'Empereur de Russie.

Krisis war nicht mehr abzuwenden. Der Vertrag, der am 8. Sept. zu Paris abgeschlossen war und seine Bestätigung erwartete, war ein natürlicher Anlaß, die Stärke beider Parteien zu erproben. Ward er verworfen, so hieß das den Weg heroischen Aufschwunges betreten, auf den Stein und Scharnhorst so unermüdlich hingearbeitet hatten; ward er bestätigt, so war damit vorerst auf jene kühnen Gedanken des Widerstands verzichtet und die Unterwerfung unter die französischen Diktate vorgezogen.

Es war ein erster bedeutsamer Erfolg der Gegner, daß der König, ohne mit Stein darüber zu berathen, am 29. Sept. dem Grafen Goltz Vollmacht ertheilte, den Vertrag zu ratificiren; von Natur zu kühnen und raschen Thaten nicht angelegt, darum seit lange schwankend in seinem Entschlusse, ohne rechtes Vertrauen auf die Kräfte der Nation und den guten Willen Oesterreichs, war Friedrich Wilhelm III., wie sich denken läßt, durch die letzten Vorgänge, durch Alexanders Mahnungen zur Geduld, durch das Drohen und Drängen der Franzosen und wohl auch durch das rührige Wühlen der Reactionspartei zu der Entscheidung der Nachgiebigkeit, die er jetzt gab, bewogen worden.

Wenn gleich fürs Erste noch geheim gehalten, ließ sich diese Entscheidung doch sehr bald errathen. Der Antrag Steins, durch ein königliches Manifest die Grundzüge der künftigen Reformen dem Volke zu verkündigen, ward vom Könige abgelehnt; der Entwurf eines Aufrufes an die Deutschen hatte das gleiche Schicksal. Noch gaben indessen die Männer der Reform ihre Sache nicht verloren. In beredten Worten schilderte Stein dem König die bedenklichen Folgen, die sich an die Unterwerfung, möge sie aufrichtig oder nur in der geheimen Absicht wieder abzufallen erfolgen, nothwendig knüpfen müßten: Verarmung der Nation, Erbitterung und Verachtung gegen die Regierung, gänzliche Abhängigkeit der letzteren von dem verderblichen Willen des französischen Kaisers. „Das sind, schrieb er (12. Octbr.), nicht Raisonnements überspannter Menschen, sondern Erfahrungen, die Jeder zu machen Gelegenheit hat, der die Länder des Rheinbundes und die herrschende Meinung über die Fürsten derselben hat kennen lernen. Ist also in jedem Fall nichts als Unglück und Leiden zu erwarten, so ergreife man doch lieber einen Entschluß, der ehrenvoll und edel ist und eine Entschädigung und Trostgründe bietet im Fall eines übeln Erfolges. Aus diesen Gründen wiederhole ich meinen Rath, sich Oesterreich zu nähern und alle physischen und moralischen Mittel im Innern vorzubereiten, um bei dem Ausbruch des Krieges die französischen Ketten zu brechen.“ Zwei Tage später ward Stein eine warm und eindringlich geschriebene Vorstellung überreicht, die von Scharnhorst, Gneisenau, Nicolovius, Süvern, Schön, Grolman und Röckner unterzeichnet war; auch sie verlangte Verwerfung des Vertrages, der das Volk dem Druck und dem Machtgebot des Feindes nach wie vor preisgab, seinen Aufschwung lähmte, seine Gesinnung niederschlug und demüthigte. In jedem

Falle solle man zögern mit der Ratification und vorerst das Volk selbst in seinen einzuberufenden Vertretern befragen. So gewinne man Zeit, den günstigsten Augenblick abzuwarten, und werde man gedrängt, so sei der König dann nicht allein für seine Entscheidung verhaftet, sondern die ganze Nation habe eine Sache mit ihrem Oberhaupte und müsse tragen, was aus ihrem Entschlusse folge.

Diesen furchtlosen Rathschlägen entsprach die Stimmung des Volkes in seiner überwiegenden Mehrheit; in Preußen, in Pommern, in der Mark und in Schlesien waren die Elemente des Volksaufstandes reif und die Männer in Königsberg hegten die zuversichtliche Erwartung, daß die versammelten Vertreter des Volkes sich einmüthig für die Erhebung erklären würden. Aus Königsberg erhielt um diese Zeit Götzen den Auftrag, erneuerte Anträge in Wien zu machen und vorzustellen, daß Preußen sich jetzt erklären müsse, wessen Freund es sei*). Wenn Oesterreich keine entscheidende Partei ergreife, so werde Preußen keine andere Wahl bleiben, als sich Frankreich anzuschließen. Alexander sei von den Vorbereitungen gegen Napoleon unterrichtet; ohne sich dagegen zu erklären, habe er nur gerathen, sich mit den letzten Mitteln nicht zu übereilen. Er werde also wenigstens nichts dagegen thun. „Preußens Kräfte bestehen jetzt aus mehr als 50,000 Mann regulärer Truppen, worunter über 7000 Mann vorzüglicher Cavallerie. In Preußen und Schlesien sind 37 Batterien Feldgeschütz, in Preußen zwei, in Pommern eine, in Schlesien drei Festungen; in Ostpreußen ist ein Landsturm von 80,000 Mann völlig vorbereitet, zu dessen Armirung wir 40,000 Gewehre aus England erwarten, und dazu kommt ein in allen Ländern zwischen der Weichsel und dem Rhein organisirter Aufstand, durch welchen nothwendig mehrere Festungen, die jetzt in den Händen der Franzosen sind, fallen müssen. Dieser Aufstand wird durch die preußische Regierung geleitet und wartet nur eines Winkes derselben, um loszubrechen. An Geld für den Anfang fehlt es nicht und in der Folge will England, mit dem man in directer Verbindung steht, das Nöthige hergeben. Preußen wird mit allen seinen Kräften losbrechen, sobald Oesterreich den ersten den Krieg entscheidenden Schritt gethan hat, ohne Rücksicht auf dessen Erfolg zu nehmen. Wenn Preußen ganz gewiß über die Absichten Oesterreichs ist, so kann es sich ereignen, daß es, um Zeit zu gewinnen, die Convention unterzeichnet, jedoch nur in der Absicht, sie nicht zu halten."

Um diese Zeit war schon einer der Eingeweihten, Hauptmann Tiedemann, in Wien; Erzherzog Karl, berichtete er am 14. October, sei doch „erwärmt worden" auf seine Mittheilungen, namentlich durch die Angabe von Preußens militärischer Stärke. Der Erzherzog habe geäußert, er selbst

---

*) In einem Schreiben praes. 14. Oct. (in der Götzen'schen Corresp.), wozu Götzen am Rande bemerkt: „davon ist Gebrauch gemacht. Glatz 30. Oct. 1808."

könne zwar die verlangten Erklärungen nicht geben, doch sei der Satz, daß das Interesse von Oesterreich und Preußen nur ein und das nämliche sei, im ganzen österreichischen Ministerium anerkannt. Er werde in einigen Tagen selbst nach Presburg gehen, dort dem Kaiser das überreichte Memoire vorlegen, hoffe auch in sechs Tagen die gewünschten Erklärungen geben zu können.

Auch Gentz, der sonst nicht allzu optimistisch dachte, schrieb am 19. Oct. aus Prag: in Oesterreich sei Alles im besten Gange und der Hof habe seit sechs Monaten „stille aber sehr beträchtliche Fortschritte zu einem kraftvollen System gemacht." Allein man müsse in Allem, was die Unterhandlung mit Preußen angehe, mit äußerster Vorsicht verfahren; denn sobald Oesterreich irgend eine Maßregel ergreife, die ein Einverständniß mit Preußen manifestire, sei es im Kriege mit Bonaparte*).

Das waren die Stimmungen und Aussichten, als die beiden Kaiser des Abend- und Morgenlandes in Erfurt zusammenkamen.

Es waren zwischen Napoleon und Alexander nicht alle Schwierigkeiten geebnet. Von jenen verführerischen Hoffnungen, womit zu Tilsit der Sieger von Friedland den überwundenen Gegner gewonnen hatte, schien doch nur das Wenigste erfüllt. Zwar war Schweden den Russen preisgegeben und die Eroberung von Finnland begonnen, allein dem Czaren mochte das kaum wie eine Abschlagszahlung erscheinen, wenn er die Ausbreitung der französischen Herrschaft in Deutschland und das jüngste Vorschreiten auf der pyrenäischen Halbinsel damit verglich. Auch beunruhigte ihn die fortdauernde Occupation Preußens; ihr ein Ziel zu setzen, erschien nicht nur als eine Ehrenpflicht für den ehemaligen Verbündeten Friedrich Wilhelms III., sondern zugleich im eigenen Interesse Rußlands geboten. Die neue Gestaltung der Dinge in Polen, so wenig es Napoleon dort Ernst war mit einer wirklichen Restauration, gab doch Stoff genug zur Besorgniß für Rußland, zumal so lange die französischen Armeen bis gegen die russische Grenze hin ausgebreitet waren. Nun war die Verwickelung in Spanien hinzugekommen; sie machte es Napoleon doppelt wünschenswerth, jeden Anlaß einer Spannung mit dem mächtigen Verbündeten zu entfernen, die Ungeduld und das vielleicht aufkeimende Mißtrauen des Czaren in die Tilsiter Freundschaft nachhaltig zu beschwichtigen. Die Lage des westlichen Kaiserreichs gebot ein Opfer. Nur wenn Rußland in unerschütterter Freundschaft zu Frankreich stand und mit ihm das mittlere und östliche Europa in Ruhe hielt, verlor der spanische Aufstand seine ansteckende Macht und wurde zu einem localen Kriege,

*) Die angeführten Briefe sind, wie auch die folgenden, der Götzen'schen Corresp. entnommen.

den man mit ungetheilten und überlegenen Kräften früher oder später zum Ende führen konnte.

Schon in den ersten Monaten des Jahres 1808 hatte die französische Diplomatie aus Petersburg berichtet, daß es irgend einer Nachgiebigkeit bedürfe, um die russische Politik auch fernerhin in den Bahnen von Tilsit zu erhalten. Sie verhehlte auch nicht, in welcher Richtung diese Concession zu suchen sei. Jetzt, wie vorher in Tilsit, war es das erste und letzte Wort der russischen Politik: durch eine Theilung des osmanischen Reiches sich zu entschädigen. Nicht nur der Czar hatte sich zu Tilsit zu jenem unerhörten Umsprung von der preußischen Allianz zur napoleonischen durch die lockende Aussicht auf das byzantinische Reich verführen lassen; die ganze Tradition russischer Staatskunst seit Peter und Katharina drehte sich um diesen Gedanken und machte ihn zu einem Glaubensartikel des Volkes. Mit naiver Zudringlichkeit und Ungeduld ward damals wie später offen eingestanden, daß es einen Preis gebe, Rußland für jede Allianz zu gewinnen: der Besitz von Constantinopel. Auch Caulaincourt und Savary, die damals die Stimmungen sondirten, nahmen den Eindruck mit, daß ohne eine Abschlagszahlung auf diesen Preis hin die Tilsiter Allianz nicht zu halten sei.

Nun war es freilich nie Napoleons Meinung gewesen, seinen neuen Verbündeten von Tilsit gleichsam im Traume zum Herrn zweier Welten zu machen und ihn selber einzuführen in die weltgeschichtliche Stadt der oströmischen Cäsaren; allein er fühlte doch die Nothwendigkeit, ihm ein Stück der ersehnten Beute zu überlassen. Wenn er auch nicht Constantinopel mit dem, was daran hing, den Russen als Großmuthsgabe in den Schooß zu werfen geneigt war, so glaubte er doch, um seiner westlichen Verwickelungen willen, ihnen den Weg dahin öffnen und die Gebiete an der untern Donau preisgeben zu müssen. In diesem Sinne begann er schon im Frühjahr 1808 die verführerischen Saiten von Tilsit wieder anzuschlagen und bei Alexander die Theilung des osmanischen Reiches in Anregung zu bringen. Er wußte, wie mächtig er ein Jahr zuvor mit dieser Lockung auf den Czaren gewirkt, drum verschmähte er es auch jetzt nicht, eine unermeßliche Aussicht da zu öffnen, wo doch das, was er zunächst gewähren wollte, noch in bestimmten Grenzen gehalten war. Alexander ergriff natürlich mit leidenschaftlichem Eifer diese Rückkehr zu den „großen Ideen von Tilsit“; von ihm scheint damals der Gedanke einer persönlichen Zusammenkunft zuerst ausgegangen zu sein. Wir könnten, soll er gegen Caulaincourt geäußert haben, Weimar wählen, wo wir im Kreise meiner Familie wären, doch würden wir auch dort vielfach belästigt sein. Zu Erfurt wären wir ungestörter und freier. Schlagen Sie den Ort Ihrem Kaiser vor; wenn seine Zusage kommt, werde ich mich sogleich auf den Weg machen und reisen wie ein Courier.

Seit diesen ersten Anregungen waren die Dinge in Spanien zur Kri-

fis gekommen; den Auftritten zu Bayonne war der Aufstand des spanischen Volkes gefolgt und aus dieser erst verachteten Bewegung ein großer und fürchterlicher Krieg erwachsen. Das Verhältniß zu Preußen war zweifelhaft, das zu Oesterreich gestaltete sich, unter der Einwirkung der spanischen Dinge, kälter und feindseliger. Es war hohe Zeit, daß der Czar abgefunden und aufs Neue mit der französischen Politik verkettet ward. Der Congreß der beiden Kaiser konnte dann zugleich als Schaustellung Bonapartescher Macht und Herrlichkeit dienen, seine Vasallen um ihn versammeln und die Gedanken der Auflehnung in Oesterreich und Preußen zu Boden schlagen.

Am 22. September reiste Napoleon von St. Cloud ab, nahm in Frankfurt die ersten Huldigungen seiner deutschen Untergebenen entgegen und traf am 27. in Erfurt ein. Seine Diplomatie war ihm bereits vorangeeilt; eine Abtheilung seiner Grenadiergarde war von Paris hingesandt worden, um mit andern auserlesenen Truppen zugleich als Schutz und Ausschmückung zu dienen. Das frühere Statthaltereigebäude war als Ort der Conferenzen ausersehen; die etwas öde und unter französischer Herrschaft schwer heimgesuchte Stadt ward von französischen Dekorateurs eifrig herausgeputzt, damit ihr Aussehen dem Glanze der festlichen Tage entspreche. Von den Vasallen waren Viele bereits angekommen oder beeilten sich, hinter ihrem Lehnsherrn nicht zurückzubleiben; sämmtliche Rheinbundsstaaten, von Baiern, Westfalen, Sachsen, Württemberg, dem Fürsten Primas an bis zu den Reuß und Leyen herunter, waren entweder durch die Regenten persönlich, oder durch die Thronerben repräsentirt. Nur Oesterreich und Preußen erschienen in abgesonderter Stellung; für Preußen war Prinz Wilhelm gekommen, um mit des Czaren Hülfe eine Milderung des Pariser Vertrages zu erlangen; Oesterreich war durch General Vincent vertreten. Seit den Zeiten, wo die großen deutschen Kaiser ihre Fürstentage gehalten und die Herzöge und Markgrafen als Lehnsleute vor ihnen erschienen, war ein so glänzender und zahlreicher Fürstencongreß nicht mehr vereinigt gewesen; nur hatten jene alten Zeiten den höchsten Grad von Macht und Herrlichkeit Deutschlands verkündigt, wie diese jetzt das äußerste Maß der Erniedrigung. Damals waren den deutschen Stammesfürsten zur Seite die Könige des Auslandes oder ihre Vertreter erschienen, um den „Herrn der christlichen Welt“ ihre Huldigungen darzubringen; jetzt figurirten ihre Nachkommen nur im Gefolge zweier fremder Despoten, deren Herrschaft auf die Theilung und Entwürdigung Deutschlands gestellt war.

Noch ehe Napoleon in Erfurt ankam, waren Kaiser Alexander und der Großfürst Constantin in Weimar eingetroffen. Am 27. Sept. begaben sich beide nach Erfurt. Um Mittag brach Napoleon mit glänzendem militärischen Gefolge auf, um den russischen Kaiser einzuholen. Zwischen Münchenholzhausen und Nohra trafen die Fürsten zusammen; beide Autokraten umarmten sich und gingen eine geraume Zeit zu Fuß miteinander. Dann be-

„sehr bedeutende“ Bemerkungen, wie einer, der die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit gleich einem Criminalrichter betrachtet und dabei das Abweichen des französischen Theaters von Natur und Wahrheit sehr tief empfunden hatte. Die Schicksalstragödien erwähnte Napoleon mit Mißbilligung; sie hätten einer dunkleren Zeit angehört. Was, sagte er, will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal. Das Trauerspiel sollte die Lehrschule der Könige und der Völker sein. Sie sollten, rief er Goethe zu, den Tod Cäsars würdiger und großartiger als Voltaire schreiben. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris. Dort giebt es größere Weltanschauung! Dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden.*)

Wenige Tage nachher ward der Schauplatz der Festlichkeiten von Erfurt nach Weimar verlegt. Napoleon hatte den Wunsch geäußert, sich und seine Gäste hier fetirt zu sehen, und wollte dem Czaren zugleich das Schlachtfeld von Jena zu zeigen. So wurden denn in Weimar für den 6. und 7. Oct. außer einem Festmahl und einem Hofballe große Jagden vorbereitet. Napoleon schickte seine Komödianten hinüber; sie sollten dort Voltaires Mort de Cesar aufführen. Das beziehungsreiche Stück war in Frankreich seit Jahren von der Bühne verbannt; vor den geduldigen Deutschen es aufführen zu lassen, schien aber ungefährlich. Am 6. Oct., einem sonnigen, schönen Herbsttage, kam die fürstliche Versammlung von Erfurt herüber. In der Nacht vorher waren mehrere Hundert Hirsche und Rehe aus dem Ettersberger Walde gegen einen großen freien Rasenplatz zusammengetrieben und umzäunt worden. In der Mitte dieses freien Platzes hatte man einen ungeheuren Jagdpavillon errichtet, an dem das Wild in Schußweite vorübergetrieben ward. Tausende von Menschen waren zu Roß und Wagen hinausgepilgert, auf Gerüsten drängten sich die Schaulustigen zusammen, an der Waldgrenze gruppirten sich, um große Feuer zur Bereitung von warmen Speisen, eine Masse von Landleuten, welche die Nacht vorher das Wild hatten zusammentreiben müssen. Dem Jagdvergnügen folgten dann Festmahl, Theater und Hofball. Napoleon ließ, wie einer seiner Bewunderer sich ausdrückt, das „Bataillon“ Fürsten stehen und suchte nach der ersten Begrüßung Alexanders Goethe auf. Dann erkundigte er sich nach Wieland, der seines hohen Alters wegen solche Festlichkeiten mied. Er mußte herbeigeholt werden. Der Kaiser fragte ihn erst über seine Schriften, dann kam er auf ein historisches Thema. Wie früher Johannes Müller, so ward jetzt Wieland von ihm verhört, welches Zeitalter er für das glücklichste der Mensch-

*) Goethes Werke in 40 Bänden XXVII. 261. 262. Vgl. F. v. Müllers Erinnerungen S. 238 ff.

heit halte? Wieland gab die Antwort nicht, die Napoleon wünschen mochte er äußerte sich ausweichend. Das brachte dann den Kaiser auf Tacitus. Wie bei anderen Anlässen, so machte er hier seinem Unmuthe Luft über die herbe und düstere Zeichnung, die der große Geschichtschreiber von der Kaiserzeit entworfen. Tacitus habe die Handlungen und Gesinnungen nicht tief genug erforscht, um ein unbefangenes Urtheil der Nachwelt zu begründen. Man müsse die Menschen und Völker nur so nehmen, wie sie in der Mitte ihrer Zeit und aller bestimmenden Umstände sein könnten. Die römischen Kaiser seien lange nicht so schlecht gewesen, wie Tacitus sie geschildert. Der Verlauf des Gesprächs führte dann auf die griechisch-römischen Wechselwirkungen dieser Epoche und auf das Christenthum; hart an Wieland herantretend, sagte der Kaiser plötzlich mit leiser Stimme: „Es ist übrigens eine große Frage, ob Christus jemals gelebt hat.“ Die Lebhaftigkeit, womit der „deutsche Voltaire“ die wirkliche Existenz des Erlösers verfocht, schien ihm zu gefallen. „Gut, gut, sagte er. Die Philosophen quälen sich ab, Systeme aufzubauen, aber sie suchen vergeblich ein besseres, als das Christenthum, durch welches der Mensch mit sich selbst versöhnt und zugleich die öffentliche Ordnung und die Ruhe der Staaten gleich stark verbürgt wird, wie das Glück und die Hoffnung der Individuen.“ Napoleon schien geneigt, noch länger fortzuplaudern, wenn nicht der greise Dichter sich durch das lange Stehen angegriffen gefühlt und beurlaubt hätte. Ihm und Goethe wurde dann vor der Abreise des Kaisers der Orden der Ehrenlegion ertheilt.

Am andern Tage fand eine zweite große Jagd zwischen Apolda und Jena statt, auf dem Plateau des Landgrafenberges, wo Napoleon die Schlacht vom 14. Oct. 1806 geleitet hatte. Es war vielleicht nur Zufall oder Ungeschicklichkeit, daß man die festgesetzte Hasenjagd gerade mit dem von Napoleon gebotenen Besuche des Schlachtfeldes verband, aber das geschah schwerlich ohne Absicht, daß der Sieger von Jena den Prinzen Wilhelm von Preußen einlud, sein Begleiter zu sein. Das war ja seine Art, sich des Sieges zu freuen. Wahrscheinlich hat diese Brutalität diesmal eine Lebensgefahr von ihm abgewandt. Am Webicht, dem kleinen Gehölz bei Weimar, das uns aus der Geschichte des Rückzuges von Jena bekannt ist, warteten nach Müfflings Aussage*) auf raschen Rossen zwei Männer aus Preußen, die unter ihren Mänteln Mousquetons verborgen hatten und entschlossen waren, dem Unterdrücker

*) Müffling, Aus meinem Leben S. 27. Nach Müllers Bericht (Erinnerungen S. 255) waren es preußische Officiere, die ihn beim Heraustreten aus dem Theater erschießen wollten, aber durch das Ausbleiben eines Mitverschworenen von der Ausführung abgehalten wurden. Müfflings Angaben sind aber hier wohl zuverlässiger. Etwas abweichend, doch im Ganzen übereinstimmend, erzählt die Sache Steffens VI. 172 f. Daß übrigens solche Gedanken in verschiedenen Köpfen rege wurden, beweist die Mittheilung in den Memoiren eines deutschen Staatsmannes aus den Jahren 1788—1816. Leipz. 1833. S. 254.

Deutschlands ein gewaltsames Ende zu bereiten. Als sie den Bruder ihres Königs an seiner Seite erblickten, versagte ihnen ihr Arm den Dienst. Gewiß wäre es ewig zu beklagen gewesen, wenn der Imperator auf diese Weise sein Ende fand; aber ein bedeutsames Zeichen der Zeit war es doch, daß sich in dem friedfertigen und geduldigen Deutschland anfingen Mordgedanken zu regen.

Den Festlichkeiten liefen geräuschlos politische Verhandlungen zur Seite, in welche nur die beiden Kaiser und ihre nächsten Vertrauten eingeweiht waren. Die Russen mochten wohl mit der Hoffnung gekommen sein, die Theilung des osmanischen Reiches als reife Beute von Erfurt mitzunehmen; wenigstens kam der Czar in den ersten Unterredungen auf diese Lieblingsgedanken, womit man ihn zu Tilsit gelockt, angelegentlich zurück. Aber aus Napoleons Gegenrede, welche die Schwierigkeit der Ausführung und die Gespanntheit der europäischen Lage geltend machte, ging das Eine deutlich hervor, daß er entschlossen war, den Kern des türkischen Reiches mit der Hauptstadt den Russen nicht preiszugeben. Die Höflichkeiten und Galanterien, die in reichem Maße an Alexander verschwendet wurden, schienen nur eben berechnet, die Ablehnung minder empfindlich zu machen. Doch fühlte auch Napoleon recht gut, daß es irgend einer Einräumung bedürfe, um sich Alexanders dauernde Billigung für die Veränderungen im Abendlande zu sichern und sich an ihm einen zuverlässigen Wächter für Oesterreich und Preußen zu erhalten. Die Abtretung der Moldau und der Wallachei, außer dem eben von Schweden abgerissenen Finnland, schien dazu der geeignetste Weg. Dieser Besitz vollendete Rußlands Herrschaft an der unteren Donau, machte das wankende Türkenreich immer wehrloser und mißachteter und ermuthigte ebendadurch die russischen Hoffnungen, daß die abermals verschobene Theilung endlich doch vollzogen werden müsse. Der Czar und sein Minister Romanzoff zeigten sich auch geneigt, auf die Erfüllung ihrer kühnsten Wünsche zunächst zu verzichten, wenn nur diese bescheidenere Beute ohne Säumen erlangt ward. Darum drehte sich nun wesentlich der vertrauliche Verkehr der beiden Kaiser und ihrer Rathgeber. Der Czar wünschte die förmliche Abtretung der besetzten Provinzen unverzüglich in Händen zu haben, um gestützt auf Napoleons Zustimmung auch die Einwilligung der Pforte sofort zu erpressen. Für so übermäßig dringend sah es freilich Napoleon nicht an. Er dachte, die vertragsmäßige Verpflichtung könne Rußland vorerst genügen und es so stimmen, daß es ihm Oesterreich und Preußen in Ruhe hielte. Dann wollte er die ganze Wucht seiner militärischen Kräfte auf Spanien werfen, mit raschen Schlägen den Aufruhr dort bewältigen und das englische Hülfscorps hinausdrängen. Mit diesem Ergebniß, der Unterwerfung des Westens durch die französischen, der Bewachung des Ostens durch die russischen Waffen, schien es dann nicht undenkbar, England zu einem Frieden zu bestimmen, der den Statusquo dort wie hier, am Ebro wie an der untern Donau, feierlich an-

erkannte. Ein vorzeitiges Verkündigen der Abtretung der Donauländer an Rußland konnte dies erschweren, die Pforte zur letzten Kraftanstrengung anspornen, Oesterreich schwierig machen und so dem englischen Widerstande neue Chancen eröffnen. Allein auf die Russen machte diese Betrachtung nicht so viel Eindruck, daß sie darum ihre Ungeduld hätten zähmen wollen. Sie glaubten sich seit Tilsit zu mannigfach enttäuscht und hingehalten, um nicht ein leises Mißtrauen zu empfinden. So drängten und trieben sie mit aller Ungeduld der Habsucht auf ungesäumte Anerkennung ihres Eigenthums, und es erforderte Napoleons ganze diplomatische Kunst, ihre Verstimmung zu bewältigen und sie seinem Calcul zugänglicher zu machen*)

Neben diesen Hauptgeschäften des Congresses erschienen die deutschen Angelegenheiten nur wie untergeordnete Fragen. Oesterreich und Preußen waren in die vertrauten Besprechungen der beiden Kaiser nicht eingeweiht, die Fürsten des Rheinbundes ohnedies nur anwesend, um das Gefolge Napoleons zu vergrößern.

Mit Oesterreich war das Verhältniß bereits so gespannt, daß der französische Kaiser nach seiner brüsken Art einen öffentlichen Anlaß, die feierliche Audienz vom 15. Aug., benutzt hatte, seinen Unmuth an dem Gesandten Oesterreichs, dem Grafen Metternich, laut auszulassen. Er war zu scharfsichtig, um sich durch die friedlichen Worte des Wiener Cabinets täuschen zu lassen und nicht zu sehen, daß in Oesterreich Alles auf kriegerische Thaten gerüstet sei. Die Franzosen wollen wissen, Kaiser Franz habe vor dem Congresse sondirt, ob auch er in Erfurt erscheinen solle; Napoleon habe es aber verneint. Thatsache ist, daß im Namen Oesterreichs nicht ein Glied des Kaiserhauses auf dem Congresse erschien, sondern der General Vincent, den die Männer der Erhebung in Deutschland zu den Ihrigen zählten. Seine Rolle war nur die, zu beobachten und durch friedfertige Erklärungen die Stunde des offenen Bruches noch zu verzögern. In diesem Geiste war auch das Schreiben des Kaisers abgefaßt, dessen Ueberbringer er war. Es betheuerte die friedlichen Gesinnungen Oesterreichs und ermächtigte den Abgesandten zu allen den Erklärungen, welche das gegenseitige Vertrauen wieder befestigen konnten. Napoleon nahm öffentlich die Miene an, als schenke er dem Glauben. Die Versicherung, daß die Rüstungen eingestellt würden, erwiederte er durch den Befehl an die Rheinbundsfürsten, ihre zum Theil in Lager ver-

---

*) Nach einer Stelle in Bismarks Aufzeichnungen S. 45 hat Alexander sogar in einer Unterredung mit seinem Oheim Friedrich von Württemberg schon jetzt geäußert: „Napoleon ist gegenwärtig zu mächtig, um ihm mit Erfolg den Krieg zu machen. Man muß ihn erst sich schwächen lassen. Spanien wird in dieser Hinsicht gute Dienste leisten. Sein Ehrgeiz, der ihn von einer Unternehmung zur anderen fortführt, thut das Uebrige. Die Zeit wird dann kommen, wo ich wegen der Rolle, die ich jetzt hier in Erfurt spiele, Entschädigung nehmen werde."

einigten Truppencorps in ihre Garnisonen zurückkehren zu lassen.*) Aber es sollte doch nur vor der Welt so scheinen; er selbst traute der österreichischen Politik nicht mehr als zuvor. Zeugniß davon gab nicht nur die Behandlung Vincents, dem man zwar nicht unhöflich, doch fremd und kalt begegnete, sondern namentlich der Brief, womit Napoleon am Schlusse des Congresses das Schreiben des österreichischen Monarchen erwiederte. Er habe, hieß es darin, niemals gezweifelt an den geraden Absichten des Kaisers; allein es gebe in Wien eine Faction, die Furcht vor Frankreich affectire, um das österreichische Cabinet zu gewaltsamen Maßregeln zu drängen, deren Folgen noch unglücklicher sein würden, als die vorausgegangenen Ereignisse. „Ich bin in der Lage gewesen, die Monarchie E. M. aufzulösen oder doch sie weniger mächtig zu lassen; ich habe es nicht gewollt. Was sie ist, das ist sie durch mein Zugeständniß. Darin liegt der evidenteste Beweis, daß unsere Rechnungen ausgeglichen sind und ich nichts von ihr will.“ Er beschwerte sich dann über die Rüstungen und verbat sich in einem Tone, der drohend genug klang, jeden Schritt, der Besorgniß erwecken und einer Diversion für England ähnlich sehen könne.

Peinlich genug war die Situation Preußens auf dem Congresse. Prinz Wilhelm wurde zwar mit Auszeichnung behandelt, aber die Bemühungen, eine Milderung des Pariser Vertrags zu erlangen, waren fruchtlos.**) Als Goltz sich zunächst an den russischen Kaiser wandte, empfing er den wenig tröstlichen Bescheid: es sei an eine Milderung nicht zu denken, ehe nicht vor Allem die unbedingte Ratification erfolgt sei. Vergebens suchte ihm Goltz darzulegen: daß hieße Verbindlichkeiten eingehen, die Preußen außer Stande sei zu erfüllen. Alexander meinte, es sei nach dem Briefe von Stein nichts zu erreichen gewesen, als die Aussicht auf erleichterte Zahlungstermine und auf die Räumung des Landes, so wie der Vertrag sie feststelle. Die Vorstellungen des preußischen Gesandten, daß die eigne Ehre des Czaren wie sein Interesse bei dieser Frage betheiligt sei, übten keine Wirkung; Goltz schied mit dem Eindruck kraftloser Hingebung Alexanders an Napoleon und sprach das in seinem Berichte nach Königsberg unumwunden aus. Er suchte nun mit Champagny anzuknüpfen, freilich ohne das Mindeste zu erreichen. Der französische Minister verlangte vor Allem die Ratification und lehnte, ehe dieselbe erfolgt sei, jede weitere Erörterung ab. Vergebens betonte Goltz die physische Unmöglichkeit, den Vertrag zu vollziehen; derselbe sei abgeschlossen, ward ihm erwiedert, und es werde nichts mehr daran geändert. Champagny weigerte sich selbst, die Bedenken des preußischen Unterhändlers seinem Herrn mitzutheilen; Napoleon werde dieselben ebenso wenig anhören, als ihn persönlich empfangen, bevor die Ratification erfolgt sei. In dieser Bedrängniß,

*) S. Gagern, Antheil an der Politik I. 198.

**) Das Folgende nach den Berichten von Goltz, die mit den übrigen darauf bezüglichen Actenstücken zwei besondere Fascikel bilden.

der Kaiser Alexander nichts entgegenzusetzen hatte, als den Rath der Nachgiebigkeit, entschloß sich Goltz am Abend des 8. October die Ratificationsacte zu übergeben, freilich indem er nochmals, gleichsam protestirend, die Unmöglichkeit der Vollziehung betonte.*)

Am Tage darauf erhielt er Audienz bei Napoleon. „Die Erinnerung daran, sagt sein Bericht, wird meinem Gedächtniß ewig unvergeßlich bleiben; die Unterredung gab mir den Maßstab für die künftige Leitung der preußischen Angelegenheiten.“ Ein furchtbarer Zornausbruch gegen Stein ließ Goltz glauben, daß noch Schlimmeres gedroht habe, was durch die Verwendung des Czaren abgewehrt sei. In den nächsten Tagen folgte denn auch ein reeller Beweis von Alexanders Fürsprache; es wurden von der willkürlich in die Höhe geschraubten Contribution zwanzig Millionen Francs erlassen, um, wie ein Brief Napoleons an den Czaren (14. Oct.) sagte, „ihm einen überzeugenden Beweis der Freundschaft des französischen Kaisers zu geben.“ Freilich war auch diese Gewährung nicht ohne Opfer. Im Tilsiter Frieden hatte ein geheimer Artikel bestimmt, daß, wenn Hannover zu dem Bonaparteschen Gebiete geschlagen würde, Preußen dafür einen Zuwachs von 400,000 Seelen an der Elbe erlangen sollte; Alexander erklärte jetzt, kurz vor dem Ausgang des Congresses, er lege keinen Werth auf die Vollziehung dieses Artikels — für die Franzosen natürlich ein erwünschter Vorwand, ihn unvollzogen zu lassen.

Unter dem Eindruck des Nachlasses der 20 Millionen hatte Goltz einen Augenblick gehofft, weitere Modificationen zu erlangen. Ein Entwurf, den er aufzeichnete, betraf hauptsächlich Erleichterung der Fristen, Ersatz für die Verluste, die Preußen im Widerspruch mit dem Tilsiter Vertrag auferlegt waren, Dispensation von der peinlichen Pflicht, Napoleon im Kriege zu unterstützen und Aufhebung der Bestimmungen, welche die Stärke der preußischen Armee betrafen. Allein die Erörterungen mit Daru gaben wenig Aussicht; es trat darin die gewohnte Spröbigkeit zu Tage, durch die jüngsten Erlebnisse eher noch gesteigert. Ein Gedicht auf Stein, das damals ein Königsberger Blatt brachte, führte wieder zu heftigen Erörterungen, aus denen Goltz entnahm, daß bald weitere Schritte gegen das Bleiben des Ministers erfolgen würden.

Im Kreise der Männer, deren ganze Thätigkeit auf eine Erhebung Deutschlands gerichtet war, folgte man natürlich mit größter Spannung dem, was in Erfurt verhandelt ward. Es liegen uns einige Briefe vor, welche

*) In einem Schreiben Steins, das Goltz am 21. Oct. empfing, ist die Hoffnung ausgesprochen, „daß die Freundschaft Rußlands Napoleon mehr werth sein werde, als 10 Millionen Thaler.“ Vor Allem wird dort jeder Gedanke an eine Gebietsabtretung bekämpft; „sollte die Verwendung Rußlands gar nichts helfen, so bleibt kein Mittel übrig, als zu unterschreiben und zu halten, was man halten kann. Was kann dieses aber Kaiser Alexander für eine Sicherheit auf die Zukunft geben?“

die unmittelbare Rückwirkung der Erfurter Vorgänge genauer beleuchten. Am 10. und 11. Oct. war, von Alexander gesandt, Fürst Kurakin in Presburg erschienen. Der Zweck seiner Audienz, heißt es in einem der Briefe, war, dem Kaiser zu eröffnen, daß der Czar in dem dringenden Wunsche, die Ruhe in Deutschland und die Integrität der einzelnen Gebiete zu erhalten, seinen Freund, den Kaiser Napoleon, zu friedlichen Ansichten gestimmt habe, für die er selber Bürge sei. Er bitte darum das Haus Oesterreich, über seine eigenen Interessen und das Glück seiner Völker die Augen zu öffnen und sich diese Dazwischenkunft Rußlands gefallen zu lassen. Man lehnte das zu Presburg nicht ab. Wie aber Kurakin unter einem Schwall von Worten erklärte, die Pacification Spaniens sei die Grundlage aller weiteren Vorschläge, und es könne darum nichts entschieden werden, bevor Oesterreich Joseph Bonaparte als König von Spanien anerkannt habe, da erklärte der kaiserliche Hof sich außer Stande, die spanische Dynastie um einen Thron zu bringen, den dieselbe so lange eingenommen. Man kenne ja den Wunsch der Nation nicht, die darüber zuerst zu hören sei; man sei nicht abgeneigt, ihre Wahl gutzuheißen, aber man wolle ihr darüber keine Vorschrift geben. Weiter berichtet der Brief, ohne Zweifel nach Kurakins Erzählungen: Alexander habe Preußen und seinen König mit der Wärme eines Cato gegen Napoleon in Schutz genommen und es sei diesem nicht gelungen, den Czaren, wie er sich ausdrückte, von dieser „Marotte“ abzubringen.

Die Besprechungen zu Erfurt, erzählt ein ähnliches Schreiben, haben mit den Erklärungen Alexanders begonnen, er könne den Krieg gegen die Engländer nicht fortsetzen; der Stillstand des Handels erbittere sein Volk und rufe Verarmung hervor, es müsse darum Friede werden. Bonaparte, der darauf nicht gefaßt sein mochte, hat indessen sogleich sein Instrument auf diesen Ton gestimmt und erklärt, auch er befinde sich in gleichem Falle. Der Czar möge nur mit ihm gemeinsam an dem Werke der allgemeinen Pacification arbeiten. Der gefühlvolle Herrscher des Nordens hat das mit Freude angenommen; die erste Grundlage des großen Werkes wäre dann der Statusquo in Deutschland und Italien und die Anerkennung des Königs Joseph — Vorschläge, mit denen auch Kurakin zu Presburg hervorgetreten ist. Dieselben Briefe geben auch ein beredtes Zeugniß für den tiefen Eindruck, den die mit dem Erfurter Congreß zusammentreffenden Nachrichten aus Spanien machten. Vergebens hatten die Franzosen ihr Land und die unterworfenen Gebiete vor jeder Mittheilung aus der pyrenäischen Halbinsel abzusperren gesucht; man wußte jetzt doch, daß Dupont zu Baylen, Junot zu Cintra capitulirt hatten, die Aufständischen im Besitz der Hauptstadt waren. Dies Beispiel, heißt es in einem der Briefe, muß uns das Gefühl unserer Kräfte wiedergeben und uns zeigen, welchen Gebrauch wir davon zu machen haben. Verlangen wir Waffen von den Engländern und rächen wir uns!

Indessen war am 12. Oct. der Vertrag zu Erfurt unterzeichnet worden, der die französisch-russische Diktatur über Europa, wie sie zu Tilsit entworfen war, genauer regelte. Darin war von Neuem das engste Einverständniß zwischen beiden Theilen festgesetzt; alle Unterhandlungen, alle Vorschläge sollten nur gemeinsam erörtert werden. Zu Krieg und Frieden verbunden, sollten beide Mächte mit England Friedensverhandlungen anknüpfen, und zwar auf Grund des gegenwärtigen Besitzstandes. Als unumgängliche Bedingung dieses Friedens war die Abtretung Finnlands, der Moldau und Walachai an Rußland bezeichnet. Ebenso müsse England die neue Ordnung der Dinge in Spanien anerkennen. Ueber die Art der Unterhandlung in Constantinopel sollten sich beide Mächte verständigen, damit nicht das noch bestehende freundliche Verhältniß zwischen Frankreich und der Pforte gefährdet werde; daß die ganze Verabredung geheim gehalten werden sollte, lag in der Natur der Sache. Würde die Pforte die Abtretung verweigern, so beschränkte sich Napoleon auf friedliche Verwendung; falls aber Oesterreich oder irgend eine andere Macht mit dem osmanischen Reiche gemeinschaftliche Sache machte, so leistete Frankreich den Russen thätige Hülfe, und umgekehrt wenn Oesterreich gegen Frankreich Krieg beginnen sollte, verpflichtete sich Rußland, sich gegen Oesterreich zu erklären. Weitere Unternehmungen gegen das osmanische Reich sollten nicht stattfinden ohne vorausgegangene gegenseitige Verständigung. Außer diesen Bestimmungen war eine Entschädigung für das durch die britische Politik schwer heimgesuchte Dänemark versprochen. Im Falle die Unterhandlung mit England nicht zum Frieden führte, sollte binnen eines Jahres ein neuer Congreß stattfinden; der gegenwärtige Vertrag aber zehn Jahre geheim bleiben.

Zwei Tage nach dem Abschluß des Vertrages ging der Congreß auseinander. Es war Napoleon gelungen, was er wollte: den Czaren von Neuem an sein Interesse zu knüpfen, ohne daß der Preis dafür zu hoch war. Zwar hatte Alexander weniger erlangt, als ihm zu Tilsit vorgespiegelt war; doch schied er von Erfurt noch ziemlich befriedigt, denn Finnland und die Donauländer waren ihm gesichert und die Hoffnung auf die Theilung der ganzen osmanischen Beute nur vertagt, nicht vereitelt. Bedeutsam war es immer, daß abermals das wirklich Erreichte hinter dem Erwarteten zurückblieb und der russische Czar zwar nicht mißvergnügt, aber auch keineswegs vollkommen gesättigt, den Congreß verließ. Je rücksichtsloser Napoleons Unersättlichkeit fortan sich den Consequenzen des eigenen Systems hingab, um so wichtiger konnte der Umstand werden, daß schon zu Erfurt, trotz aller Schmeichelreden und Galanterien, zwischen beiden Kaisern nicht Alles glatt und geebnet war. Die Herrschsucht und der schnödeste Egoismus hatten diesen Bund gestiftet und bis jetzt zusammengehalten; die gleichen Hebel konnten ihn auch eines Tages auseinandertreiben.

Indessen man zu Erfurt die Fesseln für Europa fester schmiedete, waren die Gedanken des Widerstandes allenthalben eher ermuthigt als gedämpft worden. Die Botschaften von Baylen und Cintra, die Flucht des Bonaparteschen Schattenkönigs aus der castilischen Hauptstadt, das glückliche Entrinnen La Romanas aus Fünen waren Ereignisse, die selbst in den Festestaumel von Erfurt und Weimar ihre düsteren Schatten hereinwarfen; wie wurden sie mit kaum verhaltenem Jubel draußen aufgenommen, wo man nur auf ein Zeichen wartete, um dem Beispiel der Spanier zu folgen! Die Franzosen und ihr Imperator hatten selber keine Ahnung davon, wie rührig daran gearbeitet ward, ihnen in Deutschland ein zweites Spanien zu bereiten.

Wir sind im Stande, aus einer Reihe bisher unbekannter Aktenstücke den Umfang dieser Vorbereitungen genauer nachzuweisen, und können die Leiter der Bewegung selber reden lassen. Der Erfolg zwar ist zunächst ganz außer Verhältniß zu ihren Anstrengungen gewesen, aber verloren waren diese darum doch nicht. Im Jahr 1809 sind als ruhmvolle einzelne Episoden alle die Minen explodirt, die schon zur Zeit der Erfurter Versammlung gefüllt waren. Daß damit gezögert ward, bis der Feind wieder in voller Rüstung da war und statt einer gemeinsamen großen Action Oesterreich, Preußen und das übrige Deutschland abermals in drei verschiedenen Lagern getrennt erschienen, das lag eben an Verhältnissen, die sich wenige Wochen nach dem Congresse entscheiden sollten.

Zur Zeit des Congresses befand sich ein preußischer Officier in Wien, dessen Aufgabe es war, die Verhältnisse an Ort und Stelle zu erkunden und ein genaueres Einverständniß mit Oesterreich zu vermitteln. Derselbe stand in lebhaftem Verkehr mit britischen Agenten, deren Sorge es sein sollte, Geld und Waffen herbeizuschaffen. Was im Geiste der hochherzigsten Männer jener Zeit als der einzige rettende Weg feststand — die volle, uneigennützige Eintracht zwischen Oesterreich und Preußen — das war in Wirklichkeit freilich so leicht nicht herzustellen, wie es als Idee die meisten ergriff und überzeugte. Hätte man auch des alten Mißtrauens und der früheren Rivalitäten ganz vergessen können, die von 1740, 1756 und 1778 herstammten, so hatten beide Mächte seit Basel und Campo Formio der falschen Wege und Mittel, der halben Entschlüsse, der Hintergedanken und Abfälle so viele verschuldet, daß es der einen wie der andern an Stoff zum Mißtrauen nicht fehlte. Der Bonaparteschen Diplomatie gab dies schon Spielraum genug; in Preußen schürte sie den Argwohn gegen Oesterreich, in Oesterreich breitete sie eben jetzt geschäftig aus, Preußen sei im engen Bündniß mit Napoleon. Es bedurfte von Seiten jenes preußischen Agenten der wiederholten Versicherung vom Gegentheil, um das daraus erwachsene Mißtrauen zu beschwichtigen. Aber der nämliche Mann hat selber keine rechte Zuversicht darauf, daß Oesterreich seine ganze Kraft an die Unabhängigkeit Deutschlands, nicht blos

an den Gewinn verlorener Provinzen, setzen werde. „Niemals, schreibt er, werden wir Oesterreich dazu bringen, vollkommen gemeinsame Sache mit uns zu machen, und es dazu bestimmen, daß es das Schicksal Deutschlands und seine Unabhängigkeit sich als einziges Ziel vorsetzt. Es sind ihm sechs oder acht Erzherzoge zur Last, die nicht untergebracht sind; Italien kann für sie Versorgung geben." Drum, meint er, dürfe auch Preußen sich niemals mit allen seinen Kräften und Mitteln den Oesterreichern allein in die Arme werfen, denn für diese sei die deutsche Sache nur ein einzelner Punkt neben vielen anderen. Würde der König alle seine Mittel und Kräfte entwickeln, so könnte man ihm vielleicht die ganze Last des deutschen Krieges überlassen und seine Interessen in Italien verfolgen. Daher ist sein Rath, Preußen solle sich erst in einer Allianz mit England ein Gegengewicht schaffen, bevor es in die letzte entscheidende Unterhandlung mit Oesterreich eintrete. Durch diese Allianz gestärkt, könne sich Preußen im Nothfall allein in den Kampf wagen und eine glückliche Entscheidung geben, bevor Oesterreich komme. „Oesterreich wird niemals unsere Wiederherstellung ernstlich zu Herzen nehmen, ja es wird sie vielleicht nicht einmal in Betracht ziehen; begnügen wir uns zu glauben, daß es uns nicht widerstreben wird, aber erwarten wir nichts als eine schweigende Zustimmung, eingegeben durch die Umstände, aber nicht aus seinen Gesinnungen hervorgegangen. Ist unser Land geräumt, so kann die kriegerische Organisation alsbald stattfinden und wir können dann, ohne das vorauszusehende Ergebniß des Friedenscongresses abzuwarten, nach dem Rhein marschiren und ganz Norddeutschland dem schmachvollen Joche entreißen, ohne daß diese befreiten Gebiete ihre Erkenntlichkeit zwischen uns und Oesterreich zu theilen haben."

Wir erinnern uns, die gewichtigsten Männer in Königsberg, Stein und Scharnhorst an der Spitze, sahen die Dinge nicht so an, sondern faßten den bevorstehenden Kampf im großartigsten und uneigennützigsten Geiste auf. Aber sie hatten auch dort, bis in die höchste Region hinauf, genug zu kämpfen mit diesem überlieferten Mißtrauen, wie es der vorige Brief ausspricht. Es war nur zu sehr zu fürchten, daß in der letzten Stunde der Entscheidung, wenn z. B. Steins Rath fehlte, diese Stimmungen des Argwohns das Feld behaupteten — freilich ohne den kühnen Entschluß, allein in den Kampf zu gehen.

Es hat an sich nichts Unwahrscheinliches, daß es Leute genug am Wiener Hofe gab, die bei dem bevorstehenden Kriege zunächst nur daran dachten, Tirol und Oberitalien wiederzugewinnen; aber diese Stimmung war doch nicht die allein herrschende. „So wie in Preußen, schrieb damals Karl von Nostiz, ist die kräftige, verständige und besonnene Partei nicht die geltende in Wien, die Leute wollen und wollen nicht, sind stets besorgt, oft in Freuden vergraben und im Allgemeinen einer energischen Sprache taub. Demungeachtet entgeht Keinem die endliche Unvermeidlichkeit eines Krieges,

und in dieser Hinsicht sind alle Vorbereitungen zu demselben auf das kraftvollste gemacht worden."

Auch in Oesterreich fehlte es nicht an Mißtrauen gegen Preußen; dort wie hier unterstützte man den Argwohn durch Berufung auf die vorausgegangene Politik. Je schwankender sich diese bisher in Preußen erwiesen, um so verdächtiger erschien die Ungeduld, womit jetzt von Preußen her zum Kriege gedrängt ward. Das rührige Treiben der preußischen Agenten, des Oberst Lucey, des Hauptmanns Tiedemann, schreckte mehr ab, als es ermuthigte. Da kämen sie, klagte Nostiz, und fragten, ob heute, ob morgen oder spätestens übermorgen der Krieg ausbrechen werde. „Wer ist denn der Mann? fragte man in Wien mit Recht; wir kennen ihn nicht. Kann man so dem Ersten Besten die Geheimnisse des Cabinets anvertrauen? Soll ein Hof, dessen charakteristisches Kennzeichen Mißtrauen durch Jahrhunderte war, sich dem ersten besten Courier eröffnen?" Für harmlose Couriere waren diese Leute allerdings zu tief eingeweiht, aber doch zugleich für wirkliche Unterhändler zu wenig instruirt. Man barg daher in Wien sein Mißvergnügen nicht. Sie kämen, hieß es, „diese preußischen Officiere und Officianten," sprächen von dem nahe bevorstehenden Aufstand in Schlesien, reisten herum, verbreiteten beunruhigende Gerüchte und hüllten sich, wenn man sie nach genaueren Aufträgen fragte, in ein gewisses diplomatisches Dunkel. „Alle diese geheimen, von Noth und Verzweiflung dictirten Maßregeln verfehlen in Wien ihren Zweck, verschließen die Herzen dem Vertrauen und erzeugen unnöthige Besorgnisse über die Redlichkeit des Hofes."

Vorsicht war diesen Agenten freilich dringend anempfohlen, namentlich von Götzen, der aus Glatz mit ihnen im nächsten Verkehr stand. Aber auch aus Götzens Briefen spricht der Verdacht, daß die Zurückhaltung Oesterreichs auf Mangel an ernstem Entschluß beruhe. Er arbeitete zu Ende October eine Instruction für Lucey aus, womit derselbe nach England gehen sollte. Durch England, meinte er, müsse man auf Oesterreich wirken. In Preußen schienen ihm die Sachen so weit gediehen, daß eher zu besorgen sei, es möchte eine Explosion zu früh erfolgen, bevor die Unterhandlungen zum rechten Ende geführt wären.

Ein Bericht an Stein, den Götzen am 28. October schrieb und durch Tiedemann überbringen ließ, giebt genauere Einsicht in den Umfang der Vorbereitungen. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Oesterreich jetzt noch nicht losschlagen werde, hält darin Götzen Rundschau über die Mittel, worüber man zunächst verfügen könne. „Bei meiner Ankunft allhier, schreibt er, fand ich mehrere bedeutende und unbedeutende Verbindungen, die meist von einander unabhängig waren. Nach der Verschiedenheit der Oberhäupter oder Leiter, nach verschiedenen Grundsätzen handelnd oder wirkend, konnten sie eher nachtheilig als nützlich werden und die Entdeckung nothwendig herbeiführen. Die erste Verbindung ging von der Dresdner Loge aus; sie

wirkte auf weit aussehende allgemeine Plane. Die zweite war durch unvollständige Winke von Königsberg her entstanden. In ihren Unterabtheilungen wollten sie augenblicklichen Aufstand, mehr Massacre als militärische Operation. Die dritte war ein Anhang, den sich der Herzog von Braunschweig-Oels gebildet hatte, mit Parteigängerplänen und unvollständigen Mitteln. Die vierte unter einem gewissen Bereskow, der bei dem Hirschfeldschen Corps gestanden hatte, einem Manne von ausgezeichnetem Talent und Verstand. Sein Anhang war klein, seine Pläne in der Hauptsache auf England gestützt und er würde vielleicht viel geleistet haben. Die fünfte war eine Officiersverbindung, theils unter dem Grafen Landsack, theils unter einem gewissen von Werneck, der während des Krieges bei den schlesischen leichten Truppen gestanden hat; viel guter Wille, aber nicht gehörige Einigkeit, kein Plan und sehr viel Unachtsamkeit. Dazu kam eine Verbrüderung des Bürgerstandes, hauptsächlich in Breslau, unter dem Horndrechsler Seeliger, der, weil er das Zutrauen der ganzen Nation genießt, an der Vereinigung mehrerer dieser Verbindungen arbeitete, allein, durch seinen feurigen Character hingerissen, die Sache etwas zu schnell und unvorsichtig betrieb. Schon im Augenblick meiner Ankunft wollte man theilweise losbrechen; da dies aber nur zu unglücklichen Resultaten führen konnte, so hintertrieb ich es, ließ auch hier einen Tugendverein stiften und bemühte mich, alle diese verschiedenen Verbindungen unter eine Leitung zu bringen und zu gleichem Zwecke zu vereinigen. Die Officiersverbindung habe ich gänzlich aufgehoben, so wie die unter Bereskow, den ich aber selbst nützlich zu gebrauchen dachte. Den Herzog von Oels habe ich so viel wie möglich unschädlich zu machen gesucht, ohne jedoch seine Unternehmungsvorbereitungen gänzlich zu hemmen, da das schnelle Erscheinen eines Corps von 2—3000 Mann in den oberschlesischen Wäldern zur rechten Zeit sehr nützlich hätte werden können. Seine weitere Bestimmung war die Deckung von Glogau, dessen Einnahme vollkommen maskirt ist und beinahe gar nicht fehlschlagen konnte. Zum Commandanten von Glogau habe ich auf Bitte des Vereins den Oberstlieutenant von Puttlitz bestimmt. In mehreren von Glatz entfernten Districten sind Officiere vertheilt, welche mit Hülfe des Vereins schnell Truppen sammeln und formiren und damit so lange als Parteigänger agiren sollten, bis die Communication mit Glatz oder den von dort ausgehenden Truppen möglichst vereint werden würde. Das rechte Oderufer hatte ich in militärischer Hinsicht so lange unter die Oberleitung des Major von Klüx gegeben und noch den Major von Valentini dazu bestimmt, beim Herzog von Oels zu bleiben. In Glatz und Silberberg habe ich mich bereits bis über 9000 Mann verstärkt und außer diesen die in sechs Tagen mögliche Formirung eines Corps von 20,000 Mann präparirt. Zu den kleinen vorerwähnten Expeditionen sind hinlängliche Waffen auf verschiedenen Punkten gesammelt; zum Hauptcorps, zu dessen Deckung ich die bereits armirten Truppen gebrauchen wollte,

habe ich zwar in diesem Augenblick erst gegen 2000 Gewehre, allein ein paar tausend würden sich wohl noch im Lande bei der Formirung gefunden haben. Ich hatte das Versprechen, daß die in Leutomischl noch befindlichen 3000 Gewehre auf den Fall des Ausbruchs mir sogleich ausgeliefert werden sollten, so wie, daß man mich auf diesen Fall von jener Seite mit Waffen unterstützen würde. Der Enthusiasmus war so viel als möglich gespannt worden, so daß mir z. B. bei der Arretirung des H. von Troschke schwer war, den unzeitigen Ausbruch zurückzuhalten. Mit Colberg und Berlin bin ich in Verbindung und würde sie im Falle der Erklärung benachrichtigt haben. Der Lieutenant Graf Landsack hat pro forma den Abschied genommen und reist für die Sache."

„Was die auswärtigen Unterhandlungen anlangt, so steht es damit wie folgt. Nach den vertrauten Unterhandlungen mit dem Fürsten von Hohenzollern und mit dem Generallieutenant von Brady erschien der General von Bubna in hiesiger Gegend. Durch diesen Canal ließ ich die nöthigen Nachrichten und Ansichten an den Erzherzog Karl gelangen. Noch vor wenig Tagen betheuerte er, daß alle Wahrscheinlichkeit für den nahen Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich sei und daß ich auf jeden Fall augenblicklich benachrichtigt werden würde, wenn diese Wahrscheinlichkeit je aufhören sollte. Der Graf von Lucey, welcher in Wien viel Consideration und Vertrauen genießt, hatte dort fortwährend nur immer nichtofficiell gewirkt. Nach dem Empfang der Depesche durch Tiedemann schickte ich diesen sogleich mit einem Memoire über die gegenwärtigen Verhältnisse und Aussichten für die Zukunft, so wie über die der guten Sache zu Gebote stehenden Mittel nach Wien, um durch den Grafen Lucey Eingang bei den einflußreichen Personen zu erhalten. Den Erzherzogen Ferdinand und Johann überschicke ich gleichfalls dies Memoire auf einem ganz sichern Wege. Gestern erhielt ich durch Major Valentini einen Bericht von Lucey, dessen Hauptinhalt beifolgt. Ebenso erhielt ich über Breslau gestern die Nachricht, daß der Traktat zwischen Preußen und Frankreich abgeschlossen und kein Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich zu erwarten sei. Sollten sich die friedlichen Ansichten bestätigen, so fragt es sich, was ferner zu thun ist. Alles, was bisher vorbereitet worden ist und nie wieder so hergestellt werden kann, muß diejenigen rechtschaffenen und patriotischen Männer, welche für die gute Sache Alles aufs Spiel gesetzt, früh oder später der Rache der Ueberwinder und der Erbärmlichkeit der Schwächlinge preisgeben; wenn sie mit doppelter Anstrengung fortarbeiten, so ist nicht dafür gut zu sagen, daß es nicht an einem oder dem andern Orte ausbrechen sollte. — — Sollte die Ruhe noch lange fortwähren, so wird auf die abgetretenen preußischen Provinzen, welche jetzt noch die Hoffnung nähren werden, preußisch zu werden (und gerade diese sind es, von welchen man das Meiste mit Recht erwarten kann), wenig mehr zu rechnen sein. Also je länger verschoben, desto

weniger Kraft! — — Der Assessor Bardeleben hat den Verein der verschiedenen Verbindungen unter der Verfassung des Tugendvereins vereinigt, so wie er auch in Berlin gewesen ist, um dort die Communication zu eröffnen. Er muß in dieser Rücksicht durchaus noch hier bleiben, ohnerachtet sein Urlaub abgelaufen ist. — — Von Sachsen kommen gute Nachrichten; es heißt, die Stimmung sei günstig, der Hof in guter Wendung, so daß Napoleon sehr unzufrieden sei. Der Kurfürst von Hessen dagegen hat mich mit Verheißungen von Protectionen abgespeist, mit Geld aber im Stich gelassen. — — Die Stimmung der Nation ist jetzt so, daß ich gewiß bin, daß wir uns allein retten könnten; aber alle Maßregeln müssen schnell und mit Energie ergriffen werden. Der Himmel gebe, daß man den Zeitpunkt nicht vorüberläßt: jede Spannung erzeugt Erschlaffung, und diese wird auch auf die gegenwärtige Stimmung der Nation zur Selbstbefreiung folgen, wenn sie den Glauben verliert."

Einer der ungeduldigsten Dränger zum Ausbruch war Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig; den leitenden Rathgebern in Königsberg und dem König selbst legte er in mehreren Schreiben seine Entwürfe einer Insurrection vor Augen. Götzen mußte, so wie die Sachen standen, ihn zurückhalten und auf genauere Nachrichten vertrösten.

Die Zögerungen und Bedenken kamen jetzt von Oesterreich; in Preußen trieben die Männer der Bewegung um so rühriger zur Entscheidung, je mehr sie die ahnungsvolle Sorge beunruhigte, daß Steins Stellung im Frieden nicht mehr lange haltbar sei. Ein Wort von Napoleon reichte ja hin, ihn zu entfernen, und wir wissen, daß die heimischen Gegner sich schwerlich bedachten, im Nothfall dies Wort des fremden Unterdrückers zu Hülfe zu rufen. In einem Schreiben Götzens an Graf Bombelles (25. Nov.) wird es als Grund des raschen Entschlusses für Oesterreich namentlich geltend gemacht, daß Stein „bereits auf der Kippe stehe, und mit ihm nicht allein die, welche sich seinem Systeme anschließen, sondern auch Alles, was zur Befreiung vorbereitet worden, alle Kraft und aller Wille. — — Jetzt sind auf allen wichtigen Militärposten Männer, die der guten Sache ergeben sind; diese können und werden nicht bleiben, wenn die Partei fällt, oder sie werden wenigstens gelähmt werden." Drum müsse Oesterreich entscheidende Erklärungen oder officielle Schritte thun; denn nicht der bekannte Brief habe Steins Stellung untergraben, sondern die Lage, die Preußen gezwungen habe und auch fernerhin zwinge, sich Frankreich zu fügen. In jedem Falle müsse man den Plan des Königs, nach Berlin zurückzukehren, zu hindern suchen; es sei sichere Nachricht da, daß die Franzosen darauf hinarbeiteten, auf diesem Wege den Hof in ihre physische Gewalt zu bekommen.

Aber von Wien kamen noch keine tröstlichen Nachrichten; vielmehr Be-

denken, Argwohn und die frühere Klage über das lästige Drängen der preußischen Emissäre. „Ich sehe, schrieb Gentz am 27. Nov., daß von Wien aus, so bestimmt man mich auch neuerlich das Gegentheil versichern wollte, noch kein bestimmter, kein ermunternder Schritt gegen Preußen gethan worden ist. Ich sehe ferner, daß der König, seinen eignen Mitteln und Rathgebern überlassen, in kurzer Zeit ohne Rettung verloren sein wird. Denn sobald er nach Berlin zurückkehrt, hört er für mich auf politisch zu existiren. Mit 12,000 Mann französischer Garnison in Magdeburg und 6000 in den Festungen hinter ihm schwebt er nicht allein persönlich in der äußersten Gefahr, sondern kann auch schlechterdings keine Armee mehr zusammenziehen."

Es leuchtet ein, welch verhängnißvolles Ereigniß es für Deutschland war, wenn in diesem Augenblick Stein durch inneren und äußeren Widerstand gezwungen ward, aus dem Ministerium auszuscheiden.

Aus Erfurt gab es, wie wir sahen, wenig Tröstliches zu berichten; Napoleon und sein Minister Champagny hatten sich heftig gegen Stein ausgelassen, Champagny unumwunden geäußert, derselbe dürfe nicht im Amte bleiben. Der Kaiser forderte zwar dies nicht geradezu, allein seine Ausfälle gegen den preußischen Staatsmann ließen nichts Gutes ahnen, auch wenn er vielleicht jetzt, aus Rücksicht auf Alexander, noch keinen offen feindseligen Schritt that. So waren denn auch alle Bemühungen vergeblich, bessere Bedingungen zu erlangen; der Nachlaß der 20 Millionen Franken war ein wahres Almosen, verglichen mit den vielen Hunderten von Millionen, die man im Ganzen erpreßt hatte*).

Was Goltz sonst berichtete, lautete schlimm genug; man müsse sich, war sein Rath, gänzlich an Frankreich hingeben, um das Dasein zu fristen; Stein solle sich lieber freiwillig entfernen und in unscheinbarer Zurückgezogenheit den Hof mit seinem Rathe unterstützen. Von seinem Entschlusse werde die Erhaltung seines Vermögens und die Wohlfahrt des Königs abhängen, denn Napoleon habe nur deshalb seine Entlassung nicht selbst gefordert, um an des Königs Benehmen dessen Politik zu erkennen.

---

*) In dem angeführten Werke von Bassewitz (Kurmark Brandenburg 1806—1808. II. 647 ff.) ist auf Grund der officiellen Berechnungen nachgewiesen, daß Preußen an baarem Gelde, Naturallieferungen, Erpressungen, Verwüstungen u. s. w. 245,091,801 Thlr. oder 906,839,644 Francs entrichtet hatte. Wie sich das auf die einzelnen Provinzen vertheilte, ist dort durch eine Tabelle veranschaulicht. Dazu kamen dann die Verluste, welche durch die Beschlagnahmen in Polen, die eingezogenen Landeseinkünfte u. s. w. entstanden, was im Ganzen über 58 Millionen Thaler betrug, endlich eine Reihe von Verlusten, die sich genau nicht specificiren ließen. Danach ist denn der Gesammtverlust mindestens zu 310 Millionen Thalern oder etwa einer Milliarde und anderthalbhundert Millionen Francs zu veranschlagen.

Die folgenden Ereignisse haben gezeigt, daß Goltz die Dinge nicht zu schwarzsichtig oder furchtsam beurtheilte; auch Stein sah die Gefahr als ernst an. Wollte man nicht zu den Waffen greifen, so konnte sein längeres Verbleiben an der Spitze der Geschäfte für die Monarchie gefährlich werden. Drum bat er am 18. Oct. um seine Entlassung. Doch wollte er dem König zugleich einen Plan der Verwaltung und Personen vorschlagen, durch welche die Ausführung des begonnenen Werkes gesichert würde. Der Staat sollte, wie sein Ausdruck lautete, nach dem Grundsatz der Achtung für die Freiheit der Person und des Eigenthums eingerichtet und eine Verfassung gegeben werden, welche Aller Einsichten und Willen zur Hülfe der Regierung aufrufe. „In dieser neuen Verwaltungseinrichtung, fügte er hinzu, könnte ich eine Stelle finden, die, ohne mich herabzusetzen, mir die Mittel sicherte, noch zu nützen.“ Stein dachte dabei an die Bildung eines Staatsrathes, der, als höchste Behörde eingesetzt, die Chefs der einzelnen Ministerien und zugleich Staatsräthe ohne bestimmtes Portefeuille in sich vereinigte; in dieser letzten Eigenschaft hätte dann auch Stein fernerhin an der Regierung Theil genommen.

Der König lehnte es nicht ab, auf solche Vorschläge einzugehen, verschob aber die Entscheidung über Steins Gesuch bis nach der Rückkehr des Czaren und des Grafen Goltz. Alexander kam, wie sich denken ließ, erfüllt von den Erfurter Eindrücken und nur gestimmt, Frieden und Unterwerfung anzuempfehlen; den Rücktritt Steins, wenigstens von der Leitung der auswärtigen Politik, hielt auch er für geboten. Stein war bereit, dies Opfer zu bringen, wenn es ihm nur vergönnt ward, das begonnene Werk der Reform vor der lüsternen Ungeduld reactionärer Nachfolger zu schützen und die Kräfte zu sammeln zur Erhebung gegen den fremden Tyrannen.

Die Kunde von Steins drohender Entlassung erfüllte alle freisinnigen und patriotischen Männer mit Sorge, während die Anhänger der alten Zustände ihr mit Sehnsucht entgegensahen. Auch rührten sich schon die Intriguanten, wie Nagler, um die erledigten Portefeuilles sich und ihrer Kameraderie zuzuwenden. Steins persönliches Verhältniß zum Hofe war etwas kühler geworden, seit er dem von Alexander angeregten Plane einer Reise nach Petersburg aus Gründen der Sparsamkeit widerstrebte. Auch gelang es ihm nicht, für den wiederholt von ihm vorgelegten Entwurf eines Aufrufes an das Volk, der die Grundzüge der begonnenen Reformen schildernd zugleich für deren Ausbau und Vollendung eine öffentliche Bürgschaft zu geben bestimmt war, die Unterschrift des Königs zu erlangen. Doch ward auch sein erneuertes Gesuch der Entlassung (9. Nov.) nicht angenommen.

Die inneren und äußeren Gegner waren indessen gleich rührig bemüht, es zur Katastrophe zu bringen. Seit dem bekannten Briefe galt Stein den Franzosen als das eigentliche Haupt einer weitverzweigten Verschwörung, als

der geheime Leiter einer bewaffneten Volkserhebung, von der ihnen ihr böses Gewissen sagte, daß sie in Deutschland so wenig ausbleiben könne wie in Spanien. Die einheimischen Feinde des Ministers, die in ihm mehr seine Werke als seine Person haßten, unterließen es nicht, jenen Argwohn der Fremden zu schüren. Das Mißtrauen der Franzosen, die durch Davoust und Daru charakteristisch vertreten waren, gab sich in erhöhter Brutalität, in Brieferöffnungen, Verhaftungen und Haussuchungen kund, es schlug bisweilen auch in Maßregeln über, die noch lächerlicher als gehässig waren. Die Schergen der Bonaparteschen Polizei, an der Spitze die beiden genannten Männer, fahndeten nicht nur auf ungedruckte, sondern selbst auf ungeschriebene Aufsätze, die ihnen gefährlich schienen; ihre erhitzte Phantasie oder die Angst ihrer Spione erfand die abenteuerlichsten Gerüchte. Bald sollte die Oberhofmeisterin Gräfin Voß an einem Complot zur Vergiftung Napoleons betheiligt sein*), bald ward ihr Papagei unanständiger Reden gegen Napoleon beschuldigt; bald Berliner Gelehrte, Geistliche und Schauspieler — Wolf, Schleiermacher, Iffland — als Mitglieder irgend einer unbekannten Verschwörung vorgeladen und abgekanzelt.

Blind in ihrem Hasse, unbedenklich in ihren Mitteln, wie Privilegirte zu sein pflegen, haben die inneren Gegner Steins zu ihrer eigenen Schande diese auswärtige Hülfe nicht verschmäht. Die Führer der Partei, die Steins Reformen als Revolution bezeichnete und von dem Verlust ihrer Vorrechte den Untergang Preußens prophezeite, machten sich ungescheut zu Colporteurs der französischen Allarmnachrichten über den verhaßten deutschen Mann und waren eifrig bemüht, sie in Königsberg anzubringen. Auch die unsinnigsten Lügen wurden gläubig dorthin gemeldet, Vertrauen zu den Franzosen aufs dringendste anempfohlen und die Entfernung Steins sammt allen nicht französisch Gesinnten als erste Vorbedingung eines besseren Zustandes inständig angerathen. In Königsberg fiel das nicht überall auf unfruchtbaren Boden; es gab auch dort Leute am Hofe, die da meinten, Stein sei wohl „ein guter Minister für das Volk, aber nicht für den König."

Im Ganzen mag freilich die zudringliche und ungeduldige Weise, aus der die selbstsüchtigste Absicht zu deutlich heraussprach, den Drängern mehr geschadet, als genützt haben. Der König hielt zwar Steins Entlassung für nothwendig, aber er hatte doch auch den Willen, das Werk des Scheidenden zu erhalten und ihm die nicht als Nachfolger zu geben, deren erste Arbeit gewesen wäre, seine Reformen bis auf die letzte Spur zu verwischen. Vielmehr wurde gerade in diesen letzten Tagen eine Reihe der wichtigsten Maßregeln zur neuen Organisation des Staates, deren schon früher Erwähnung

---

*) Der für die französische Wirthschaft bezeichnende Vorfall ist von Bassewitz, die Kurmark Brandenburg vom October 1806 bis Ende 1808, Bd. II. 368, genau berichtet.

geschah, vollendet und vom König vollzogen — wie es schien, als Bürgschaft, daß mit Steins Rücktritt nur die Person, nicht das System gewechselt werden solle.

Doch gelang es nicht, die Ernennung Schöns zum Finanzminister durchzusetzen, der dann in Verbindung mit Scharnhorst, Dohna-Schlobitten u. A. ein Cabinet gebildet hätte, von dem Stein überzeugt sein konnte, sein Werk im rechten Sinne durchgeführt zu sehen. Es ward vielmehr wieder etwas Halbes gemacht; die Partei der Reaction blieb zwar ausgeschlossen, aber es wurden doch auch nicht die geeigneten Männer in Steins Geiste an seine Stelle gesetzt. Rühriges Treiben am Hofe und auch Hardenbergs unzeitige Einmischung (er hoffte selbst wieder Einfluß zu gewinnen) brachten es dahin, daß Altenstein die Stelle erhielt, die Stein für Schön bestimmt wünschte. Damit war die Bahn seiner Ideen nicht verlassen, aber auch keine rechte Gewähr für ihre fähige Durchführung gegeben; in der äußeren Politik war der kühne patriotische Gedanke einer deutschen Nationalerhebung durch Mattherzigkeit und unentschlossene Schwäche verdrängt.

Am 24. Nov. erhielt Stein die erbetene Entlassung; am 5. Dec. verließ er geräuschlos Königsberg. Die Theilnahme und der aufrichtige Schmerz aller edlen und patriotischen Seelen begleitete sein Scheiden; aber auch die Schadenfreude und der verhaltene Haß der Einen, die charakterlose Wetterwendigkeit der Anderen, die sich von der untergehenden Sonne eilfertig zur aufgehenden wandten, haben dabei nicht gefehlt. Wenn ein Mann wie York in seinem kurzsichtigen und engherzigen Eifer sich freuen konnte, „daß ein unsinniger Kopf schon zertreten sei und das andere Natterngeschmeiß sich wohl bald in seinem eigenen Gift auflösen werde“ — so läßt sich danach etwa bemessen, wie die Geringeren und Schlechteren ihrem Widerwillen Luft machen mochten. Steins letzter Schritt vor der Abreise war die Unterzeichnung eines Aktenstücks, das schon vor längerer Zeit unter dem Namen „Steins politisches Testament“ Verbreitung in weiteren Kreisen erlangt hat. Es war Schöns Rath gewesen, den Stein nicht ablehnte, in einem Rundschreiben alle die Gedanken zusammenzufassen, die als Consequenzen der begonnenen Staatsreform anzusehen waren, deren Ausführung aber einer besseren Zeit überlassen werden mußte. So entstand, von Schön entworfen, mit Dohna und Nicolovius berathen und modificirt, das Rundschreiben vom 24. Nov., das Stein noch im Moment seines Scheidens unterzeichnete. Es waren darin als wichtigste Grundsätze für die Zukunft aufgestellt: daß die Regierung nur von der höchsten Gewalt ausgehen könne und auch der, welcher Recht sprechen solle, nur von der höchsten Gewalt abhängen dürfe, daß die Reste der Erbunterthänigkeit, insbesondere die Gesindeordnungen beseitigt, eine allgemeine Nationalrepräsentation berufen, dem Adel eine natürlichere und innigere Stellung gegenüber dem übrigen Volke gegeben werden müsse, die Wehrpflicht allgemein sein, der religiöse Sinn des Volkes neu belebt und durch eine auf

die innere Natur des Menschen gegründete Erziehungsweise jede Geisteskraft von Innen heraus entwickelt, jedes edle Lebensprincip angeregt und genährt, alle einseitige Bildung vermieden werden sollte. Auf diesem Wege hoffte man das vorgesteckte Ziel der staatlichen Erneuerung zu erreichen. Das Ziel selbst war im Eingang noch einmal in den Grundzügen zusammengefaßt. Es kam darauf an, hieß es, die Disharmonie, die im Volke stattfindet, aufzuheben, den Kampf der Stände unter sich, der uns unglücklich machte, zu vernichten, gesetzlich die Möglichkeit aufzustellen, daß Jeder im Volke seine Kräfte frei in moralischer Richtung entwickeln könne, und auf solche Weise das Volk zu nöthigen, König und Vaterland dergestalt zu lieben, daß es Gut und Leben ihnen gern zum Opfer bringe.

Für den Ausbau dieser inneren Ordnungen war Steins Entfernung ohne Zweifel ein wichtiges Ereigniß, aber ungleich bedeutender war für die allernächste Zeit der Rückschlag, den dieser Wechsel auf die gesammte deutsche Situation ausübte. Mit Steins Rücktritt fiel die Hoffnung einer einmüthigen und massenhaften Nationalerhebung gegen die Fremden vorerst zu Boden. Es war, wie wir gesehen haben, Alles im frischesten Zuge, das nördliche Deutschland in Bewegung zu setzen, die Franzosen zu überfallen, Oesterreich dann mit fortzureißen und so — ohne fremde Einmischung — mit der eigenen Kraft das verhaßte Joch abzuschütteln. Diese Aussicht war für die nächste Zukunft vereitelt; wahrscheinlich wiederholte sich unser deutsches Schicksal auch jetzt wieder: mit zwieträchtiger Gesinnung und getheilter Kraft traten wir auf den Kampfplatz. Vielleicht daß Oesterreich, das bisher zögernde, doch zu den Waffen griff; dann war aber Preußen, das bisher anspornende, durch Unentschlossenheit der neuen Leiter gelähmt.

Das fühlten die am tiefsten, deren Eifer für die Erhebung am lebhaftesten gewesen war. Kam doch von Wien gleich jetzt die Nachricht, daß der Rücktritt Steins die Bedenken der Aengstlichen gemehrt habe und daß man vor Allem versuchen müsse, „den Eindruck dieses Schrittes, von dem die Existenz und das Vertrauen von Preußen abhänge, zu verwischen.“ War es Ernst oder suchte sich damit nur die Unentschlossenheit in Wien zu rechtfertigen, genug, das ermunternde Schreiben, das Kaiser Franz an Friedrich Wilhelm III. schreiben sollte, unterblieb jetzt, denn man wisse ja nicht, ob unter den neuen Verhältnissen nicht solch ein Schritt eben nur die Wirkung haben werde, Oesterreich vor der Zeit zu compromittiren. Graf Götzen sprach sich über Steins Entfernung in einem Briefe an Graf Finkenstein (9. Dec.) sehr trostlos aus; er klagte bitter über die vereinte Thätigkeit seiner inneren und äußeren Feinde, die es dahin gebracht. Aber auch Oesterreich klagte er an, daß es nicht durch rechtzeitige entschlossene Schritte ihm eine Stütze gegeben hatte. „Man hat sich, schrieb er, mit den Franzosen alliirt, um Alles zu stürzen, was der guten Sache anhängt. Ganz ist es noch nicht gelungen, aber auf die Länge wird sich die gute Partei nicht halten, da ihr eine Haupt-

stütze abgegangen ist. Oesterreich wird es einst bitter bereuen; der Himmel gebe, nicht zu spät!"

Noch war um diese Zeit Lucey in Wien und hatte Besprechungen mit Stadion; es handelte sich nun nicht mehr um die Rüstung zum bevorstehenden Kampfe, sondern um die persönliche Sicherheit des Königs. Lucey stellte dem österreichischen Staatsmanne vor, in welcher Gefahr derselbe schwebe, wenn er nur der zweideutigen Freundschaft der Franzosen preisgegeben sei. „Versichern Sie dem König, erwiederte darauf Stadion, daß der Kaiser in allen seinen Planen und Absichten seine Interessen mit denen des Hauses Brandenburg vollkommen vereinigt, daß es der glühendste Wunsch seines Herzens ist, beide Völker durch die innigste Eintracht so verbunden zu sehen, daß sie nur ein Volk unter zwei Herren bilden und ihr gemeinsames Interesse die Grundlage steter Herzlichkeit und steten Vertrauens sein wird. Geben Sie dem König ferner die Versicherung, daß, wenn es zum Kriege mit Frankreich kommt, der Kaiser die Wiederherstellung Preußens in seiner ganzen Integrität im Herzen tragen wird. Was die Gefahr, die dem König droht, anbelangt, so sagen Sie dem König, aber sagen Sie es ihm allein, daß ein neuer Ausbruch von Feindseligkeiten gegen Preußen für den Kaiser das Signal zum Aufbruch seiner Heere sein und der Krieg, den wir als unvermeidlich betrachten müssen, dann auf der Stelle erklärt sein wird."*)

In welche Stellung die nationale Partei in Königsberg nun versetzt war, darüber giebt ein Brief Aufschluß, den Scharnhorst einige Monate später an Götzen schrieb.**) „Des Königs eigene Idee, sagt er, war, nach Steins Abgang wieder Beyme zu sich zu nehmen; dies merkte ich ihm an. Er wollte daher weder Altenstein noch Dohna zu Ministern machen, sondern sie nur provisorisch zu den jetzigen Geschäften anstellen. Der Minister von Stein war gegen diese Maßregel und stellte durch mich dem König vor, daß diese Männer ohne eigentliche Stelle ohne Achtung sein würden. Früher schlug Stein für das Finanzfach Schön vor; der König wollte ihn nicht. Ich glaube, er wäre der beste Finanzier gewesen, und zweifle, daß Altenstein ihn ersetzen und Hülfe in der jetzigen Lage schaffen wird, obgleich ich Altenstein für einen braven und persönlich liebenswürdigen Mann halte, den ich sehr schätze. Ich habe nicht gesucht Kriegsminister zu werden und ganz entgegengesetzte Projecte gehabt. Ich habe den König mehrere Wochen vor der Petersburger Reise dringend gebeten, mich zu entlassen; ich habe mich hierbei zu Allem angeboten, zu der geringsten Anstellung, falls er mich nicht ganz außer Activität setzen wollte. Ich habe ihm gesagt, ich würde darin das größte Glück setzen, wenn er mich zu irgend einer anderen Anstellung als

*) Lucey an Götzen d. d. 21. Dec. 1808.

**) d. d. 9. Febr. 1809.

die jetzige oder zu einer einstweiligen Inactivität bestimmen wollte, weil ich meiner Verhältnisse müde bin, und weil ich die noch zu lebenden zehn oder zwölf Jahre nicht in Verdruß oder Cabale zubringen will. Dies weiß Niemand außer mir und dem König .... Nach Petersburg habe ich mich ganz und gar nicht angeboten, weder direct noch indirect. Der König hatte mich gleich anfangs dazu bestimmt, dies war meinem Dienste gemäß; aber Intriguanten hatten dagegen gearbeitet. Mir war dies doppelt lieb; einmal bin ich nicht dazu gemacht, dort mich bei Hofe herumzutreiben, dann war es keine Empfehlung im Publicum, ein Mitreisender zu sein, obwohl ich die Reise in einiger Hinsicht von Anfang an für vortheilhaft gehalten habe. Ich bin also sehr froh gewesen nicht mitzukommen, ich habe, als Goltz und Altenstein sagten, es würde gut sein, daß ich mitginge, behauptet, ich sei hier nöthiger. Aber nun bekam ich auf einmal ein sehr gnädiges Billet vom König, daß er mich bestimmt hätte, mit nach Petersburg zu reisen. Dies ist der Hergang der Sache und alles Andere Lügen .... Nagler hat sich nicht gut gegen Stein betragen und er kann nicht als Erster die auswärtigen Geschäfte führen, das ist mein Urtheil. Er ist thätig, schlau und brauchbar, aber die Einsicht, die Beurtheilung und den festen Charakter, welchen ein Minister der auswärtigen Angelegenheiten bei uns haben muß, hat er nicht, auch nicht das nöthige Zutrauen bei dem König. Hinter dem Vorhang etwas leiten zu wollen, wird einen traurigen Ausgang für den Staat haben.. Ich kann mich indeß irren und mische mich daher weder direct noch indirect in diese Angelegenheit." Auch Schleiermacher meinte: der König habe sich „überraschen lassen von einer elenden Partei, und sich zu einem Schritte verführen, der Alles aus dem sichern Gang, in den es eingeleitet war, wieder herausbringt."

So war statt der freudigen Spannung aller Kräfte überall Entmuthigung eingetreten und die deutschen Dinge, deren günstige Entscheidung so nahe geschienen, wieder einer ungewissen Zukunft überantwortet. Zum ersten Male waren in Oesterreich und Preußen nicht etwa die Cabinete, sondern die Völker einig gewesen; ein Gefühl der Noth und des Hasses hielt sie verbunden; dieser Haß war durch die frische Erinnerung erlittener Schmach genährt und durch das Beispiel Spaniens zum Widerstande ermuthigt. Noch hatte Deutschland keinen verheißungsvolleren Augenblick für eine Erhebung erlebt. Ohne russische Hülfe, mit eigener Kraft, durch die gleiche nationale Begeisterung, in Pommern und Schlesien wie in Tirol, in Oesterreich und Preußen wie in den rheinbündischen Gebieten wäre der Schlag erfolgt. Durch den Rücktritt Steins waren nicht nur diese Stimmungen gelähmt, sondern auch die Vorbereitungen verschoben. Was 1809 in einzelnen Schlägen explodirte, wäre nach der Anlage von 1808 die wirksame Unterstützung

des großen Krieges gewesen, den Oesterreich und Preußen gemeinsam unternahmen.

Nun ward mit einem Male auch die Hoffnung vereitelt, daß Stein, wenn gleich ohne amtliche Stellung, fortan doch mit Rath und That dem preußischen Staate nützlich werden könne. Die letzten Berichte der französischen Proconsuln in Berlin — so abgeschmackt und unwahr die Einzelnheiten waren — hatten auf Napoleon tiefen Eindruck gemacht. Wohl wußte er nicht, was sich vorbereitete, aber er ahnte doch (und vielleicht waren von deutscher Seite selbst in blindem Parteihaß Mittheilungen erfolgt), daß eine stille Gährung in Deutschland vorhanden war und durch patriotische Männer genährt ward. Daß er des preußischen Ministers nicht vergessen hatte, bewies das Bulletin, das er am 13. Nov. aus Burgos erließ; dort war aus Anlaß der ersten Erfolge über die spanischen Insurgenten höhnisch auf den „Herrn von Stein" hingewiesen, der das erhabene Project hege, mit solchen Elementen die siegreichen französischen Adler zu bekämpfen. Es waren Vorspiele zu einem unerhörten Act. Am 16. Dec. kam aus dem kaiserlichen Lager zu Madrid ein Decret, welches „den Namens Stein (le nommé Stein), der Unruhen in Deutschland zu erregen suche", für einen Feind Frankreichs und des Rheinbundes erklärte, seine Güter, die im französischen oder rheinbündischen Gebiete lagen, mit Beschlag belegte und ihn selbst überall, wo er zu erreichen wäre, zur Haft zu bringen befahl. Die französische Polizei scheint auf neue verdächtige Spuren gerathen zu sein, die den Act hervorgerufen haben.*)

Wohl war diese Kriegserklärung, die der weltgebietende Imperator gegen einen einzelnen waffenlosen Mann erließ, mehr dazu angethan, diesen zu ehren als zu ächten; denn sie stellte ihn gleichsam als ebenbürtige Macht dem stolzen Despoten entgegen und machte seinen Namen den Herzen vieler Tausende werth und ehrwürdig, denen er bis dahin fremd gewesen.**) Aber vorerst war die Lage der Welt doch so gestaltet, daß die ganze Schärfe des Edicts auf Stein fiel. Er war heimathlos, geächtet, des uralten Eigenthums seiner Ahnen beraubt. Schlossen zwar die edlen Herzen sich enger an ihn, so gab es doch noch eine größere Zahl, die der Macht sich fügten und, wie der bejammernswerthe Dalberg that, die Bande alter Freundschaft kleinmüthig ver-

*) Brockhausen berichtet aus Paris am 8. Jan., die Gründe der Maßregel suche man dans la saisie d'une declaration anglaise trouvée à bord d'un vaisseau de marchand de Stettin, arrêté dans le port de Danzig, und in neuerlich aufgefangenen Briefen Steins.

**) Wie Gneisenau an ihn schrieb (Pertz II. 338): „Gott geleite E. E. und lasse Sie glücklichere Tage sehen. Aller Edlen Herzen sind durch Ihre Proscription noch fester an Sie geschlossen. Napoleon hätte für Ihre erweiterte Celebrität nichts Zweckmäßigeres thun können. Sie gehörten ehedem nur unserem Staate an; nun der ganzen civilisirten Welt."

leugneten. In den ersten Tagen desselben Jahres 1809, von dem Stein die Wiederbefreiung Deutschlands gehofft, mußte er jetzt durch Schlesien nach Böhmen fliehen, wo ihm Oesterreich ein Asyl gewährte. An Preußen ward die Anmuthung erhoben, ihn zu ergreifen und auszuliefern; war dem auch durch seine Flucht vorgebeugt, so ward doch dem Staate, dessen Steuerruder er eben noch geführt, die Demüthigung nicht erspart, auf ihn wie auf einen Verbrecher durch Gensdarmen fahnden zu müssen.

So war die eine Hälfte deutscher Hoffnungen, die sich an Preußens Aufschwung unter Steins Leitung knüpfte, vor der Zeit zu Grabe getragen.

Während in Oesterreich und Preußen sich die edelsten Kräfte zum Kampfe gerüstet hielten und die Unabhängigkeit Deutschlands auf ihre Fahne schrieben, gab es ein ansehnliches deutsches Gebiet, wo die Fürsten und ihre Rathgeber wetteifernd das fremde Joch des Unterdrückers ertrugen. Im Rheinbunde, der seit dem Zutritt Westfalens, der beiden Mecklenburge und Oldenburgs*) über 5,483 Quadratmeilen mit nahezu 13 Millionen Bewohnern umfaßte, also mindestens doppelt so stark erschien als das zu Tilsit halbirte Preußen, in diesem Rheinbunde wußten die Regierungen nichts von den Sorgen und Hoffnungen, womit man sich zu Wien wie zu Königsberg bekümmerte. Die Tilsiter Katastrophe war hier, wie von den getreuesten Bonaparteschen Präfecten, als ein segensreicher Triumph begrüßt worden. Wie Napoleon damals seinen Rückweg über Dresden nahm, wetteiferten Hof, Beamte, Volk in Kundgebungen unterwürfiger Schmeichelei; Illuminationen, Inschriften und Reime verkündeten die Größe des Mannes, ja die Leipziger Universität beschloß ihm zu Ehren eine Sternengruppe im Orion fortan die „Sterne Napoleons" zu nennen**). Mit behaglicher Zuversicht sah das sächsische Kleinbürgerthum auf das unglückliche Preußen herab und rechnete in Procenten vor, wie viel besser Sachsen speculirt habe. Kein Sachse, hieß es, vergißt, was er dem festen, großen und gerechten

---

*) Ueber den Beitritt Westfalens war kein besonderer Bundesvertrag geschlossen, dagegen setzte die Constitution des neuen Königreichs (Tit. II. Art. 5) fest, daß es einen Theil des rheinischen Bundes ausmache und ein Contingent von 25,000 Mann stelle. Mecklenburg-Strelitz hatte am 18. Febr. 1808 zu Paris, M.-Schwerin am 24. April 1808 zu Bayonne den Beitrittsvertrag abgeschlossen; ersteres stellte 400, letzteres 1900 Mann Bundestruppen. Oldenburg trat auf dem Erfurter Congresse (14. Oct.) bei und stellte ein Contingent von 800 Mann Fußvolk.

**) Eine Druckschrift unter dem Titel: „Die bei der am 17. Julius 1807 erfolgten Ankunft S. M. des Kaisers der Franzosen und Königs Napoleons des Großen in der Residenzstadt Dresden stattgefundenen Feierlichkeiten . . . Dresden 1807," schildert diese Misère auf 66 Seiten.

Charakter des Königs schuldig ist, und wie glücklich wir uns, so manchen unserer Nachbarn gegenüber, aller unvermeidlichen Drangsale ungeachtet befinden, da die musterhafte Oekonomie und Landesadministration bis jetzt es möglich macht, alle Gehalte und Pensionen geräuschlos und pünktlich fortzubezahlen, und am Ende jedes Monats jeder Staatsdiener vom größten bis zum kleinsten durchs ganze Königreich schon bezahlt ist.... Nie blieb ein Groschen zurück*).

So wußte man auch anderwärts sich aus der Misère eine Tugend zu machen. In Baiern ward durch glänzende Feste der Ausgang des Feldzuges gefeiert, der den letzten Rest deutscher Selbständigkeit vernichtet hatte, und in stolzen Proclamationen dem Heere verkündet, daß es sich die „Achtung der ganzen Nation" erworben habe. Die kleineren Herren gaben noch vor dem Ausgange genügende Proben ihrer Unterwürfigkeit. Der Fürst Primas hatte den Sieg von Jena gefeiert, der Fürst von Isenburg schämte sich nicht, aus preußischen Deserteuren und anderem Gesindel eine Bonapartesche Freischaar zu bilden**).

Wie theuer freilich war dieser neue Glanz erkauft! Man muß sich von den Betheiligten selbst erzählen lassen***), wie abhängig man auch in den kleinsten Angelegenheiten von den Pariser Dictaten war, und welche unsägliche Mühe es kostete, selbst in der billigsten Sache dort zu seinem Rechte zu kommen. Seit Sommer 1808 wurden auch deutsche Hülfstruppen zu dem Vernichtungskrieg in Spanien gefordert. Baden, Hessen, Berg, Nassau und Frankfurt wurden zunächst dazu requirirt.

Eine Zeitlang trugen sich die rheinbündischen Staatsmänner noch mit dem Trost, daß es dem französischen Kaiser Ernst sei, die deutschen Angelegenheiten gründlich zu ordnen. Er hatte zu Ende des Jahres 1807 den Fürsten Primas zu sich gerufen, um über verschiedene Vorschläge mit ihm zu berathen. Allein Dalbergs Anträge — zwei Reichstribunale zu errichten, die Streitigkeiten zwischen Fürsten und Mediatisirten von dem todtgeborenen Bundestag entscheiden und den Bundestag selbst alljährlich 2 Monate zusammentreten zu lassen — hatten nichts mit dem gemein, was Napoleon aus Deutschland haben wollte, Geld und Soldaten. Drum wies er sie trocken mit den Worten ab: „Die deutschen Dinge sind verwickelter, als ich dachte. Es handelt sich nicht allein darum, etwas zu machen, sondern auch die Sachen gut zu machen. Ich habe den deutschen Fürsten volle Souverainetät versprochen und will Wort halten" †).

---

*) Allg. Zeit. 1808. S. 7. 15. 84.

**) S. die Actenstücke Allg. Z. 1806. S. 1327. Matthieu Dumas, précis des événem. milit. XVI. 426 f.

***) Außer Gagern und Fr. v. Müller geben die Memoiren eines deutschen Staatsmannes (Leipz. 1833) S. 201 f. 208 charakteristische Züge.

†) S. F. v. Müllers Erinnerungen 161 ff. 181. 182.

Was ihm Deutschland war, zeigt eines seiner Erfurter Selbstgespräche, wie er es nach Bignons Bericht selber zu Papier gebracht. „Das Fürstenthum Baireuth, sagte er, will ich gern an Baiern abtreten, der König muß mir aber für die Domainen 15 Millionen zahlen und zwei Regimenter Infanterie mehr schaffen. Hanau soll der Fürst Primas kriegen, er muß aber Frankreich seinen Antheil am Rheinoctroi und außerdem jährlich 300,000 Francs abgeben. Regensburg mit seinem Gebiet könnte an Baiern übergehen, unter der Bedingung, daß der König für den Neffen des Primas eine Dotation von 3—400,000 Francs macht und an Württemberg noch ein Gebiet von 40,000 Seelen abtritt. Das Fürstenthum Fulda steht dem König von Westfalen gut an, er würde dafür seine Armee entsprechend vermehren. Von dem Domainenwerth, 900,000 Francs, würden wenigstens 500,000 an Frankreich fallen. Erfurt hat nach dem Grundsatze, daß die Domainen mir gehören, eine Revenue von 400,000 Francs, was sechs Millionen Capital repräsentirt." Aus solch einem Monologe ergiebt sich am prägnantesten, wie er Deutschland ansah und wozu er es brauchte. Geld nach Belieben aufzulegen, deutsche Truppen zum Kampfe gegen fremde und gegen deutsche Völker nach Bedürfniß zu requiriren, die schmähliche Knechtschaft, in der die Fürsten dieses rheinischen Bundes sich befanden, durch schrankenlose Gewaltübung im Innern ihrer Länder ihnen zu versüßen — das war es, was Napoleon jetzt und später unter Ordnung der deutschen Angelegenheiten verstand.

Auch für die rheinbündischen Gebiete ist diese Periode eine Zeit der inneren Umgestaltung des staatlichen Lebens gewesen, nur in einem anderen Sinne, als für Preußen unter der Stein'schen Verwaltung. Was hier die Frucht eines großen staatsmännischen und patriotischen Gedankens war, ist dort zum guten Theil unter der gebieterischen Macht äußerer Verhältnisse begonnen worden; wo die Staatsmänner in Preußen das Abgelebte beseitigten, um die ächten Grundlagen deutschen Volksthums aus dem Schutte wieder herauszuarbeiten, da hat man dort Abgelebtes und Lebensfähiges, Mißbräuche und überlieferte Eigenthümlichkeit des Volkes mit der gleichen Sichel nivellirender Staatsraison weggemäht. Die Stein'schen Reformen zielten auf die Erhaltung des Nationalen und auf die Begründung der öffentlichen Freiheit; im Rheinbunde verzichtete man, auch bei dem Besten was geschah, auf nationale Gesichtspunkte und als das höchste Ziel staatlicher Vollendung galt überall eine „aufgeklärte" Despotie, wie sie Bonaparte geschaffen. Während alle Dinge, die man 1807—1808 in Preußen unternahm, im Gegensatz zum französischen Wesen gedacht und ausgeführt wurden, war im Rheinbunde an allen neuen Institutionen der französische und Bonapartesche Stempel nicht zu verkennen. Drum war auch statt eines lebenskräftigen, freien Organismus, den man dort erstrebte, hier die mechanische Vollkommenheit der Staatsverwaltung das Höchste, was sich erreichen ließ.

Die Anfänge dieser neuen Praxis haben wir bereits aus der Zeit nach dem Luneviller Frieden kennen gelernt. Schon damals begann man aus den Trümmern des alten Reiches neue abgerundete Agglomerate zu bilden, deren Regierungen sich durch einen heftigen Krieg gegen alle Reste aristokratischen, klericalen und körperschaftlichen Lebens bemerkbar machten, und in denen die vorwiegend bureaukratische Verwaltung überall gleichmachend und uniformirend zu Werke ging. Es ward dadurch wohl mehr Einheit, Ordnung, Thätigkeit hergestellt, aber auch wie in Frankreich dieser neuen Gleichheit manch gute Stütze echter, volksthümlicher Freiheit zum Opfer gebracht. Seit der Gründung des Rheinbundes wirkten natürlich das fremde Machtgebot und die fremden Muster noch unmittelbarer herüber. Die Künste, welche die Staatsweisheit jenseits des Rheins mit besonderer Virtuosität trieb, Fiscalität, Polizeiwesen, Censur, Ueberwachung, Controle, wurden erst jetzt vollständig in die minder straffen und patriarchalisch bequemeren Verhältnisse Deutschlands übergetragen. Die ganze Physiognomie des Staates und Hofes nahm jenen strengeren, vornehmeren, militärisch gebieterischen Zug an, der das Napoleonische Kaiserreich charakterisirte. Die militärischen Einrichtungen, vor Allem die Zusammensetzung und Dressur der Heere, die in diesen mittleren und kleineren Staaten zum Theil sehr im Argen lagen oder deren brauchbare Elemente in der Misère des alten Reichsarmeewesens verkommen waren, erhielten natürlich einen neuen Aufschwung. Nach französischer Weise ausgehoben, französisch geschult, geübt, gekleidet und bewaffnet, unter französischen Führern zum Siege geführt und wenigstens fremden Ruhmes theilhaftig, wurden die rheinbündischen Armeen nicht nur eine vorübergehende Stütze des westlichen Kaiserreichs, sondern sie versprachen auch eine Pflanzschule Napoleonischer Sympathie und Bewunderung zu werden. Man hatte in diesen Gebieten nicht vergessen, mit welchem Uebermuthe einst die österreichischen und preußischen Heere auf die kleinen Contingente herabgesehen; man war jetzt um so dankbarer für die gnädige Rücksicht und Aufmunterung, welche der große Kriegsfürst des Jahrhunderts diesen verschmähten Kräften zu Theil werden ließ. Drum war wohl, außer der Bureaukratie, nirgends aufrichtigere Hingebung an das Bonapartesche Wesen zu finden, als unter den Officieren der rheinbündischen Heere.

Am rührigsten wurde auch jetzt die neue Staatspraxis in Baiern ins Werk gesetzt. Wie Montgelas dort schon seit 1799 umzugestalten und zu uniformiren anfing, wie er gegen Stände, Kirchenthum, Klöster und Mönche, später auch gegen Reichsritter und Städte seinen Krieg thätig, unerbittlich und in den Mitteln nicht immer wählerisch geführt hat, davon ist früher die Rede gewesen.*) Seitdem hatten ihm die Erwerbungen des Presburger Friedens ein neues, großes Terrain eröffnet. Außer den altbairischen, fränkischen,

* Vgl. Band II. 429. 430 f.

schwäbischen Gebieten, den fürstlichen, geistlichen, ritterschaftlichen und städtischen Territorien, aus denen das neue Baiern bestand und deren bunte Mannigfaltigkeit in ein Ganzes zusammenzuschmieden für einen Mann wie Montgelas einen großen Reiz hatte, waren nun auch alte habsburgische Erblande, wie Tirol und Vorarlberg, erworben und damit ein Staatsgebiet gewonnen worden, das an Umfang und materiellen Hülfsmitteln nicht mehr weit hinter dem zurückstand, auf dessen Grundlagen ein halbes Jahrhundert vorher Friedrich II. die europäische Großmacht Preußen erschaffen hatte.

Montgelas war durchaus der Mann, von sittlichen und patriotischen Bedenken unbeirrt, diese günstige Conjunctur zu benutzen. Jene schwankende, halb verschämte Lüsternheit, durch die sich die Haugwitz'sche Politik bei allen Parteien in Mißcredit gebracht, war ihm eben so fremd, wie der stolze deutsche Sinn und der verzweifelte Muth, in dem die Stein und Scharnhorst den Wiederaufbau Preußens begonnen hatten. Er diente der Bonaparteschen Politik seit 1801, aber er diente ihr mit viel mehr Geist, Rührigkeit und Schlauheit als die Meisten. Er gab sich ihr nicht mit dem gemeinen Servilismus so Mancher hin, die sich behaglich fühlten in der kleinen Paschamacht, die ihnen Napoleon als Ersatz für die harten Vasallendienste überließ; sondern ihn trieb der Ehrgeiz, seinem König und dem Lande, das er regierte, die Stellung einer europäischen Mittelmacht zu erringen. Nach diesem Streben richtete sich auch seine innere Politik; die bunt zusammengewürfelte Masse von Territorien sollte zu *einem* compakten, beweglichen, aus einem Mittelpunkt rasch zu leitenden Staatskörper werden, dem man möglichst große Lasten an Geld und Soldaten ungehemmt aufbürden konnte. Die französische Staatsform mußte natürlich dafür das Muster abgeben.

Ein bezeichnender Ausdruck dieser Politik war die Constitutionsurkunde, die am 1. Mai 1808 verkündet ward. Das alte ständische Wesen war dadurch vollends beseitigt, alle besonderen Verfassungen, Privilegien, Erbämter und landschaftliche Corporationen ausdrücklich aufgehoben, ein gleiches Steuersystem, gleiche Eintheilung des Landes in geographische Kreise, Aufhebung der Leibeigenschaft und aller besonderen Rechte des Adels, unabhängige und gleichmäßige Justiz verkündigt, natürlich auch die Conscription eingeführt. Ein Ministerium, in fünf Departements getheilt und dem König verantwortlich, sollte die Staatsregierung leiten, zur Berathung der wichtigsten inneren Angelegenheiten ein geheimer Rath ihm zur Seite stehen, der dem französischen Staatsrath ebenso nachgebildet war, wie die Generalcommissäre an der Spitze der Kreise Copien der Bonaparteschen Präfekten waren. Damit der Gleichheit und Uniformität nicht Alles geopfert schiene, verhieß die Constitution Sicherheit der Person und des Eigenthums, Freiheit des Gewissens und der Presse — letztere freilich nach früheren gesetzlichen Bestimmungen, mit denen eine freie Presse unvereinbar war. Ferner sollte in jedem Kreise eine Vertretung stattfinden, um die localen Angelegenheiten zu be-

rathen; aus ihr sollte auch die allgemeine Nationalrepräsentation hervorgehen. Schon die Berechtigung dieser Kreis- und Reichsstände war in sehr enge Grenzen eingeschränkt; sie glich dem einst mächtigen und kraftvollen ständischen Wesen deutschen Ursprungs in keinem Zuge, sondern war durchaus den Napoleonischen Verfassungsbegriffen angepaßt. Es hatte darum auch wenig zu bedeuten, ob dies Schattenspiel einer Vertretung in Wirksamkeit trat oder nicht; Montgelas hat es natürlich für entsprechend gehalten, die Kreis- und Reichsstände nie zu berufen. Der Gedanke eines Rechtsstaates war ihm so fremd, seine ganze Anschauung von dem Bonapartismus so beherrscht, daß er nicht lange nach der Verfassung in einem Edict aufrichtig den Grundsatz verkündigte: für Rechte von Privaten, die durch Cabinetsedicte aufgehoben seien, finde keine Entschädigung statt.*) Es war der praktische Commentar zu der in der Verfassung verheißenen Sicherheit des Eigenthums.

Eine ganze Reihe von organisirenden Decreten schloß sich entweder ergänzend an die Verfassung an, oder räumte von dem Alten weg, was hemmend im Wege lag. Von der Einrichtung der obersten Behörden, der Verwaltung und Justiz an bis zu dem Verkehrs- und Postwesen herab blieb nichts unverändert. Daneben ward der Kampf gegen mönchisches und priesterliches Wesen natürlich nicht vergessen. Eben jetzt, im Sommer 1808, erschien eine bezeichnende Verordnung über die noch bestehenden Nonnenklöster, wonach es z. B. jeder Nonne gestattet war, mit Erlaubniß des Generalcommissärs aus dem Kloster auszutreten, oder sich ihren Beichtvater zu wählen und sich mit ihren Verwandten am Sprachgitter ohne Zeugen zu unterreden. Die bis zu ihrer Auflösung noch fortbestehenden Nonnenklöster sollten jährlich einmal durch den Landrichter visitirt und die Nonnen, Kopf für Kopf, vernommen werden, ob sie keine Beschwerde über die im Kloster übliche Disciplin zu führen hätten.

Zu manchen der neuen Organisationen wurden gewiß sehr fähige Männer beigezogen, man denke nur an Feuerbach bei der Rechtspflege und Gesetzgebung; Anderes, was für Befreiung des Ackerbaues, Entfesselung der Gewerbe, Pflege des tief darnieder liegenden Volksunterrichts geschah, war unläugbar auf die Erleichterung und Hebung des Volkes richtig berechnet. Allein nicht immer entsprach der Erfolg der gesetzgeberischen Absicht. Wie bei Joseph II. störte die unruhige Hast immer neuer Schöpfungen die stetige Entfaltung des Einzelnen, und nur zu häufig gab man Verordnungen in die Welt, ohne die Mittel der Vollziehung zu schaffen. So wurden (Juli 1808) in einem Edict über die gutsherrlichen Rechte die Handlöhne ermäßigt, die grundherrlichen Renten und Lasten für ablösbar erklärt, die ungemessenen Frohnden in gemessene umgewandelt, für Bodenzinse und Zehnten

*) S. Lerchenfeld, Geschichte Baierns unter Maximilian Joseph I. S. 42.

gleichfalls die Ablösung in Aussicht gestellt. In einem ähnlichen Geiste war das einige Wochen vorher erschienene Edict über das Lehenswesen abgefaßt. Allein es blieben einmal die verheißenen Verordnungen über den Maßstab der Ablösung aus, dann fehlte es in der von Abgaben und Lasten jeder Art schwer heimgesuchten Zeit dem Landmanne an baarem Gelde, um sich die Wohlthat des Gesetzes zu sichern.

Mit eiserner Consequenz ward dagegen Alles ins Werk gesetzt, was mit der Durchführung des neuen büreaukratischen und uniformen Staatswesens zusammenhing. So die neue Kreiseintheilung, welche fünfzehn rein geographische Bezirke schuf, die, ähnlich den französischen Departements, nur nach Flächenraum und Einwohnerzahl sich unterschieden, nach Flüssen benannt waren und planmäßig Alles durchschnitten, was an überlieferte geschichtliche Verhältnisse und an alte Stammesgemeinschaft erinnern konnte. An der Spitze jedes Kreises stand ein Generalcommissär, dem alle wichtigeren Angelegenheiten — die Aufsicht über die Hoheitsrechte, Nachsteuer, Aus- und Einwanderungssachen, Wahlversammlungen und Kreisdeputationen, die höhere Polizei, Religions- und Kirchenverhältnisse, Conscription, Marsch- und Einquartierungssachen, Beförderung der Landwirthschaft, der Fabrikation und des Handels — überlassen waren. Wohl hatte er Räthe zur Seite, aber nur in einzelnen wenigen Fällen fand mit ihnen collegiale Berathung und Beschlußnahme statt. In gleicher Weise war in jedem Kreise das Abgabenwesen einem Finanzdirector und einigen Räthen übergeben. Eine neue Justizorganisation setzte dann einen obersten Gerichtshof, neun Appellationsgerichte und eine Anzahl Stadt- und Landgerichte ein; den Patrimonalgerichten ward die Criminaljustiz entzogen. An der Einführung des Napoleonischen Code civil ward gearbeitet, doch ist sie nicht zum Vollzug gekommen. Bei der durchgängigen Abhängigkeit von den französischen Mustern ließ sich wohl erwarten, daß die büreaukratische Allmacht in allen Zweigen überwiegen werde. So waren denn auch die Gemeindegesetze getreue Abbilder der französischen und standen in schroffem Gegensatze zu dem, was Stein auf diesem Gebiet in Preußen begonnen hatte. In den Städten und Märkten wurde zwar eine Municipalität gewählt, aber der Generalcommissär ernannte dazu die Wähler; die Bürgermeister wurden in den Landgemeinden und kleineren Städten von den Municipalitäten nur vorgeschlagen. Nicht allein die Polizei, sondern auch die Verwaltung des Gemeindevermögens und der Stiftung, die Erhebung der außerordentlichen Zuschüsse lag in der Hand der Regierungsbeamten. Wenn die Gemeinderäthe über Angelegenheiten der Gemeinde, ihr Eigenthum, ihre Last, ihre Abgaben, ihre Rechnungen verhandelten, konnten sie nur eben berathen; ihre Beschlüsse wurden erst gültig, wenn die Regierung sie bestätigte.

Großen Widerstand fanden die neuen Organisationen im Lande nicht; nur in Tirol litt, wie wir unten sehen werden, die Montgelas'sche Verwal-

tung vollkommen Schiffbruch. Freilich war auch in den übrigen Landestheilen der Zustand des Uebergangs keineswegs behaglich zu nennen. Die Organisationen drängten sich in buntem Wechsel, oft viel zu rasch für die Indolenz des Volkes und die Fähigkeit der vorhandenen Kräfte. Der leitende Minister selbst hatte sich in seiner Eifersucht auf jeden fremden Einfluß zu sehr überbürdet und war seit Ende 1809 mit nicht weniger als drei Ministerien — Innerem, Aeußerem und Finanzen — belastet; auch seine erprobte Umsicht und Gewandtheit reichte dazu nicht aus. Nun lastete aber auf ihm Alles, denn an geeigneten Beamten war Mangel in allen Zweigen. Von Rohheit und brutaler Willkür, wie von Habsucht und Bestechlichkeit waren in diesem Kreise Exempel genug aufzuzählen; haben doch selbst Einzelne der Besseren, wie das Beispiel Tirols zeigt, zumal wo sie Widerstand fanden, fast gehaust wie revolutionäre Commissäre.

Ein rechtes Gedeihen und Behagen ließ schon den Zustand der Finanzen nicht zu. Darin Ordnung zu handhaben, war nicht die starke Seite von Montgelas. Waren ja bis zum Jahre 1824 die Rechnungen der einzelnen Aemter und Cassen nicht alle revidirt und festgestellt und der Bestand der Staatsschuld noch nicht ermittelt! Der Verkauf der Kirchengüter und die Veräußerung der Domainen hatte, zum großen Theil durch die Art, wie das Geschäft betrieben ward, der schon 1799 ererbten finanziellen Bedrängniß nicht zu steuern vermocht. Es mußten Anlehen zu den ungünstigsten Bedingungen abgeschlossen werden, und da ihr Ertrag in der Regel kaum das nächste Bedürfniß deckte, nahm man in den folgenden Jahren zu einer Art von Zwangsanlehen seine Zuflucht. Gleichwohl konnten nicht einmal die Gehalte der Staatsdiener regelmäßig bezahlt werden. Freilich forderte der fremde Protector immer neue Opfer an Menschen und Geld, deren Wucht in den letzten Zeiten Napoleonischer Macht Baiern fast zu erdrücken drohte.

So fremd Montgelas der Entwickelung deutschen Geistes und nationaler Bildung gegenüberstand, so lebhaft fühlte er doch das Bedürfniß, auf den Trümmern der alten priesterlichen Macht und des mönchischen Einflusses in Baiern etwas Neues zu pflanzen, was den neuen Staat in innigeren Zusammenhang mit dem geistigen Leben des übrigen Deutschlands setzte. Es galt vor Allem, eine bessere Schulbildung vorzubereiten, den humanistischen und philosophischen Studien Bahn zu brechen, der neuen vorgeschrittenen Jurisprudenz Eingang zu schaffen. Aber auf keinem Gebiete hat der energische Staatsmann größeren Widerstand gefunden, als hier — wo es eben langer geistiger Vorarbeit bedurfte und mit Bonaparteschen Decreten und Präfecten nicht durchzudringen war. An der Wahl der Männer lag es nicht; dieselbe zeugte vielmehr für das Geschick wie für die staatsmännische Unbefangenheit des Ministers. Denn Persönlichkeiten, wie F. H. Jacobi, Niethammer, Friedrich Jacobs, Roth, Feuerbach, Schlichtegroll, Thiersch u. A., die sich jetzt in München vereinigten, wären damals in jedem andern

deutschen Lande als geistige Zierden willkommen gewesen; in Baiern hatten sie entweder im besten Falle mit der indolenten Gleichgültigkeit des Volkes zu kämpfen, oder es traten ihnen eng verbündet der pfäffische Fanatismus und der engherzigste Kirchthurmsgeist mit Mitteln und Künsten entgegen, gegen die jede nur geistige Art des Kampfes waffenlos ist.

Außerhalb Baierns, wo man nur die neuen Schöpfungen, nicht die Schattenseiten der Durchführung und nicht ihre Gegensätze sah, wurde die Montgelassche Verwaltung vielfach mit Beifall betrachtet. Baiern schien vorzugsweise die heilsamen Gedanken, welche die französische Revolution angeregt, mit weiser Auswahl und Mäßigung aufnehmen zu wollen; es wies das übermächtige Priesterthum in engere Schranken zurück, hob die Klöster auf, förderte Wissenschaft und Kunst, reorganisirte die Akademie und schien auch entschlossen, eine Reform des Volksunterrichts anzubahnen. Einen edlen und tüchtigen Mann wie Jacobs reizten, als man ihn berief, nach seinem eigenen Geständnisse nicht nur der größere Wirkungskreis, die reicheren Hülfsmittel, sondern namentlich auch das frische Leben, das sich in Baiern regte. Er fand sich freilich seltsam betroffen, wie er die Gleichgültigkeit und die anklagesüchtige Mißgunst mit Augen sah, womit in der Hauptstadt selbst einflußreiche Kreise alle die neuen Schöpfungen, insbesondere die umgestaltete Akademie betrachteten. Wie er dann mit jenem feinen Sinne und der formellen Meisterschaft, die ihm eigen war, in einer akademischen Rede über die „Erziehung der Griechen zur Sittlichkeit" sprach, konnte er sich wohl schon überzeugen, daß hier kein hellenischer Boden sei. War es doch das Wenigste, daß im Kreise der Akademie selbst dergleichen fremde Kunst mit ironischer Geringschätzung angesehen ward. Bald sah er, daß die „Fremden gleichsam isolirt nur an dem seidenen Faden ministerieller Gunst hingen, folglich, da es rund umher stürmte, einer beständigen Oscillation ausgesetzt wären." Zudem nahm Alles sehr rasch eine so ganz persönliche Richtung an, daß man sich in die barbarischen Zeiten zurückversetzt glaubte, wo Fremder und Feind für Eins galt. „Du wirst bemerkt haben, schrieb Jacobs zu Ende des Jahres 1808 an einen Freund, daß man hier ohne Unterlaß die Vorzüge der südlichen Naturen geltend machen und uns als nordische Ungeheuer auszeichnen will (obgleich es hier nicht weniger kalt ist, als am Thüringer Walde); aber diese gehaltlosen Worte bekommen erst eine Bedeutung, wenn man sie mit Katholik und Protestant vertauscht."*)

Mit dem eigentlich pfäffischen Widerstande gegen die humanistische und philosophische Richtung gingen Elemente Hand in Hand, deren Widerwille weniger auf confessioneller Unduldsamkeit, als auf partikularistischer Ausschließlichkeit gegen die „Fremden" beruhte. Mit den Exjesuiten und ihrem Anhang gemeinsam liefen auch freisinnigere Leute gegen das Neue eifrig

*) Vgl. F. Jacobs, Personalien. Zweite Aufl. 1848. S. 74. 78. 81 f. 371. 372.

Sturm, weil dessen Träger das Unglück hatten, nicht in Altbaiern geboren zu sein. Es hatte sich unter dem Eindruck des Wachsthums und der fortschreitenden Entwickelung des Staates ein bairisches Selbstgefühl gebildet, das völlig vergaß, wie das neue Baiern erst durch das Hinzukommen fränkischer und schwäbischer Elemente und durch die Vereinigung mit dem zum Theil trefflich regierten bischöflichen und preußischen Frankenlande und den größeren Reichsstädten das geworden war, was es war. „Alles Große, Schöne und Herrliche, versicherte damals eine solche Stimme, was die fremden Länder hervorbringen, sei schon lange in Baiern vorhanden gewesen, oder schon darum für wenig zu achten, weil es sonst unmöglich dem Genius der Heimath habe entgehen können." Und wenn man sich nur immer auf diese Art des Selbstgefühls beschränkt hätte; aber dieser bairische Fremdenhaß nahm Formen an, deren Schmutz eben am besten bezeugte, wie viel hier noch für rein menschliche Bildung zu thun war.*)

Von solchen Gegnern war es dann nicht zu verwundern, wenn dem Spüren, Verdrehen und Verdächtigen sehr bald die dreiste Denunciation folgte. Der Freiherr Joh. Christoph Anton Maria von Aretin, der später sogar als constitutioneller Liberaler in einigen Ruf kam, nahm es auf sich, beim Ausbruch des Krieges von 1809 die verhaßten Fremdlinge der Bonaparteschen Polizei zu denunciren. In einer halbverrückten Schrift, „die Pläne Napoleons und seiner Gegner", in welcher dem Napoleonischen System „ächte Teutschheit d. h. Kosmopolitismus" nachgerühmt war, sind die fremden protestantischen Gelehrten geradezu beschuldigt, nicht nur den Baiern „Norddeutschheit, eigentlich Borussismus und Anglicismus" aufdringen zu wollen, sondern auch eine weitverbreitete Verschwörung gegen Napoleon, seine Verbündeten und deren Armeen angestiftet zu haben. Und mit dieser saubern Polemik begnügte man sich nicht. Erst ward versucht, bei Jacobi einen Pöbeltumult anzustiften, dann wurde Aehnliches gegen Feuerbach unternommen, bis später ein Fanatiker wirklich einen Mordanfall auf Friedrich Thiersch machte! Die Regierung freilich ward dadurch nicht irre; weder Montgelas noch der König ließen sich einschüchtern. Wie Feuerbach damals seine Versetzung verlangte, sagte ihm der treffliche, gemüthvolle Max Joseph: „Die Buben, die ich kenne, fürchten sich vor Ihrem Verstande, darum diese Bübereien, das glauben Sie mir! Machte ich Sie zum Präsidenten in Bamberg und erfüllte ich Ihnen alle Ihre Bedingungen und erzeigte Ihnen

*) Jacobs a. a. O. 378 theilt eine Stelle aus einer bairischen Zeitschrift „dem Morgenboten" mit, worin es wörtlich heißt: „Der Grundzug des süddeutschen Charakters ist Kraft, der des norddeutschen Schwäche. Daher bei Jenen: Ausschweifungen im Genuß der Liebe und andere sinnliche Vergnügungen, kriegerischer Geist, Herzensgüte, Offenheit. Bei Diesen: Onanie, Hypochondrie, Falschheit, Feigheit, Ränkesucht." In ähnlichem Tone wurde ebendaselbst das „Lutherthum" der Norddeutschen abgehandelt.

alle Ehre, so würden doch diese Buben sagen, sie hätten mich gezwungen, Sie auf eine ehrenvolle Weise aus meinem geheimen Rathe zu verweisen. Das wäre gegen meine Würde; das werde ich wenigstens jetzt nicht thun."*)

Eine solche fürstliche Persönlichkeit mußte Vieles mildern, was in der Zeit des Uebergangs und ihren durchgreifenden politischen Mitteln Hartes lag. Nicht so glücklich war das württembergische Nachbarland, wo König Friedrich hauste, jener „schärfste Prüfstein deutscher Rechtlichkeit, Langmuth und Geduld", wie ihn Hormayr genannt hat. Es hat diesem Monarchen nicht an Geist und Bildung, noch weniger an unbeugsamer Energie des Willens gefehlt, aber es war nichts in ihm von jener Achtung vor göttlichen und menschlichen Rechten, ohne welche die Herrschaft eines Einzigen zur Geißel Aller wird. Durch und durch selbstsüchtig und von unbändigem Herrscherstolz erfüllt, ein leidenschaftlicher Feind aller Edlen und Unabhängigen, und doch bei allem autokratischen Hochmuth den schlechtesten Gesellen seiner Lüste in schmählicher Unterwürfigkeit preisgegeben und durch sie demoralisirt — schien König Friedrich in der That vom Schicksal dazu bestimmt, das äußerste Maß deutscher Geduld auf eine furchtbare Probe zu stellen.

Die Aufhebung der altwürttembergischen Verfassung, die er nach dem Presburger Frieden verfügte, hatte für dies Land eine andere Bedeutung, als die gleiche Maßregel in anderen Staaten. Mochte auch in den neuerworbenen Gebieten, wo die unnatürliche Kleinstaaterei alles gesunde Leben gehemmt, die neue Ordnung immerhin als eine Besserung empfunden werden, Altwürttemberg hat unzweifelhaft schlimmere Zustände eingetauscht. Denn hier war einmal die beseitigte vielhundertjährige Rechtsordnung keineswegs wie anderwärts zu einer abgestorbenen Form geworden, sondern hatte sich in guten und schlimmen Zügen mit dem ganzen Leben des Landes verwachsen; dann wurde hier nicht, wie in anderen Staaten, ein Verhältniß an die Stelle gesetzt, das trotz seiner Härten und seiner unglücklichen Experimente manches Abgelebte beseitigte, Raum für eine bessere Entwickelung schuf und im Ganzen die Thätigkeit des Volkes erregte und anspornte, sondern es trat ein Zustand von Willkür und Bedrückung ein, der auf die Dauer vollkommen unhaltbar war, weil er nicht nur die Freiheit und die Rechte der Einzelnen, sondern auch den Wohlstand und das Gedeihen des Ganzen dem Verderben zuführte. Die Bureaukratie verdrängte auch hier die collegiale Verwaltung; Ministerien, Kreise, Aemter wurden ähnlich organisirt, wie in den übrigen Staaten Bonaparteschen Zuschnitts, aber man konnte nicht behaupten, daß die Verwaltung dadurch überall rascher und einfacher geworden wäre. Haben doch die Stände in ihren späteren Beschwerden nachgewiesen, daß, wenn man z. B. in einem Amtssitz ein Armen- oder Krankenhaus erweitern wollte und dazu ein Beitrag von einer milden Stif-

*) S. Feuerbachs Leben und Wirken. 1852. I. 189 ff. 194 ff. 200.

tung nöthig war, es dazu mindestens neunzehn verschiedener Instanzen bedurfte! Dagegen unterschied sich Württemberg vor allen Rheinbundstaaten durch die wirklich unerhörte Ausdehnung von Machtvollkommenheit, welche die neue Souverainetät sich hier erlaubte.

Gegen die alten Körperschaften wurde zuerst schonungslos eingeschritten, das Vermögen kirchlicher Genossenschaften und frommer Stiftungen eingezogen, die ehemals reichsunmittelbaren Glieder, Fürsten, Ritter und Städte mit einer Härte behandelt, der gegenüber die bekannten Maßregeln in andern Ländern fast rücksichtsvoll genannt werden durften. Selbst nach der Rheinbundsacte sollte ja den Mediatisirten die Civiljustiz in erster Instanz, die peinliche und Forstgerichtsbarkeit, die Polizei und Vorzüge der Besteuerung verbleiben, und der Reichsritterschaft war noch in einem königlichen Manifest vom 18. März 1806 die Fortdauer ihrer Patrimonial-, Jagd- und Forst-Gerichtsbarkeit, der Polizeigewalt auf ihren Gütern und der Steuerfreiheit zugesichert. Allein was bedeuteten für König Friedrich Verträge und eigene feierliche Zusicherungen! Der Einziehung der Regalien, der Beschränkung der Steuerfreiheit, der Freiheit von Einquartierungen und der Abschaffung der meisten gutsherrlichen Rechte ließ er am 22. April 1808 die Aufhebung aller Fideicommisse und Familienverträge folgen. Später, im Anfang des Krieges von 1809, wurden dann alle patrimonialen Rechte, auch der Standesherren, durch ein Rescript vom 10. Mai aufgehoben, die Steuerfreiheit und andere auch nach den letzten Verträgen ihnen zustehende Vorrechte und Genüsse entzogen. Die Freiheit auszuwandern ward ihnen nicht nur versagt, sondern sie waren, bei Verlust eines Theiles ihrer Einkünfte, angewiesen, wenigstens einen Theil des Jahres in der königlichen Residenz zuzubringen. Wollte der adlige Gutsbesitzer ins Ausland reisen, so mußte er um Erlaubniß bitten, ja er durfte seinen gewöhnlichen Wohnort nicht verlassen, ohne dem Oberamt davon Anzeige zu machen! In auswärtige Dienste zu treten war ohnedies verboten, und König Friedrich hat sich, Napoleon darin karrikirend, selbst das Vergnügen nicht versagt, die Stadion, Metternich, Sinzendorf, Späth, Welden u. A. als seine „antediluvianischen" Unterthanen heimzurufen, ihre Güter zu sequestriren und den kriegsgefangenen Major Welden wie einen flüchtigen Verbrecher zu behandeln. Ein höherer Gesichtspunkt außer der Befriedigung despotischen Dünkels waltete bei diesen Anordnungen nicht vor; denn es liefen die wunderlichsten Widersprüche durcheinander. So ward nachher am 26. Juni 1809 der Adel für verbindlich erklärt, dem König im Kriege persönlich zu dienen; derselbe Adel ward aber, wie alle anderen Unterthanen, von der allgemeinen Entwaffnung getroffen und schon im August 1809 zugleich der Conscription unterworfen. Oder der König behielt sich nach einer Verordnung vom 29. Juli 1808 die Erlaubniß vor, wenn ein Adeliger eine Bürgerliche heirathen wollte. Denselben Adeligen war aber durch eine Bestimmung vom 26. Juni 1807

aller besondere Rang verweigert und sie einem Jeden ausdrücklich nachgesetzt, der einen königlichen Wappenknopf am Rocke trug. Dem Adel war es nach dem Allem gewiß nicht zu verargen, wenn er seinen Zustand als unerträglich beklagte. Seiner Ehrenrechte beraubt, in seiner persönlichen Freiheit mehr als die Uebrigen beschränkt, in seinen Einkünften reducirt, dagegen mit hohen Steuern belastet, durch Aufhebung seiner Erbrechte in seiner ganzen Standesexistenz bedroht und doch wieder gehindert, sich in fremden Diensten eine Zuflucht zu suchen — war der Adel in der That durch kein anderes Vorrecht mehr ausgezeichnet, als durch die besonders raffinirte Härte, womit ihn die neue Despotie die Last des Systems empfinden ließ.

Wenn die Staatsmänner in Preußen das feudale Privilegium und bestehende Vorrechte erschütterten, so folgten sie einem Gebote sittlicher Nothwendigkeit, das für die Rettung eines vom Untergang bedrohten Staates keinen anderen Ausweg zeigte, und sie thaten es nur, um für Alle ohne Ausnahme ein gleiches rechtliches Dasein im Staate zu gründen. Selbst in den meisten Rheinbundslanden ist die durchgreifende revolutionäre Umgestaltung wenigstens nicht ohne Rücksicht und ohne Vortheil für das gesammte Gedeihen der Bevölkerung vorgenommen worden. In Württemberg allein fehlte nicht nur jeder höhere sittliche Grundsatz, sondern auch die einsichtige Erwägung des Gemeinwohls. Gegen die Vorrechte der Ritterschaft und der Standesherren wurde nur darum gewüthet, weil der Nachkomme der Grafen von Württemberg jede Erinnerung an die ehemalige Gleichheit mit ihnen verwischen wollte; den unteren Volksklassen gereichte diese revolutionäre Energie nicht zum Nutzen, die bäuerlichen Verhältnisse blieben unverändert.

Die Erniedrigung des Adels kam denn auch der neuen Bureaukratie nicht zu Gute. Ihre schutzlose Abhängigkeit von der Willkür des Herrn und die herabwürdigende Härte der Behandlung, die auch sie wie Alle traf, diente eben nicht dazu, die Würde des neuen Staatsdienerthums zu erhöhen. Der Verfall der Schulen und der sinnlose Studienzwang, wonach der König nicht nur die Erlaubniß zum Studiren gab oder verweigerte, sondern selbst das Fach bestimmte, dem sich der Bittsteller zu widmen hatte, ja auch wohl aus irgend einer Sultanslaune den Studirenden in die Kaserne verpflanzen ließ — dies Alles war nicht dazu angethan, einen tüchtigen Beamtenstand zu bilden. Schreiber waren wohl auf diesem Wege zu erziehen, aber auch sie wurden nach der allgemeinen Klage roher und unwissender, als die der vorausgegangenen Generation.

Ein materielles Behagen war vorerst auch bei der wohlwollendsten Verwaltung in keinem der Rheinbundstaaten erreichbar, schon weil die fortdauernde Last des Krieges, die immer neuen Aushebungen und Rüstungen und die Wucht der Handelssperre den ökonomischen Aufschwung lähmten. Das waren Dinge, die nun einmal nicht zu ändern waren, deren Ursache außer Deutschland lag. Aber darin zeigte sich doch ein Unterschied, wie es die eigene, ein-

heimische Regierung trieb. Auch in dieser Hinsicht war kein Rheinbundstaat übler daran, als Württemberg. Zu den unvermeidlichen Lasten der Zeit kam hier einmal die prahlende Verschwendung des Königs, die einen unverhältnißmäßigen Theil des öffentlichen Einkommens verschlang; die lange Reihe von drückenden Steuern, wie sie allen Bonaparteschen Filialstaaten eigen waren, erschien darum hier noch um manche neue Erfindung bereichert und ward mit der mitleidslosen Härte eingetrieben, welche der Grundzug der Regierung war. Württemberg hatte zudem das eigenthümliche Unglück, neben allen Härten und Tücken Bonapartescher Staatspraxis zugleich die schlimmsten Unarten vorrevolutionärer Serailldespoten ertragen zu müssen. Der Jagdunfug namentlich erinnerte an die übelberufensten Tage des achtzehnten Jahrhunderts. Jede Jagdreise des Königs kostete das Oberamt, durch das er passirte, einige hundert Vorspannpferde; ja in manchen Oberämtern betrugen die Vorspannkosten mehr als früher die ganze Herrschaftsteuer! Mußten doch im Jahre 1814 die Oberämter eine Masse lebendigen Wildes, das im Heidenheimer Oberforst aufgefangen war, zu einem Festjagen nach der Solitüde transportiren, wie denn überhaupt mit den Jagdfrohnen ein wahrhaft empörender Unfug getrieben ward. Unter diese Jagddienste gehörte auch das Hundeführen, wobei sich besonders die königlichen Hundejungen durch ihre Brutalität gegen die Frohnbauern auszeichneten. Zu dem Allem kam dann natürlich die furchtbare Verwüstung von Feld und Flur, welche die unvermeidliche Folge der großen Jagd war.

Ein ähnliches Verhältniß bestand mit der Conscription. Die neue Einrichtung war überall lästig, aber es war doch eine gleiche Last; nur in Württemberg wurde sie nach Launen und Willkür gehandhabt, die eigenen Verordnungen hunderfach verletzt, die jungen Leute aus ihrem Beruf plötzlich in die Kaserne verpflanzt, oder Solche, die nach dem Gesetz das Alter der Conscriptionspflichtigkeit überschritten hatten, nachträglich ausgehoben, überhaupt das ganze Institut als eines der beliebtesten Mittel despotischer Chicane gehandhabt. Sollte man es z. B. für möglich halten, daß dieser König Friedrich nicht nur Soldaten, sondern Hofbediente, Läufer, Postknechte, ja selbst Handwerker für die Gewehrfabrik in Oberndorf, gleich russischen Leibeigenen durch Conscription ausheben ließ?! Und doch ist das in den Jahren 1806 bis 1815 hundertfach geschehen.

Wie beim württembergischen Heere fast allein noch die barbarischen Strafen der alten Zeit beibehalten wurden, so wurden auch die neuen bürgerlichen Strafgesetze mit drakonischer Härte abgefaßt; die Willkür der Polizeistrafen ist wohl zu keiner Zeit und in keinem Lande so maßlos gehandhabt worden, wie hier. Aber nicht die Polizeistrafen allein zeugten von ungemessener Willkür, die ganze Strafjustiz war nicht besser beschaffen. Die Criminalrichter machten nur Anträge an den Justizminister, der sie an den Monarchen brachte; dieser selbst gab also das Urtheil. Noch in einem Ge-

setze vom Jahre 1813 verfügte König Friedrich, daß bei Hochverraths- und Majestätsverbrechen die Untersuchung dem Polizeiminister oder einem anderen ernannten Commissär übertragen werden, die Beiziehung von Scabinen unterbleiben und die Untersuchung durch den Commissär allein zu Ende geführt werden solle. Die Vertheidigung war bei solchen Anklagen förmlich ausgeschlossen.

Eine gewisse Originalität, freilich traurigster Art, war diesem Gebahren nicht abzusprechen; was selbst dem Bonaparteschen Regiment nicht einfiel, das hat König Friedrich, der auch als wachsamer Spürer den französischen Polizeileuten nicht selten nützlich ward, für sein Land erfunden. So wurde erst die Entwaffnung aller Bürger rücksichtslos durchgeführt und selbst das Scheibenschießen untersagt, dann die Verheimlichung eines Gewehres mit Festungs- und Zuchthausstrafe geahndet, später Handgelübde darüber abgenommen, daß kein Gewehr mehr versteckt sei, und wenn sich doch eines fand, wurde der Schuldige zugleich wegen Meineid und Waffenverheimlichung bestraft. Damit es aber dem von Steuerlast, Beamtendruck und Rechtlosigkeit bedrängten Unterthan nicht einfalle, eine Zuflucht auswärts zu suchen, war auch dafür Sorge getragen, daß er der Zwangsanstalt des Staates nicht entrinnen konnte. Schon im Jahre 1807 wurde die Freiheit auszuwandern den Unterthanen entzogen, ja durch eine Verordnung vom 30. März 1808 wurde sogar verboten, Gesuche wegen der Erlaubniß zum Auswandern dem König vorzulegen! Wie die Grund- und Standesherren durch diese Internirung gequält wurden, ist früher erwähnt; aber auch der Handwerker, der Künstler, der Gelehrte war nicht besser daran. War doch zu einer ganz kurzen Reise von einem oder von 3—4 Tagen eine oberamtliche Erlaubniß nöthig; ja es ward später, am 19. Juli 1812, eine Verordnung erlassen, wonach es untersagt war, „unter welchem Vorwande es auch sei", Expresse zu Pferd oder zu Fuß über die Grenze zu senden. Die Strafe der Zuwiderhandelnden steigerte sich beim dritten Male bis zum Zuchthaus, und es ward „zum Voraus alles Suppliciren um Nachlaß dieser Strafen verboten." Und solch gewaltthätigen Unsinns gab es eine ganze Fülle; könnte man doch allein viele Bogen mit den Beschwerden füllen, die einzelne Körperschaften, Gemeinden u. s. w. gegen dies unerträgliche Regiment zu erheben hatten.*)

In dem benachbarten Baden ward der Druck der Zeiten wohl auch gefühlt, allein die Art des Regiments wich von dem württembergischen doch so

*) Das reichste Actenmaterial findet sich in der späteren ständischen Beschwerdeschrift: „Darstellung des Betragens der Württembergischen Landstände. Erste Fortsetzung, enthaltend die Beschwerden des Landes." 1815. Ganz abgesehen von den Meinungen und Ansichten der Stände behält das darin zusammengestellte Material geschichtlichen Werth; im Uebrigen bietet auch die Durchsicht der königlichen Verordnungen schon Stoff genug.

sehr ab, wie sich die Persönlichkeit des ehrwürdigen Karl Friedrich von seinem Nachbar in Stuttgart unterschied. Was von alten Verfassungsrechten bestanden hatte, war auch hier beseitigt worden; die französische Form der Verwaltung, Ministerien und Staatsrath, die Kreis-Eintheilung nach Flußgebieten, die bureaukratische Art des Regiments in Kreisen und Aemtern, die Organisation des Heeres, dies und Anderes ist nach französischen Vorbildern eingeführt worden, wie in dem übrigen westlichen Deutschland. Man ging selbst einen Schritt weiter, indem man das französische Gesetzbuch adoptirte. Aber in den meisten Edicten, wodurch die Regierung, die Kirche und die Schule neu organisirt ward, gab sich ein humaner und freisinniger Geist kund, an dem man das frühere Wirken des Markgrafen erkannte; manche dieser Schöpfungen dürfen noch heute in Form und Inhalt als Muster des verständigen und milden Absolutismus bezeichnet werden. Bei dem fremden Gesetzbuch war, neben mancher materiellen Aenderung, namentlich das Bestreben bemerkenswerth, in der Form und Ausdrucksweise Alles zu beseitigen, was an den ausländischen Ursprung erinnern konnte. Eine Reihe der wichtigsten Organisationen des Staates wurden am 8. Juli 1808 verkündet. Die Staatsverwaltung, erklärte bei diesem Anlasse der Großherzog, sollte auf „einfache und pragmatische Grundsätze, welche dem Geist der Zeit entsprechen, zurückgeführt, die verschiedenen Provinzialgesetzgebungen aufgehoben und der Code Napoléon als das vorzüglichere Resultat gesetzgebender Weisheit“ mit Modificationen, wie sie die Landesverhältnisse geboten, eingeführt werden. „Wir wollen ferner ein gleichförmiges, auf richtigen Verhältnissen beruhendes Abgabensystem gegründet, durch Tilgung der durch die Kriegsverhältnisse angewachsenen Schuldenmasse den Staatscredit erhoben und mittelst einer Landesrepräsentation, wie sie in Westfalen und Baiern eingeführt worden, das Band zwischen Uns und dem Staatsbürger noch fester als bisher geknüpft wissen. Wir wollen, daß mit dem Geist der Humanität und des Rechts, welcher — Wir können es mit inniger Beruhigung sagen — seit sechs Jahrzehnten Unsere Regentenhandlungen geleitet hat, auch in dem Getriebe der Verwaltungszweige mehr Einheit und Zusammenhang, in den Geschäftsformen eine größere Einfachheit und in der Vollziehung die möglichste Schnelligkeit und Kraft hervorgehe.“

In der That wurde die Machtvollkommenheit, welche die Umstände der Regierung in die Hand legten, hier mit Maß und Billigkeit gebraucht. Die Privilegirten wurden in dem Genusse der Rechte nicht gestört, die ihnen die letzten Verträge noch gelassen, in kirchlichen Dingen mit viel mehr Vorsicht und Zurückhaltung verfahren, als in anderen Rheinbundslanden, z. B. dem katholischen Baiern, und von jenen gewaltthätigen Erfindungen des württembergischen Autokraten kannte man in Baden nichts. Doch war es vielleicht in dem eben erst zusammengewachsenen und mit einer Menge neuer verschiedener Landestheile vergrößerten Staate am schwersten, die Dinge zur Zufrie-

denheit aller Theile zu wenden. Gerade auf Baden lastete auch besonders schwer der Druck Napoleonischer Anforderungen. Außer der Schuldenmasse, die mit den neuen Erwerbungen übernommen war (sie betrug zehn Millionen), und der Masse von Pensionen war es namentlich die Militärlast, welche das Land überbürdete. Die Begünstigung, die Baden in den letzten Friedensschlüssen zu Theil geworden, ward theuer genug erkauft durch die jetzt angesonnene Verpflichtung, die der Großherzog nicht abweisen konnte, ein Armeecorps auszurüsten, um es in dem mörderischen Kampfe jenseits der Pyrenäen aufbrauchen zu lassen. So war für das Jahr 1808 allein ein Deficit von zwölfmalhunderttausend Gulden vorhanden! Karl Friedrich, dessen kleine Markgrafschaft viele Jahrzehnte hindurch das Muster eines einfachen, väterlichen Haushaltes und freisinniger Reformen, so wie die beneidete Stätte allgemeiner Zufriedenheit gewesen, mußte nun, an Besitz und Rang gewachsen, am Ende seiner Tage seine liebste Lebensarbeit, den Wohlstand und das Behagen seines Volkes, erschüttert sehen. Mit der ihm eigenen Aufrichtigkeit ist er damals vor sein Land hingetreten und hat Rechnung abgelegt über die ökonomische Lage und die Mittel der Abhülfe. „Mit Ersparnissen an Unserem Hofe, erklärte er, wollen wir den Anfang machen; zur Beförderung der Landescultur sollen die Domanialgüter nach und nach in Privateigenthum übergehen und der daraus erlöste Kaufschilling zu allgemein anerkannt besseren Staatszwecken verwendet werden. Nebst dieser Domanialveräußerung wollen Wir die Allodification der Lehen, so wie den Loskauf der Erbbestände, der Gülten und Zinsen zu einem Staatsverwaltungsgrundsatz machen. Wir wollen Unsere verschieden besteuerten Landestheile in die möglichste Steuergleichheit gesetzt wissen. Der Zukunft allein sind indessen die Früchte einer solchen Verwaltungsordnung vorbehalten; die Gegenwart erheischt gleich greifbare Mittel." Danach war eine Erhöhung der Salzsteuer, Stempeltaxe und des Postregals sammt einer neuen Wald- und Vermögenssteuer dem Lande nicht zu ersparen, auch wenn ihr Ausschreiben zunächst nur auf eine gemessene, kürzere Zeit erfolgte. Es konnte freilich lange dauern, bis die Umstände besser wurden; dringende Vorstellungen an Napoleon, das Land vor dem Ruin zu bewahren, wurden zwar vom Großherzog versucht, sie waren aber natürlich der eisernen Nothwendigkeit des Systems gegenüber erfolglos.

Zum Glück standen in den meisten Rheinbundstaaten die Regenten und ihre Rathgeber den Maximen Karl Friedrichs näher, als denen des württemberger Autokraten. Denn das wunderliche Beispiel des Herzogs von Anhalt-Cöthen, der „in einem Theetopf Bier brauen" wollte, indem er in seinem Duodezländchen Alles auf großen Napoleonischen Fuß setzte und in dem einzigen Departement, das ihm die Vorsehung anvertraut hatte, einen Staatsrath, Appellhöfe, Cantons, Municipalitäten, Code Napoleon, Präfecten und Präfecturräthe einführte — dies Beispiel war doch nur eine

vereinzelte Narrheit, mit welcher der Herzog, ohne es zu wollen, eine bittere Satyre auf die Zeit und ihr angebetetes Idol schrieb. Sonst war in Mitteldeutschland der Bonapartesche Einfluß weniger unmittelbar und nachdrücklich; auch waren weder in Sachsen noch in Thüringen so bedeutende Gebietsveränderungen vorgegangen, daß neue Organisationen dadurch nothwendig geworden wären. Nur die militärischen Einrichtungen empfingen auch hier durchgängig Anregung und Ausdruck von dem Lehnsherrn im Westen. Alles Uebrige ward nicht wesentlich umgestaltet, zumal der größte der mitteldeutschen Staaten, Sachsen, selber mit dem Beispiel einer erhaltenden, inmitten dieser stürmisch drängenden Zeit fast stabil erscheinenden Politik voranging.

Nur einer von den Rheinbundstaaten verdient noch unsere besondere Beachtung, weil seine Entstehung, seine Geschichte und der Charakter seines Regiments etwas ganz Besonderes war: das neue Königreich Westfalen.*) Schon der Tilsiter Friede hatte die Schöpfung dieses Staates und die Erhebung Hieronymus Bonapartes zum König von Westfalen verkündigt; ein kaiserliches Decret vom 18. August 1807 setzte das Gebiet des neuen Königreichs fest. Aus der preußischen Beute waren die Altmark und das Magdeburgische am linken Elbufer, Hildesheim und Goslar, Halberstadt, Hohenstein, Wernigerode, Quedlinburg, das Eichsfeld mit Nordhausen und Mühlhausen, Paderborn, Münster und Ravensberg dafür bestimmt; von Hannover wurden Grubenhagen, Göttingen, die hannoverschen Harzdistrikte und Osnabrück damit vereinigt. Dazu kamen dann noch das ganze Herzogthum Braunschweig, ganz Kurhessen außer Hanau, Schmalkalden und Niederkazenelnbogen, die oranische Besitzung Corvey und die Grafschaft Kaunitz-Rittberg. Das betrug im Ganzen ein Gebiet von 688 Quadratmeilen mit nahezu zwei Millionen Einwohnern.

Es war Napoleons jüngster Bruder, dem der Machtspruch des Kaisers die Regierung über einen Theil der kernigsten und besten deutschen Volksstämme in die Hand legte; am 15. Novbr. 1784, wenige Monate vor des Vaters Tode, zu Ajaccio geboren, war Hieronymus Bonaparte der Liebling

*) Die Geschichte Westfalens erwartet noch ihren historischen Darsteller. Von der Schmäh-Literatur, die nach 1813 auftauchte, ist kaum etwas als historische Quelle zu gebrauchen; das 1820 zu Paris erschienene Buch „Le Royaume de Westphalie, Jerôme Buonaparte, sa cour, ses favoris et ses ministres. Par un temoin oculaire“ giebt wohl in der Hauptsache kein unrichtiges Bild, ist aber im Einzelnen vielfach unzuverlässig und nur mit Vorsicht zu gebrauchen. Werthvoll sind die handschriftlichen Randglossen und Excurse dazu, die Malchus für Schlosser niedergeschrieben hat (s. Gesch. des achtzehnten Jahrh. VII. 345), und deren Einsicht mir gestattet war. Die Mémoires du Roi Jerôme, deren dritter Band eben erschienen ist, enthalten brauchbare Materialien, sind aber im Uebrigen ganz in dem Geiste geschrieben, für den das heutige Frankreich das Wort Chauvinismus erfunden hat.

der Mutter und das verwöhnte Kind des Hauses gewesen. Aus der Zeit seiner Jugend und Erziehung ist nichts bekannt geworden, als die thörichten und leichtfertigen Streiche einer durchaus sinnlichen Natur; er tändelte, liebelte, machte Schulden, die der strenge Bruder zürnend bezahlte, während die Mutter die Unarten des „petit polisson" entschuldigte und verdeckte. Von dem ehernen corsischen Naturell, wie es der Herr des Hauses hatte, war allerdings nichts in ihm; dafür besaß er jene fahrige Gutmüthigkeit und Weichheit, wie sie sich bei solchen Temperamenten häufig findet. Der erste Consul mochte glauben, daß ein Leben auf der See die beste Schule für solch einen verwöhnten Burschen sei, und nöthigte den widerstrebenden Jerome, zu Ende des Jahres 1800 als Cadet in die Marine einzutreten. An lustigen Streichen, Abenteuern und Schulden fehlte es freilich auch hier so wenig, wie an bittern Strafpredigten des Bruders; doch machte der junge Cadet seinen Dienst durch und avancirte zum Schiffslieutenant. In den westindischen Gewässern kreuzend, kam er in Gefahr, beim neuen Ausbruch des Krieges mit seinem Schiffe von den Engländern gefangen zu werden, und rettete sich von Martinique auf einem Handelsschiffe (Sommer 1803) nach Nordamerika. Im Hause des Kaufmanns Patterson zu Baltimore fand er freundliche Aufnahme, verliebte sich in dessen anmuthige Tochter, Miß Elisabeth, und heirathete sie noch vor Ende des Jahres. Es war die Zeit, wo sein Bruder sich schon mit monarchischen Entwürfen trug; so trefflich an sich die Wahl des neunzehnjährigen Jerome sein mochte, sie taugte nicht zu den Plänen des künftigen Kaisers und zog dem jungen Ehemanne dessen ganze Ungnade zu. Das französische Gesetzbuch enthielt die Bestimmung, daß vor vollendetem fünfundzwanzigsten Lebensjahre Niemand eine Ehe eingehen durfte ohne die Einwilligung der Eltern; diese Bedingung war von Jerome nicht erfüllt worden. Napoleon ließ darum die Mutter Verwahrung einlegen gegen die Heirath, untersagte ihren Eintrag in die Standesbücher und erließ eine Weisung, wonach die Person, die sich die Gemahlin seines Bruders nenne, in keinem französischen Hafen landen durfte! Alle Bitten und Vorstellungen Jeromes waren fruchtlos. Um den Bruder persönlich umzustimmen, begab er sich im Frühjahr 1805 nach Europa, fand den neuen Imperator auf seinem Triumphzug durch Oberitalien, und ließ sich unter dem Eindrucke des Glanzes und Genusses, der sich ihm hier öffnete, statt auf den Kaiser zu wirken, selber bekehren. Charakterlos, wie er war, gab er die Ehe mit Elisabeth Patterson, die bald darauf einen Sohn gebar, jetzt auf, ließ sich wieder in der Marine verwenden und ward dann nach seiner Rückkehr als Prinz des kaiserlichen Hauses anerkannt*). Daß Napo-

*) Die Geschichte der Ehe von Anfang bis zu dem ärgerlichen Proceß vom Jahr 1861 ist am ausführlichsten in den Mémoires et Correspondance du Roi Jerôme I. 137—324. III. 419 ff. erzählt, natürlich nicht ohne Einseitigkeit und mit der

leon, wieder ausgesöhnt mit dem Bruder, ihn zu Größerem bestimmt hatte, bewies dessen Ernennung zum Commandanten des neunten Armeecorps, das im Winter 1806—7 in Schlesien operirte. Besonderen militärischen Glanz hat er hier so wenig als später um sich verbreitet, wenn auch die Erzählungen von seiner persönlichen Feigheit ungegründet waren; in allem Andern war er aber noch ganz der Alte. Seine glücklichsten Feldzüge machte er auch jetzt auf dem Felde der Liebesabenteuer, und das Leben, das er im Winter zu Breslau führte, bewies eben nicht, daß ihn die Seeluft wesentlich geändert hätte. Indessen ward der Krieg in Ostpreußen zu Ende geführt und zu Tilsit das Gebiet des neuen Königreichs erworben. Schon unterhandelte Napoleon mit dem württembergischen Hofe wegen einer legitimen Heirath, der ersten in der Familie, und König Friedrich mußte bei allem autokratischen Stolze es sich noch als Auszeichnung anrechnen, daß seine Tochter Katharina (geb. 1783) die Auserwählte war. Noch war zwar Jerome von seiner rechtmäßigen Gattin gesetzlich nicht geschieden, und der Papst, damals mit dem Kaiser schon gespannt, weigerte sich standhaft, die Ehe aufzulösen, allein das legitime Bewußtsein jener Tage war darin nicht allzu heikel. Am 23. August gab Karl von Dalberg, der Primas der deutschen Kirche, der neuen Ehe die kirchliche Weihe*).

Für Napoleons Schätzung der Menschen und insbesondere der Deutschen giebt es den besten Maßstab, daß er ihnen jetzt einen Menschen als König setzte, von dem er selbst in St. Helena gesagt hat: Jerome war ein Verschwender, dessen Ausschweifungen schreiend gewesen sind; er hatte sich der Liederlichkeit bis zum Ekel ergeben**). An gutmüthigem Wohlwollen zwar und an Milde mochte der Bruder des französischen Kaisers den angestammten deutschen Fürsten vom Schlage des württemberger Monarchen und des verjagten hessischen Kurfürsten weit voranstehen; das war aber auch die einzige königliche Tugend, die er mitbrachte. Unwissend, frivol, ohne Würde und ohne männlichen Ernst, von der allerschlechtesten Gesellschaft umgeben, sah er sein im Traume ihm zugefallenes Königthum wie eine köstliche Gelegenheit

ausgesprochenen Tendenz, die legitimen Rechte der Kinder Jerome's und Katharinen's gegen die Ansprüche der Bonaparte-Patterson zu vertreten.

*) Ueber die früheren Lebensverhältnisse Jerome's giebt ein Aufsatz von Lyncker (Hessisches Jahrbuch für 1855. S. 51 ff.) die unbefangensten Mittheilungen, auf die wir hier statt aller andern Quellen verweisen. Auch die Mémoires du Roi Jérome haben trotz ihrer panegyrischen Tonart einen andern Eindruck nicht erwecken können. Aus einer dort gegebenen Mittheilung ergiebt sich übrigens, daß Jerome schon vor dem preußischen Kriege zum deutschen Monarchen ausersehen war. Am 30. Sept. 1806 schreibt Salha (Mém. I. 482): Si la guerre commence, le Prince ira en avant. La Prusse fera fort bien de plier, sans quoi elle changera de maître, la destination de ses états est déjà connue."

**) S. Mémorial de St. Helène III. 370.

an, das in vollen Zügen zu genießen, was ihm bis jetzt nur in spärlichen Gaben zugefallen war, und schwerlich brachte er in sein neues Reich einen andern Gedanken mit als den: die fünf Millionen Civilliste, die ihm verheißen waren, in einem tollen, lustigen Carneval mit seinen Cumpanen zu verjubeln. Es sind ohne Zweifel bösere und schändlichere Dinge in dem Napoleonischen Deutschland geschehen, als unter der Abenteurer- und Komödiantenregierung König Jerome's; aber an keiner Stelle hat sich der Bonapartismus mit dem ehrbaren und ernsten deutschen Wesen einen frivoleren Spuk erlaubt als hier. Der Instinkt des Volkes sah darum vollkommen richtig, wenn er diese Episode der Zeit als die bitterste Schmach betrachtete, die uns angethan ward.

Im August und September 1807 waren Abgeordnete aus den verschiedenen Theilen des neuen Königreichs in Paris versammelt, um mit dem König über die Organisation des Landes zu verhandeln*). Sie wählten einen Ausschuß, in welchem neben den Grafen Merveldt, Schulenburg-Emden, Alvensleben besonders der Abt Henke aus Helmstädt und Professor Robert zu nennen waren. Ihnen ward der Entwurf der Verfassung mit dem Bemerken mitgetheilt, daß der König es gern sehen würde, „wenn die Deputirten ihre Bemerkungen darüber vorlegten, obgleich er dergleichen officiell nicht annehmen würde.“ In diesem Sinne machten denn auch die Abgeordneten ihre Bemerkungen; sie verwahrten sich ausdrücklich, daß sie zur Verhandlung über die Constitution nicht bevollmächtigt und ihre Aeußerungen daher nur als Privatgedanken anzusehen seien.

Gleich der erste Abschnitt des Entwurfes gab Stoff zu wohlbegründeten Bedenken. Napoleon, der sich im Eingang des Werkes als Geber der Verfassung nannte, behielt sich darin die Hälfte der „fürstlichen Allodialdomainen“ vor, um sie zu Belohnungen für seine Officiere zu verwenden. Die Abgeordneten verwiesen auf die Noth des Landes, die dieser Domainen für die Bestreitung der öffentlichen Bedürfnisse dringend bedürfe, zudem hafteten auf denselben Landesschulden und Pensionen. Ferner war die Bezahlung der außerordentlichen Kriegssteuern, die den Ländern auferlegt waren, in die Verfassung aufgenommen. Auch dagegen erhoben sich die Deputirten mit einer Bitte um Nachlaß; in beiden Fällen war natürlich ihre Vorstellung fruchtlos; ein Gesuch im Namen Magdeburgs wegen der 12,500 Mann Garnison, die der Stadt auferlegt war, hatte das gleiche Schicksal. Auch die Wünsche der adeligen Vertreter, außer dem Ertrag der persönlichen Unterthänigkeit nicht auch die weiteren gutsherrlichen Gerechtsame zu verlieren und ihre Familienverträge und Successionsordnungen behalten zu dürfen, blieben unberücksichtigt. Unter den übrigen Bemerkungen, welche laut

*) S. Urkundliche Beiträge zur Staatengeschichte Deutschlands in der Napoleonischen Zeit. I. Kiel 1852.

wurden, war eine gegen die sofortige Einführung des Code Napoléon und dessen Bestimmungen über die Theilbarkeit der Güter gerichtet; eine andere sprach den allgemeinen Wunsch aus: daß die deutsche Sprache in allen Verhandlungen beibehalten, alle Stellen mit Eingeborenen besetzt und die Pensionen und Wittwengehalte garantirt werden möchten.

Die Antwort des Königs auf diese Bedenken war, wie sich erwarten ließ, ziemlich nichtssagend. Wegen der Domainen versicherte er, selbst Vorstellungen gemacht zu haben*); in Betreff der Kriegssteuer verwies er die Abgeordneten an den Kaiser, im Uebrigen suchte er die Besorgniß des Adels wegen Zersplitterung der Güter durch eine allgemeine Zusicherung zu beschwichtigen. Die Forderung der deutschen Sprache machte ihn sichtbar betroffen. Es werde nicht leicht sein, meinte er; doch wolle er darauf halten. Er wolle sich selber Mühe geben, das Deutsche zu lernen, und denke es wohl in drei Jahren so weit als nöthig zu bringen. Die Besetzung aller Stellen durch Landeskinder erkannte er als gerecht und billig an; er gab seine feierliche Zusicherung, daß davon nicht abgewichen werden solle, denn ein deutscher Staat müsse durch Deutsche regiert werden.

Mit der Deputation zugleich befand sich auch Johannes Müller in Paris; im Begriff, einem Rufe nach Tübingen zu folgen, war er dorthin beschieden worden. Der Kaiser hatte den eitlen und biegsamen Mann, den er in Berlin durch eine einzige Audienz vom bittersten Franzosenhaß zur Napoleonischen Bewunderung bekehrt, nicht aus den Augen verloren; sein berühmter Name schien ihm dazu brauchbar, der neuen westfälischen Regierung in den Augen der Deutschen ein gewisses Relief zu geben. So wurde Müller nach Paris gerufen, um zum Minister gepreßt zu werden. Wohl fühlte er selbst, daß seine weiche Natur dem Hof- und Staatsleben nicht gewachsen, er den Geschäften durchaus fremd sei, und gern hätte er darum den Auftrag abgelehnt; allein er besaß doch wieder nicht Energie genug, sich beharrlich zu weigern, und ließ sich, halb mit Widerstreben, die Stelle eines Ministerstaatssecretairs aufbürden. Indessen saß aber bereits in Cassel, der Residenz des neuen Staates, eine provisorische Regierungscommission, deren Bestandtheile deutlich zeigten, was es mit der vorgeblichen Deutschheit der westfälischen Verwaltung auf sich hatte**). Die Staatsräthe Jollivet,

---

*) Die Verhandlungen darüber, wie über die Contributionen sind im Wesentlichen mitgetheilt in den Mémoires du Roi Jérôme. III. 86 f. 107. 108. 115 f.

**) Charakteristisch ist der Brief Beugnots, den Rommel (Bülau, geheime Gesch. V. 488 f.) mittheilt; darin ist eine Art der Verschmelzung der Literatur beider Nationen vorgeschlagen. Die Deutschen sollten die „bonnes connaissances", die Franzosen „l'ordre, la méthode, l'application" geben. Dann heißt es in vollkommener Naivetät: c'est votre langue, qui vous isole de l'Europe, et qui vous retarde. Mais vous serez forcé de parler la langue française, et je regarde cette obligation comme un grand moyen d'avancement pour les sciences et les lettres

Siméon, Beugnot mochten ausgezeichnete Beamte und Juristen sein, denen es an Einsicht und Organisationstalent nicht fehlte, ja die in manchen Zweigen als hervorragende Specialitäten gelten konnten. Aber sie alle, sammt dem militärischen Gouverneur in Hessen, General Lagrange, waren Franzosen, und gleich die erste Organisation ward also ohne Einsicht und Verständniß der Bedürfnisse des Landes begonnen. Der Einzige, der das deutsche Element dabei vertrat, war ein Deutsch-Franzose vom linken Rheinufer, Namens Mosdorff, den sie als Generalsecretair gebrauchten.

Am 15. November hatte der Kaiser die Constitution unterzeichnet; Hieronymus sollte sich nun alsbald selbst nach Cassel begeben und die Regierung unter dem Beistande der drei Staatsräthe und Johannes Müllers in die Hand nehmen. Die vertraulichen Weisungen, die ihm Napoleon mitgab, sind von allgemeinem Interesse, denn seine ganze Auffassung der deutschen Dinge giebt sich darin auf eine sehr charakteristische Weise kund. Jerome sollte gleich nach seiner Ankunft in Westfalen die drei Mitglieder der provisorischen Verwaltung als geheimen Rath so lange um sich behalten, als er sie bedürfe. Der Staatsrath solle in seiner Majorität aus Bürgerlichen bestehen; ebenso in den übrigen wichtigeren Zweigen der Verwaltung und Justiz. Doch dürfe man die Absicht nicht merken, die Leute vom Adel überall in der Minderheit zu lassen. Eingestandener Grundsatz dürfe es nur sein, die Talente zu wählen, wo man sie immer finde. Zugleich mit dem Regierungsantritt werde Jerome das Commando der noch in Westfalen stehenden französischen Truppen übernehmen; er solle pünktlich für sie Sorge tragen und nie vergessen, daß er selbst Franzose sei. Nur allmälig dürfe er sie vermindern; er solle sich damit nicht beeilen und nur mit Vorsicht die Klagen der Städte anhören, die nichts lieber wünschten, als sich die Lasten des Krieges vom Leibe zu schaffen. Sei doch die Armee volle sechs Monate in Baiern stehen geblieben und „dies gute Volk habe die Bürde mit Geduld ertragen.“ Vor Januar müsse das Land in Departements getheilt, die Präfecten eingesetzt, der Code Napoléon eingeführt sein. Die Constitution solle er treu halten; denn es liege nicht nur im Interesse des Napoleonischen Ruhmes, sondern sei auch durch die allgemeine politische Lage geboten, daß das westfälische Volk glücklich sei. Er solle nicht auf die hören, die ihm sagten: an Unfreiheit gewöhnt, werde dies Volk seine Wohlthaten nur mit Undank aufnehmen. Man sei in Westfalen aufgeklärter, als man ihm wolle

en Allemagne. Dazu stimmt allerdings die Ungenirtheit, womit der Minister bei jeder Gelegenheit seine Unkenntniß des Deutschen wie absichtlich zur Schau trug. S. Minerva 1814. III. 15. Reinhard dagegen gab den Franzosen fein zu verstehen, daß wenn sie den Bewohnern Westfalens nicht das Bewußtsein einer deutschen Existenz ließen, alle Mühe fruchtlos sein werde. S. die Mémoires du Roi Jérôme III. 206. 214.

glauben machen, und sein Thron könne sich nur auf das Vertrauen und die Liebe der Bevölkerung gründen. Was die deutschen Völker mit Ungeduld verlangten, sei die Zugänglichkeit aller Stellen für Talente aus dem Bürgerstande, das Aufhören aller Arten von Unterthänigkeit. Die Wohlthaten des Code Napoléon, die Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, die Einführung der Geschworenen würden die unterscheidenden Kennzeichen des westfälischen Staates sein; aufrichtig gesagt, sei für die Befestigung der Monarchie davon mehr zu erwarten, als von den größten Siegen. Ein in diesem Sinne liberales Regiment könne auf den ganzen Rheinbund und die Machtstellung seiner Krone günstig herüberwirken; es sei eine mächtigere Schranke gegen Preußen als die Elbe, die Festungen und der Schutz Frankreichs. Wer wollte, wenn er einmal die Segnungen einer weisen und freisinnigen Regierung genossen, unter das Joch preußischer Willkür zurückkehren? Alle Völker Deutschlands, Frankreichs, Italiens, Spaniens begehrten Gleichheit und freisinnige Ideen; das Murren der Privilegirten stehe mit der öffentlichen Meinung im Widerspruch.

Westfalen sollte also nach des Kaisers Instruction das deutsche Musterland für das werden, was er Liberalismus nannte. In diesem Sinne hatte er auch durch Cambacéres, Regnault u. A. die Verfassung ausarbeiten lassen. Als neues Recht des Volkes war in ihr verheißen: Gleichheit vor dem Gesetz, freie Cultusübung der verschiedenen Religionsgesellschaften, Aufhebung der Vorrechte wie der privilegirten Körperschaften, Beseitigung jeder Art von Leibeigenschaft und jeder Immunität des Adels, gleiches Steuersystem, in den Departements sogenannte Departementalräthe als Gegengewicht gegen die Präfecten und eine Vertretung durch Reichsstände. Dieselben sollten aus hundert Mitgliedern bestehen, siebzig Vertretern des Grundeigenthums, fünfzehn aus den Kaufleuten und den Fabrikanten und ebensoviel aus den Gelehrten und andern Bürgern, welche sich um den Staat verdient gemacht haben. Die Stände sollten über die ihnen vorgelegten Gesetzentwürfe, über die Auflagen und das jährliche Finanzgesetz, über die im Civilgesetzbuch und im Münzsystem vorzunehmenden Veränderungen berathen dürfen und in geheimer Abstimmung ein Votum abgeben. Dazu kam die neue Gerichtsverfassung, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, und für Criminalsachen Geschworene. Aber neben diesen liberalen Institutionen ward zugleich die ganze büreaukratische Verwaltungsmaschine, das Polizei- und Soldatenregiment Bonaparteschen Zuschnitts aufgerichtet — ein wunderliches Gemisch, wie es freilich die oben mitgetheilte Instruction Napoleons ausdrücklich als sein politisches Programm verkündigt. Ungeachtet dieses innern Widerspruchs konnte auch diese unvollkommene Form einen Fortschritt zum Besseren bahnen. Der Zustand der alten Höfe und ihres Militärwesens, der Kastengeist des Erbadels, die Erstarrung der Landstände, die Lasten der Feudalität, die den Aufschwung des Ackerbaues hemmten, die Verkümmerung der Gewerbe und der Industrie

durch Privilegien und Monopole waren es gewiß nicht, was die alten hergebrachten Verhältnisse dem Volke werth und lieb machte; vielmehr sahen jetzt selbst treue Anhänger der alten Dynastien, die weder Demokraten noch Bonapartisten waren, in diesen verheißenen neuen Institutionen eine unzweifelhafte Verbesserung.*)

Mochte auch in den vormals preußischen Gebieten die patriotische Erinnerung an den Staat Friedrichs des Großen, oder in Braunschweig das dankbare Andenken an eine väterliche milde Regierung schwer zu verwischen sein, in einem andern wesentlichen Theile des Landes, in Kurhessen, war es der neuen Gewalt schon eher möglich, einen glücklichen Wettgang mit dem alten Regiment zu bestehen. Der vertriebene Kurfürst Wilhelm hatte zwar in seinen früheren Regentenjahren Eifer und Thätigkeit für die ökonomische Hebung des Landes gezeigt. Die laxe, verschwenderische Verwaltung des Vorgängers war durch präcise Ordnung, Thätigkeit und Sparsamkeit ersetzt, manche Mißbräuche, wie die Pachtung der Aemter, das Lottospiel, die Tortur, abgeschafft, die Justiz vereinfacht, die Frohndienste vermindert, die Bodencultur gefördert worden. Aber die Revolution hatte den Kurfürsten, statt ihn zu zeitgemäßen Reformen zu ermuthigen, eher starr und unzugänglich dagegen gemacht. Eigensinnig und in Vorurtheilen der alten Zeit tief befangen, wie er war, zog er in dem Maße die Zügel straffer an und verstockte sich um so zäher in seiner Stabilität, je mehr der Umschwung der Zeiten zu weiser Nachgiebigkeit an ihre gerechten Forderungen mahnte. Sein hartherziger Sinn, sein Geiz und seine pedantische Strenge waren ohnedem nicht dazu angethan, sein Regiment liebenswerth zu machen. Die alte Hofhaltung in Cassel war trüb und einförmig gewesen; der Kurfürst und seine Gemahlin wohnten getrennt, er selbst liebte laute, rauschende Freuden nicht und auf die Haltung der Residenz wirkte natürlich der sparsame, melancholische Ton des Hofes zurück. Gewiß wäre eine vergnügungslustige, selbst glänzende Hofhaltung auf diesem Boden höchstens wie eine heitere, anmuthige Abwechselung erschienen, wenn nur das Regiment, das mit ihr kam, im Uebrigen Würde und Pflichtgefühl zeigte. Aber das war es eben, woran es Jerome und seinem Gefolge vollkommen fehlte.**)

Am 7. Dec. 1807 war der neue König in Wilhelmshöhe oder, wie es jetzt hieß, Napoleonshöhe angekommen; am 10. hielt er in Cassel seinen feierlichen, prunkenden Einzug. Mit ihm erschien ein hungernder Schwarm

*) S. Chr. von Rommel in Bülau's Geheimen Gesch. V. 471. Ueber die Rechtspflege, die vorher und nach der Restauration schlechter und langsamer war, s. Strombeck, F. K. von, Darstellungen aus meinem Leben II. 103 ff. Vgl. auch Gronau, Leben Dohms S. 454 f.

**) Reinhard, der Gesandte Napoleons, gesteht denn auch in seinem bemerkenswerthen Berichte (Mém. du Roi Jérôme III. 199) offen ein, daß die Stimmung im Preußischen und in Hessen nichts weniger als günstig sei.

von Abenteurern, voll Ungeduld, in dem neuen Königreiche Fortune zu machen. Alte Bekannte von der Marine, wie Capitain Meyronnet, später zum Großmarschall und Grafen von Wellingerode erhoben, und der Lieutenant Salha, der es als Graf Höne bis zum General und Kriegsminister brachte,*) Schicksalsgefährten aus Amerika, wie Pothau, der ganz unfähige Reubel und der gewandte und durchtriebene Le Camus (nachher Graf Fürstenstein und leitender Minister), der von Napoleon gebraucht worden war, die unglückliche rechtmäßige Gattin Jerome's ihm von der Seite zu bringen, ein Banquier Laflèche aus Genua mit seiner koketten Frau und zwei Brüdern, Schöngeister, wie Pigault Lebrun, die zu Paris Genossen und Gelegenheitsmacher des Königs gewesen waren, eine Schauspielerin, mit der er in Breslau Verkehr gehabt, ein jüdischer Arzt, Namens Abraham Zadig — solches und ähnliches Gelichter kam theils unmittelbar als Umgebung des westfälischen Monarchen, theils zog es bald schaarenweise herbei, um auf Kosten der geduldigen Deutschen sich in dem neuen Eldorado des Leichtsinns und Müßiggangs lustige Tage zu machen.**) Die Frivolität und Nichtswürdigkeit dieser Bande, im Verein mit der Brutalität französischer Polizeileute und Soldaten, war denn allerdings im Stande, auch die deutsche Geduld zu ermüden.

Bald sah man die Glücksritter und Roué's aus Jerome's Gesellschaft die wichtigsten Plätze am Hofe und in der Verwaltung einnehmen, ihren Schmutz und ihre Frechheit in Familie und Haus hereintragen; es wurden Feste und Herrlichkeiten aller Art aufgeführt, das Geld dazu um hohe Zinsen vom Juden Jacobson geborgt.***) Mit dieser liederlichen und gemeinen Wirthschaft stand in wunderlichem Contrast der feierliche Pathos, in welchem der „westfälische Moniteur“ tagtäglich die Glückseligkeit des Landes und Volkes pries. Man kann nichts Abgeschmackteres lesen, als die gespreizten Floskeln, worin der königliche Hofjournalist z. B. die Huldigungsfeier vom 1. Januar 1808 beschreibt. Da erschienen „neben den alten und stets geehrten Namen die Gelehrten, welche die Wissenschaften verherrlichen, geschickte Kaufleute und fleißige Bauern vom Harz, die Nachkommen der alten Vandalen, welche die Jahrhunderte in Einfachheit durchlebt haben, mit den Sitten und fast den Trachten ihrer Voreltern.“

*) Wie die angeführte französische Schrift sagt: un homme de la plus grande nullité, incapable de porter un jugement et de prendre une résolution par luimême, n'ayant jamais servi que dans la marine, il etait étranger aux détails d'une armée. Les voleurs et les concussionaires chantèrent le Te Deum en apprenant sa nomination. Malchus bemerkt dazu: „die Charakteristik wahr“, wie er denn überhaupt gegen die meisten Schilderungen von Personen, wie sie die genannte Schrift giebt, nichts zu erinnern hat.

**) S. Hess. Jahrbuch 1855. S. 70 f.

***) Eine anziehende Schilderung dieses Originals giebt Pröhle's Vortrag über die Fremdherrschaft. Leipz. 1858. S. 13 f.

Siméon, Beugnot mochten ausgezeichnete Beamte und Juristen sein, denen es an Einsicht und Organisationstalent nicht fehlte, ja die in manchen Zweigen als hervorragende Specialitäten gelten konnten. Aber sie alle, sammt dem militärischen Gouverneur in Hessen, General Lagrange, waren Franzosen, und gleich die erste Organisation ward also ohne Einsicht und Verständniß der Bedürfnisse des Landes begonnen. Der Einzige, der das deutsche Element dabei vertrat, war ein Deutsch-Franzose vom linken Rheinufer, Namens Mosdorff, den sie als Generalsecretair gebrauchten.

Am 15. November hatte der Kaiser die Constitution unterzeichnet; Hieronymus sollte sich nun alsbald selbst nach Cassel begeben und die Regierung unter dem Beistande der drei Staatsräthe und Johannes Müllers in die Hand nehmen. Die vertraulichen Weisungen, die ihm Napoleon mitgab, sind von allgemeinem Interesse, denn seine ganze Auffassung der deutschen Dinge giebt sich darin auf eine sehr charakteristische Weise kund. Jerome sollte gleich nach seiner Ankunft in Westfalen die drei Mitglieder der provisorischen Verwaltung als geheimen Rath so lange um sich behalten, als er sie bedürfe. Der Staatsrath solle in seiner Majorität aus Bürgerlichen bestehen; ebenso in den übrigen wichtigeren Zweigen der Verwaltung und Justiz. Doch dürfe man die Absicht nicht merken, die Leute vom Adel überall in der Minderheit zu lassen. Eingestandener Grundsatz dürfe es nur sein, die Talente zu wählen, wo man sie immer finde. Zugleich mit dem Regierungsantritt werde Jerome das Commando der noch in Westfalen stehenden französischen Truppen übernehmen; er solle pünktlich für sie Sorge tragen und nie vergessen, daß er selbst Franzose sei. Nur allmälig dürfe er sie vermindern; er solle sich damit nicht beeilen und nur mit Vorsicht die Klagen der Städte anhören, die nichts lieber wünschten, als sich die Lasten des Krieges vom Leibe zu schaffen. Sei doch die Armee volle sechs Monate in Baiern stehen geblieben und „dies gute Volk habe die Bürde mit Geduld ertragen.“ Vor Januar müsse das Land in Departements getheilt, die Präfecten eingesetzt, der Code Napoléon eingeführt sein. Die Constitution solle er treu halten; denn es liege nicht nur im Interesse des Napoleonischen Ruhmes, sondern sei auch durch die allgemeine politische Lage geboten, daß das westfälische Volk glücklich sei. Er solle nicht auf die hören, die ihm sagten: an Unfreiheit gewöhnt, werde dies Volk seine Wohlthaten nur mit Undank aufnehmen. Man sei in Westfalen aufgeklärter, als man ihm wolle

en Allemagne. Dazu stimmt allerdings die Ungenirtheit, womit der Minister bei jeder Gelegenheit seine Unkenntniß des Deutschen wie absichtlich zur Schau trug. S. Minerva 1814. III. 15. Reinhard dagegen gab den Franzosen fein zu verstehen, daß wenn sie den Bewohnern Westfalens nicht das Bewußtsein einer deutschen Existenz ließen, alle Mühe fruchtlos sein werde. S. die Mémoires du Roi Jérôme III. 206. 214.

glauben machen, und sein Thron könne sich nur auf das Vertrauen und die Liebe der Bevölkerung gründen. Was die deutschen Völker mit Ungeduld verlangten, sei die Zugänglichkeit aller Stellen für Talente aus dem Bürgerstande, das Aufhören aller Arten von Unterthänigkeit. Die Wohlthaten des Code Napoléon, die Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, die Einführung der Geschworenen würden die unterscheidenden Kennzeichen des westfälischen Staates sein; aufrichtig gesagt, sei für die Befestigung der Monarchie davon mehr zu erwarten, als von den größten Siegen. Ein in diesem Sinne liberales Regiment könne auf den ganzen Rheinbund und die Machtstellung seiner Krone günstig herüberwirken; es sei eine mächtigere Schranke gegen Preußen als die Elbe, die Festungen und der Schutz Frankreichs. Wer wollte, wenn er einmal die Segnungen einer weisen und freisinnigen Regierung genossen, unter das Joch preußischer Willkür zurückkehren? Alle Völker Deutschlands, Frankreichs, Italiens, Spaniens begehrten Gleichheit und freisinnige Ideen; das Murren der Privilegirten stehe mit der öffentlichen Meinung im Widerspruch.

Westfalen sollte also nach des Kaisers Instruction das deutsche Musterland für das werden, was er Liberalismus nannte. In diesem Sinne hatte er auch durch Cambacéres, Regnault u. A. die Verfassung ausarbeiten lassen. Als neues Recht des Volkes war in ihr verheißen: Gleichheit vor dem Gesetz, freie Cultusübung der verschiedenen Religionsgesellschaften, Aufhebung der Vorrechte wie der privilegirten Körperschaften, Beseitigung jeder Art von Leibeigenschaft und jeder Immunität des Adels, gleiches Steuersystem, in den Departements sogenannte Departementalräthe als Gegengewicht gegen die Präfecten und eine Vertretung durch Reichsstände. Dieselben sollten aus hundert Mitgliedern bestehen, siebzig Vertretern des Grundeigenthums, fünfzehn aus den Kaufleuten und den Fabrikanten und ebensoviel aus den Gelehrten und andern Bürgern, welche sich um den Staat verdient gemacht haben. Die Stände sollten über die ihnen vorgelegten Gesetzentwürfe, über die Auflagen und das jährliche Finanzgesetz, über die im Civilgesetzbuch und im Münzsystem vorzunehmenden Veränderungen berathen dürfen und in geheimer Abstimmung ein Votum abgeben. Dazu kam die neue Gerichtsverfassung, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, und für Criminalsachen Geschworene. Aber neben diesen liberalen Institutionen ward zugleich die ganze büreaukratische Verwaltungsmaschine, das Polizei- und Soldatenregiment Bonaparteschen Zuschnitts aufgerichtet — ein wunderliches Gemisch, wie es freilich die oben mitgetheilte Instruction Napoleons ausdrücklich als sein politisches Programm verkündigt. Ungeachtet dieses innern Widerspruchs konnte auch diese unvollkommene Form einen Fortschritt zum Besseren bahnen. Der Zustand der alten Höfe und ihres Militärwesens, der Kastengeist des Erbadels, die Erstarrung der Landstände, die Lasten der Feudalität, die den Aufschwung des Ackerbaues hemmten, die Verkümmerung der Gewerbe und der Industrie

durch Privilegien und Monopole waren es gewiß nicht, was die alten hergebrachten Verhältnisse dem Volke werth und lieb machte; vielmehr sahen jetzt selbst treue Anhänger der alten Dynastien, die weder Demokraten noch Bonapartisten waren, in diesen verheißenen neuen Institutionen eine unzweifelhafte Verbesserung.*)

Mochte auch in den vormals preußischen Gebieten die patriotische Erinnerung an den Staat Friedrichs des Großen, oder in Braunschweig das dankbare Andenken an eine väterliche milde Regierung schwer zu verwischen sein, in einem andern wesentlichen Theile des Landes, in Kurhessen, war es der neuen Gewalt schon eher möglich, einen glücklichen Wettgang mit dem alten Regiment zu bestehen. Der vertriebene Kurfürst Wilhelm hatte zwar in seinen früheren Regentenjahren Eifer und Thätigkeit für die ökonomische Hebung des Landes gezeigt. Die laxe, verschwenderische Verwaltung des Vorgängers war durch präcise Ordnung, Thätigkeit und Sparsamkeit ersetzt, manche Mißbräuche, wie die Pachtung der Aemter, das Lottospiel, die Tortur, abgeschafft, die Justiz vereinfacht, die Frohndienste vermindert, die Bodencultur gefördert worden. Aber die Revolution hatte den Kurfürsten, statt ihn zu zeitgemäßen Reformen zu ermuthigen, eher starr und unzugänglich dagegen gemacht. Eigensinnig und in Vorurtheilen der alten Zeit tief befangen, wie er war, zog er in dem Maße die Zügel straffer an und verstockte sich um so zäher in seiner Stabilität, je mehr der Umschwung der Zeiten zu weiser Nachgiebigkeit an ihre gerechten Forderungen mahnte. Sein hartherziger Sinn, sein Geiz und seine pedantische Strenge waren ohnedem nicht dazu angethan, sein Regiment liebenswerth zu machen. Die alte Hofhaltung in Cassel war trüb und einförmig gewesen; der Kurfürst und seine Gemahlin wohnten getrennt, er selbst liebte laute, rauschende Freuden nicht und auf die Haltung der Residenz wirkte natürlich der sparsame, melancholische Ton des Hofes zurück. Gewiß wäre eine vergnügungslustige, selbst glänzende Hofhaltung auf diesem Boden höchstens wie eine heitere, anmuthige Abwechselung erschienen, wenn nur das Regiment, das mit ihr kam, im Uebrigen Würde und Pflichtgefühl zeigte. Aber das war es eben, woran es Jerome und seinem Gefolge vollkommen fehlte.**)

Am 7. Dec. 1807 war der neue König in Wilhelmshöhe oder, wie es jetzt hieß, Napoleonshöhe angekommen; am 10. hielt er in Cassel seinen feierlichen, prunkenden Einzug. Mit ihm erschien ein hungernder Schwarm

*) S. Chr. von Rommel in Bülau's Geheimen Gesch. V. 471. Ueber die Rechtspflege, die vorher und nach der Restauration schlechter und langsamer war, s. Strombeck, F. K. von, Darstellungen aus meinem Leben II. 103 ff. Vgl. auch Gronau, Leben Dohms S. 454 f.

**) Reinhard, der Gesandte Napoleons, gesteht denn auch in seinem bemerkenswerthen Berichte (Mém. du Roi Jérôme III. 199) offen ein, daß die Stimmung im Preußischen und in Hessen nichts weniger als günstig sei.

von Abenteurern, voll Ungeduld, in dem neuen Königreiche Fortune zu machen. Alte Bekannte von der Marine, wie Capitain Meyronnet, später zum Großmarschall und Grafen von Wellingerode erhoben, und der Lieutenant Salha, der es als Graf Höne bis zum General und Kriegsminister brachte,*) Schicksalsgefährten aus Amerika, wie Pothau, der ganz unfähige Reubel und der gewandte und durchtriebene Le Camus (nachher Graf Fürstenstein und leitender Minister), der von Napoleon gebraucht worden war, die unglückliche rechtmäßige Gattin Jerome's ihm von der Seite zu bringen, ein Banquier Laflèche aus Genua mit seiner koketten Frau und zwei Brüdern, Schöngeister, wie Pigault Lebrun, die zu Paris Genossen und Gelegenheitsmacher des Königs gewesen waren, eine Schauspielerin, mit der er in Breslau Verkehr gehabt, ein jüdischer Arzt, Namens Abraham Zadig — solches und ähnliches Gelichter kam theils unmittelbar als Umgebung des westfälischen Monarchen, theils zog es bald schaarenweise herbei, um auf Kosten der geduldigen Deutschen sich in dem neuen Eldorado des Leichtsinns und Müßiggangs lustige Tage zu machen.**) Die Frivolität und Nichtswürdigkeit dieser Bande, im Verein mit der Brutalität französischer Polizeileute und Soldaten, war denn allerdings im Stande, auch die deutsche Geduld zu ermüden.

Bald sah man die Glücksritter und Roué's aus Jerome's Gesellschaft die wichtigsten Plätze am Hofe und in der Verwaltung einnehmen, ihren Schmutz und ihre Frechheit in Familie und Haus hereintragen; es wurden Feste und Herrlichkeiten aller Art aufgeführt, das Geld dazu um hohe Zinsen vom Juden Jacobson geborgt.***) Mit dieser liederlichen und gemeinen Wirthschaft stand in wunderlichem Contrast der feierliche Pathos, in welchem der „westfälische Moniteur" tagtäglich die Glückseligkeit des Landes und Volkes pries. Man kann nichts Abgeschmackteres lesen, als die gespreizten Floskeln, worin der königliche Hofjournalist z. B. die Huldigungsfeier vom 1. Januar 1808 beschreibt. Da erschienen „neben den alten und stets geehrten Namen die Gelehrten, welche die Wissenschaften verherrlichen, geschickte Kaufleute und fleißige Bauern vom Harz, die Nachkommen der alten Vandalen, welche die Jahrhunderte in Einfachheit durchlebt haben, mit den Sitten und fast den Trachten ihrer Voreltern."

---

*) Wie die angeführte französische Schrift sagt: un homme de la plus grande nullité, incapable de porter un jugement et de prendre une résolution par luimême, n'ayant jamais servi que dans la marine, il etait étranger aux détails d'une armée. Les voleurs et les concussionaires chantèrent le Te Deum en apprenant sa nomination. Malchus bemerkt dazu: „die Charakteristik wahr", wie er denn überhaupt gegen die meisten Schilderungen von Personen, wie sie die genannte Schrift giebt, nichts zu erinnern hat.

**) S. Hess. Jahrbuch 1855. S. 70 f.

***) Eine anziehende Schilderung dieses Originals giebt Pröhle's Vortrag über die Fremdherrschaft. Leipz. 1858. S. 13 f.

Am Tage der Ankunft des Königs war auch das neue Ministerium gebildet worden. Außer Müller, dem neben dem Staatssecretariat auch das Aeußere übertragen war, erhielt Siméon Inneres und Justiz, Beugnot Finanzen und Handel, Jollivet die Verwaltung des Staatsschatzes, General Lagrange das Kriegsdepartement. Der Letztere, wegen schmutziger Erpressungen heim berufen,*) ward dann durch den Adjutanten Jerome's, den General Morio, ersetzt und dieser erhielt bald nachher auf Napoleons Veranlassung ausnahmsweise einen achtbaren Mann, den General Eblé, zum Nachfolger. Auch Müller, der sich in diesem wunderlichen Wirrwarr sehr unbehaglich fühlte, gab bald seine Rolle in die Hände des Königs zurück und ward Generaldirector des öffentlichen Unterrichts;**) sein Ministerium erhielt im Februar 1808 der schon genannte Le Camus. Wie dann im März auch Beugnot nach Frankreich zurückkehrte, schwankte die Wahl zwischen Bülow und Malchus; doch trug diesmal der erste den Sieg davon. Unter den deutschen Namen, die mit der Leitung der westfälischen Dinge zu thun hatten, waren außer Müller diese zwei die bedeutendsten. Bülow, ein Neffe Hardenbergs, war vorher Präsident der Domainenkammer in Magdeburg gewesen; daß er dem westfälischen Dienst folgte, ward ihm von den eifrigen Patrioten in Preußen übel genommen; indessen ließ sich nicht leugnen, daß sein Wirken, so weit überhaupt in diesem wüsten Chaos eine Persönlichkeit etwas vermochte, wenigstens manches Schlimme abgehalten hat.***) Man

*) Die Mémoires du Roi Jérôme (III. 229) nennen das „quitter brusquement la Westphalie à la suite d'affaires délicates“!

**) Ueber die Behandlung, die ihm widerfuhr, finden sich bezeichnende Mittheilungen bei Gronau S. 461 ff.

***) Die Stelle des Finanzministers war unzweifelhaft die undankbarste. Wie die Regierung das Land am 1. Dec. übernahm, waren die Cassen leer, denn die kaiserliche Verwaltung hatte bis zu diesem Tage alle Einkünfte bezogen und es läßt sich denken, daß die Intendanten unter Darn's Leitung reinen Tisch gemacht hatten. Ueber Bülow, den der französische Anonymus S. 49. 50 sehr ungünstig behandelt, offenbar weil B. für die Stütze der deutschen Partei galt, berichtet sein Gegner Malchus in den angeführten Aufzeichnungen: „Allerdings schaffte v. Bülow Geld in den Staatsschatz, der dessen bei der Unzulänglichkeit der ordinären Revenuen bedurfte. Er negociirte eine dritte Million bei Jacobson, zog die Fonds in den Provinzialschuldencassen, welche der Amortisationscasse als Dotation überwiesen waren, eigenmächtig in die Staatscasse, reducirte die Pensionen auf die Hälfte, deren Zahlung er zugleich suspendirte. Die Gunst des Hofes aber erhielt und sicherte er sich dadurch, daß er die Eingriffe der Civilliste in die kaiserliche Domainenreserve durch Ueberwälzung dafür zu leistender Entschädigung auf die Staatscasse (jährlich 250,000 Francs) begünstigt, und dadurch, daß er der Civilliste ein Capital von 1,300,000 Francs aus den Fonds der Bank von Magdeburg (gegen den Inhalt des über deren Restaurirung bestehenden Decrets) verschafft hatte, beides zum Nachtheil der Staatsverwal-

rühmte, daß er Geld herbeischaffte, freilich zum Theil dadurch, daß er, um eine Lücke auszufüllen, eine andere veranlaßte. Zu drückenden Maßregeln, wie der Zwangsanleihe, hat auch er schon greifen müssen.

Sein Hauptverdienst war wohl, daß wenigstens nicht alle wichtigeren Stellen von den fremden Abenteurern überfluthet und dem französischen Wesen einiger Widerstand geleistet ward. Insofern galt Bülow für die Stütze der deutschen Partei; er war doch der einzige unter den Räthen des Königs, der nicht vergaß, daß dies Land und Volk ein deutsches war. Das ward auch die Ursache seines Sturzes im Frühjahr 1811; die Franzosen und ihre Clientel hatten längst dahin gearbeitet, bis es ihnen gelang, Jerome's Argwohn und Eifersucht gegen die Popularität seines Ministers zu erregen. Der Nachfolger war Malchus, früher preußischer Kriegsrath in Halberstadt, der schon vorher begierig um das Finanzministerium gebuhlt hatte und den Franzosen ein gefügigeres Werkzeug als Bülow war. Ein kenntnißreicher und begabter Mann, aber ehrgeizig, hart, ohne deutsche Gesinnung und darum willig den Fremden dienend, hat er sich unter allen westfälischen Staatsmännern, zum Theil weil er ein Deutscher war, den verhaßtesten Namen gemacht. Er ließ sich durch keine schonende Rücksicht abhalten, für die gesteigerten Bedürfnisse des Hofes und seiner Creaturen mit allen Mitteln zu sorgen.*) Es war freilich keine kleine Sache, fortwährend Geld zu schaffen in einem Staate, der neben drückender Militärlast und einer verschwenderischen Hofhaltung noch von Napoleon dazu gepreßt ward, für rückständige Contributionen und den ihm reservirten Antheil der Domainen viele Millionen an Frankreich auszuzahlen.

Als der französische Kaiser dies neue Filialkönigthum schuf, nahm er nämlich nicht allein die Hälfte der Domainen für sich in Anspruch, sondern für rückständige Kriegssteuern noch weitere 35 Millionen Franken. Nach langen Verhandlungen mit Daru wurde (April 1808) zu Berlin ein Abkommen geschlossen, wonach der Antheil Napoleons an den Domainen auf eine bestimmte Summe fixirt ward und das Königreich außerdem noch mit einer Schuld von 26 Millionen dem Protector verpflichtet blieb. Auch eine besser geregelte und sparsamere Verwaltung hätte unter solchen Umständen Mühe gehabt in Ordnung zu kommen; daß Jerome dem Bankerutt zusteuerte, war kein Wunder. Schon zu Anfang des Jahres 1809 war die finanzielle Lage desperat; die Lasten, die man aufbringen sollte, beliefen sich auf 60—70 Millionen für das Jahr, während die Einkünfte vielleicht nicht ein Drit-

tung, weil nach seinem Abgang sowohl der kaiserlichen Reserve als der Bank Ersatz für das Entzogene hat geleistet werden müssen."

*) In den angeführten Bemerkungen erwähnt Malchus, sein Vorgänger habe ihm 8,983,337 Francs unbezahlter Ausgaben hinterlassen; dazu sei dann der außerordentliche Aufwand für die Armee gekommen, von welcher 25,000 Mann nach Rußland marschiren und eine Reserve von 8000 Mann im Lande bleiben mußte.

theil davon ergaben*). Die Rolle, die aber Daru und Consorten im Lande spielten, war nicht sehr verschieden von ihrem Gebahren in Preußen, so daß selbst Jerome manchmal in Unmuth aufbrauste über die demüthigende Stellung, ein König zu heißen und sich doch von jedem französischen Intendanten meistern, von französischen Beamten, die formell seine Untergebenen waren, in Paris verklagen zu lassen. Auch die neuerlich erschienenen Denkwürdigkeiten des ehemaligen Königs von Westfalen, deren Verfasser sonst überall die Denkungsart eines Bonaparteschen Mameluken verräth, meinen doch: das seien merkwürdige Dinge „zur Charakteristik der Zeit und der Beschaffenheit napoleonischer Königreiche.“**)

Unter allen den Deutschen, die der fremden Zwingherrschaft dienten, fühlte sich keiner unglücklicher, als Johannes Müller. Seine Lage hat ihn vor der Zeit dem Grabe zugeführt. Er mochte, als er die Generaldirection des Unterrichts übernahm, sich damit schmeicheln, für Wissenschaften und Universitäten wohlthätig wirken zu können. Allein er erlebte nur eine neue Täuschung. Gutes zu wirken war dem beklagenswerthen Manne bei aller aufreibenden Thätigkeit nicht möglich; er mußte froh sein, wenn es ihm gelang, hier und da das Schlimmste abzuhalten. Was kostete es ihm für Mühe, den Bonapartischen Ministern, einen Mann wie Siméon nicht ausgenommen, auch nur begreiflich zu machen, was eine deutsche Hochschule sei und worin sie sich von den Anstalten französischer Dressur unterscheide!***) Aber wie demüthigend war es für ihn, wenn z. B. der Präfect in Göttingen bestehende Universitätsinstitute kurzweg cassirte und dem Prorector davon durch einen Polizeisergeanten die Anzeige machen ließ! Oder wie schmerzlich mußte es ihm sein, statt mit der Förderung der überlieferten Universitäten mit der Aufhebung beginnen zu müssen, zu sehen, wie Alles in „das Danaidenfaß des trésor public“ geschüttet ward und man Jegliches, auch den Unterricht, den Präfecten überlassen wollte, so daß, wie er selbst besorgte, in

*) S. die Mittheilungen in den Mémoires du Roi Jérôme III. 86 ff. 151. 310 f.

**) Ebendas. S. 319, wo sich auch der bemerkenswerthe Bericht Jollivets befindet. Die Klagen Jerome's finden sich an vielen Stellen, z. B. III. 232. 237. 261.

***) S. die Briefe in Joh. Müllers Werken XXXIX. 306. XL. 65, über das Uebrige s. die Briefe XXVIII. 310 f. 314 f. 319 f. XL. 46. Vergl. Briefe von Joh. Müller, herausg. von Maurer-Constant II. 46 ff. Zur Charakteristik der französ. Polizei in ihrem Verhältniß zum Unterrichtswesen finden sich ebendort III. 157. 235. 236 einige treffende Züge. Welch traurige Figur Müller z. B. in Halle machte, erzählt Steffens VI. 17. 18. In der Universitätsfrage nahm auch Reinhard vorsichtig Partei für Müllers Ansicht, jedoch nicht ohne den gelehrten Minister zugleich leise zu verspotten (Mémoires du Roi Jérôme III. 336.). Was der ehemalige schwäbische Candidat der Theologie mit den Universitäten für den Bonapartismus erreichen wollte, hat er ebendaselbst S. 210 ausgesprochen.

wenig Jahren Niemand mehr lesen und schreiben könne! Mußte er sich doch zu Allem dem von einem französischen Abenteurer, Petitain, der im Ministerium des Innern die Unterrichtssachen unter sich hatte, kaltblütig in einem amtlichen Schreiben sagen lassen: er habe keinen Credit in Deutschland, man glaube ihm nichts mehr! Er selbst zeichnet seine amtliche Lage in dem Worte, das er an Dohm schrieb: „Ich habe meine Lebensplane und Arbeiten aufgeben müssen, ohne mich durch rühmliche Anstalten entschädigen zu können." Er hatte ein Gefühl der Schande, die auf Deutschland lastete, und ahnte auch, daß eine Zeit der Nemesis kommen werde; aber er war zu tief verstrickt, um sich von der Mitschuld losmachen zu können. Vielmehr sah er in Jerome noch den besten König, den man jetzt bekommen könne, und pries Napoleon in seiner Rede vor den Reichsständen wie den uneigennützigsten Wohlthäter Deutschlands. Das nannte er dann in seinem Testamente: „sich durch die Erfahrungen belehren lassen, vor der Evidenz die Augen nicht schließen!"*)

Das Ministerium vom December 1807 begann damit, die von Napoleon vorgeschriebene Verwaltung ins Werk zu setzen. Die französische Fruchtbarkeit an Organisationen bewährte sich auch hier; es verging kein Tag, an dem nicht der westfälische Moniteur eine Reihe neuer umgestaltender Decrete brachte. Siméon war es, der auf diesem Gebiete das Meiste geleistet hat. Binnen wenig Wochen war das Land nach den bekannten geographischen Maximen in acht Departements getheilt, Districte, Cantone, Municipalitäten nach französischem Muster geschaffen, ein Staatsrath creirt, Oberpräfecten, Unterpräfecten, Maires eingesetzt, das Münzwesen auf französischen Fuß gebracht, die Conscription eingeführt, die neue Gerichtsorganisation verkündigt (Jan. 1808). Auch die Polizei der Hauptstadt ward mit der den Franzosen darin eigenen Virtuosität umgestaltet. Dem folgten die neuen Einrichtungen des Heerwesens, der Besteuerung, der Finanz-, Domainen- und Forstverwaltung. Hunderte von Stellen wurden besetzt, von den Staatsräthen und Präfecten an bis zu den Friedensrichtern, Einnehmern und Maires herunter. Daneben kamen wirklich wohlthätige Neuerungen; die Grundsteuerprivilegien wurden aufgehoben, die Reste feudaler Lasten — Personalfrohnden, Gesindezwang, Bedemund, Brautlauf, der sogenannte Klauenthaler, Sterbfall, Besthaupt, Abschoß und Nachsteuer — beseitigt.**)

Im Frühjahr 1808 fanden dann die Wahlen zu den Reichsständen statt. Als Abgeordnete der Grundeigenthümer wurden vorzugsweise Adelige gewählt; im Elbdepartement finden wir die Namen Alvensleben, Blumenthal, Schulenburg, im Fuldadepartement Berlepsch, Mengersen, Porbeck, Münchhausen, Schlieffen, im Ockerdepartement einen Grafen Brabeck, zwei

*) Joh. Müllers Werke. Bd. XXVIII. 312. XXXIII. 274.

**) S. die Decrete im Moniteur westphalien. Nr. 6. 11. 12. 15. 17.

Herren von Münchhausen, einen Baron Plessen und einen Sierstorff, von der Saale unter andern den Erbgrafen von Stolberg-Wernigerode, aus dem Werradepartement zwei Freiherren von Baumbach und einen Dörnberg, von der Weser die Namen Borries, Hammerstein, Münster unter den Gewählten. Unter den Gelehrten waren Häberlin, Henke, Wachler die bekanntesten Repräsentanten. Am 2. Juli wurde die Versammlung eröffnet.*) Von ihren Verhandlungen gab der Moniteur allerdings nicht viel mehr, als die Botschaften und Darlegungen der höchsten Beamten, die im damaligen Bonaparteschen Stile prahlend das Eigenlob der Regierung verkündeten; außerdem gelangte nur hie und da das Resultat der Abstimmung oder auch die Rede eines Berichterstatters an die Oeffentlichkeit. Doch das Eine ließ sich nicht verbergen, daß der Kern dieses parlamentarischen Schattenspiels aus neuen Forderungen und Lasten, namentlich einer neuen Personensteuer und einem Anlehen bestand und daß ungeachtet der Ohnmacht, auf welche jede Bonapartesche Volksrepräsentation von vornherein beschränkt war, selbst mit dieser Ständeversammlung es auf die Dauer schwer war fortzukommen. Verlor doch Malchus schon alle Fassung, als die Reichsstände sich zu dem Wagniß verstiegen, ein neues Grundsteuergesetz zu verwerfen. Es hat darum auch nicht lange gedauert, und man ließ tiefeingreifende Finanzmaßregeln vornehmen, ohne die Volksvertretung zu fragen. Diesen Zustand mit dem Glanze seiner Rhetorik zu vergolden, ward am Schlusse des Reichstages Johannes Müller noch aufgeboten; die Rede, die er am 22. August vor der Versammlung hielt, ist eine denkwürdige Probe dafür, wie wenig in so ernster Zeit Geist und Wissen ohne Character werth ist. In dieser Rede zählt der „deutsche Tacitus" den korsischen Imperator zu der Reihe von Eroberern, welche durch verehrendes Andenken ihrer Wohlthaten im Alterthum aus Königen Götter geworden sind. „Der, vor dem die Welt schweigt, weil Gott die Welt in seine Hände gegeben, erkannte in Germanien die Vorwache und Brustwehr von Süd und West, von den ersten Hauptsitzen der Cultur Europens. Also, für gemeine Politik zu erhaben, gab er Deutschland Festigkeit, gab ihm sein Gesetzbuch, das Muster seiner Waffen, die größten Lehren, und, statt gedemüthigter Soldaten, achtvolle geehrte Bürger. Aus zwanzig Ländern schuf er ein Reich. Konnte er mehr thun?"**)

Die Wirklichkeit zeigte freilich ein anderes Gemälde, als es die Lobreden

*) Eine gute Schilderung davon giebt K. F. v. Strombeck, Darstellungen aus meinem Leben II. 14 f.

**) S. Joh. Müllers Werke XXVIII. 183 oder auch Moniteur Nr. 106. In die gleiche Kategorie gehört die Rede, die Staatsrath Leist, später durch seinen Antheil an dem hannöverschen Verfassungsumsturz bekannt geworden, vor den Ständen hielt. S. Moniteur Nr. 115.

der Sophisten entwarfen. Das Land ward von Fremdlingen regiert und ausgebeutet, durch neue Steuern und Einquartierungen bedrückt; Handel und Industrie lag darnieder und der Ackerbau vermochte in dieser Lage der Wohlthaten nicht froh zu werden, die ihm das neue Regiment verheißen. Ein wüstes Treiben, das unserer Art und unserer Sitte widerstrebte, hielt das Volk in schmachvollen Banden, die Söhne des Landes wurden widerstrebend zum Kriegsdienst gepreßt für die Sache des fremden Tyrannen*). Selbst die letzte Freiheit, die unter dem alten Regiment ungestört geblieben, ward jetzt vernichtet; der persönliche, wie der briefliche Verkehr, die Literatur und der Lehrstuhl waren von einem Netze fremder Polizeikünste umsponnen.

Die persönliche Gutmüthigkeit und Milde Jerome's war dafür kein Ersatz. Es mag richtig sein, was die ihm zunächst Stehenden rühmten, daß es ihm an gesundem Sinne nicht fehlte, daß er billig und gerecht war, auch in den ersten Zeiten den Geschäften eifrig nachging und wenigstens den Willen, sich zu unterrichten, kund gab**); in den öffentlichen Zuständen seines Landes war davon wenig zu spüren. Dort sah man nur das leichtfertige Regiment fremder Abenteurer, die schmähliche Abhängigkeit von Napoleons Machtgebot, eine Regierungs- und Hofwirthschaft ohne Gewissen und ohne Sitte. Gegen die drückende Noth der Zeit stand die prahlende Ueppigkeit und die wilde Lust des Hofes in einem doppelt bittern Gegensatz. Es mag vielleicht nur unverbürgte Nachrede sein, was von des Königs Bädern in Bouillon und rothem Wein erzählt ward, oder daß er nicht viel mehr Deutsch lernte, als die nach jedem Gelage wiederholten Worte: „Gut Nackt, morgen

*) Die Conscription, an sich nicht beliebt, wurde dadurch noch besonders drückend, daß ein ganz verworfener Mensch, Namens de la Haye, an der Spitze stand und die Sache zu einem Erwerbzweig machte. In der angeführten Schrift des Franzosen heißt es S. 58: ce singulier personnage avait trouvé le moyen de faire bâtir une maison sur les revenans bons de la conscription, et d'y entretenir cinq à six filles publiques pour ses menus plaisirs. Les abus les plus scandaleux se commettaient impunément sous sa protection; des agens de son choix les aggravaient encore par des exactions révoltantes. Ces marchands de chair humaine s'engraissaient ainsi du sang des Westphaliens etc. Malchus hat dagegen nichts zu bemerken, vielmehr nennt er den Namen des Menschen, den der Franzose unerwähnt läßt.

**) Daß er früh die Lust zur Arbeit verlor, ist durch viele Zeugnisse bestätigt. Einen characteristischen Zug erzählt Wachler (Nemesis V. 426): In der Regel hinderte die bewaffnete Umgebung die Uebergabe von Bittschriften; doch gelang es wohl auf Wilhelmshöhe bei Spazierfahrten. In den letzten Jahren mußte nach solchen Spazierfahrten der Wagen von den Trümmern der klein gerissenen Suppliken gereinigt werden; der Landesvater hatte sich während des Fahrens die Zeit damit verkürzt, die oft dringenden Gesuche seiner Unterthanen zu zerstückeln.

wieder luschtik" *) — aber es ist doch nie bestritten worden, daß Jerome sich wie ein unersättlicher Wüstling benahm, vornehme und gemeine Mätressen hielt, daß ehrbare Frauen vor seinen Nachstellungen nicht sicher waren und Cassel selbst in Bezug auf seinen moralischen Geruch mit den verrufensten großen Hauptstädten Europas rivalisirte**). Freilich gelangte keine von allen diesen hoch oder niedergeborenen Dirnen jemals zu politischem Einfluß, aber es blieb darum nicht weniger empörend, mitten in einer schweren Zeit, in der Deutschland darbte und trauerte, zu sehen, wie der König und sein Hof in Wollust, Gastgelagen, üppigen Festen, Maskeraden, französischen Komödien das eigene und das öffentliche Gewissen zu betäuben suchte. Und eine ewige Schmach war es, daß sich vom hohen deutschen Adel Namen genug fanden — wie die Waldburg, Löwenstein, Bochholz, Pappenheim u. A. — die entweder das Gefolge dieses abenteuerlichen Königthums vergrößerten, oder dessen Lüsten selbst willig dienten***)!

An einen solchen Hof hing sich aber natürlich alles Leichtfertige und Schlechte an, was zu Hause heimathlos und mißachtet war. Hatten sich doch schon vor der Ankunft des Königs gegen fünfhundert Personen in Cassel eingefunden, die vorgaben, zum Gefolge des Königs zu gehören. Elsaffer Juden,†) gierige Lieferanten und Handwerker, herabgekommene Kaufleute, verdorbene Advocaten und Abenteurer aus allen Theilen Frankreichs zogen sich

---

*) Gedruckt findet sich die viel verbreitete Erzählung in der „Geheimen Geschichte des ehemaligen westphäl. Hofes. St. Petersburg 1819. I. 98", einem Buche, das freilich mehr ein scandalreiches Pamphlet als eine Geschichtsquelle ist.

**) Davon giebt die französische Schrift S. 77 ff. Belege, die auch Malchus nicht in Abrede stellen kann. Er behauptet nur, Jerome habe den öffentlichen Eclat vermieden und den Dirnen keinen Einfluß auf die Regierung gestattet. Ebenso bestätigt er die Angaben der Schrift S. 67 u. 68, daß man viele Hunderttausende für die französischen Komödien und Ballete ausgab, die in Cassel und auf Wilhelmshöhe mit verschwenderischem Luxus aufgeführt wurden.

***) Les malheureux barons de Westphalie, spottet der angeführte Franzose S. 45, comme ils se couchaient ventre à terre, avec leurs seize quartiers devant le petit avocat de Bar sur Aube (Beugnot)! que d'affront il leur fallait dévorer seulement pour parvenir à son antichambre! que de courbettes ils décrivaient, quand ils y étaient parvenus! Die erwähnte Familie Pappenheim hängt übrigens, wie uns von guter Hand versichert wird, nicht näher zusammen mit dem berühmten Hause in Süddeutschland, welches den gleichen Namen führt.

†) Il y avait eu des dilapidations scandaleuses dans les fournitures, par la facilité avec laquelle on accueillait tous les aventuriers et chercheurs de fortunes. — — La Westphalie était un vrai pays de cocagne pour les Juifs, une véritable terre promise. S. 55. Malchus bemerkt dazu: Leider wahr. Daß übrigens das Stehlen hoch hinauf ging, zeigt die von Wachler verbürgte Geschichte von dem Besuche des Hofes im Museum. Es fiel dabei das aufrichtige Wort: „ici il faut voler" und in der That fehlte nachher ein kostbarer Ring. (Nemesis V. 429.)

nach diesem Schlaraffenland des Müßigganges und des Genusses. Dazu dann die große Schaar von Industrierittern, Speculanten, Schauspielern, Tänzern und Tänzerinnen, die Harpyen, die im Gefolge der französischen Intendanten kamen — es war, als ob man dies geduldige Volk mit jedem Tage aufs Neue hätte daran erinnern wollen, von welchen Menschen es beherrscht war*). Ein fremdes Volk, das anders sprach und anders dachte, tummelte sich dominirend umher, als müsse sich dies barbarische Land glücklich preisen, zur Civilisation der großen Nation erzogen zu werden. In französischer Sprache wurden die Angelegenheiten des Landes verhandelt und entschieden; die Franzosen hielten es natürlich unter ihrer Würde, Deutsch zu lernen, dagegen boten sich französische Sprachmeister in Menge an, die Deutschen im Französischen zu unterweisen. Die Sprache der sogenannten guten Gesellschaft, die Moden und Trachten, die Kaufläden und Handwerker, kurz die ganze äußere Physiognomie der Residenz nahm eine französische Färbung an; gewaltthätige und feile Leute, wie Bongars und Bercagny, spielten die kleinen Fouchés in Cassel**) — als hätte nicht schon ein Zehntel von dem Allem hingereicht, auch eine deutsche Geduld zu ermüden. Wohl sah es in Cassel noch lustig genug aus und es kam, wie der schlechte Trost verschwenderischer Regierungen lautet, „viel Geld unter die Leute", so daß dort, als das angestammte Regiment, ohne etwas vergessen und etwas gelernt zu haben, mit allen seinen Tücken und Härten zurückkehrte, Manchem die sieben wilden Jahre wie ein lustiger Traum erschienen — aber es war Zeit, daß dem Spuk ein Ende gemacht ward, ehe mit dem Wohlstand auch die Sittlichkeit untergraben ward. Denn, wie ein hessischer Geschichtschreiber sagt***), nicht der vorübergehende Druck der Einquartierung und der Kriegssteuern, nicht der Waffendienst und die gesetzwidrige Verstärkung des westfälischen Heeres für eine französische Weltherrschaft, nicht die Erschöpfung und liederliche Verschleuderung der Staatseinkünfte war es allein, was den deutschen Vaterlandsfreund mit bangen Besorgnissen erfüllte. Der Despotismus und die geheimen Denunciationen der von inländischen und ausländischen Spionen bedienten Polizei, die schamlose Sittenlosigkeit des Hofes unter einem leichtsinnigen und verschwenderischen, dem Volksbewußtsein fremden Usurpator, die Prostitution des weiblichen Geschlechts, die tief eingeprägten bösen Flecken des französischen Sittenverderbnisses untergruben die alte treuherzige Bieder-

---

*) S. Heff. Jahrbuch für 1854. S. 80 f. 84.

**) Eine wenig schmeichelhafte Schilderung von Bercagny giebt die angeführte französische Schrift S. 64 u. 65. Welche Gauner man zu polizeilichen Geschäften wählte, davon ist ebendaselbst (S. 38) ein bezeichnendes Beispiel erzählt. Ueber die Geringschätzung der deutschen Sprache s. die Mittheilungen in der Minerva 1814. III. 36 f.

***) Rommel a. a. O. 473.

keit, die männliche Kraft und das dem deutschen Bürger und Landmann noch immer inwohnende sittliche Gefühl.

Doch schien die Rettung nahe; das erste Jahr der wilden Komödie war kaum verflossen und schon drohte der Tag ernster Vergeltung heranzubrechen.

Dritter Abschnitt.

Der Krieg von 1809.

In Oesterreich war der Friede von 1805 stets als das angesehen worden, was er war: als eine aufgedrungene Fessel des Siegers, die man abschütteln müsse, sobald man die Kraft dazu besitze. Der Rheinbund und die Auflösung des deutschen Reiches, die Unterwerfung Italiens, Hollands, Preußens, des Papstes, zuletzt das Schicksal der pyrenäischen Halbinsel hatten den bittern Stachel der Erinnerung an die Tage von Campo Formio, Luneville und Presburg neu geschärft. Der Schmerz über die erlittenen Verluste, der Haß gegen die Revolution und ihre Träger, die Ueberlieferung einer bedeutsamen Geschichte und einer vordem mächtigen Politik ließ diesen Staat so tief nie sinken, daß er sich selber und seine Vergangenheit völlig hätte vergessen können. Oesterreich hatte im Jahre 1805 den Krieg ohne Geist und ohne Glück geführt, es war niedergeworfen und entwaffnet worden, hatte sich entmuthigt den Geboten des Feindes gefügt; aber der Groll gegen den Sieger war darum nicht geringer, der stille Gedanke an eine glücklichere Umkehr nicht minder lebendig. Drum konnte auch in Oesterreich weniger als irgendwo von einer Bonaparte'schen Partei die Rede sein; selbst die zum geduldigen Ertragen des Joches mahnten, liebten das Joch und seinen Urheber nicht. Dem Kaiser Franz selbst, so wenig er an Höhe des Geistes und Charakters solch einer Zeit gewachsen war, fehlte doch die Anlage, das Geschehene zu vergessen und sich dem neuen Verhältniß willig hinzugeben; es schützte ihn davor ebenso die zähe Hartnäckigkeit seines Wesens, wie sein angeborner autokratischer Stolz.

Es war eine heilsame Frucht des schmachvollen Mißgeschicks von 1805 gewesen, daß der Eindruck davon tief in die Gemüther drang und wenigstens die Personen, denen die größte Mitschuld des Unheils zuzurechnen war, vorerst unmöglich wurden. Die Cobenzl und ihr Schweif sanken, wie vorher

keit, die männliche Kraft und das dem deutschen Bürger und Landmann noch immer inwohnende sittliche Gefühl.

Doch schien die Rettung nahe; das erste Jahr der wilden Komödie war kaum verflossen und schon drohte der Tag ernster Vergeltung heranzubrechen.

Dritter Abschnitt.

Der Krieg von 1809.

In Oesterreich war der Friede von 1805 stets als das angesehen worden, was er war: als eine aufgedrungene Fessel des Siegers, die man abschütteln müsse, sobald man die Kraft dazu besitze. Der Rheinbund und die Auflösung des deutschen Reiches, die Unterwerfung Italiens, Hollands, Preußens, des Papstes, zuletzt das Schicksal der pyrenäischen Halbinsel hatten den bittern Stachel der Erinnerung an die Tage von Campo Formio, Luneville und Presburg neu geschärft. Der Schmerz über die erlittenen Verluste, der Haß gegen die Revolution und ihre Träger, die Ueberlieferung einer bedeutsamen Geschichte und einer vordem mächtigen Politik ließ diesen Staat so tief nie sinken, daß er sich selber und seine Vergangenheit völlig hätte vergessen können. Oesterreich hatte im Jahre 1805 den Krieg ohne Geist und ohne Glück geführt, es war niedergeworfen und entwaffnet worden, hatte sich entmuthigt den Geboten des Feindes gefügt; aber der Groll gegen den Sieger war darum nicht geringer, der stille Gedanke an eine glücklichere Umkehr nicht minder lebendig. Drum konnte auch in Oesterreich weniger als irgendwo von einer Bonaparte'schen Partei die Rede sein; selbst die zum geduldigen Ertragen des Joches mahnten, liebten das Joch und seinen Urheber nicht. Dem Kaiser Franz selbst, so wenig er an Höhe des Geistes und Charakters solch einer Zeit gewachsen war, fehlte doch die Anlage, das Geschehene zu vergessen und sich dem neuen Verhältniß willig hinzugeben; es schützte ihn davor ebenso die zähe Hartnäckigkeit seines Wesens, wie sein angeborner autokratischer Stolz.

Es war eine heilsame Frucht des schmachvollen Mißgeschicks von 1805 gewesen, daß der Eindruck davon tief in die Gemüther drang und wenigstens die Personen, denen die größte Mitschuld des Unheils zuzurechnen war, vorerst unmöglich wurden. Die Cobenzl und ihr Schweif sanken, wie vorher

Thugut, vielleicht nicht auf immer, aber doch für die nächste Zukunft in die verdiente Dunkelheit zurück. Gleich nach dem Presburger Frieden hatte Cobenzl die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten an Graf Stadion abgegeben.

Johann Philipp Graf von Stadion (geb. 1763) war ein frisches Element für diese ausgetrocknete Welt, wie sie sich seit Josephs II. Tode gestaltet hatte. Aus einem uralten rhätischen Rittergeschlecht entsprossen, das früh nach Schwaben verpflanzt war, gehörte Stadion einem gleichen Lebenskreise an, wie Stein. Auf deutschen Hochschulen tüchtig gebildet, nicht durch den Mechanismus geistloser Regierungswirthschaft abgestumpft, sondern mit einem freieren und weiteren Blick ausgestattet, stand er zu der Cobenzl-Thugut'schen Zeit in Oesterreich ungefähr in einem gleichen Gegensatz, wie Stein zu der Cabinetsregierung von Haugwitz und Lombard. Auch Stadion war vor Allem Reichsritter und sein aristokratischer Stolz war viel ausschließender und vorurtheilsvoller, als der Steins, aber er verschmähte auch die niederen Künste der Antichambre und haßte alles Serail- und Günstlingsregiment. Es war in ihm, wie in allen Besseren seines Standes, noch jenes Bewußtsein persönlicher Freiheit und Unmittelbarkeit lebendig, das so manchem Fürstengeschlecht abhanden gekommen war; wie Stein zuerst deutsch, dann preußisch war, so dachte auch Stadion mehr deutsch als österreichisch, er sah in dem Kaiser vor Allem den Bewahrer der Gesetze, den Vertreter alter, großer Erinnerungen, den Schirmherrn deutscher Ehre gegen das Ausland. Die kahle Selbstsucht der Welt- und Staatsleute alten Stils, die bei Hoch und Nieder jeden edleren Aufschwung lähmte, kannte er nicht; er war noch der Begeisterung fähig; Gemeinsinn und Selbstverleugnung im Kampfe für eine Idee waren ihm nicht wie so Vielen leere Worte, die der praktische Weltmann mit spottender Ueberlegenheit belächelte. Als junger Mann hatte er die diplomatische Laufbahn begonnen, war in den ersten Revolutionsjahren zu Stockholm und London Gesandter für Oesterreich gewesen, hatte sich mit Eifer und Vorliebe in die britischen Verhältnisse eingelebt und stand mit den Staatsmännern dort in enger Verbindung, als eine Rücksichtslosigkeit Thuguts ihn bewog, seinen Abschied zu nehmen. Die verhängnißvolle Zeit von 1794 bis 1801 verlebte er meist in Zurückgezogenheit. Nach dem Luneviller Frieden ward er zu den Geschäften zurückgerufen, um erst in Berlin, nachher in Petersburg den Kaiserstaat zu vertreten. Seine eifrige antibonapartesche Gesinnung verband ihn hier innig mit den namhaftesten Repräsentanten der Politik kriegerischen Widerstandes; es war darum ein bedeutsamer Fingerzeig, daß unmittelbar nach dem Friedensschlusse von 1805 gerade er auserkoren ward, die auswärtige Politik Oesterreichs zu leiten.

Die Staatsweisheit, die seit 1790 bei allem Wechsel der Personen die stabile in Oesterreich gewesen, hatte den freien Trieb der Geister brach gelegt,

den unter Joseph begonnenen Aufschwung deutscher Bildung in kleinmüthiger Furcht gehemmt, jedes höhere Streben in Sinnengenuß erstickt und argwöhnisch Alles niedergehalten, was gegen dies Regiment zu reagiren strebte. Die geistlose Einförmigkeit des Mechanismus ward bis zu dem Tage, wo sie auf schmähliche Weise Bankerott machte, als höchstes Ideal staatlicher Ordnung bewundert; das gemeine und unverständige Treiben einer allmächtigen Polizei und Censur galt für vollendete Staatskunst. Wir erinnern uns, wie laut die competentesten Stimmen vor dem Kriege von 1805 über den Mangel alles geistigen und sittlichen Nervs klagten, und wie selbst ein Mann wie Gentz, schon damals kein Rigorist in solchen Dingen, sich bitter ärgerte über das platte, frivole und mittelmäßige Treiben, das die Frucht solchen Regierens war.*)

Eine so durchgreifende Umgestaltung in Oesterreich vorzunehmen, wie sie Stein und seine Freunde in Preußen durchführten, dazu war freilich auch nach dem Unglück von 1805 in Oesterreich keine Aussicht. Einmal drängte die Noth nicht so unmittelbar und die Hülflosigkeit der alten Zustände ward nicht so allgemein gefühlt, wie in Preußen nach der Tilsiter Katastrophe; dann gingen auch Stadions Kräfte und Gedanken nicht auf ein so kühnes Ziel. Aber er erkannte doch die unheilvolle Erstarrung in allen öffentlichen Dingen, und sein Programm verhieß: die Geistesfesseln zu lösen und jedes rühmliche und gemeinnützige Streben zu fördern. Die Censur ward milder, die Talente wurden nicht mehr verfolgt, sondern hervorgeholt, dem Provinzialgeist ein größerer Spielraum gelassen, die überspannten Zügel der Centralisation gelockert. Es mag wohl auch Stadions Gedanke gewesen sein, die alten ständischen Verfassungen wieder zum Leben zu wecken und durch sie den Gemeinsinn zu fördern, die materielle Kraft des Staates zu steigern. Aber schon hier stieß er auf den unbeweglichen Widerwillen des Kaisers gegen jede scheinbare Beschränkung seiner autokratischen Allmacht. Wie wenig war also daran zu denken, daß es ihm gelingen würde, auch wenn er selbst den ernsten Entschluß dazu gehabt, den Bauer frei zu machen, die ständischen Vorrechte zu beseitigen, die bürgerliche Selbstregierung zu gründen, die Verwaltung freisinnig umzugestalten, das Heerwesen auf nationaler Grundlage neu aufzurichten! Man mußte sich hier schon zufrieden geben, wenn überhaupt einmal ein freierer und höher strebender Sinn die Staatsgeschäfte leitete und wenigstens in einzelnen Zweigen, wie dem Heereswesen, zeitgemäßen Reformen die Bahn gebrochen ward. Und das ward ausdrücklich verheißen. Es ist fester Entschluß des Monarchen, hieß es im April 1807 bei Eröffnung des ungarischen Reichstages, die im Innern entstandenen Uebel von Grund aus zu heben; die herrlichen Geistesanlagen, welche den verschiedenen Nationen des Reiches eigen sind, sollen durch eine bessere Erziehung, durch zweckmäßige

*) S. Band II. S. 536. 537.

Unterrichtsanstalten, durch größere Preßfreiheit, durch ungehinderte Benutzung der Culturschätze des Auslandes freier entwickelt und bereichert werden; das schlummernde oder unterdrückte Talent wird man aufmuntern, das schüchterne Verdienst hervorziehen.

Krieg gegen Napoleon war aber von Anfang an der leitende Gedanke des neuen Ministeriums. Noch ehe der Krieg mit Preußen und Rußland beendet war, tauchte der Gedanke auf, wenn die Franzosen tief in Polen einen Unfall erlitten, gegen Breslau und auf die feindlichen Communicationen herauszubrechen und durch diese Diversion im Rücken entscheidend auf den Kampf im Osten einzuwirken! Es ist früher erzählt worden, in welche Schwankungen schon damals die Wiener Politik gerathen war und wie Napoleon Drohungen und lockende Zusagen aufbot, das Schwert Oesterreichs in der Scheide zu halten. Wahrscheinlich hat nur der Schlag von Friedland und der rasche Friedensschluß damals die thätige Theilnahme des Kaiserstaates aufgehalten. Nach dem Frieden freilich mußte zunächst auf die Politik des Widerstandes verzichtet werden. Wie nun Napoleon im Herbst sich erbot, das noch immer vorenthaltene Braunau zurückzugeben, wenn man sich in Italien einige Grenzberichtigungen gefallen lasse und der Continentalpolitik gegen England beitrete, hatte Oesterreich keine Ursache, dies abzulehnen, und ging in dem Vertrage von Fontainebleau auf die französischen Vorschläge ein (10. Oct. 1807).

Allein die Rüstung zum künftigen Kampfe ward nicht unterbrochen. Schon im Jahre 1806 hatte der Erzherzog Karl, dem die Leitung des Heerwesens wieder übergeben war, damit begonnen, die Infanterie zu vermehren und in der Ausbildung der Truppen zweckmäßige Reformen vorzunehmen. Die Aufstellungen während des Krieges gegen Preußen hatten jedenfalls den Werth gehabt, die Rüstung und Uebung des Heeres zu vervollkommnen. Das Exercicement war vereinfacht, das Scheibenschießen eingeführt, Schützenabtheilungen gebildet worden. Ein bedeutsamer Schritt erfolgte dann im Frühjahr 1808. Ein Patent vom 12. Mai verordnete unter dem Vorwand, die Finanzen zu erleichtern und der Arbeit die möglichst geringe Zahl von Kräften zu entziehen, die Bildung einer Landmiliz. Danach sollten alle zum Kriegsdienst Verpflichteten und Brauchbaren vorgemerkt, in Reserveabtheilungen nach Bezirken zusammengestellt, jährlich einige Zeit in den Waffen geübt und vorbereitungsweise gebildet werden, um dann zur Ergänzung des Abganges in die Regimenter einrücken zu können. Darauf folgte am 9. Juni eine Verordnung, welche befahl, aus allen waffenfähigen, nicht in der Armee dienenden Männern zwischen achtzehn und fünfundvierzig Jahren „eine blos zur Vertheidigung des vaterländischen Bodens abzweckende Landwehr“ zu organisiren. Der Gedanke ward überall mit Theilnahme aufgenommen und mit patriotischem Eifer ausgeführt. Von den kaiserlichen Prinzen und dem Adel geleitet, aus Männern aller Stände gebildet und durch einen großen

vaterländischen Gedanken zum gemeinschaftlichen Werk verbunden, versprach dieser nationale Heerbann, wie später die Landwehr in Preußen, eine unschätzbare Waffe für die Unabhängigkeit des Reiches zu werden. Auch hat es nachher die Wiener Landwehr bei Ebelsberg, die Gratzer bei Raab den tapfersten Veteranen gleich gethan. Wäre nur zeitiger damit begonnen und die Ausrüstung vollendet worden, bevor der Krieg ausbrach. Die Armee, die Reservebataillone und diese Landwehr waren zusammen auf eine halbe Million Kämpfer berechnet.*)

Zugleich wurde eifriger als zuvor mit geistigen und sittlichen Mitteln auf die Hebung der neuen Heeresmacht hingewirkt, die Brutalität gegen den Soldaten ward untersagt, weil sie „das Ehrgefühl vernichte, das die Seele des Soldaten sein soll." Der Soldat sollte die Nothwendigkeit seiner Bildung, die Strenge seiner Disciplin einsehen und ehren lernen; er sollte Soldatengeist haben und vor seinen Vorgesetzten nie als Sträfling, sondern mit entschlossenem militärischem Anstande erscheinen.**) So wurde auch mit Flugschriften, patriotischen Gedichten, Landwehrliedern die nationale Stimmung angeregt. Der Erfolg zeigte, welch ein köstlicher noch unverbrauchter Stoff in diesen Völkern verborgen war. Es gab sich in allen Classen ein edler Wetteifer kund, Freiwillige drängten sich herzu, einzelne Corporationen rüsteten auf ihre Kosten kleine Abtheilungen aus oder übernahmen, wie die Stände von Niederösterreich, einen Theil der Bekleidung und Bewaffnung. Der ungarische Landtag bewilligte (Herbst 1808) außer dem Contingent Rekruten, das zur Armee gestellt ward, eine sogenannte Insurrection. Der Primas Erzherzog Karl Ambros von Este, stellte ein ganzes Reiterregiment, desgleichen das Neutraer Comitat; auch einzelne reiche Privaten brachten namhafte Opfer. Ohne das, was Kroatien und Slavonien aufbrachten, belief sich das ungarische Aufgebot auf 20,000 Mann Infanterie und 15,000 Pferde. Die festen Plätze wurden wieder hergestellt, Entwürfe zu neuen Befestigungen ausgearbeitet. Die Brüder des Kaisers entfalteten eine unermüdliche Thätigkeit, der berühmte Sieger von 1796 und 1799 in Organisation des Ganzen, Erzherzog Johann insbesondere in der Vorbereitung eines Planes, wodurch die natürliche Gebirgsfeste der Alpenlande zum Schauplatz eines großartigen Volkskrieges gemacht werden sollte. Der Plan des Tiroler Kampfes von 1809 war hier von dem Manne, der mit Land und Volk der vertrauteste war, in allen wesentlichen Umrissen vorgezeichnet***).

Seit der neuen Vermählung des Kaisers mit Marie Luise Beatrix, der

*) S. die Actenstücke Allg. Zeit. 1808. S. 588. 680. 784. 796. Vgl. (Stutterheim) Geschichte des Kriegs von 1809. I. S. XX f. und (Hormayr) Heer von Innerösterreich. Zweite Auflage 1848. S. 32.

**) S. das Reglement A. Z. 1808. S. 900.

***) S. die Denkschrift bei Hormayr „Heer von Innerösterreich". S. 503 ff.

Tochter des Erzherzogs Ferdinand von Modena-Breisgau, war der Hof überwiegend kriegerisch gesinnt. Die Persönlichkeit der Kaiserin, wie der Einfluß ihrer Brüder, neigte entschieden nach dieser Richtung und es galt als ausgemacht, daß die Heirath selbst als ein Erfolg der kriegerischen Partei am Hofe zu betrachten sei.*) Mit der Politik, die damals in Preußen am Ruder war, stand Stadion in nahen Beziehungen; er ist vielleicht der einzige Staatsmann in Oesterreich gewesen, der mit offener Hingebung und ohne Hintergedanken das Ziel innigen Einverständnisses mit Preußen unverrückt im Auge gehabt hat.

Nun folgten die spanischen Ereignisse vom Mai; sie haben wohl nirgends in der Welt erregender gewirkt, als in Oesterreich. Man hatte nur die eine Sorge, es könne Napoleon gelingen, mit gewaltigen Schlägen den Aufstand niederzuschlagen; seit den ersten französischen Niederlagen athmete man frisch auf und das ganze Land glich bald einem einzigen großen Heerlager.

Was bedeuteten diesen Thatsachen gegenüber die officiellen Versicherungen, daß an Krieg nicht zu denken sei? Am wenigsten ließ sich Napoleon dadurch irren. Schon im Anfang Juni 1808 hatte einer seiner Emissäre ihm von geheimen Einverständnissen berichtet, die von den böhmischen Bädern aus mit Wien und London angeknüpft würden und deren Leiter Gentz sein sollte; seitdem waren die bekannten Schritte erfolgt, die an der kriegerischen Absicht Oesterreichs kaum mehr zweifeln ließen. Versicherten doch die Franzosen, daß die Sperre gegen England nur scheinbar gehandhabt werde; in Triest dauerte der Handel mit Colonialwaaren fort und die österreichische Flagge im adriatischen Meere werde von den englischen Kreuzern nicht belästigt. Bald wollte man auch die Spur haben, daß österreichische Agenten von Italien aus Verbindungen mit den aufständischen Spaniern vermittelten; unläugbar war es, daß man in Wien seit der spanischen Katastrophe und seit den Zwangsmaßregeln gegen den Papst die bisher bewahrte Zurückhaltung aufgab und seinen Groll gegen diese jüngsten Thaten der Bonaparteschen Politik kaum mehr verbarg. Durch die Usurpation in Spanien war das legitime Interesse sämmtlicher alten Dynastien herausgefordert, die Ereignisse in Rom berührten unter allen katholischen Staaten keinen so nahe, wie das durch Geschichte und überlieferte Politik mit dem römischen Stuhle engverbundene Oesterreich. Man sprach sich in Wien darüber ganz unverhohlen aus; unter den Ohren des französischen Gesandten Andréossy wurde bittere Klage geführt über Napoleon und seine Politik, die schwer verpönte

*) Nach einem Berichte Finkensteins galt die Heirath als ein Erfolg des Einflußes von Baldacci und als ein Mittel, de contrebalancer la paresse et l'apathie politique de l'Archiduc Charles par la vigueur et l'ardeur guerrière des deux Archiducs Ferdinand et Maximilien.

Schrift des Spaniers Cevallos über den an den Bourbons begangenen Thronraub ward zum lebhaften Verdruß der französischen Diplomatie und Polizei in Oesterreich ungestört verkauft.

Das erste Zeichen, daß Napoleon diese Wendung der Dinge ernst nahm, war ein Rundschreiben vom 25. Juli 1808, das die Rheinbundfürsten zur Ausrüstung ihrer Contingente anhielt. Zugleich verlangte sein Minister des Auswärtigen Erklärungen von Graf Metternich, dem Gesandten Oesterreichs in Paris. Der Kaiser, versicherte Champagny am 27. Juli, sei auf seiner Hut und werde Truppen nach dem Rhein senden; ein Funken könne dann den Krieg entzünden. „Was für Vortheile erwartet aber Oesterreich vom Kriege? Wir sind gewiß, daß es von Rußland keine Hülfe, von England nur wenig zu erwarten hat. Es wird Krieg beginnen ohne einen Verbündeten auf dem Festland." In seiner Erwiederung übte Metternich dieselbe Taktik, wie die Regierung in Wien; man habe, äußerte er, nur Veränderungen und Reformen in Angriff genommen, welche der Umschwung der Zeiten längst nothwendig gemacht; man setze sie eben jetzt ins Werk, weil die Tage des Friedens am besten dazu geschaffen seien, eine solche Umbildung durchzuführen.

Es bedarf nicht der Versicherung der Franzosen, daß Napoleon damals den Krieg mit Oesterreich nicht wollte; gewiß ist ihm zu keiner Zeit eine Schilderhebung unerwünschter gewesen, als diese jetzt. Denn die Diversion Oesterreichs zwang ihn, seine Kräfte zu theilen; die Last eines doppelten Krieges an der Donau und am Ebro war selbst für die Ausdehnung seines Reiches zu groß, in jedem Falle hinderte ihn der drohende Conflict im Osten, mit raschen Schlägen und mit ungetheilter Kraft die spanische Insurrection zu ersticken, bevor sie die ganze Halbinsel ergriff und ihre ansteckende Macht sich weit über Europa verbreitete. Darum hielt er an sich mit dem Groll, der ihn gegen Oesterreich erfüllte; vielleicht gelang es, mit friedfertigen Worten die schon erwachte Kriegslust des Gegners wieder einzuschläfern. Als er von den Pyrenäen nach Paris zurückgekehrt war, ergriff er den Anlaß, bei der großen Cour am 15. August, Metternich in diesem Sinne anzureden. „Ihr wollt einen Krieg mit uns beginnen, sagte er, oder uns Furcht einjagen." Wie der österreichische Diplomat versicherte, sein Hof wolle weder das Eine noch das Andere, fiel der Kaiser ein: „Wozu dann Eure Rüstungen, die Europa in Unruhe setzen, den Frieden bedrohen, Eure Finanzen ruiniren? Wenn Eure Rüstungen, wie Sie behaupten, nur zur Vertheidigung dienten, so würde man sich nicht so damit beeilen. Zu einer neuen Organisation nimmt man sich Zeit und schafft sie langsam; man bildet da keine Magazine, macht keine Truppenanhäufungen, kauft keine Pferde . . . Ich verlange nichts von Euch, ich will nichts, als ein sicheres und ruhiges Verhältniß. Liegt eine Schwierigkeit zwischen uns, eine einzige nur, so bezeichnen Sie mir sie und wir wollen sie auf der Stelle ausgleichen . . . Man wird mich

nicht überraschen, ich werde gerüstet sein. Vielleicht zählt man auf den Kaiser von Rußland, allein man täuscht sich, ich bin seiner Zustimmung vollkommen sicher und weiß, wie seine Entschlüsse sein werden . . . Sie selbst wollen den Krieg nicht, ich glaube das von Ihnen, von Ihrem Kaiser, von allen verständigen Leuten in Oesterreich. Aber der deutsche Adel, unzufrieden mit den gemachten Veränderungen, erfüllt Deutschland mit seinem Hasse. Ihr lasset Euch vorwärts treiben; von Rüstung zu Rüstung kommt Ihr immer weiter, bis zu einem unerträglichen Zustand, aus dem Ihr selber wünschen müßt durch eine Krisis herauszukommen. Diese Krisis ist der Krieg."

In Oesterreich waren die Dinge noch nicht so weit, daß man gegen diese halb drohende Mahnung zum Frieden hätte gleichgültig sein dürfen. Das Ansinnen zwar, Joseph Bonaparte als König von Spanien anzuerkennen, ward abgelehnt, aber es wurden doch im Uebrigen friedfertig klingende Erklärungen gegeben, um Zeit zu gewinnen. In diesem Sinne war auch der Brief entworfen, den Kaiser Franz nach Erfurt schrieb. Aber die Rüstungen dauerten fort. Darum war auch die Aufnahme, welche die kaiserlichen Friedensversicherungen zu Erfurt fanden, kühl genug; wir erinnern uns, daß die Antwort, die Napoleon dem General Vincent mitgab, schon aus einer herberen Tonart klang, als die Ansprache vom 15. August, doch glaubte er noch nicht an einen raschen Ausbruch des Krieges.*) In Wien freilich war man eben jetzt fertig mit seinem Entschluß; es fragte sich nur noch, welche Zeit die rechte sei? Wir haben oben im Zusammenhang mit den preußischen Dingen erzählt, welche Verhandlungen darüber zwischen Königsberg und Wien gepflogen worden sind, wie in Preußen die deutsche Partei zur Entscheidung drängte, in Oesterreich man noch zögerte, bis dann der Rücktritt und die Aechtung Steins die Verhältnisse in unerwünschter Weise verschob und verwirrte. Aber Eins war gleichwohl gewiß: der Entschluß in Wien, zum Kriege zu schreiten und sich der Mitwirkung Preußens zum Kampfe auf jede Weise zu versichern.

Vielleicht hätte man jetzt schon zu den Waffen gegriffen, wären die Rüstungen fertig und die Lage der Finanzen weniger trostlos gewesen. Im Juni 1808, als die offenen Vorbereitungen zum Kriege begannen, mußte man 240 Gulden in Papier geben, um hundert Gulden in Silber zu erhalten; in ähnlichem Verhältniß war der Credit der Staatspapiere herabgedrückt, und der Wechselcours auf Augsburg stand auf 254. Eine neue

*) Das beweist auch der Brief, den er am 12. October an den König von Westfalen schrieb, s. Mémoires du Roi Jérôme III. 297. In Berlin glaubte man, die Vorstellungen oder vielleicht Drohungen Rußlands würden den Entschluß zum Krieg noch aufhalten; der Gesandte in Wien dagegen war seit Ende October vom Ausbruch überzeugt und berichtete kurz nachher (Nov.) seiner Regierung, im März 1809 werde Oesterreich zu den Waffen greifen.

Steuer, die man schon früher auferlegt, um einen Tilgungsfond zu gewinnen für die überwältigende Masse des Papiergeldes, hatte den Zweck nicht erreicht; der Staatscredit blieb nach wie vor tief erschüttert; und jeder neue Schritt zum Kriege drohte ihn vollends zu zerstören. Es waren sowohl diese Bedenken, als die bitteren Erfahrungen der früheren Feldzüge, die den Erzherzog Karl selbst und seine militärische Umgebung, namentlich Graf Philipp Grünne, zum Frieden stimmten und einen Kampf von vornherein als ein Wagniß von zweifelhaftem Erfolg betrachten ließen. Unsere physischen Hülfsmittel, sagte einer in diesem Kreise, sind mit denen Frankreichs nicht zu vergleichen. Sollen wir also auf einem moralischen Impuls, auf die Unzufriedenheit der von Frankreich eroberten oder ihm zinsbaren Provinzen, auf den allgemeinen Wunsch, auf vernichtete Vorurtheile und auf das Erwachen der unterdrückten Völker unsere Hoffnungen gründen? Allein diese Beihülfen sind von der Unstätheit des Augenblicks zu abhängig, als daß sie bei militärischen Berechnungen zu Grunde gelegt werden dürften.*) Derselbe Mann klagt bitter über die Mängel der ganzen Staats- und Heereseinrichtung, über „die Schulknabenverantwortlichkeit, die Oekonomiecommissionen, die uns zu Grunde richten, die Verpflegungs-Departements, die uns aushungern, die Buchhaltung, die sich immer irrt, über die Controlen, wer am wenigsten stiehlt, über den Kriegsrath, der nie einen Rath giebt, über die Büreauherrschaft, die Alles zu Boden drückt." Auch war in diesen Kreisen eine leise Opposition gegen den leitenden Minister nicht zu verkennen. Der Einfluß Philipp Stadions, die Stellung seines Bruders Friedrich, der Gesandter in München war, erregte die Eifersucht der eingeborenen oder am Hofe eingewurzelten Aristokratie; und die Stadions hatten hier als Fremdlinge ähnliche Antipathien zu überwinden, wie Stein bei den Junkern in Preußen.**)

Aber diese Ansicht war nicht die allgemeine; auch die ihr huldigten, folgten dem allgemeinen Impuls zum Kriege.***) Nicht die hohe Aristokratie allein, die in Napoleon weniger den Absolutismus als die Revolution be-

---

*) S. den Brief Grünne's an den Fürsten von Ligne in Hormayr's „Heer von Innerösterreich." S. 536. 537.

**) Außer den Briefen Grünne's, aus denen das herausspricht, s. auch Gagerns Antheil an der Politik. I. 181. 182.

***) Ich habe Tag und Nacht gearbeitet, schrieb derselbe Grünne a. a. O., um den Truppen jeden Antrieb zu geben, dessen sie bedürftig waren, und jene Beweglichkeit, ohne welche wir immer das Kürzere ziehen müssen. Ich habe mich selbst in Proclamationen und Tagesbefehlen begeistert, um die Armee zu elektrisiren und die Illusion eines guten Erfolges zu verbreiten. Auch Finkenstein berichtet am 1. Februar: Il n'existe plus ni opposition ni parti pacifique; l'Archiduc Charles et ses entours sont tous pour la guerre et même le Sieur de Grünne est entraîné — comme je l'avais toujours dit — et agit absolument dans le même sens.

kämpfte, nicht die antibonaparteschen Wiener Salons, in denen Rasomowski und Pozzo di Borgo den Ton angaben, oder Kreise, die unter dem Einfluß der britischen Diplomaten und des Grafen Münster standen, auch nicht die Gentz und Schlegel, deren Wort und Feder jetzt gebraucht ward, sondern das eigentliche Volk, die frischen und heldenhaften Bewohner dieser reichgesegneten Lande, der Bauer und Bürger, die sich zum Kriegsdienst herzudrängten, der Landwehrmann, der aus der gewohnten Trägheit des sinnlichen Genusses sich aufraffte zum äußersten Kampfe, der Alpenbewohner und Gebirgsschütze, der aller bitteren Erinnerungen uneingedenk in unverbrüchlicher Treue an dem Reiche und seinem Kaiserhause hing, diese waren es, in denen die wärmste und aufrichtigste Begeisterung für den Krieg lebendig war. Das ganze Land war zu einem einzigen großen Lager geworden, niemals waren Volk und Dynastie einträchtiger verschmolzen wie jetzt. Der Kern der Nation war in der Landwehr vereinigt, an ihrer Spitze standen die Prinzen des Kaiserhauses, Erzherzog Maximilian ob und unter der Enns, in Böhmen, Mähren und Schlesien Ferdinand; die Militärgrenze hütete Erzherzog Ludwig, Polen Franz von Este, dem Erzherzog Johann fiel das Gebirge zu. Aus seiner Hand aus Obersteier durch Salzburg lief, wie Hormayr sagt, der Brandfaden nach Tirol ins Veltlin und Graubündten und bis in die vier Waldstädte und ins Wallis hinein. Major St. Ambrois ging im November 1808 nach Palermo und Cagliari, um mit dem sicilischen und sardinischen Hofe Diversionen auf Neapel, Genua und Piemont zu verabreden; Graf Rudolph Paravicini und sein Schwager Juvalta mit mehreren einflußreichen Bündtnern arbeiteten im Veltlin für die alte Ordnung, durch Italien, Istrien und Dalmatien bis zu den Albanesen waren vertraute Einverständnisse angeknüpft.

Von auswärtigen Mächten wurden Preußen und England als sichere Verbündete mitgezählt, auf Rußland, wo die Aristokratie den Haß gegen Bonaparte eifrig theilte, glaubte man wenigstens bis zu den Tagen von Erfurt noch rechnen zu können. Was dort freilich abgeredet ward, mußte diese Hoffnung niederschlagen. Noch wußte man in Wien nicht, daß sich der Czar förmlich verpflichtet, zu einem Kriege gegen Oesterreich mit seinen Waffen mitzuwirken, aber man sah doch die gemeinsamen Schritte Frankreichs und Rußlands, um England zum Frieden zu bestimmen, die Unterstützung, die Alexander den Friedensmahnungen Napoleons zu Wien jetzt angedeihen ließ, und seine Bereitwilligkeit, in Napoleons Auftrag durch eine angebotene Garantie des österreichischen Gebietes die kriegerische Neigung des Kaiserstaates zu beschwichtigen. Gleichwohl beschloß man einen letzten Versuch zu machen. In den ersten Wochen des Jahres 1809 ward Fürst Karl Schwarzenberg nach Petersburg gesandt, um die Mitwirkung des Czaren zu erlangen. Allein er fand die russische Politik nur damit beschäftigt, die in Erfurt verheißene Beute zu gewinnen oder sicher zu stellen. Alexander mahnte

dringend vom Kriege ab, bekämpfte die Ansicht, daß man jetzt Napoleon ungerüstet überraschen könne, und gab auch nicht die leiseste Hoffnung, daß von ihm eine Hülfe zu erwarten sei. Einer der eifrigsten Männer der deutschen Partei, der preußische Gesandte von Schladen, war damals bemüht, auf den Czaren in gleichem Sinne, wie Schwarzenberg, einzuwirken.*) Die Denkschriften, die er für Alexander niederschrieb, faßten in beredter Darlegung Alles zusammen, was zum Kampfe gegen Napoleon stimmen konnte: die Unersättlichkeit, die den Eroberer mit dämonischer Gewalt immer weiter und weiter trieb, die Pflicht, die Rußland nach seiner eigenen Vergangenheit gegen Preußen und Oesterreich zu erfüllen hatte, die Gefahr, die ihm selber drohte, wenn beide deutsche Mächte vernichtet waren, die Nothwendigkeit für Oesterreich, wenn es nicht muthlos sein Schicksal erwarten wollte, den einzig günstigen Moment zu ergreifen, in dem es dem früher oder später drohenden Angriff des Feindes zuvorkommen konnte. Aber das Alles war fruchtlos. Nicht als wenn Rußland von einer blinden Hingebung an die Bonapartesche Sache betäubt und geblendet gewesen wäre; wir erinnern uns, daß in Erfurt und vorher manche Illusion abgestreift worden war. Vielmehr sprach man es zu Petersburg offen aus, daß man Napoleon in den selbstgeschaffenen Verlegenheiten sich schwächen, an dem Kampfe in Spanien und der wachsenden Ueberbürdung Frankreichs sich verbluten lassen müsse; nicht zum Kriege müsse man ihn drängen, denn gerade da sei er am unwiderstehlichsten, sondern bedenken, daß er, sich selbst überlassen und seinem eigenen Charakter nachgebend, von einer falschen Berechnung in die andere gefallen sei. Wenn die Früchte der jüngsten Mißgriffe einmal gereift seien, dann könne man die Sprache ändern und das verlorene Gleichgewicht wiederherstellen. Die gegenwärtige Politik sei nicht nur für Rußland nützlich, sondern sie erscheine auch als das einzige Mittel, langsam aber sicher den Grad von Unabhängigkeit, Wohlstand und Achtung wiederzuerlangen, den Rußland durch eine Verkettung von unglücklichen Ereignissen eingebüßt habe. Aus diesen Aeußerungen eines vornehmen Russen ließ sich ungefähr errathen, welche Stellung der Czar zu dem drohenden Kriege nehmen werde. Um den Erfurter Verpflichtungen nothdürftig nachzukommen, rüstete er wahrscheinlich eine Armee aus, aber mehr um die Waffen zu zeigen, als sie zu gebrauchen.

Was Alexander selbst gegen Schwarzenberg äußerte, stimmte damit überein. Er sei gebunden und habe auch wenig Vertrauen auf Erfolge Oesterreichs; drum könne er sich nicht zwischen zwei Stühle setzen. Es sei ihm zwar höchst schmerzlich, so handeln zu müssen, allein er habe das dem Wiener Hof nie verhehlt, und derselbe könne ihm wenigstens nicht vorwerfen,

---

*) S. dessen Tagebuch S. 310 ff. Das Uebrige ist seinen Gesandtschaftsberichten entnommen, namentlich dem vom 10. März und 11. April, die über die Audienz Schwarzenbergs und seine Unterredung mit Schladen berichten.

trügerische Hoffnungen erweckt zu haben. Schwarzenberg legte hierauf dem Kaiser Briefe und Aktenstücke vor, die er vom Erzherzog Ferdinand erhalten, und die den Beweis gaben, daß weitausgesponnene Pläne einer Restauration Polens existirten und Napoleon sie begünstige. Sie sehen also, war die Antwort Alexanders, was mir von Napoleon bevorsteht, wenn ich mich gegen ihn erkläre. In Berlin machten diese Eröffnungen tiefen Eindruck; man hatte nicht geglaubt, daß so „traurige Verpflichtungen" bestanden und schloß daraus mit neuer Sorge, wie tief Alexander noch mit dem französischen System verstrickt sei. In Oesterreich war der Eindruck minder tief, theils weil man schon zu weit gegangen war, theils weil man von der Action Rußlands wenig Ernst erwartete. Wir sind, äußerte damals Schwarzenberg gegen Schladen, jetzt so gerüstet, daß wir die Mittel des Gegners nicht zu fürchten brauchen. Auch können wir diesen gezwungenen Zustand nicht lange ertragen, die Haltung unter den Waffen ruinirt uns. Würden wir entwaffnen, so könnte das die Gefahr unserer Lage nur steigern und zugleich die Meinung der Welt von uns abwenden. Wollten wir aber diese Anstrengungen länger fortsetzen, so kämen wir zum Bankerutt; wir müssen daher Krieg führen. Für große Uebel, fügte der österreichische General hinzu, sind große Hülfsmittel nothwendig; temporisiren ist in solcher Lage das Schlimmste von Allem, denn es schlägt die Geister nieder, schwächt den Muth und führt die öffentliche Meinung irre.

Glücklicher als in Rußland war Oesterreichs Bemühen, die nur unfreiwillig abgebrochene Verbindung mit England wieder anzuknüpfen. Schon gleich nach dem Erfurter Congreß hatte Stadion dem hannoverschen Gesandten, Grafen Hardenberg, die Lage unverhohlen geschildert: den Entschluß zum Kriege, und zwar zu einem Kriege, der nicht mit halben Mitteln geführt werden, zu dem die Erhebung der Völker als erwünschte Hülfe mitwirken müsse. Selbst um die Finanzen herzustellen, sehe man kein Mittel, als einen glücklichen Krieg, der die verlorenen Provinzen wieder schaffe.*) Es war dann ein geschickter und folgenreicher Act der österreichischen Politik, in Constantinopel die Franzosen aus dem Feld zu schlagen und die Aussöhnung mit England einzuleiten. Die Türken hatten das Ansinnen Napoleons, die Donauprovinzen ohne Schwertstreich den Russen auszuliefern, als das aufgenommen, was es war: als eine Beleidigung, gegen die sich ihr nationaler und kriegerischer Stolz mit aller Unbändigkeit empörte. Diese Stimmung hatte Oesterreich benutzt, um die unglückliche Entzweiung Englands und der Pforte auszugleichen und den Frieden zu vermitteln, der am 5. Januar 1809 beide Mächte wieder aussöhnte. Noch war zwar über die Art der britischen Mitwirkung zu dem bevorstehenden Kampfe auf dem Festlande keine bestimmte Verabredung getroffen; aber es war mit Sicherheit

*) S. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege I. 54 ff.

zu erwarten, daß England Geld und Waffen liefern, vielleicht auch durch eine Landung im Norden den Kampf Oesterreichs unterstützen werde.*)

Auch mit Preußen war ein fester Bund nicht geschlossen, eher war seit Steins Rücktritt eine leise Entfremdung eingetreten. Allein die Einsicht, daß man der preußischen Mitwirkung bedürfe und daß die alte Rivalität jetzt einem gemeinsamen höheren Interesse weichen müsse, beherrschte doch die österreichischen Staatsmänner; wir haben früher Stadions Ausspruch darüber mitgetheilt. So lebte man denn auch der zuversichtlichen Hoffnung, daß es im Moment der Entscheidung gelingen müsse, Preußen mit fortzureißen, und mit Preußen das ganze nördliche und mittlere Deutschland. Die Stimmungen im Norden waren ja noch aufgeregter und rachedürstender als in Oesterreich; erzählen doch die Franzosen selbst, daß ihre abziehenden Colonnen aus den preußischen Dörfern mit Koth- und Steinwürfen geleitet worden seien und französische Officiere es kaum wagen durften, sich in Berlin öffentlich zu zeigen, ohne die Insulten der Bevölkerung herauszufordern. In den verlorenen Gebieten Preußens, die wider Willen an Sachsen und Westfalen gekommen waren, im hohenzollernschen Frankenlande waren gleiche Stimmungen wach geworden und konnten, wenn Tirol und Vorarlberg sich erhoben hatten, einen wirksamen Druck auf die Rheinbundstaaten üben.

Freilich mußte man seit dem Ministerwechsel in Preußen die Hoffnungen auf eine kraftvolle und kühne Politik sehr herabstimmen. Die Sympathien der Nachfolger Steins waren zwar mit Oesterreich und das Verhältniß der beiden Cabinete blieb freundschaftlich; allein die Aussicht auf den Krieg weckte doch im preußischen Ministerium mehr Sorge als Hoffnung. Nach den jüngsten Erfahrungen waren die Beziehungen zu Napoleon um nichts gebessert; vielmehr konnte ein unüberlegter Schritt die ganze Wucht seines Grolles herausfordern. Wir müssen in der jetzigen Lage, schrieb am 6. Febr. das Ministerium an Finkenstein, jeden Schritt vermeiden, der den Verdacht Frankreichs erwecken oder Oesterreich zu irrigen Combinationen berechtigen könnte. Das Meisterstück Ihres Verhaltens wird sein, sich das Vertrauen des Grafen Stadion zu erhalten, ohne die Miene anzunehmen, als bemühten Sie sich allzusehr darum. Finkenstein sollte darum Alles unterlassen, was dem französischen Gesandten Stoff zur Klage geben könnte; insbesondere auch das allzugroße Drängen um vertrauliche Eröffnungen Oesterreichs, denn das könne leicht der Anlaß zu gefährlichen Vorschlägen werden. Geraume Zeit hatte die preußische Regierung sich mit der Hoffnung getröstet, es werde nicht zum Krieg kommen und darum den kriegerischen Nachrichten des Gesandten in Wien einen hartnäckigen Unglauben entgegengesetzt; auch auf das Abrathen Rußlands war gerechnet worden. Um so

---

*) S. Adair Robert Sir, the negociations for the peace of the Dardanelles. Lond. 1845 I. 124. 128 ff. II. 119.

größer war die Niedergeschlagenheit, als der Ausbruch des Krieges gewiß, und zugleich die Thatsache zweifellos war: Alexander werde, wie ein ministerielles Aktenstück sagt, die „verderblichen Plane Napoleons" thätig unterstützen. Allerdings war Preußens Lage bedenklich genug; schloß es sich sofort an Oesterreich an, so konnte es leicht zum ersten Opfer französischer Rache werden, und versagte es Oesterreich die Hülfe, so konnte es gezwungen werden, unter Napoleons Fahnen gegen Oesterreich fechten zu müssen. Dies zu fordern stand ja nach dem jüngsten Vertrag dem französischen Kaiser als ein Recht zu. Wir brauchen nicht zu sagen, wie unerträglich der Gedanke Allen war, auch den Verzagtesten und Nachgiebigsten; die vertraulichen Correspondenzen sind durch die Befürchtung, daß das preußische Contingent verlangt werden könne, in wahrer Aufregung. Wenn es damals nicht gefordert worden ist, so war, wie der preußische Gesandte aus Paris berichtete, wohl nichts anderes der Grund: „als der wohlbekannte Geist der preußischen Truppen und die Abneigung, dieselben mit dieser Gesinnung in den verbündeten Gebieten sich zeigen zu lassen."*)

Es war das Eigenthümliche des bevorstehenden Kampfes, daß die auswärtigen Bündnisse und Subsidien diesmal mehr als sonst fehlten, daß aber an deren Stelle als Verbündete alle die nationalen und patriotischen Sympathien mitzählten, die Oesterreichs Kriegserklärung von den Alpen bis an die Meeresküsten zu den Waffen rufen sollte. Diese Stimmungen zu nützen, ehe sie erkalteten oder in fruchtlosen einzelnen Ausbrüchen sich Luft machten, dazu war eine rasche Entscheidung nothwendig. Wohl waren die kriegerischen Rüstungen noch nicht zum Ende gediehen, indessen um zu warten, bis sie ganz fertig waren, hätte man vielleicht zögern müssen, bis der Feind in Spanien das Uebergewicht erlangte, mithin der glücklichste Moment verloren war. Der Gedanke eines glücklichen Kampfes beruhte ja aber auf der Hoffnung, den Gegner ungerüstet in einen doppelten Krieg zu verwickeln. Darum drängte die Lage gebieterischer als je zum ungesäumten Ausbruch; denn ob eine Anzahl Regimenter mehr schlagfertig ward, wenn man noch wartete, fiel nicht so schwer ins Gewicht, als die Betrachtung, daß jetzt Napoleons ganze Heeresmacht noch nicht zum Kriege im Osten bereit war.

Alles, was in den letzten Wochen 1808 und zu Anfang des neuen Jahres geschah, ließ hoffen, daß man diesmal den Moment rasch und glücklich ergreifen werde. Die Rüstung wurde mit verdoppelter Eile betrieben, Nationalsubscriptionen zur Unterstützung der Familien der Landwehrmänner wurden eröffnet, reiche patriotische Gaben zum Bedürfniß und zum Schmuck der Vaterlandsvertheidiger dargereicht, aus der Fahnenweihe der Freiwilligen in Wien ward ein kriegerisches Nationalfest. Man gab sich jetzt keine Mühe

*) Aus der Correspondenz des preuß. Ministeriums mit den Gesandten in Wien, Paris und Petersburg vom Januar bis März 1809.

mehr, den Gegner zu täuschen und in Friedensträume einzuwiegen; darum durfte man ihm auch keine Zeit mehr lassen, die versäumte Rüstung nachzuholen.

Napoleon war von Erfurt aus nach Spanien aufgebrochen, um mit einem gewaltigen Schlage die Insurrection zu ersticken. Eine Heeresmacht von mehr als 300,000 Mann stand jetzt jenseits der Pyrenäen, und Napoleon selbst war im Begriff, ihre Führung zu übernehmen; es schien nicht zweifelhaft, daß die an Zahl, Disciplin und Leitung viel schwächeren Streitkräfte der Gegner, zumal in offener Feldschlacht, rasch unterliegen mußten. In der That drang das französische Heer im November rastlos vor; bei Gamonal, Espinosa, Tudela wurden die Spanier zurückgeworfen, der Paß von Somosierra erstürmt, die Thore von Madrid am 4. December dem Kaiser geöffnet. Die kriegerische Ueberlegenheit der Franzosen und ihrer deutschen Hülfstruppen hatte sich aufs Neue glänzend bewährt. Nur wurde die innere Lebenskraft des Aufstandes dadurch nicht angegriffen; die Erbitterung wuchs mit den Niederlagen. Alle die Erfolge, die auf offenem Schlachtfelde errungen waren, traten rasch in den Hintergrund vor einer beispiellosen Episode: dem Widerstande, den Saragossa leistete. Einem solchen Kampfe gegenüber durfte Napoleon nicht ruhen, bis die Wucht seiner Ueberlegenheit in immer erneuerten gewaltigen Schlägen die Kraft des Gegners gebrochen hatte.

Aber jetzt kamen die Botschaften aus dem Norden und Osten, die ihn zur Rückkehr mahnten. Der zu Erfurt verabredete gemeinsame Friedensantrag an England war fruchtlos geblieben; schon die Vorfrage, ob man im Namen Spaniens den aufgedrungenen Bonaparteschen Usurpator oder die Repräsentanten der empörten Nation zu den Friedensverhandlungen zulassen solle, machte eine Verständigung unmöglich. Die britische Regierung verkündete am 15. December, daß sie den Krieg fortsetzen werde; sie that dies in einem Tone, aus dem die Eintracht mit Oesterreich und die Ermunterung zum Kampfe vernehmlich herausklang. Schon sprachen auch die Londoner Blätter mit indiscreter Aufrichtigkeit von der Ankunft eines österreichischen Unterhändlers in der Hauptstadt, und die Botschaften, die aus Constantinopel kamen, ließen ahnen, daß die alte Verbindung zwischen Oesterreich und England wiederhergestellt war. Die Fürsten des Rheinbundes, namentlich Friedrich von Württemberg, berichteten wachsam und besorgt über den Fortschritt der österreichischen Rüstungen und mahnten dringend, den Friedensbetheuerungen, die Kaiser Franz nach Erfurt hatte bringen lassen, keinen Glauben zu schenken. Seit den letzten Wochen des Jahres 1808 gab sich zudem Oesterreich selbst keine Mühe mehr, zu verbergen, was es vorbereitete.

So ward es Napoleon zur peinlichen Gewißheit, daß der Krieg unvermeidlich war. Ich hoffe so wenig auf Frieden, schrieb er seinem Bruder

Joseph, dessen Glück- und Friedenswünsche zum neuen Jahr erwiedernd, daß ich eben eine neue Aushebung von hunderttausend Mann angeordnet habe. Englands Haß, die Ereignisse zu Constantinopel, Alles läßt mich ahnen, daß die Stunde der Ruhe noch nicht geschlagen hat. Am 17. Januar bestieg er zu Valladolid, wo er neue Allarmnachrichten empfangen, sein Pferd, eilte spornstreichs nach Bayonne und traf schon am 22. Januar zu Paris ein. Auch hier warteten seiner keine freundlichen Botschaften. Wenn auf ihn selber die Erinnerung des Mißgeschicks von Baylen noch so drückte, daß er es die Urheber und Betheiligten aufs schonungsloseste empfinden ließ, so war der Eindruck der Ereignisse in Frankreich nicht weniger tief. Das Unheil des spanischen Unternehmens, erst jetzt allmälig übersehbar, die stets neuen Opfer an Geld und Menschen, die Ueberspannung der ganzen politischen Lage wurden in der Nation so lebhaft gefühlt, daß selbst die letzten Erfolge keinen Trost gewährten. Zum ersten Male nach einem glücklichen Feldzuge fand der Imperator mißvergnügte Mienen. Es mußte diese stille Gährung der Gemüther wohl schon tief genug gehen, wenn die schlauesten Diener des Systems, Talleyrand und Fouché, in ihrer feinen Witterung des politischen Windes, sich diesen Stimmen anschlossen und nicht mehr verhehlten, daß sie der Dauer des Kaiserreichs anfingen zu mißtrauen. Es war freilich eines der ersten Geschäfte Napoleons nach seiner Rückkehr, Beiden seine Ungnade zu zeigen, und namentlich Talleyrand in Gegenwart der ersten Würdenträger auf eine unerhörte Weise zu züchtigen; aber je ungestümer er seiner Leidenschaft Luft machte, desto offener ward auch die Spaltung, die zwischen ihm und der Nation sich anfing zu bilden. Durch die diplomatischen Berichte ward rasch an allen Höfen Europas bekannt, daß Napoleon seinen Staatsmännern und seinen Feldherren grolle, daß er seine Vertrautesten im höchsten Zorn entfernt habe und die öffentliche Stimme voll Unmuth über die jüngste Vergangenheit, voll Mißtrauen in die Zukunft sei. Selbst in der Armee begann sich die Unzufriedenheit zu regen über einen Krieg wie der in Spanien, der wenig Lorbeeren und Genuß, nur unermeßliche Mühen und Gefahren bot, dessen Ende zudem nicht abzusehen schien. Lauter unfreundliche Aussichten für einen neuen Krieg im Osten.

Noch am Tage, wo Napoleon zu Paris ankam, wurden die Rheinbundfürsten aufgefordert, ihre Contingente zu stellen; eine neue Aushebung in Frankreich selbst war schon vorher angeordnet worden, die Armeecorps im Innern wurden zum Marsch nach dem Rhein in Bereitschaft gesetzt, Zuzüge aus Spanien sollten folgen. Dem noch in Paris weilenden russischen Minister Romanzoff wurde bedeutet, daß nun die zu Erfurt zugesagte Hülfe Rußlands geleistet werden müsse und daß man sicher darauf rechne; an Preußen erging die Drohung, daß jedem Versuch, seine Heeresmacht über das festgesetzte Maß von 42,000 Mann zu vermehren, sofort die Kriegserklärung folgen werde. Der Ton, den die officielle und abhängige Presse gegen

Oesterreich seit des Kaisers Rückkehr anschlug, mußte alle Friedensaussicht vereiteln. Während die österreichischen Blätter mit Aufzählung der Rüstungen und mit Gemälden patriotischen Eifers erfüllt waren, unterließen die deutsch-französischen und die Pariser Blätter nichts, das Feuer der Erbitterung zu schüren.*) Da wurde der patriotische Aufschwung der Oesterreicher bitter verspottet und die Lüge ausgestreut, die Jugend fliehe in Massen über die Grenze, um dem Aufgebot zu den Waffen zu entgehen. Wähnt man etwa, hieß es, die fünf Millionen Polen, die Galizien bewohnen, würden sich gegen ihre Brüder und Befreier, die unter französischen Fahnen fechten, schlagen wollen? Oder die Ungarn einen Krieg führen, der ihrem theuersten Interesse fremd ist? Höhnisch ward an Ulm und an Mack erinnert und gefragt, ob denn die jungen Herren von Wien wieder Lust hätten, auf diesen Schauplatz zu erscheinen, wo sie vor dem siegreichen Napoleon damals defilirt hätten? Welche Vortheile man daraus ziehen wolle, daß man Handwerker und Ackerbauer zu Grenadieren und Jägern umbilde? „Es ist eine Komödie", sagten freilich die guten Leute selbst, aber sei denn Oesterreich reich genug, um sich mit solch kostspieligen Schauspielen zu belustigen? Ob denn das österreichische Cabinet sich wieder von England berathen oder sich durch den Einfluß einiger Reichsritter von ehedem hinreißen lasse? Nicht nur die Blätter zweiten Ranges redeten aus diesem Tone, auch der Moniteur, das treue Sprachrohr des kaiserlichen Willens, stimmte ein. In der Nummer vom 3. März war der österreichische Internuntius bei der Pforte in feindseligsten Worten beschuldigt, gegen Frankreich intriguirt zu haben, und im Journal de l'Empire hieß es bald nachher: in Wien kündige Alles den größten Taumel und den vollkommensten Wahnsinn an.

Seit den ersten Tagen des März deutete in Wien in der That Alles auf Krieg. Erzherzog Karl rief die Freiwilligen unter die Waffen; „wir stehen, sagte er, gegen Jedermann auf, der unsere Selbständigkeit und unser Eigenthum antasten will. Wir wollen einmal keine Sklaven fremder Herrscher werden." Ein Aufruf in gleichem Sinne begrüßte am 11. März, als die Fahnenweihe stattfand, die sechs Bataillone der Wiener Landwehr. „Keiner von Euch, hieß es darin, will fremden Hohn und fremde Fesseln tragen. Dieser feste patriotische Entschluß erzeugt Helden und verbürgt den Sieg." Die Landwehr von Inneröſterreich hielt am 24. März ihre Fahnenweihe; ein Tagesbefehl des Erzherzogs Johann rühmte die freiwillige Hingebung, womit das Volk dem Rufe seines Kaisers gefolgt war. Liebe zum Vaterlande, sagte er, Enthusiasmus für Selbständigkeit, Haß gegen

*) Eine reiche Blumenlese aus dieser Zeitungsfehde giebt „Oesterreichs Kriegsgeschichte im Jahre 1809", auch unter dem Titel „Europas Palingenesie" I. 1. 85—136.

alle fremden Tyrannen, erhabenes Bewußtsein des eigenen Werthes, lebendiges Gefühl unserer Kraft, echter alt-österreichischer Sinn gab der Landwehr ihr Dasein.

Es gab in dieser Lage für die Diplomatie nichts mehr zu vermitteln. Champagny, der französische Minister des Auswärtigen, klagte gegen Metternich über die offenkundige Rüstung zum Kampfe, Metternich hielt ihm das Aufgebot der Rheinbundtruppen und den Marsch der Franzosen nach dem Rheine entgegen. Am 2. März hatten beide Diplomaten eine längere Unterredung. „Wenn Sie dem Kaiser noch nicht den Krieg erklärt haben, sagte Champagny zu Metternich, so haben Sie ihm doch die Gewißheit des Friedens entzogen; Sie haben seine Rückkehr beschleunigt; Sie haben ihn gehindert, die Engländer in eigener Person zu verfolgen und ihnen den Weg zur See zu sperren." Weiter erinnerte dann der Minister an Beleidigungen, die zu Triest französischen Officieren zugefügt worden waren, an die Haltung der österreichischen Presse, die Verbreitung falscher Nachrichten über Spanien, die Anknüpfungen mit den spanischen Insurgenten, den Verkauf der Schrift von Cevallos und die feindselige Haltung, welche die österreichische Diplomatie zu Constantinopel angenommen. Metternich rief dagegen die Rüstungen des Rheinbundes, die Märsche der französischen Armee, die Haltung des Erfurter Congresses ins Gedächtniß und führte darüber Beschwerde, daß man ihm selber nicht einmal im gewöhnlichen Verkehr die Rücksicht mehr schenke, die man einem Gesandten Oesterreichs schuldig sei. „Der Kaiser, erwiederte Champagny, beklagt sich nicht über den Grafen Metternich; Ihr Hof ist es allein, der, indem er seine Versprechungen nicht erfüllte, die Würde Ihres Charakters verletzte."

In demselben zankenden Tone, voll Anklagen und Gegenanklagen, war der schriftliche Verkehr beider Mächte gehalten. Seinen Gesandten Andréossy hatte Napoleon bereits abgerufen; derselbe verließ am 28. Februar Wien. Es wäre nicht auffallend gewesen, wenn auch Metternich von Paris abgereist wäre; denn schon wurden die friedlichen diplomatischen Beziehungen gewaltsam durchbrochen. Um Mitte März ward ein französischer Courier, den der zu Wien zurückgebliebene Geschäftsträger nach Paris sandte, zu Braunau angehalten und ihm seine Depeschen abgenommen; Napoleon ordnete sogleich Repressalien an und ließ einem österreichischen Courier zu Nancy die gleiche Behandlung widerfahren.

Der Ausbruch des Kampfes war danach jede Stunde zu erwarten; auf beiden Seiten traf man die letzten Vorbereitungen mit drängender Eile und Jeder hoffte, der Erste auf dem Kampfplatz zu sein. Napoleon hatte seit seiner Rückkehr unermüdlich gerüstet und wie immer war seine schöpferische Thätigkeit der höchsten Bewunderung werth. Neue Truppencorps wurden ausgehoben, ergänzt, die Rekruten geübt und bewaffnet, Reiterei, Geschütz und Geniewesen organisirt und in der kurzen Frist weniger Monate das Mög-

liche geleistet. Aber es war doch eine andere Sache, als 1805 und 1806. Zwei große Kriege zugleich zu führen, deren einer schon den besten Kern des Heeres in Anspruch nahm, das war eine Last, die selbst die gewaltige Macht des Kaiserreichs überstieg. Noch in Spanien hatte der Kaiser eine Aushebung von 80,000 Mann angeordnet und dabei wiederholt auf die Conscription eines künftigen Jahres (1810) vorgegriffen; es waren achtzehnjährige Rekruten, die er zu den Waffen rief. Allein das reichte nicht einmal hin. Das Fehlende zu ergänzen, erfolgte zugleich ein Rückgriff auf die Conscriptionen von 1806—1809. Selbst seine Bewunderer geben zu, daß sich ein tiefes Mißvergnügen in der Bevölkerung zu regen anfing über die immer wachsenden Forderungen, in denen ein Ruhepunkt und ein Ende nicht abzusehen war, und daß die friedliche Arbeit der Nation schon die Lücke empfand, die durch diese immer gesteigerten Aushebungen aus der Blüthe der männlichen Jugend verursacht ward. Kein Volk konnte es auf die Dauer ertragen, daß man ihm jährlich ein Viertheil der zum Mannesalter herangewachsenen Jugend entzog. Mit den neu Ausgehobenen allein war aber der Krieg nicht zu führen; die älteren Truppen waren als Stämme nöthig. Diese älteren waren nun zerstreut von der Ostsee bis zum Ebro, Armeecorps, Divisionen und selbst Regimenter auseinander gerissen, die Hauptmasse der geübten Truppen stand in Spanien. Es war keine leichte Aufgabe, aus diesen zerstreuten und verschiedenartigen Elementen einen gleichen und zusammenhängenden Körper zu bilden, zumal in einer Frist, die ein überraschender Angriff des Gegners bedenklich abkürzen konnte. In den Staatskassen war eine ebenso fühlbare Lücke eingetreten, wie in den Heereskräften. Die Einnahmen des Staates erlitten einen starken Rückschlag, das Budget des Jahres 1808 wies ein Deficit von neunzig Millionen aus. Noch war von eigentlicher Finanznoth nicht die Rede, aber die ökonomische Situation gab doch einen Fingerzeig, daß ein Einhalt Noth thue auf der abschüssigen Bahn, die seit Tilsit betreten war.

Ohne die Hülfe des Rheinbundes wäre es unmöglich gewesen, zur rechten Zeit mit zureichender Kraft auf dem Kampfplatz zu erscheinen; denn es waren zunächst nur etwas über 100,000 Mann, die rasch nach Süddeutschland geworfen werden konnten*). Während sächsisch-polnische Truppen die Plätze an der Oder und Weichsel zu decken hatten, brachen die französischen Regimenter von dort nach der Elbe auf, Davoust bewegte sich aus Thüringen in der zweiten Hälfte des März nach Franken in der Richtung auf

*) Nach Stutterheims Angaben (s. Der Krieg von 1809. I.) S. XXXV. f. betrug Davousts Corps zwischen 68,000 und 69,000 Mann; Oudinot zählte beiläufig 12,000 Mann Infanterie und 2000 Reiter; die Divisionen Boudet, Molitor, Carra, St. Cyr und Legrand (die später Massena's Armeecorps ausmachten und jetzt auf dem Marsch nach Westen Befehl zur Umkehr erhielten) ungefähr 25,000 Mann. Die Letzteren hatten am 21. März den Rhein wieder überschritten. A. a. O. I. VII.

Würzburg und Baireuth; Oudinot richtete seinen Marsch von Hanau gegen Mitte Februar nach Augsburg, aus dem Innern von Frankreich setzten sich Divisionen gegen Metz und Straßburg in Bewegung. Die Staaten des Rheinbundes waren in voller Rüstung. Seit März war Süddeutschland der Schauplatz mächtiger Truppenzüge geworden und die französischen Marschälle trafen bei ihren Armeecorps ein.

Oesterreich hatte seine Rüstungen noch nicht vollendet. Von den 300,000 Mann, die schlagfertig sein sollten, war noch ein guter Theil in Bildung begriffen und ist erst im hohen Sommer disponibel geworden. Die Beurlaubten waren noch nicht alle bei den Fahnen, die Landwehr und die Freiwilligen nur zum Theil vollständig gebildet, das ungarische Aufgebot konnte erst in Monaten fertig sein, der Cavallerie fehlten noch 5—6000 Pferde. Auch für die Befestigung älterer Plätze und die Herstellung von Brückenköpfen und Uebergangspunkten bedurfte man noch einiger Zeit. Gleichwohl war es, nachdem die Dinge so weit gediehen waren, durchaus rathsam, rasch loszubrechen. In der ersten Hälfte des März sammelte sich in Böhmen und im Donauthal die Hauptarmee, die der Erzherzog führte; sie sollte 194,000 Mann stark sein; Erzherzog Ferdinand vereinigte in Galizien einige 30,000, Erzherzog Johann in Innerösterreich 66,000 Mann. Wohl waren diese Zahlenangaben in jedem Falle zu hoch gegriffen, allein die Hauptmacht in Böhmen und Oberösterreich war immerhin stark genug, den Feind in Baiern und Franken mit Ueberlegenheit anzugreifen, bevor seine Verstärkungen eingetroffen waren. Denn vom Rheinbund waren in Baiern, Württemberg, Baden und Hessen doch nur einige 50,000 Mann beisammen. Davoust und Oudinot zählten 75,000 Mann unter sich, was aus dem Innern Frankreichs herankam, überschritt erst in der zweiten Hälfte des März und im Anfang April den Rhein; die Garden, die sächsischen und thüringischen Contingente mußten noch später eintreffen.

Die Hauptabsicht der ersten Operation des Erzherzogs war, gegen Davoust vorzurücken und ihn zu schlagen, ehe eine neue französische Armee den Rhein überschreiten würde. Um den französischen Marschall rasch da fassen zu können, wo er wahrscheinlicher Weise seine Aufstellung nehmen würde, schien es am geeignetsten, die Hauptmasse der Armee in Böhmen zu vereinigen. Zwischen der Elbe, Eger, Moldau und dem Böhmer-Walde versammelt, konnte sie von da aus nach allen Richtungen, sei es zwischen der Donau und dem Main, oder dem Main und der Elbe ihre Operationen wenden. Unsere Operationen, hieß es in einem Aufsatz, der kurz vor dem Ausbruch des Krieges in Wien dem Erzherzog Johann mitgetheilt ward, müssen so wenig als möglich divergirend, unsere Marschpläne concentrirt, alle zu dem nämlichen Zweck geleitet sein, unsere Bewegungen alle eine nahe, leichte und kurze Verbindung mit einander haben, damit wir durch schnelle Zusammenziehung des Gros unserer Truppen bald auf einen, bald auf den

andern Punkt dort dem Feinde die Spitze bieten können, wo er mit Uebermacht vordringen will*). Von Böhmen aus, schrieb später Graf Grünne, der vertraute Rathgeber des Generalissimus, konnten wir den Baireuthischen Mißvergnügten die Hände reichen, Sachsen im Zaume halten und vier Märsche nach Regensburg gewinnen, ohne den Inn zu passiren und ohne den Uebergang der Isar zu erzwingen. Ein einziges Corps und die Landwehren würden dann zugereicht haben, die Linien von Schärding und Braunau zu vertheidigen, während wir mit 150,000 Mann den Angriff in Deutschlands Mitte hinübertrugen.

Das Alles mußte aber rasch geschehen; war es auch nicht mehr möglich, wie Stadion gewollt, noch im December 1808 loszubrechen, so ließ sich doch dem Feinde ein kostbarer Vorsprung von vier Wochen abgewinnen, wenn man zu Anfang März den Angriff begann. Es war ein Ereigniß von verhängnißvollen Folgen, daß der Beschluß gefaßt ward, die Eröffnung des Feldzuges auf Anfang April zu verschieben. Wahrscheinlich war es nicht sowohl das Erwarten der noch im Marsch begriffenen Bataillone, was diesen Entschluß hervorrief, als die eigenthümliche Zusammensetzung des Hauptquartiers. Der Erzherzog und sein Vertrauter, Graf Philipp Grünne, waren, wie wir wissen, von Anfang an am wenigsten von der allgemeinen Kriegslust ergriffen, sie überschätzten die Stärke des Feindes und sahen in der Erhebung der Völker, nach Grünne's eigenem Zeugniß, eine zu unsichere Beihülfe, als daß sie bei militärischen Berechnungen zu Grunde gelegt werden dürfte. Dieser Mangel an rechtem Vertrauen zum Erfolg mußte nothwendig eine Zaghaftigkeit des Entschlusses erzeugen, die in diesem Kriege von Anfang bis zu Ende verderblich geworden ist. Zwischen Grünne und dem Generalquartiermeister, General Mayer, bestand zudem keine Eintracht; sie waren über die Vorbereitungen zum Kampfe, über die anzulegenden Befestigungen und über die Leitung der Operationen von Anfang an im Streite mit einander.**) Stadions muthige und entschlossene Politik fand im Hauptquartier nicht eben besonders warmen Anklang; jetzt und nachher liebte man es dort, sich über den „leichten Sinn" des leitenden Ministers zu beklagen.

Die Verzögerung des Ausbruchs war das erste folgenschwere Mißgeschick dieses Krieges; daran reihte sich rasch ein zweites: die Aenderung des ur-

*) S. (Stutterheim) Krieg von 1809. S. XI. VII f. (Hormayr) Heer von Innerösterreich S. 47. 537. 538.

**) S. Grünne's Brief an den Fürsten von Ligne (Heer von Innerösterreich S. 537) und Mayers Vertheidigung dagegen (ebendas. S. 551 ff.). Die Zwietracht Beider hatte veranlaßt, daß Mayer am 20. Febr. als Platzcommandant nach Brod versetzt ward. In den Berichten von Finkenstein (22. 25. Febr.) werden dem Letzteren Widerspenstigkeit gegen den Erzherzog und „des indiscretions très punissables" Schuld gegeben.

sprünglichen Operationsplanes. In der Besorgniß, Davoust und Oudinot könnten mit den Rheinbundstruppen vereinigt am linken Donauufer sich der Hauptmasse der Oesterreicher entgegenstellen und zugleich die am Inn stehenden Corps mit Uebermacht schlagen, ward der Beschluß gefaßt, die Aufstellung in Böhmen zu verlassen und das ganze Gros des Heeres, bis auf zwei Armeecorps, die in Böhmen blieben, nach dem Donauthal zu führen, um von da in Baiern einzudringen. Am 20. März begann man die Bewegung auszuführen, die dem Feinde Frist genug gab, die Lücken seiner Rüstung zu ergänzen.

Indessen hatte, ehe noch die Heere zusammenstießen, der Krieg in diplomatischen Schriften und Proklamationen bereits begonnen. Am 27. März hatte Kaiser Franz eine Declaration unterzeichnet, die, ohne es geradezu auszusprechen, die Kriegserklärung enthielt. Es waren darin alle Beschwerden aufgezählt, die Oesterreich seit dem 26. December 1805 gegen Napoleon zu erheben hatte: die unvollständige Erfüllung des Presburger Friedens, die Weigerung, Braunau zu räumen, der Abschluß des Rheinbundes, die fortdauernde Besetzung Deutschlands vor und nach dem preußischen Kriege, der aufgedrungene Bruch mit England, die drohende Aussicht einer Theilung des türkischen Reiches und das Verfahren in Spanien, welches „Oesterreich das Schicksal zeigte, das seiner wartete, wenn es künftig nicht in sich selbst gegen alle äußeren Gefahren die Gewährleistung seiner politischen Existenz fände." Schon 1808 habe Napoleon Oesterreich durch Drohungen einzuschüchtern, ihm neue Feinde zu erwecken gesucht und durch das Begehren, die Wendung der Dinge in Spanien anzuerkennen, den Wiener Hof bedrängt. Dem seien dann die kriegerischen Rüstungen, der Aufruf der Rheinbundscontingente und der beleidigende Krieg gefolgt, den die Zeitungspresse in Frankreich und einem Theile von Deutschland gegen Oesterreich habe führen müssen. Oesterreich verlange nichts als Frieden, aber einen „wahrhaften Frieden, welcher, statt täglich durch Drohungen, feindliche Vorkehrungen und fremdartige Begehren unterbrochen zu werden, den Völkern des Kaisers in Ruhe die Wohlthaten einer väterlichen Verwaltung, und ihm selbst vergönne, das Glück seiner Völker zu genießen."*)

---

*) Das Actenstück findet sich in Oesterreichs Kriegsgeschichte im Jahr 1809. I. 157 ff., mit den Randglossen, die das Journal de l'Empire beifügte. Von diesen zum größten Theil oberflächlichen und sophistischen Bemerkungen wollen wir nur die eine zur Charakteristik des Bonaparteschen Tones hervorheben, welche an den Tag von Austerlitz erinnert. „Der Kaiser Franz II. kam am andern Morgen des Tages, als die Trümmer auf dem Schlachtfelde seinen Scepter bedeckten, zu seinem Besieger und flehte ihn mitten unter seinen siegenden Schaaren an. Der Kaiser Napoleon wollte, aus jener dem französischen Charakter eigenen Großmuth, den Versicherungen

Es waren in der Hauptsache dieselben Grundgedanken, um welche sich das von Gentz verfaßte „Manifest" bewegte, welches die Wiener Hofzeitung vom 15. April bekannt machte. In klarer und eindringlicher Sprache abgefaßt, gab dies Actenstück eine nachdrückliche Charakteristik aller der Gewaltthaten, die sich Napoleon seit Presburg erlaubt hatte — gegen Oesterreich und das übrige Deutschland, wie gegen Italien, Holland, den Papst und die pyrenäische Halbinsel. Worin es sich besonders von der Declaration vom 27. März unterschied, das war der größere Nachdruck, den es auf die deutschen Dinge, die Auflösung des Reiches, das Schicksal Preußens und den Tilsiter Frieden legte. Oesterreichs Sicherheit, erklärte das Manifest, könne nicht auf einem isolirten Standpunkte gesucht, am wenigsten von dem Schicksal Deutschlands und Italiens getrennt gedacht werden. Nicht Frankreich, nur die fortschreitende Ausdehnung eines Systems, welches unter dem unbestimmten Titel eines französischen Reiches kein anderes Gesetz als sein eigenes in Europa gelten lassen wolle, habe die gegenwärtige Verwirrung erzeugt; dagegen allein sei Oesterreichs Widerstand gerichtet.

Merkwürdiger als diese Staatsschriften waren die Proclamationen, welche den nahen Ausbruch des Kampfes verkündigten. In einem Armeebefehl vom 6. April wandte sich der Erzherzog zuerst an sein Heer, um es zum Kampfe für das Vaterland und seine Unabhängigkeit aufzurufen. „Auf Euch, sagte er, meine theuern Waffengefährten, ruhen die Augen der Welt und Aller, die noch Sinn für Nationalehre und Nationaleigenthum haben; Ihr sollt die Schmach nicht theilen, Werkzeuge der Unterjochung zu werden; Ihr sollt nicht unter entfernten Himmelsstrichen die endlosen Kriege eines zerstörenden Ehrgeizes führen; Ihr werdet nie für fremdes Interesse und fremde Habsucht bluten; Euch wird der Fluch nicht treffen, schuldlose Völker zu vernichten, um auf den Leichen erschlagener Vaterlandsvertheidiger den Weg zum geraubten Throne einem Fremdling zu bahnen. Auf Euch wartet ein schöneres Loos, die Freiheit Europens hat sich unter Eure Fahnen geflüchtet, Eure Siege werden ihre Fesseln lösen und Eure deutschen Brüder, jetzt noch in feindlichen Reihen, harren auf ihre Erlösung."*) Einen Aufruf gleichen Sinnes richtete der österreichische

einer Freundschaft, die dauerhaft werden sollte, so wie den Aeußerungen einer aufrichtig scheinenden Treue über das System, das Oesterreich befolgte, Glauben beimessen. Er setzte die drei Kronen wieder auf das Haupt des Besiegten.... Europa wird nicht ohne Unwillen diese Erklärung lesen können, welche die größte Undankbarkeit eingab."

*) Am Schlusse des Aufrufs war versprochen: „bald werden fremde Truppen im innigen Verein mit uns den gemeinschaftlichen Feind bekämpfen", eine Stelle, die damals verschieden gedeutet ward. Ein späterer österreichischer Tagesbericht (d. d. Wolkersdorf 18. Juni) bezeichnete dann als die fremden Verbündeten außer den Engländern die Türken. Als Verfasser der bedeutendsten Proclamationen galt allge-

Oberfeldherr an die „deutsche Nation." Wir kämpfen, hieß es darin, um die Selbständigkeit der österreichischen Monarchie zu behaupten, um Deutschland die Unabhängigkeit und Nationalehre wieder zu verschaffen, die ihm gebühren. Dieselben Anmaßungen, die uns jetzt bedrohen, haben Deutschland bereits gebeugt. Unser Widerstand ist seine letzte Stütze zur Rettung; unsere Sache ist die Sache Deutschlands. Mit Oesterreich war Deutschland selbstständig und glücklich; nur durch Oesterreichs Beistand kann es wieder beides werden. Deutsche! würdigt Eure Lage! Nehmt die Hülfe an, die wir Euch bieten! Wirkt mit zu Eurer Rettung!

Noch kühner lautete die Sprache einiger Actenstücke, die ohne Unterschrift zugleich mit dem Vorrücken der österreichischen Armee verbreitet wurden. Die Demüthigung Deutschlands seit 1805 und 1806 war darin mit feurigen Worten geschildert: die Beraubung und Knechtschaft, die westfälische Schmach, das Aufdringen fremder Gewalten und Ordnungen, das Wegführen deutscher Jugend in den spanischen Vernichtungskrieg. Es sind, heißt es in einem derselben, nicht die gewöhnlichen Armeen, die zu Eurer Hülfe herbeieilen. Nein! Sie sind von Vaterlandsliebe, von Abscheu gegen fremde Unterjochung und Tyrannei entflammt! Sie kämpfen für sich, für Freiheit und Eigenthum, für Nationalexistenz, für Vaterland und Recht, für ihren angebeteten und gerechten Fürsten! Die Masse der Nation selbst hat sich in ihrem gerechten Unwillen erhoben, und die Waffen ergriffen! .... Der jetzige Augenblick kehrt nicht zurück in Jahrhunderten! Ergreift ihn, damit er nicht für Euch auf immer entfliehe! Ahmet Spaniens großes Beispiel nach!

Es war eine wohlfeile Sache, mit diesen Mahnungen zur Freiheit Oesterreichs eigene Geschichte und Ueberlieferung in bittern Gegensatz zu stellen. Die Heimath der Ferdinande und Leopolde, das Asyl der Jesuiten und Seligmacher, das gelobte Land der Priester- und Palastregierungen, des geistigen Druckes, der Censur und geheimen Polizei, das Oesterreich der Thugut und Cobenzl war freilich nicht dazu angethan, großes Vertrauen in die Freiheit zu erwecken, die von dort verkündet ward, und wer hätte hoffen mögen, daß unter dem frischen und edlen Aufschwung dieser Tage der alte Wust und seine Träger für immer begraben seien? Die Rheinbundsregierungen und ihre Publicisten haben denn auch nichts versäumt, diesen Gegensatz recht scharf hervorzuheben und mit dem alten Oesterreich den moralischen Eindruck des neuen zu bekämpfen. Und doch war es so, wie der Aufruf des Erzherzogs verkündete. In dem Moment, wo das ganze europäische Festland gebunden lag unter dem Machtgebot des fremden Despoten und nur das spanische Volk zu einem letzten Widerstand sich aufgerafft, war der

---

mein Friedrich Schlegel. Abgedruckt finden sie sich in Europas Palingenesie I. 147 ff. und Voß Zeiten XX. 444 f.

heldenmüthige Entschluß, dem Gewaltigen zu trotzen, des höchsten Ruhmes werth, und mit Recht konnte der Erzherzog sagen, die Freiheit Europas habe sich unter die österreichischen Fahnen geflüchtet. Wie verschieden auch die Motive und die Männer waren, die jetzt zum Widerstande gegen Napoleon mitwirkten, es war doch einmal in vielen Hunderttausenden ein Gefühl der Ehre und des Werthes eigener Unabhängigkeit erwacht, und der Gedanke, das man dafür Alles einsetzen müsse, hatte die platte Selbstsucht und Genußliebe alter Zeit überwunden. Wie inhaltlos klang dagegen der rheinbündische Appell an Ehre und Vaterland, wo Beides verkauft und verrathen war; wie abgeschmackt war der scheinheilige Abscheu darüber, daß Oesterreich „den Schrecken der Revolution" auf deutschen Boden verpflanzen wolle!*) Aber es waren auch nur die rheinbündischen Regierungen, die so dachten und so sprachen; auf das Volk in allen Theilen Deutschlands machte Oesterreichs Vorschreiten einen unverkennbar tiefen Eindruck. War doch der erste Anfang des Kampfes ganz dazu angethan, bis in die letzte Hütte den Groll gegen die fremden Dränger zu tragen und alle schlummernden Gedanken des Widerstandes zur raschen That anzufachen. Denn während die methodische Kriegskunst zwischen verschiedenen Entwürfen schwankte und in verhängnißvollem Zaudern den Tag des Ausbruches hinausschob, flammte in den Bergen von Tirol der Aufstand des Volkes gewaltig auf und eröffnete den großen Kampf des denkwürdigen Jahres mit einem ersten, glänzenden Erfolge.**)

In diesem Alpenlande war ein Stück altväterischen Lebens unverändert erhalten; die Cultur der Ebene hatte hier noch nicht verfeinert und verflacht. Ein Bauern- und Jägervolk lebte da sein abgeschlossenes Dasein; der Herren gab es hier wenige, die vielgeschäftige und geräuschvolle Kunst modernen Regierens war in diese stille, patriarchalische Welt noch nicht eingedrungen; der Clerus, schlicht, genügsam und derb, wie das Volk, aus dem er hervorgegangen, behauptete hier noch die moralische Macht vergangener Zeiten. Das

*) In Venturini's Chronik VI. 85. 316 sprechen z. B. alle „verständigen Männer" ihren „Schauder und Abscheu" darüber aus, und solcher Zeugnisse ließen sich viele sammeln. Das Vollständigste in dieser Richtung sind die „Materialien zur Geschichte des österreichischen Revolutionirungssystems." 1809. Heft 1—3, so viel man weiß, von dem bekannten Hörmann verfaßt.

**) Ueber die Tiroler Vorgänge s. außer Hormayr's Andreas Hofer Leipz. 1845. 2 Thle. Rapp, Tirol im Jahr 1809. Innsbr. 1852. Dann Baur, Krieg von 1809. Münch. 1812. Peternader, Tirols Landesvertheidiger. Innsbr. 1853. Mayr, Jos. Speckbacher 1851. A. v. Schallhammer, Joachim Haspinger. Salzb. 1856. Die Vertheidigung der bairischen Verwaltung übernimmt das Buch: Tirol unter der bairischen Regierung. Mit Actenstücken. Von einem Tiroler. Aarau 1816.

alte Regiment in seiner kunstlosen Einfachheit, der alte Glaube, die überlieferte Sitte, das war dem Tiroler sein Vaterland, an dem er mit der innigen Liebe des Natursohnes hing. Je enger und abgeschlossener die Thäler waren, in desto schärferem Gepräge war die überlieferte Eigenthümlichkeit erhalten; da wo die Natur dem Menschen nur wenig gab und er dem spröden Boden oder der unstäten Laune des Himmels mühevoll das Nothdürftige abringen mußte, da war die ächteste Heimath dieses Volkes zu finden. An Leib und Seele reich ausgestattet, tüchtig an Kraft und Ausdauer, aber auch voll Trotz, Mißtrauen und Verschlagenheit, so lebte der Tiroler inmitten einer gewaltigen und wunderbaren Natur, die ihm täglich die Schwäche und Hinfälligkeit seines eigenen Daseins ins Gedächtniß rief, aber auch seine Körper- und Seelenkraft hob und stählte. In einer solchen Umgebung ist man leichter als sonst dazu angethan, die Gefahr des Lebens gering zu achten und für das Wenige, was diesem bescheidenen Dasein Werth und Reiz giebt, bereitwillig Alles einzusetzen. Dem Tiroler war zudem die Waffenübung niemals fremd geworden; selbst in friedlichen Tagen war ihm sein Schießgewehr das liebste Spielzeug und in den Zeiten der Noth hatte er mehr als einmal sein Heimathland, diese mächtige Bergveste der Natur, vor dem fremden Eindringling beschirmen helfen. Der Geist heldenmüthigen Widerstandes, an dem sich 1703 der Angriff des Feindes gebrochen, war noch im Jahre 1797, als Bonaparte den kühnen Marsch nach Steiermark gewagt, mit aller Jugendfrische zu Tag gekommen.

Der Friede von Presburg hatte Tirol der vielhundertjährigen Verbindung mit Oesterreich entrissen und es dem neuen bairischen Königreiche unterworfen. Mit Oesterreich war das Land nicht nur durch die Bande alter Ueberlieferung und Pietät verknüpft gewesen, auch manches materielle Verhältniß ließ die Trennung schwer empfinden. Die Abgaben waren unbedeutend, den von Joseph II. eingeführten Stempel und die Erbsteuer hatte sein Nachfolger wieder aufgehoben. Die Rechtspflege war einfach und wohlfeil; die Verwaltung war bei allen Mängeln beliebt, schon weil das Vielregieren nicht ihr Fehler war und die eigenthümlichen Rechte mancher Gerichte, Städte und Gemeinden unangefochten blieben. Die Conscription, die Joseph auch über die Tiroler verhängt, war wieder beseitigt und ihre Wehrpflicht auf die Vertheidigung des Landes beschränkt worden. Bei einem so lange dauernden Zusammenhang bilden sich zudem eine Menge von Verhältnissen, die sich nicht ohne Schaden mit einem Male zerreißen lassen. Der Tiroler, gewohnt, einen großen Theil seiner Producte und Fabrikate unter günstigen Verhältnissen nach Oesterreich abzusetzen, die Früchte seiner Sparsamkeit dort anzulegen, mußte fürchten, daß ein Wechsel des Regiments diese Beziehungen stören, den Credit erschüttern und die im Lande umlaufenden Geldsorten, die Bankzettel und Scheidemünze, völlig entwerthen würde.

Wohl war die Verbindung mit Baiern an sich keine unnatürliche, die

örtliche Lage, die Verwandtschaft der Stämme, selbst ihre ältere Geschichte schien dafür zu sprechen. Für die Producte des Landes bot sich doch hier der bequemste Markt; seine Arbeitskräfte konnten leicht Verwendung finden, die reiche Kornkammer Baierns ergänzte seinen Mangel, der Verkehr und Austausch, bisher durch Schlagbäume und Zollstöcke gehindert, gewann seine natürliche Freiheit wieder. Eine wohlwollende und verständige Regierung vermochte hier gewiß Tüchtiges zu wirken. Die alte Organisation und Verwaltung des Landes hatte auch ihre Mängel; es fehlte nicht an unnützem Schlendrian, wie er der Mittelmäßigkeit und Indolenz zusagte, und selbst die alte ständische Verfassung ist erst dann als ein werthvoller Schatz angesehen worden, als die planlose Willkür fremder Diktatoren an die Stelle trat. Indessen alle die Vorzüge, die das neue Regiment bringen konnte und in einzelnen Zweigen der Verwaltung und Rechtspflege gebracht hat,*) wurden im Volke selbst lange nicht so lebhaft empfunden, wie der drohende Verlust des theuern Herkommens; ein Verlust, der um so schmerzlicher erschien, als ihn das Machtgebot eines glücklichen Siegers erzwungen hatte. Darum war auch die Betrachtung, daß der Verband mit Baiern Zusammengehöriges und Verwandtes wieder verknüpfe, viel weniger mächtig, als die Erinnerung an alte Händel und blutige Kämpfe, in denen sich Tiroler und Baiern gegenüber gestanden waren.

Als die Abtretung des Landes 1805 verfügt war, hofften die Tiroler noch auf die Erhaltung ihrer hergebrachten Zustände. Im Presburger Frieden war ausdrücklich und mit Absicht das Land an Baiern mit denselben Rechten abgetreten, die Oesterreich besessen, „und nicht anders". Als dann in den ersten Tagen des Jahres 1806 eine tirolische Deputation vor Max Joseph erschien, entließ sie der König, indem er dem Landeshauptmann die Hand reichte, mit den Worten: Ich verspreche euch nochmals, biedere Tiroler, kein Jota soll an eurer Verfassung geändert werden. Napoleon selber hatte einer Abordnung der Tiroler die Versicherung gegeben: Ihr sollt gar nichts zahlen, oder nicht viel.

Es war vielleicht unmöglich, in solcher Zeit diesen Zusagen vollkommen treu zu bleiben; in jedem Falle hatte die neue Regierung einen schweren Stand. Auch wenn sie mit Wohlwollen und Klugheit an den alten Zuständen nur leise änderte, die Verwaltung verbesserte, die Thätigkeit des Landes weckte und anspornte, sie hatte immer mit der Anhänglichkeit des Volkes an das Hergebrachte und mit dem natürlichen Mißbehagen zu kämpfen, das die

*) Alb. Jäger, zur Vorgeschichte des Jahres 1809, (Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften 1852. VIII. 242) sagt: das Volk erfreute sich einer viel rascheren und durchgreifenderen Handhabung der Justiz und Polizei, und selbst Tiroler Beamte, welche anfangs ein günstiges Ergebniß bezweifelten, mußten am Ende der bairischen Landgerichtsordnung den Vorzug zugestehen vor der mechanisch abgemessenen Geschäftsführung der früheren Kreisämter.

alten Beamten, der eingeborene Clerus und die Bauern gleichmäßig über die neue Ordnung empfanden. Aber es war, wie wir wissen, nicht in Montgelas' Art, das Eigenthümliche zu schonen und geduldig abzuwarten, bis die neu erworbenen Gebiete in den alten Besitz von selbst hereinwuchsen. Er liebte es vielmehr, mit aller ungeduldigen Hast die Verschmelzung äußerlich und gewaltsam zu betreiben, Uniformität und Centralisation rücksichtslos ins Werk zu setzen, Ueberliefertes und Hergebrachtes, mochte es in sich selbst erstorben oder dem Volke noch lieb und werth sein, nach der einmal angenommenen Schablone zurechtzuschneiden. Es lag zudem in der bonapartisch-rheinbündischen Politik ein angeborener Widerwille gegen das Mannigfaltige und Naturwüchsige, eine bureaukratische Verachtung gegen das Volksthümliche und ein hochmüthiger Glaube an die eigene Unfehlbarkeit, der sich damals überall laut genug kund gegeben, aber doch nirgends so bunt gewirthschaftet hat, wie im Lande Tirol. Denn hier fand diese Politik den stärksten Widerstand im Volke und mit diesem Widerstand wuchs ihre Unbändigkeit und ihre Brutalität. Die Folge war, daß das Land die unvermeidlichen Uebel um so härter empfand und selbst das Gute, was geschaffen werden konnte, wenig fruchtbar ward und keinen Dank erntete.

Die tiefste und allgemeinste Unzufriedenheit ward durch die kirchlichen Neuerungen erweckt; ihr Eindruck ging auch am meisten in die Masse des Volkes, den in Tirol ganz strenggläubigen Bauernstand.*) Die bairische Verwaltung hatte damit begonnen, die Vergebung der Pfarreien für die Regierung in Anspruch zu nehmen; der bischöfliche Einfluß sollte sich auf eine untergeordnete Mitwirkung beschränken, die Würdigkeit von dem Ergebniß einer neu eingeführten Concursprüfung abhängen. Auch verlangte die Regierung Gehorsam für alle Verordnungen, die sie in Bezug auf Kirchenpolizei erlassen würde. Sie verfügte demgemäß Aenderungen im Cultus, und wie sie nicht raschen Vollzug fanden, wurden Strafen verhängt und mit erhöhtem Nachdruck eingeschärft, daß die Pfarrer den Verwaltungsstellen zu gehorchen hätten, auch wenn deren Befehle dem Ordinariat vorher nicht mitgetheilt wären. Natürlich widersetzten sich die drei Bischöfe von Chur, Trient und Brixen, in deren Sprengel Tirol gehörte, diesem neuen Kirchenrecht; die Regierung drohte mit Temporaliensperre, der Papst ermuthigte die Bischöfe zum fortgesetzten Widerstand. Nach Innsbruck beschieden, wurden die Fürstbischöfe von Trient und Chur, der erste, ein Graf Emanuel von Thun, der andere, Karl Rudolph von Buol-Schauenstein, aufgefordert, sich zum unbedingten Gehorsam gegen die königlichen Verordnungen zu verpflichten, das Majestätsrecht der Pfründen anzuerkennen, nur solche Candidaten zu

*) Darin stimmen alle Zeugnisse der Tiroler überein, Hormayr, Rapp und Albert Jäger. In dem angeführten Aufsatz des Letzteren (Sitzungsberichte der Wiener Akademie) sind diese kirchlichen Wirren am ausführlichsten behandelt.

weihen, die auf einer königlichen Schule ihre Studien gemacht hätten, und nie Recurs nach Rom zu ergreifen. Wie sie das verweigerten, wurden ihre Bischofssitze für erledigt erklärt, sie selbst am 24. Oct. 1807 aus dem Lande deportirt.*)

Schon waren vorher die sieben Prälaturen des Landes unter politische Administration gesetzt und das Gerücht fand leicht Glauben, daß das Vermögen dieser Stifter eingezogen werden sollte. Es erregte schon die Versteigerung ihrer Güter Aergerniß genug; das Kirchensilber, die Kelche und andere heilige Geräthschaften wanderten durch die Hände der Juden! Dann wurden die schon von Joseph gegebenen, aber in Tirol nie vollzogenen Verordnungen gegen das Uebermaß der Feiertage erneuert und mit unvernünftigen Strafen gegen die Zuwiderhandelnden eingeschritten. Wer an einem solchen Festtage ein besseres Kleid trug oder nicht arbeitete, ward polizeilich bestraft; der Gottesdienst in der Christnacht, alle Nebenandachten, Segnungen und Processionen wurden mit strengen Drohungen verpönt, das Geläute beschränkt.

Die deportirten Bischöfe zu ersetzen, bestellte die Regierung ein Generalvicariat, erst für Trient, dann auch für den Antheil der Churer Diöcese. In Trient gelang es, die Domherren zur Wahl eines Generalvicars zu bestimmen und dafür in der Person des Grafen Franz von Spaur den Mann zu finden, welcher der Regierung genehm war. Aber in dem Antheil des Churer Bisthums, wozu namentlich der Vintschgau gehörte, war der Widerstand um so hartnäckiger. Weder die Resignation des Churer Bischofs, noch die Bestellung eines Vicars im Sinne der Regierung war hier durchzusetzen; man konnte nicht einmal hindern, daß Bischof Karl Rudolph nach wie vor Befehle erließ und Gehorsam fand. In den letzten Tagen des Jahres 1807 wurde eine Anzahl Geistlicher nach Meran beschieden, um dort unter geräuschvollem militärischen Apparate aus dem Munde des Specialcommissärs von Hofstetten in drohenden und schmähenden Worten die Gebote der Regierung zu vernehmen. Der König ist gnädig, rief er ihnen wiederholt zu, aber die Geistlichen sind Schurken. Sie sollten, so forderte er, alle Verbindung mit dem Bischof von Chur abbrechen und gegen die Befehle der Regierung unbedingten Gehorsam versprechen. Die große Mehrzahl weigerte sich dessen, obwohl den Drohungen rasch die That folgte und gegen einige von den anwesenden Geistlichen mit Haft und Deportation eingeschritten ward. Fruchtlos waren die Vorstellungen, welche der Clerus und die Bauern im Vintschgau an den König richteten; vielmehr ward (Februar 1808) eine Verordnung

*) Auch der Bischof von Brixen, Graf Lodron, war eingeladen, hatte sich jedoch entschuldigt; nach Jägers Versicherung nicht aus Mangel an Muth (S. 254. 255). Im Uebrigen war es unverkennbar, daß das Brixener Capitel einen vorsichtigeren Weg einschlug und die Dinge nicht zum Conflict treiben wollte.

bekannt gemacht, welche die früheren Befehle in schärferer Form wiederholte, den Bischof von Chur als gefährlichen Volksaufwiegler bezeichnete und alle diejenigen, die noch mit ihm Verbindung unterhielten, als Landesverräther zu behandeln befahl. Gleichwohl beharrten die Geistlichen auf ihrem Widerstande; man sperrte ihnen die Temporalien, sandte Executionstruppen aus, trieb widerspenstige Pfarrer weg und mißhandelte die ihnen überall treu anhängliche Bevölkerung. Schlimmer noch als die Verordnungen selbst war die Vollziehung; sie leitete ein leidenschaftlicher und gewaltthätiger Mann, der Specialcommissär von Hofstetten, und einer seiner rührigsten Gehülfen war der damalige Landgerichtsactuar von Hörmann, ein Tiroler Apostat, der wie alle Leute dieser Art, die Andern an Maßlosigkeit überbot.*) Es war etwas ganz Gewöhnliches, daß solche Träger der Autorität die übertriebensten Drohungen und niedrige Schimpfwörter gegen die Widerspenstigen aussprudelten, oder es kam vor, daß man Tage lang die Executionstruppen in den Dörfern mit Arretiren und Abprügeln beschäftigte und sie in Pfarrhäusern und Klöstern wie in eroberten Festungen hausen ließ. Es wurde wenigstens erzählt und im Volke geglaubt, daß Hofstetten mit dem Hut auf dem Kopfe und der Tabackspfeife im Munde in die Kirche gekommen sei, Meßgewänder Juden übergehängt und sie mit dem Stock durch die Zimmer gejagt, oder den Guardian und einen Pater von den Meraner Kapuzinern zu einem Frühstück geladen, das er ihnen in Gesellschaft zweier feilen Dirnen servirte. Eine Tiroler Quelle hat noch neuerlich als bestimmte Thatsache berichtet, daß Soldaten als Weiber verkleidet am Vorabend des Portiunculafestes in die Meraner Kapuzinerkirche geschickt wurden, um dort im Dunkel der Nacht scheinbar zu beichten und auf diesem Wege das Verhalten der Mönche im Beichtstuhl auszuspüren; Thatsache war es, daß in der Nacht vom 15—16. Aug. in Meran, Schlanders und Mals die Kapuzinerklöster durch Detachements leichter Truppen militärisch genommen wurden und daß der Specialcommissär den Falstaffsstreich beging, in Meran an der Spitze der Truppen die Heldenthat gegen eine Handvoll Kapuziner persönlich auszuführen.

Nach dem übereinstimmenden Zeugniß kundiger Tiroler haben diese kirchlichen Wirren das Volk am meisten erbittert, wiewohl daneben Anderes nicht gefehlt hat, um das Land mit dem neuen Regiment zu entzweien. Auch die alte ständische Verfassung hatte den Umschwung von 1805 nicht lange überlebt. Ihre Mängel und Schattenseiten werden von den Tirolern wohl zugegeben, allein ihr Aufhören ward darum doch, zumal in Hinblick auf die wiederholten feierlichen Zusagen, sie zu erhalten, wie ein neuer Beweis der Geringschätzung des Volkes empfunden. Schon im Juni 1807 war die Erhebung und Verrechnung der Steuern durch die Stände beseitigt wor-

*) Un Tirolese bavarizzato é un cane catenato lautete ein südtirolisches Sprüchwort.

den; es sei das, hieß es im Stile des Rheinbundes, eine Verrückung der Scheidewand der Gewalten und gehöre weder nach der Geschichte, noch nach den Begriffen einer ständischen Verfassung zu dem Wesen derselben. Die Einziehung der sieben Prälaturen machte dann einen weitern Riß in das ständische Institut; die ihm zustehenden Functionen hatten thatsächlich ohnedies aufgehört. So bestand die Verfassung schon nicht mehr, als das Patent vom 16. Mai 1808 verkündete, daß dem ganzen Königreich eine allgemeine Landesverfassung gegeben und in Folge dessen alle Provinzialstände aufgehoben werden sollten.

Die Neuerungen, die kamen, mußten diesen Verlust erst recht fühlbar machen. Die Last der Conscription, überall im Rheinbunde mit Widerstreben aufgenommen, war in Tirol doppelt verhaßt; sie verletzte das Herkommen des Landes und hob ein Vorrecht auf, das nach Joseph II. Tode dem Lande von Neuem gesichert worden war. Auch in Bezug auf Zoll und Verkehr hatte die österreichische Verwaltung zu Gunsten Tirols manche Ausnahme von den sonst geltenden Grundsätzen zugelassen; das hörte jetzt auf und man tauschte dafür die Wirkungen der Continentalsperre ein. Die Herabsetzung der Bankozettel und Kupfermünze, die Verordnung, wonach alle seit 1797 contrahirten Schulden in Metallgeld entrichtet werden mußten, die Capitalienreduction zum Nachtheil der Gläubiger, die an die Schwatzer Creditcasse Forderungen zu erheben hatten — das waren Maßregeln, wodurch der Wohlstand und Credit vieler Tausende erschüttert ward. Dazu kamen dann neue Steuern und Vermehrung der alten. Die Grundsteuer ward erhöht, der Papierstempel, den die Landschaft Tirol unter Oesterreich abgelöst, ward wieder eingeführt und das Land mit einer ganzen Reihe fiscalischer Künste Bonaparte'scher Art überschwemmt. Durch das Familienschutzgeld, den Fleischaufschlag, die Klassenzollpatente, die außerordentliche Armensteuer, den Viehzoll wurden dem Lande neue unbekannte Lasten auferlegt, dieselben mit unerbittlicher Härte eingetrieben und sein Verkehr hundertfach gehemmt und gestört. Wohl hätte Tirol auch unter Oesterreich in diesen harten Jahren schwerere Lasten als früher tragen müssen und das berüchtigte Finanzpatent von 1811 war eine noch stärkere Beeinträchtigung von Eigenthum und Credit, als die bairischen Reductionsmaßregeln in Tirol; allein man hätte dies für die überlieferte Ordnung der Dinge leichter ertragen, als für eine aufgedrungene Gewalt, die sich in jedem Zuge als ein Regiment von Fremden verkündete. Nicht allein Hofstetten, Welsberg und ähnliche Beamte verfuhren gewaltthätig und rücksichtslos, auch ein sehr ehrenwerther Mann wie Arnold Mieg, von pfälzisch-reformirtem Widerwillen gegen den Clerus und heftigem Groll gegen Oesterreich erfüllt, zeigte eine gehässige Härte. Die ganze Montgelas'sche Bureaukratie war von dem Bewußtsein ihrer Allweisheit erfüllt und verbarg die tiefe Geringschätzung nicht, die sie gegen die „dummen" Bauern empfand. Es mochte bei ihr für den Beweis eines starken Geistes gelten, wenn man

der Pietät des Volkes für alles Alte und Ueberlieferte auf recht empfindliche Weise entgegentrat; gegen die religiösen wie die patriotischen Reminiscenzen des Landes wurde darum ein planmäßiger Krieg geführt. Der alte Name Tirol verschwand und es ward ein Inn-, Eisack- und Etschkreis daraus gemacht, das Stammschloß, das dem Lande den Namen gab, wurde versteigert, ja es gab einen Kreishauptmann im Innthal, der auf den Wirthsschildern vom kaiserlichen Doppelaar die eine Hälfte übertünchen ließ und die denkwürdige Ordre gab, daß die sogenannten Kaiserbirnen künftig unter dem Namen Königsbirnen verkauft werden müßten.

Die tiefe Unzufriedenheit des Landes war in Oesterreich kein Geheimniß; die Mißvergnügten in Tirol und die Patrioten, die 1806 lieber nach Oesterreich gegangen waren, als daß sie dem aufgedrungenen Herrn dienten, standen in ununterbrochenem Verkehr mit einander. Auf Erzherzog Johann, den Liebling der Gebirgslande, waren die Blicke der Getreuen gerichtet; er ward der natürliche Mittelpunkt der Beschwerden, Entwürfe und Hoffnungen. Die Ereignisse in Spanien fanden bis in diese Alpenthäler freudigen Widerhall; die Rüstungen Oesterreichs nährten die Hoffnung eines baldigen Umschwunges, der dem Lande seine Eigenthümlichkeit wiedergeben werde. Eine geheime Correspondenz, die durch vertraute Boten über die Alpenpässe vermittelt ward, hielt die Einverständnisse lebendig. In den Briefen war das Geheimniß unter der Allegorie einer vertraulichen Bekanntschaft und Brautwerbung verhüllt; Tirol war die Braut, ihre Ausstattung bedeutete die Rüstung zum Kampfe, der Bräutigam, der seinem Versprechen getreu die Braut heimführen sollte zur blutigen Hochzeit, war der Erzherzog. Ein solches Schreiben richtete am 22. Dec. 1808 der kaiserliche Büchsenspanner Anton Steger, ein geborner Tiroler, an Franz Anton Nessing zu Botzen und lud den Vater und die Brüder im Etschland und im Innthal „nebst dem Bartigen“ nach Wien zur vertraulichen Besprechung. Die Hochzeit muß so sauber ausfallen, daß dergleichen noch keine gewesen ist. Der Bräutigam wird gegen Ende des nächsten Monats nach Grätz gehen, um seine Kleinodien zusammenzurichten und von da seine Braut abzuholen“ *). Um Mitte Januar 1809 begaben sich Nessing, der Brunecker Gastwirth Peter Hueber und der „Bartige“, Andreas Hofer, Wirth am Sand im Passeyer Thal, nach Wien. Dort ward mit dem Erzherzog der Plan des Aufstandes und seine Zurüstung im Einzelnen verabredet. Auf dem Rückwege knüpften die Abgesandten persönlich die nöthigen Einverständnisse an; der tapfere Sieberer aus Langkampfen, der Jochberger Wirth Anton Oppacher, Rupert Wintersteller, Anton Aspacher im Achenthal, Ignaz Straub in Hall wurden von Hofer aufgesucht und die Vorbereitung zum Kampf besprochen. Jeder von ihnen breitete dann in seinem näheren Kreise die Einverständnisse weiter aus.

*) S. den Brief bei Rapp, Tirol im Jahr 1809. S. 56. 57.

Einer von der Wiener Deputation, Peter Hueber, hatte den Weg durch Kärnthen eingeschlagen und übernahm die Agitation im Pusterthale. Auch Nessing war in rühriger Thätigkeit, so daß er fast die blinde Sorglosigkeit der bairischen Behörden mißtrauisch machte.

Seit der Ausbruch des neuen Krieges bevorstand, hatte die bairische Regierung den Zuständen in Tirol mehr Aufmerksamkeit zugewendet. Der Transport von Waffen und Munition ward untersagt, die Polizei verschärft, und im Februar eine außerordentliche Recrutirung angeordnet, zum Theil in der Absicht, einem etwa drohenden Aufstand schlagfertige Kräfte zu entziehen. Eben bei diesem Anlaß gab sich freilich die Stimmung des Landes in unzweideutigen Symptomen kund. In manchen Gegenden, z. B. im Thale Selrain, in Landeck, in Imst kam es zu blutigen Auftritten, und jenseits des Brenner erhoben sich ein Paar Gemeinden im Fleimser Thal zum offnen Aufstand. Diese letzte Bewegung zwar wurde durch den tapferen Oberst Ditfurth binnen wenig Tagen (Anfang März) glücklich überwunden, allein die einsichtigeren Männer unter den bairischen Autoritäten selbst zweifelten nun nicht mehr, daß, sobald der Krieg ausbrach, eine Erhebung der Tiroler erfolgen werde. Sie trugen auf Verstärkungen an, und als man sich außer Stande sah, solche zu senden, ward an Napoleon der Vorschlag gerichtet, Tirol ohne Weiteres zu räumen. Allein er wies das ab und gebot, daß das Land unter allen Umständen gehalten werde*).

In den Verabredungen zu Wien war anfangs der Ausbruch auf den 9. Februar, dann auf den 12. März festgesetzt worden. Erst später ward, veranlaßt durch das verhängnißvolle Zaudern des großen militärischen Hauptquartiers, die Frist auf den 9. April verschoben. Bei Leib- und Lebensstrafe war jede Mittheilung verboten; die Kirchen und die Wirthshäuser waren als Verständniß- und Sammelpunkte bezeichnet. Auch Mundvorrath, Pulver und Blei sollten von den Wirthen aufbewahrt werden. Zur bestimmten Zeit sollte der Vortrab eines österreichischen Corps unter Jellachich auf der Salzburger Straße vor Innsbruck, und die Avantgarde des Feldmarschalllieutenants Chasteler durchs Pusterthal bei Brixen eintreffen, um gegen den Brenner und Botzen vorzurücken. Alle feindlichen Truppenzüge sollten zwischen das Feuer beider Colonnen genommen und von dem Aufgebot der Landesschützen unablässig gedrängt und verfolgt, die Flüchtung der Landescassen vereitelt werden. Die Flußanwohner sollten die Zerstörung der Wege, Stege und Brücken hindern, um die rasche Hülfe der kaiserlichen Truppen

---

*) Hier und im Folgenden haben wir ein interessantes Manuscript benutzt, über das Leben des Obersten Karl von Ditfurth, das uns von dem Autor, Max von Ditfurth, dem Sohne des Obersten, mit dankenswerthester Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt worden ist. Vgl. auch die Schrift: Zur Berichtigung einiger in der neuesten Aufl. von Freih. v. Hormayr's Geschichte des A. Hofer wiederholten Bezüchtigungen gegen den Obersten von Ditfurth. Kassel 1846.

zu erleichtern, gleich nach deren Ankunft aber im Rücken des verfolgten Feindes alle Brücken und Stege abwerfen, die Straßen abgraben, durch Holz und Steingerölle ungangbar machen. Sobald die Oesterreicher die Grenze passirt hätten, sollten bei einbrechender Nacht die Kreidenfeuer auf den bestimmten Signalpunkten lodern, am andern Morgen Blut, Mehl und Kohlen in die fließenden Wasser gegossen werden, zum Zeichen, daß jetzt Alles auf sein solle. Einverständnisse nach Westen waren mit dem Engadin, Veltlin und den Bündtner Landen angeknüpft; im Osten sollte ein nächtlicher Ueberfall die Feste Kufstein überrumpeln. Das Corps, das Chasteler aus Kärnthen nach dem Pusterthal führen sollte, betrug 10,000 Mann; die bairische Kriegsmacht, die von Kufstein bis Brixen zerstreut war, beschränkte sich auf 4400 Mann*).

Der mächtigste Verbündete war aber die Natur des Landes selbst**). Nur drei größere Thäler bilden die Communicationswege, durch die Tirol mit Baiern, Kärnthen und Italien in Verbindung steht; und von diesen dreien ist nur das Innthal für den Durchgang großer Heere bequem. Alle übrigen Thäler sind so eng, daß man von einem Berge zum andern mit der Muskete schießen kann. Zwischen Felsen und Abgründen, in deren Tiefen der Bach rauscht, führt der Weg bald am einen, bald am andern Ufer über Brücken, deren Zerstörung alles weitere Vordringen unmöglich macht. Das ganze Land gestaltet sich so zu einer zusammenhängenden Kette von Gebirgen, in denen es schwer ist, schon für ein Corps von dreitausend Mann geeignete Lagerplätze zu finden. In diesem Gewebe von Defileen sind dann wieder einzelne Punkte, welche durch ihre größere Verengung eigentlich die Nadellöcher sind, durch welche der Eingang in die etwas breiteren Thäler geschieht; schmale Fußsteige über die Berge, fast nur dem Eingebornen zugänglich, verbinden sie mit einander und vermitteln den aufständischen Bewohnern den gegenseitigen Verkehr, oft rascher, als es der Besitzer der Thäler mit den schnellsten Reiterordonanzen vermag. Darum ist es zu jeder Zeit einem Feinde wohl leicht geworden, durch das breite Innthal mit concentrirter Macht bis Innsbruck vorzudringen; aber hier begann erst die Schwierigkeit, und manche feindliche Colonne hat in den Defileen der Eisack und des obern Inn ihre Verwegenheit mit dem Verderben gebüßt. Der gefährlichste Gegner auf solchem Terrain ist nicht der reguläre Soldat, zumal wenn die Vertheidigung so geführt wird, wie im Jahr 1805, sondern der Gebirgsschütze, der nichts bei sich hat als sein Gewehr über der Schulter und die wenige Munition in einem grobtuchenen Sacke, der sich am Bivouac seine karge Nah-

---

*) S. Oesterr. Milit. Zeitschrift 1833. I. 231 f. Darnach hatte Chasteler 6—7000 Mann Linientruppen und 7 Bataillone innerösterreichischer Landwehr.

**) S. über das Folgende die Bemerkungen in C. Baur's Krieg in Tirol. München 1812. S. 127—180.

rung aus Türkenmehl, das er bei sich führt, selbst bereitet, an einem freien Leben im Walde Behagen findet, aus jedem Busch und jeder Felsenschlucht auch ohne Commando und Reglement feuert, der das enge Thal meidet und die Höhen liebt, der davon läuft, wenn man ihn auf den Leib kommt, und wiederkommt, wenn man umgekehrt hat; der sich nicht eher umgangen glaubt, als wenn man ihn schon von hinten erreicht hat, und der des Glaubens ist, daß man auch da gehen könne, wo man keinen Weg gemacht hat*). Der Tiroler Bauer war durch die Natur seines Landes zur Genügsamkeit genöthigt, durch seine Lebensweise daran gewöhnt; er konnte sich mit einigen Pfunden Mehl und Erdäpfel, die er bei sich führte, einige Zeit unterhalten; der eigentliche Schütze war mit seinem Stutzen gut bewaffnet und stand an Uebung dem besten Schützen in Europa gleich. Dem gegenüber hatte der feindliche Soldat mit natürlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, die keine kriegerische Technik überwinden konnte. Näherte er sich zudem den abgelegenen Thälern, so fand er die Bewohner entflohen und sich damit des letzten Mittels genauerer Ortskenntniß beraubt. Kein Versprechen und keine Drohung, so bezeugen die Feinde selbst, war im Stande, den Eingebornen dahin zu bringen, daß er spionirte oder auch nur den Weg zeigte.

Seit Monat März war Alles schlagfertig, die letzten Verabredungen in Wirthshäusern und auf Festschießen getroffen, Pulver und Blei in Bereitschaft, der Bauer harrte mit Ungeduld des Moments, wo die Feuer auf den Bergen den Ausbruch verkündigten. „Argloser ist selten ein Feind überrascht worden, als damals die Baiern. Der Tiroler ist von Natur verschmitzter und verschlossener als seine Nachbarn; jetzt vollends hatte der allgemeine Haß Verschwiegenheit gelehrt. Es wird ein ewig denkwürdiges Zeugniß für die Natur dieses Volkes wie seine damalige Stimmung bleiben, daß in einer Verschwörung, deren Glieder nicht nach Hunderten, sonder nach Tausenden zählten, sich auch nicht ein leichtfertiger Plauderer, geschweige denn ein absichtlicher Verräther fand.

Am erregtesten war die Stimmung dort, wo die kirchlichen Neuerungen am gewaltthätigsten waren durchgesetzt worden, also in der Umgebung von Meran, in jenen malerischen Seitenthälern des Etschlandes, in deren wilder Naturschönheit ein kraftvolles, verwegenes Geschlecht von Männern gedeiht. Eines dieser Thäler war das Passeyr, das den Wanderer von den Grenzen italischer Vegetation an den Ufern der Passer durch ausgewaschenes Felsgeröll zur höchsten Alpenregion hinaufgeleitet, an dessen südlichem Ausgang die Rebe und der Feigenbaum an den Felswänden wild emporwächst, in dessen nördlichstem Gebiete, dicht an der Schnee- und Eiswelt, selbst die Tanne verschwindet. Dies großartig wilde und melancholische Alpenthal war die Heimath Andreas Hofers. Dort zu St. Leonhard war er 1767 geboren

*) Worte Baur's a. a. O. S. 136.

und führte jetzt in dem Wirthshaus am Sand die von den Vorfahren ererbte Wirthschaft. Weit und breit war kein Mann so populär, wie der biedere Sandwirth, dessen äußere stattliche Erscheinung in gewählter Landestracht selbst unter den markigen Gestalten seiner Heimath sich imposant genug hervorhob, und der in Anhänglichkeit an das alte Herkommen, in Religiosität und herzhaftem Muthe keinem andern Tiroler nachstand. Treuherzig und gerade in seinem Wesen, munterem Scherz und den Spielen seiner Landsleute nicht abgeneigt, in früheren Jahren als ein tüchtiger „Robler" bekannt, sonst anspruchslos in Genüssen, nur an einen tüchtigen Trunk Wein gewöhnt, so schildern ihn die, die ihn kannten und ihm näher kamen. Argloser als es die Bergbewohner zu sein pflegen, kein Mann von großen und weiten Ideen, aber eine von den Naturen, die um so zäher an dem beschränkten Kreis ihrer Gedanken festhalten, umfaßte Hofer mit der ganzen Tiefe seines Gemüthes und der innigsten Hingebung die vaterländische und religiöse Sache, die ihn erfüllte. Es hat Mancher unter den Bauernführern neben ihm in Einzelnem eine größere Virtuosität entfalten und ihn da und dort an kriegerischem Scharfblick, an Jägerschlauheit oder an kaltblütiger Schätzung der Lage überbieten mögen, aber es ist unter allen doch keiner gewesen, der die gute Sache, für die man in den Streit ging, herzlicher und wahrhaftiger ergriffen, der das, was das Volk in Tirol damals bewegte, sein Fühlen und sein Wollen, seine Naivetät und seine Tiefe gleichsam so persönlich vertreten hätte, wie der Sandwirth im Passeyr. Darum war er das rechte Oberhaupt in einem Kampfe, der ganz die Sache der Bauern war, in dem die Schulweisheit des Bureaus und des Generalstabes sich eben so oft Blößen gab, wie der Bauer, wo er allein handelte, sich unvergänglichen Ruhm erwarb.

Seit März hatte der Erzherzog Johann sein Hauptquartier in Gratz aufgeschlagen; der Ausbruch des Kampfes war jetzt auf die zweite Woche des April gesetzt. Schon am 2. April versandte Baron Joseph von Hormayr, der geschäftige Intendant und unermüdliche Publicist des Hauptquartiers, die ersten Aufrufe an vertraute Männer in Tirol; auch die Patente, welche die provisorische Organisation des Landes feststellten und den ständischen Ausschuß nach Brixen beriefen, lagen druckfertig, und kaum konnte Hormayrs Ungeduld den Moment erwarten, sie massenhaft ins Land zu werfen. In der letzten Woche des März hatte einer der rührigsten Verschworenen, Martin Teimer aus Schlanders, der vorher vor der bairischen Polizei hatte flüchten müssen, sich wieder ins Land gewagt, im Vintschgau und im Passeyr die Weisungen des Erzherzogs verbreitet und mit dem Sandwirth die letzten Verabredungen getroffen. Eine von ihm und Hofer unterzeichnete „offene Ordre" kündigte den Einmarsch der Oesterreicher auf den Morgen des 9. April an. Schon stand Chasteler in der Nacht vom 7—8. zu Villach; da traf ihn der Befehl in Tirol einzurücken. Wir führen diesen Krieg, rief eine

Ansprache des Erzherzogs dem Lande zu, damit nicht zuletzt Alle Einem dienen, und zwar Einem, welchem ursprünglich Keiner zu dienen verpflichtet war, wir führen ihn darum, daß noch eine Freiheit und Selbständigkeit auf Erden sei; darum, daß nicht alle Deutschen, daß nicht endlich auch der Oesterreicher, Ungar und Böhme gezwungen werde, anstatt für den eigenen Heerd, künftig als blinde Werkzeuge fremder Herrschsucht und Habsucht zu dienen. „Waffen und ein alttirolisches Herz und so viel männlichen Entschluß, um einige Mühseligkeiten und um einige Gefahr der bisherigen Knechtschaft und einer noch ärgern Zukunft vorzuziehen, das ist Alles, was ich von Euch begehre, und wahrlich es ist gerade so viel, als Eure Ehre und Euer eigenes Heil erfordert."

Am frühen Morgen des weißen Sonntags (9. April) setzten sich die Oesterreicher mit 6—7000 Mann, einigen Schwadronen Reiterei und 17 Geschützen von Oberdrauburg nach dem Pusterthal in Bewegung; binnen wenigen Stunden donnerten die Freudensalven durch die Thäler und flammten die Feuerzeichen des Aufstandes auf den Höhen. In dem nämlichen Augenblick brach eine österreichische Colonne von etwa 800 Mann aus dem Salzburgischen durchs Oberpinzgau nach dem Innthal vor, indessen der Sandwirth mit einigen Tausend Passeyrern, Allgundern, Meranern, deren Zug mit jeder Stunde anschwoll, sich aufmachte, um über den Jaufen nach Sterzing zu kommen und dem Feinde die Straße nach dem Brenner zu verlegen. Schon harrten auch in Nordtirol, am Inn, die Bauern auf das versprochene Zeichen zum Aufbruch. So schlang sich um das ganze Land ein Netz, den überraschten Gegner vereinzelt abzuschneiden und zu entwaffnen.

Chastelers Zug durch das Pusterthal am Morgen des 9. April glich, wie Hormayr sagt, dem rührendsten und feierlichsten Triumphe; von Lienz bis zur Mühlbacher Klause, wo sich die Oesterreicher näherten, tönten unaufhörliche Freudenschüsse, Geläute aller Glocken; Feld und Wald war mit Menschen beiderlei Geschlechts und jeden Alters bedeckt, unter tausendstimmigem Jubelruf drängte sich Alles, mit grünen Reisern geschmückt, den Befreiern entgegen. Wie elektrisch zuckte durch das ganze Thal der Aufstand. In Brixen stand der bairische Oberstlieutenant Wrede mit etwa 1300 Mann, von denen einzelne Abtheilungen das Pusterthal besetzt hielten. Auf die erste Kunde von der Erhebung der Bauern zog er seine vorgeschobenen Posten zurück und wies sie an, auf ihrem Rückzuge die Brücke über die Rienz bei St. Lorenzen abzubrechen. Aber schon war es zu spät, dies ungestört zu vollziehen. Am Morgen des 10. April war bereits die ganze Bevölkerung des Thales lebendig geworden; in den Ortschaften läuteten die Sturmglocken, von allen Seiten drängten Bauernhaufen heran und von den Höhen beschossen die Schützen das bairische Piket, das sich vergebens bemühte, die Brücke zu zerstören. Mit empfindlichem Verluste mußten die Baiern die Stelle räumen; ihre Hoffnung war, sich an der Mühlbacher

Klause zu behaupten. Allein der Schwarm der begeisterten Bauern drängte ihnen auf der Ferse nach; ihr Führer war hier Peter Kemnater, der tapfere Wirth von Schabs. Zugleich umgangen und in der Front angegriffen, war die Klause in Kurzem in der Gewalt der Tiroler. Jetzt wichen die Baiern an die Ladritscher Brücke zurück, welche die Verbindung bildet zwischen dem Pusterthale und der Eisackstraße; ihre Zerstörung sollte dem weiteren Vordringen der Aufständischen vorerst ein Ziel setzen. Sie waren aber nicht glücklicher als bei St. Lorenzen. Auch die in Brixen stehenden bairischen Bataillone mit einer Schwadron Reiter und drei Geschützen waren jetzt aufgebrochen, um die Stellung an der Ladritscher Brücke zu halten. Indessen der Aufstand wuchs mit jeder Stunde; aus allen Seitenthälern brachen am 10. und in der Nacht zum 11. April die Schützen auf, die Baiern sahen sich in der Front mit Wuth angegriffen, während im Rücken der Landsturm des Schalderser Thales schon in Bewegung kam und die Straße nach dem Brenner zu verlegen drohte.

In diesem Augenblick (11. April) kam von Südtirol herauf eine französische Colonne unter General Bisson; sie sollte durch Tirol den Marsch nach Schwaben machen und am Lech sich mit der großen Armee vereinigen. Eine zweite Abtheilung unter Lemoine folgte nach. Diese vereinigten Kräfte schienen stark genug, die Stellung an der Ladritscher Brücke zu behaupten und so die Verbindung mit der italienischen Straße offen zu halten. Da erschienen endlich in den Nachmittagsstunden auf den Höhen von Schabs die ersten österreichischen Jäger und Reiter unter Oberlieutenant Gherardi; Chasteler selber war nicht in allzu großer Eile durch das Pusterthal vorgerückt,*) hatte aber auf dringenden Hülferuf der Bauern seinen Vortrab, eine Abtheilung Jäger, vorausgeschickt; auf Wagen waren sie dann von Brunecken nach dem Kampfplatz geführt worden. Der betäubende Siegesjubel, womit die Bauern ihre Ankunft begrüßten, verkündete dem Feinde, was geschehen war. Jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren, wenn der Rückzug noch ungefährdet geschehen sollte. Bisson und Wrede brachen eilig auf, um noch vor Nacht Sterzing zu erreichen; auch die Colonne unter Lemoine, eben bei Brixen angelangt, fühlte sich hier nicht mehr sicher, sondern trat noch vor Tagesanbruch den Rückzug nach Botzen an. Nicht ohne Mühe machten sich Bisson und Wrede Bahn nach Sterzing; von den Höhen zur Seite schossen schon die Aufgebote der nahen Thäler unter die zurückziehenden Truppen, ließen Felsstücke auf sie herabrollen, zerstörten die Brücken und Uebergänge. Der fliehende Soldat vergalt den Ueberfall mit Verwüstung und Mord, womit er die Wehrlosen traf. Auch dem Rückzug Lemoines nach dem Süden drohte Verderben; wenn die Aufgebote um Botzen

*) S. Rapp S. 89. Auch die Oesterr. Milit. Zeitschr. a. a. O. 235 wundert sich über die Langsamkeit Chastelers.

ihre Schuldigkeit thaten, war es nicht schwer, die ganze Schaar in den engen Felsschluchten der Eisack zu begraben.

In diesem Augenblick hatte auch bei Sterzing der Aufstand einen Erfolg erfochten. Dorthin war der Sandwirth mit seinem Passeyrer Aufgebot über den Jaufen aufgebrochen und erschien am Abend des 10. April auf den Höhen vor dem Städtchen. Es lagen in Sterzing einige hundert Mann Baiern mit einer Kanone unter Major Speicher.*) Am frühen Morgen begann auf dem Sterzinger Moos der Kampf mit den Passeyrern. Die Baiern schlugen sich tapfer, ihr eines Geschütz konnte den Bauern verderblich werden. Seine Wirkung zu schwächen, erfand Hofer ein recht naives Mittel. Er ließ beladene Heuwagen vorschieben; ein paar beherzte Dirnen leiteten diese beweglichen Barrikaden und riefen ihren Leuten ermuthigend zu, frisch drauf los zu gehen und sich nicht zu fürchten vor „der bairischen Dampfnudel“. Hinter den Heuwagen standen die geübtesten Schützen, schossen die Kanoniere weg und brachten das Geschütz zum Schweigen. Vergebens setzten die Baiern dem stürmischen Angriff einen verzweifelten Widerstand entgegen und suchten wiederholt in ein Quarré geschlossen den Andrang der Bauern abzuwehren; ihrer Officiere beraubt, über 200 Verwundete und Todte zählend, mußten sie am Ende das Gewehr strecken und wurden von Joseph Ennemoser, dem tapfern Innsbrucker Studenten, der jetzt als Hofers Schreiber fungirte, kriegsgefangen nach dem nahen Schloß Mareit abgeführt.

Erst am Abend traf in Sterzing die Spitze von Bissons und Wredes Colonnen ein. Die Bauern hatten sich auf die Kunde von ihrem Anmarsch auf die Berge zurückgezogen und ließen die Straße offen. Die Erbitterung der Soldaten machte sich in Gewaltthaten Luft; Wehrlose wurden mißhandelt, Häuser geplündert, eine Anzahl Personen als Geißeln mitgeschleppt. Am Morgen des 12. brachen sie nach Innsbruck auf, den steilen Schellenberg und Brenner hinan, ohne Ruhe und Rast, von beiden Seiten, von den Felsen und aus den Wäldern beschossen, mehrmals durch Verhaue und theilweise abgerissene Brücken aufgehalten. Die Thaten des Schreckens, die sie zu Mauls, Gossensaß und Steinach begingen, schüchterten nicht mehr ein, sondern steigerten nur die Erbitterung des Landvolkes.**)

Auch in Nordtirol hatte indessen der Aufstand begonnen. Es waren Laufzettel an die Gemeindevorsteher und Gerichtsanwälte gesendet worden mit den Worten: „Im Namen des Erzherzogs Johann! Es ist Zeit!“ Schon am 8. April sah man ein Bret mit einem kleinen rothen Fähnlein

*) Völdernborff, Kriegsgesch. von Baiern II. 33, dessen Angaben übrigens in den Tiroler Vorgängen nicht selten ungenau sind, zählt nur 212 „Feuergewehre“. Die österr. Berichte dagegen nennen 240 Todte und Verwundete und 380 Mann Gefangene. Es mag wohl diese Angabe zu hoch sein, wie die erste zu niedrig ist.

**) Sowohl Stutterheim S. 51 als die Oesterr. Mil. Zeitschrift S. 240 werfen in der Darstellung die einzelnen Daten durcheinander; s. Rapp a. a. O. S. 86. 87.

den Inn hinabschwimmen; in der folgenden Nacht kündigten Feuerzeichen auf den Bergen die Stunde der Entscheidung an. Am 10. sammelten sich dann bei Axams und im Stubaier Thale Haufen von Landstürmern und drängten gegen Innsbruck vor; auch aufwärts tönten an diesem und am folgenden Tage die Sturmglocken in allen Dörfern und riefen die Bauern des oberen Innthals zu den Waffen. Die Innbrücke bei Zirl ward von den Tirolern besetzt, die Feinde zurückgedrängt, eine Abtheilung, die bei Seefeld stand, suchte eilig durch die Scharnitz nach Baiern zu entkommen. Rings um Innsbruck standen sich am 11. April Soldaten und Bauern plänkelnd gegenüber; schon zählten die Baiern einen nicht unbedeutenden Verlust an Todten und Verwundeten, indessen der Haufen der heranziehenden Landstürmer mit jeder Stunde mächtiger anschwoll. Noch immer hatten die bairischen Autoritäten keine Vorstellung von dem Umfange der Gefahr; erließ doch der commandirende General Kinkel noch am Abend des 11. April einen Befehl an Oberst Wrede, worin er ihn anwies, den Posten bei Brunecken binnen 24 Stunden wieder zu nehmen, Patrouillen durch das Pusterthal vorzusenden, jeden mit den Waffen in der Hand betroffenen Bauer zu erschießen und alle im Aufstand begriffenen Ortschaften anzuzünden. Er ahnte nicht, daß, ehe vierundzwanzig Stunden vergingen, schon seiner eigenen Gewalt ein Ziel gesteckt war.

Auch im untern Innthal zählte der Aufstand kühne und gewandte Führer; Joseph Straub, der tapfere Kronenwirth von Hall, und Joseph Speckbacher im Dorfe Rinn, der ehemalige Wildschütz, in dem die Unerschrockenheit des Soldaten mit erfinderischer Jägerlist gepaart war, stehen neben dem Sandwirth von Passeyr in erster Reihe. Sie hatten Alles trefflich eingeleitet, die bairische Kriegsmacht in der Nähe zu überwältigen. Am frühen Morgen des 12. April ward das Städtchen Hall überfallen, die Besatzung gefangen genommen, im Kloster Volders eine Abtheilung Baiern zur Uebergabe gezwungen, eine Reiterabtheilung, die von Innsbruck nach dem untern Inn durchbrechen wollte, abgeschnitten.*) In Hall drohte die Wuth der Massen in wilde Ausschweifungen auszuarten; Gewaltthaten gegen die Besiegten und Plünderung schienen kaum abzuwenden. Der brave Straub hielt mitten im Sturme erregter Volksmassen die Ordnung aufrecht und ehrte die Tapferkeit auch in dem Feinde, indem er einem verwundeten bairischen Lieutenant, der sich am hartnäckigsten gewehrt, Schutz und Pflege angedeihen ließ.

*) Wie schwer es ist, in solch einem Kampfe den Antheil jedes Einzelnen genau zuzumessen und das Detail mit völliger Gewißheit festzustellen, kann statt vieler Beispiele diese Episode beweisen. Mayr in der Biographie Speckbachers (S. 38 ff.) schreibt diesem den Hauptantheil an den Vorgängen um Hall zu, während in dem fleißigen Buche von Rapp (S. 97 ff.) Straub als der Leiter erscheint und Speckbachers Name nicht einmal genannt wird. Vgl. übrigens die Notiz bei Thaler, Geschichte Tirols S. 352 Anm.

Nun war auch in Innsbruck selbst die Entscheidung erfolgt. Am frühen Morgen war die Stadt von den Bauern umgeben: am Berg Isel, an den Ufern der Sill, und gegenüber am linken Ufer des Inn waren die Höhen vom Landsturm besetzt. Die Vertheidigung der Stadt leitete Oberst Ditfurth, ein Officier von großer Bravour, der den kurhessischen Dienst mit dem bairischen vertauscht und sich im Feldzuge von 1805 sehr ausgezeichnet hatte. Im Bewußtsein von Kinkels Mittelmäßigkeit hatte die Regierung ihn beim Ausbruch nach Innsbruck versetzt, damit er dem General mit Rath und That zur Seite stehe. Ditfurth hatte vergebens den General zu bestimmen gesucht, Innsbruck zu räumen und im Innthal eine geeignete Stellung zu nehmen; die Rücksicht auf die Beamten und deren Familien bestimmte zum Bleiben in Innsbruck. Die Hauptkräfte der Baiern waren gegen den Berg Isel und die benachbarten Höhen aufgestellt; von der Ebene her besorgte man weniger Gefahr und zählte zudem auf die Detachements bei Hall, die freilich in diesem Augenblick schon von den Insurgenten des Innthals umringt waren. Ein erster verwegener Angriff, den die Bauern von den Höhen gegen das Dorf Wiltau hin versuchten, ward zwar abgewehrt; aber schon zeigten sich auf der andern Seite links vom Inn die oberinnthaler Aufgebote und stürmten mit solcher Hitze heran, daß die bairischen Posten sich eilig über die Brücke zurückzogen und eine Kanone, die sie jenseits aufgestellt, zurückließen. Indeß an der obern Brücke und am Ufer des Flusses sich ein heftiges Feuer entspann, kamen auch die Bauern von den Höhen mit Macht herab und brachten die Baiern bei Wiltau ins Gedränge. General Kinkel fing an, an der Möglichkeit eines glücklichen Widerstandes zu verzweifeln; gegen die Zusage freien Abzuges wäre er bereit gewesen, den Kampf einzustellen, und er gab einer städtischen Deputation den Auftrag, dies zu vermitteln. Allein es hielt schon schwer, in dem wilden Tumult eines solchen Kampfes sich ruhig Gehör zu verschaffen, und wie man es mit Mühe zur Verhandlung gebracht, war die Ueberlegenheit und die Siegeszuversicht der Bauern schon zu groß, als daß sie freien Abzug gewähren wollten. Sie hatten eben den Uebergang über die Brücke forcirt, die dort aufgepflanzte Kanone genommen, ihre Bedeckung getödtet, schon drängten die einzelnen Haufen von der Brücke nach Innsbruck herein, indessen auch auf der andern Seite vom Berg Isel herab die Kämpfer sich Bahn gemacht hatten in die Stadt. Vergebens suchte Ditfurth die von zwei Seiten angegriffenen und beschossenen Baiern zu sammeln, anzufeuern und gegen die Uebermacht ins Gefecht zu führen; aus allen Winkeln, aus den Häusern und von den Dächern flogen die Kugeln der Aufständischen, seine tapfersten Officiere lagen getroffen am Boden, er selbst war von drei Schüssen verwundet. Schon blutend und von den Bauern auf allen Seiten umdrängt, ließ er sich von dem Reste der Mannschaft, der nicht zersprengt und abgeschnitten war, auf einer Bahre vorantragen und ermuthigte sie zum Widerstand gegen die an-

stürmenden Haufen; eine Salve warf zwei der Officiere nieder und traf den Obersten mit einer vierten, tödtlichen Wunde. Er hatte wohl ein Recht zu sagen, was er später auf dem Sterbebette dem ihn besuchenden Chasteler zurief: „Hätten alle gethan wie ich, so wären Sie nicht hier.“*) Sein Fall entschied vollends den Sieg; die entmuthigten und zerstreuten Soldaten mußten sich ergeben. Noch ehe der Vormittag zu Ende ging, war die gesammte bairische Besatzung entwaffnet und gefangen. Ein Trupp Dragoner unter Graf Erbach, dem es gelungen war, über die Mühlauer Brücke gegen Hall zu entkommen, gerieth dort unter Speckbachers und Straubs Schaaren und ward gleichfalls gefangen.

Welch buntes, stürmisch bewegtes Bild bot aber jetzt Innsbruck in den Händen der siegreichen Bauern! Hier wurden die Waffen- und Munitions-Vorräthe oder die Gepäckwagen des Feindes ausgeleert, seine verhaßten Wappen und Farben heruntergerissen und nach dem bairischen Löwen und Wappen an der Hofburg ein Wettschießen abgehalten, dort ein in Holz geschnitzter kaiserlicher Doppeladler im Triumphe durch die Stadt getragen und unter Jubel, Andacht und Freudenthränen ihm die Huldigung dargebracht. In die Kirchen drängten sich die Bauern massenweise, um Dankgebete und Siegeswünsche darzubringen; aber auch die Wirthshäuser waren erfüllt mit Durstigen, den glücklich erfochtenen Sieg in reichlich genossenem Weine zu feiern. Wer hätte sich wundern wollen, wenn in dieser Auflösung aller Autorität der von Freude und Wein trunkene Haufe sich zu wilder Ausschweifung hätte fortreißen lassen? Der Groll über den erlittenen Druck, der Haß gegen die Brutalität der Beamten, das Mißtrauen gegen die Stadt, die als halb bairisch gesinnt verrufen war, konnte schon bedenklich genug werden; zudem gab es auch hier einen Pöbel, von dessen Wildheit und Raubsucht nichts Gutes zu erwarten war. An Tumult und Unordnung, an Bedrohungen Einzelner und selbst an Plünderung hat es denn auch nicht gefehlt; doch wollte es nicht gar viel bedeuten, wenn man bedachte, was Alles vorausgegangen war; daß in ein paar Judenhäusern geplündert und verwüstet ward, erklärte sich aus der Rolle, welche diese Juden beim Verkauf der Kirchengeräthschaften gespielt hatten; fand man doch noch bei dem Einen eine Kiste von Silber, die er aus der kirchlichen Beute erstanden hatte. Einzelnen Beamten, die besonders verhaßt waren, hätte die Volkswuth verderblich werden können; es gelang ihnen, sich zu retten. Andere wurden nur bedroht, nicht mißhandelt; die wirklichen Brutalitäten und Excesse, die hie und da vorkamen, gegen treu österreichisch Gesinnte so gut wie gegen die Baiern, kamen auf Rechnung des Gesindels, das sich als Schweif auch an diese Bewegung anhing. Manchmal gab sich auch wohl die Rache des Volkes mehr in gutmüthigem Scherz

*) Die Einzelnheiten sind dem angeführten Manuscript über Oberst Ditfurths Leben entnommen.

als in Gewaltthat kund, wie bei dem allerdings persönlich nicht verhaßten Generalcommissär Grafen Arco. Ein Haufe junger Bursche verlangte nur mit seinen Töchtern einige Male im Zimmer herumzutanzen, was denn auch unter Lachen und Jubel geschah, und zog dann befriedigt weiter. Der Unordnung zu steuern, gab sich Martin Teimer viele Mühe. Er war am Mittag angekommen, hatte die Uniform eines corpulenten österreichischen Officiers, die ihm weitläufig um den Leib schlotterte, angezogen und benahm sich als „kaiserlich-königlicher Commissär". Auch er freilich hatte einen schweren Stand; denn der Aufruf, den er mit Hofer unterzeichnet, hatte die Ankunft österreichischer Truppen als nahe bevorstehend angekündigt, und noch immer war in Innsbruck und im Innthale kein kaiserlicher Soldat zu sehen.

Aber eine andere Nachricht kam noch am Abend, die man nicht erwartet; ein Zettel ohne Unterschrift zeigte an, daß die französisch bairische Colonne unter Bisson und Wrede, die wir auf dem Marsche über den Brenner verlassen haben, schon in Steinach angelangt sei, um am andern Tage nach Innsbruck herabzusteigen. Die zwölf- bis fünfzehntausend Bauern, die den Tag über in der Stadt zusammengedrängt waren, hatten sich zum großen Theil vor der Nacht wieder heim begeben; Eilboten gingen nun nach allen Richtungen, um sie wieder herbeizurufen. Vor Tagesanbruch waren die Schützen und Aufgebote der Nachbarschaft entweder wieder eingetroffen, oder doch im Anmarsch. Die Mannschaft und das erbeutete Geschütz ward an die wichtigsten Punkte vertheilt, einzelne Thore und Uebergänge rasch verbarricadirt.

Der Morgen des 13. April war kaum angebrochen, als sich auf den Höhen des Iselberges die blitzenden Bajonette von Bissons Avantgarde zeigten; die Colonne war unter Gefahren und Mühen über den Brenner gekommen, geneckt und bedrängt von den Tiroler Schützen, die sich schon an ihre Ferse hingen oder von den Höhen aus ihre Flanke beschossen. Ohne Aufenthalt war die Truppe vorwärts gerückt, um in Innsbruck die ersehnte Rast und Sicherheit zu finden. Bisson hatte keine Ahnung, daß die bairische Besatzung, mit der er sich vereinigen wollte, schon gefangen sei, als er jetzt vom Iselberg gegen Wiltau herabstieg. Erst als er hier angelangt war, erfuhr er aus dem Munde des Buchhalters Lener die Ereignisse des vorigen Tages. Er schenkte der Erzählung keinen Glauben und sandte den bairischen Lieutenant Margreiter, einen geborenen Tiroler, voraus, um Kundschaft einzuziehen. Margreiter sprengte nach der Triumphpforte; schon hier warf ihn die Stutzenkugel eines Tiroler Schützen zu Boden und sein herrenloses Pferd verkündete dem feindlichen General, daß es wahr sei, was man ihm berichtet. Jetzt drängten auch die Haufen der Bauern aus dem Thore dem Feinde entgegen; in der Flanke und im Rücken entwickelten sich die Schaaren des Landsturmes, die von den Höhen des Brenners, aus dem Stubaier und Selrainer Thale herangekommen und durch Unterinnthaler Schützen verstärkt

waren. Straub und Speckbacher leiteten die Aufstellung, die in Kurzem das feindliche Corps von allen Seiten zu umzingeln drohte. Bisson entschloß sich, eine Deputation von Officieren, an deren Spitze Wrede war, nach der Stadt zu schicken; der obengenannte Buchhalter geleitete sie. Sie fanden die Neustadt mit kampflustigen Bauern erfüllt, die stürmisch die Capitulation der Truppen begehrten; die ganze Stadt war in den Händen der Tiroler, der gefangene General Kinkel rieth tief entmuthigt zur Unterwerfung. Schon drängten indessen die Haufen der Bauern dicht an die Colonne heran, verlangten trotzig die Uebergabe, schnitten einzelne Abtheilungen ab und entwaffneten sie. Ein Adjutant Straubs erklärte dem General, daß er seine Leute nicht mehr aufhalten könne, und wenn nicht augenblicklich die Uebergabe erfolge, die ganze Truppe rettungslos verloren sei. Die aus der Stadt zurückgekehrte Deputation kam mit gleich trostloser Botschaft. Nur mit wenig Munition versehen und ohne Geschütz, verzweifelte der bedrängte General an der Möglichkeit, einen ehrenvollen Ausgang zu finden. Als Gouverneur in Braunschweig, wo er durch seine Erpressungen berüchtigt war*), und später als Vorsitzender des Kriegsgerichts über Hofer hat er freilich mehr kaltblütige Energie gezeigt! Eines hoffte er jetzt noch zu retten, er wollte nicht den Schimpf auf sich laden, vor den Bauern das Gewehr gestreckt zu haben, und verlangte mit einem österreichischen Officier zu unterhandeln. Da war denn Teimer an seinem Platze. Dreist und zuversichtlich, wie er war, erschien er in der erborgten Officiersuniform und verhandelte mit dem französischen General über die Capitulation. Bisson versuchte Alles, um bessere Bedingungen zu erlangen: aber weder seine Bitten machten Eindruck, noch der schmerzliche Hinweis auf die Strenge seines Kaisers. Die Tiroler blieben fest, machten Miene abzubrechen und deuteten drohend darauf hin, daß dann ein Kanonenschuß drüben am Inn das Signal zu einem hoffnungslosen Kampfe geben werde. Der gefürchtete Schuß fiel wirklich kurz nach 8 Uhr und der bestürzte Bisson unterzeichnete die Bedingungen, die ihm Teimer vorschrieb. Darnach legten die Franzosen und Baiern auf der Stelle, wo sie standen, die Waffen nieder, wurden kriegsgefangen an das achte kaiserliche Armeecorps abgegeben und ließen die Tiroler frei, die sie gefangen gemacht oder als Geißeln behalten hatten. Den Oberofficieren sollten Gepäck, Pferde und Seitengewehre verbleiben. Es war hohe Zeit, daß capitulirt ward; denn schon fingen auf das gegebene Zeichen die Bauern an, auf eigene Hand einzelne Abtheilungen anzufallen und zu entwaffnen, die Reiter von den Pferden herabzureißen, auch wohl unter die Truppen hineinzufeuern, als die Kunde von der Unterzeichnung Schlimmeres abwehrte. Es waren über 4000 Mann, die jetzt bei Wiltau vor dem Tiroler Landsturme die Waffen streckten.

---

*) S. oben S. 30.

Unter dem Eindruck so unverhofften Erfolges wuchs die Aufregung und es drohten sich die Auftritte vom vorigen Tage in schlimmerer Gestalt zu wiederholen. Es waren wieder über 12,000 Bauern in der Stadt und kamen immer neue Zuzüge; in ihrer Gewalt befanden sich jetzt diejenigen, die der Bauer gewohnt war als Feinde seines Vaterlandes und seines Glaubens anzusehen. Es war schwer genug, der rohen Unerfahrenheit begreiflich zu machen, daß man den Gefangenen zu bestimmten Bedingungen verpflichtet sei; gar Vielen wollte es nicht einleuchten, daß man den Officieren noch Pferde und Gepäck lasse, und mehr als einmal waren die Gefangenen, zumal die Führer, in ernster Gefahr, nicht jetzt allein zu Innsbruck, inmitten einer wildbewegten Masse, sondern noch mehr auf der Escorte im Innthal, durch die erbitterte Landbevölkerung hindurch. Doch ist außer Drohungen und Insulten Einzelner nichts geschehen, was die Ehre des Sieges befleckt hätte.*) Führern wie Straub, den Leuten von der Escorte selbst, dann der Geistlichkeit gebührt das Hauptverdienst, daß es nicht zu einer blutigen Katastrophe kam. Teimers Autorität reichte dazu nicht aus. Begegnete es doch dem Helden von Wiltau wenig Stunden nach der Capitulation, daß er selbst von den Bauern gefangen gehalten und fast sein Leben bedroht ward. In die Freude des Sieges mischte sich bei den Massen der peinliche Argwohn, man habe sie mißbraucht und getäuscht; denn noch sahen sie keinen von den verheißenen österreichischen Soldaten, deren Erscheinen ihnen doch die Bürgschaft gab, daß sie nicht schutzlos und isolirt den Kampf gegen einen überlegenen Feind begonnen. Teimer, an dessen Namen sich die Zusage jener Hülfe knüpfte, ward dafür verantwortlich gemacht, daß die österreichischen Generale es den Bauern an Raschheit nicht gleich thaten. Nicht ohne bange Sorge verlief darum der 13. April.

Aber am andern Morgen sollte aller Zweifel sich lösen. Gegen neun Uhr ungefähr ritt ein einzelner österreichischer Cavallerist als Quartiermacher durch die Triumphpforte der Neustadt ein; ihn sehen und in unendlichem Jubelgeschrei umschließen, Mann und Roß mit Küssen bedecken, war das Werk eines Augenblicks. Von dem freudetrunkenen Volke fast getragen, machte der Reiter seinen Weg durch die Stadt. Was von österreichischen Fahnen sich auffinden ließ, ward herbeigeholt, um in feierlichem Zuge die ersehnten Truppen zu empfangen. Es waren Momente von unbeschreiblicher Wirkung, wie dann gegen Mittag vom Brenner herab die ersten Reiter und Jäger unter Glockengeläute, Freudenschüssen und einem wahren Freudentaumel der Bevölkerung ihren Einzug hielten. Noch am nämlichen Tage

*) Die Franzosen freilich erzählen noch heute von Gräueln und Brutalitäten, die man gegen die Ueberwundenen begangen. Es ist eine der vielen Bulletinslügen, erfunden, um die Kopflosigkeit von Generalen, wie Bisson, und den Terrorismus, den man selber nachher übte, zu bemänteln.

kam auch der Vortrab der Colonne an, die von Osten her durch das Unterinnthal ihren Einzug in Tirol hielt. Ihr Marsch von St. Johann und Schwatz nach Hall war ebenfalls ein Triumphzug gewesen. Am 15. Abends hielt Chasteler selbst seinen Einzug in Innsbruck. Die alten Ordnungen wurden nun, so rasch es ging, wiederhergestellt, die bairischen Beamten entfernt und durch österreichisch Gesinnte ersetzt, die Schuldigsten festgenommen. Wie wenig die bairischen Ordnungen Wurzel geschlagen, zeigte sich erst jetzt recht deutlich; das alte Tirol, wie es vor 1806 gewesen, war im Nu wieder da. Der Kaiser dankte dem Lande in einem Handschreiben aus Schärding (18. April); er bekannte offen, daß, ehe noch die Armee den Feind erreichen konnte, die tapferen Männer des Landes sich selbst frei gemacht hatten. Er versprach Alles anzuwenden, damit das harte Loos, seinem Herzen entrissen zu werden, dies Land nie wieder treffe. „Ich zähle auf Euch, Ihr könnt auf mich zählen, und mit göttlichem Beistand soll Oesterreich und Tirol immer so vereinigt bleiben, wie es eine lange Reihe von Jahren hindurch vereinigt war.“ In gleichem Sinne äußerten sich der Oberfeldherr und sein rühriger, schreib- und redegewandter Intendant Hormayr. Auch sie waren ebenso freigebig mit Worten bewundernder Anerkennung für die Bauern, wie mit heiligen Betheuerungen, daß nur Sieg oder Tod ihre Losung sei.

Tirol war frei; mit Ausnahme des Ueberfalls von Kufstein war Alles trefflich gelungen, wie es entworfen war. Zugleich mit der Befreiung der nördlichen Thäler war auch im Vintschgau und im Etschthal das verhaßte Joch abgeworfen worden, und noch vor Ende des Monats waren Trient und Roveredo, die letzten Punkte in Tirol, die von den Franzosen besetzt geblieben, den Oesterreichern überlassen. Zwei Generale, 132 Officiere, 3860 Mann Baiern und 2050 Franzosen, 7 Geschütze, 3 Fahnen, ein französischer Adler und beträchtliche Beute an Pferden, Munition und Geld, das waren die reichen Trophäen des Sieges, den die Bauern mit eigener Kraft erfochten. Nicht ihr Muth allein war zu preisen, auch durch Klugheit und Geschick hatten sie manchen Mann vom Handwerk glänzend beschämt. Das gute Volk war selbst überrascht über diesen unerhörten Erfolg; es kam den Leuten vor, wie einer sich bezeichnend ausdrückte, als wenn „jetzt die Sonne Tag und Nacht schiene.“ Der gefangene Ditfurth, der eine Woche nach dem unglücklichen Kampfe einem Nervenfieber und seinen Wunden erlag, sollte einmal in seiner Fieberhitze gefragt haben, wer denn die Bauern angeführt, und wie man ihm sagte: Niemand sei der Führer gewesen, hätte er geäußert: Sonderbar, ich habe ihn doch auf einem weißen Roß an mir vorüberreiten sehen. Das war genug, dem gläubigen Volke die Gewißheit zu erwecken, daß nur durch den sichtbaren Beistand eines Heiligen der glorreiche Sieg erfochten worden sei.

Die fünf Tage von Tirols erster Befreiung machten weithin durch Europa einen gewaltigen Eindruck; es war mehr als die Capitulation von

Baylen. Da hatte ein Bonaparte'sches Heer doch vor einer überlegenen Soldatenmacht die Waffen gestreckt; hier waren die Unbesiegten von Bauern überwältigt worden. Den Eindruck zu verwischen, mußten im Bonaparteschen Lager allerlei abgeschmackte Märchen erfunden werden, die freilich nicht hinreichten, den bittern Kern der Sache zu verhüllen. Der Tiroler Ruhm und Sieg lebte in den Herzen aller Deutschen; sie fühlten sich gehoben durch diesen vielverheißenden Anfang des großen Kampfes. Wenn nur draußen in der Ebene die gelehrten Meister der Kriegskunst ihre Sache so gut machten, wie diese Naturkinder in den Bergen!

Wir haben die große österreichische Armee in dem Augenblick verlassen, wo der Plan, aus Böhmen rasch nach Franken herauszubrechen, aufgegeben und die Bewegung nach dem Donauthale begonnen ward. Es blieben darnach in Böhmen nur zwei Armeecorps unter Bellegarde und Kollowrath zurück;*) die Masse des Heeres war in der zweiten Hälfte des März beschäftigt, ihre neuen Stellungen im Donauthale und am Inn einzunehmen. Es waren das dritte, vierte, fünfte und sechste Armeecorps, von den Fürsten Hohenzollern, Rosenberg, dem Erzherzog Ludwig und dem General Hiller angeführt, welche, verstärkt durch die beiden Reservecorps unter dem Fürsten Johann Liechtenstein und Kienmayer, sich dazu in Bewegung setzten. In der Gesammtstärke von 116—120,000 Mann sollten diese Truppen in drei Colonnen zwischen Schärding, Mühlheim und Braunau den Inn passiren.

Am 9. April ward der Feldzug begonnen. In einem kurzen Billet an den Obergeneral der französischen Armee kündigte der Erzherzog den Krieg an; ein Schreiben an den König von Baiern, das er durch einen Adjutanten überbringen ließ, sprach den Wunsch aus, der König möge der Volksstimmung Gehör geben, welche in den Oesterreichern nur die Befreier erblicke. „Es

---

*) Dem Beispiel der Gegner folgend, hatte man in Oesterreich das Heer diesmal auch in Armeecorps getheilt. Sie zählten damals nach Stutterheim S. LXVI. ff.

I. Armeecorps unter Bellegarde 24 Bataill. 14 Esc.
II. " unter Kollowrath 20 Bat. 20 Esc.
III. " unter Fürst Hohenzollern 23 Bat. 8 Esc.
IV. " unter Fürst Rosenberg (mit der Brigade Veczay) 22 Bat. 24 Esc.
V. " unter Erzherzog Ludwig 23 Bat. 16 Esc.
VI. " unter Hiller (mit Jellachichs Corps) 28 Bat. 24 Esc.
VII. " unter Erzherzog Ferdinand 25 Bat. 44 Esc.
VIII. " unter Chasteler, dann Giulay 18 Bat. 16 Esc.
IX. " unter Giulay 25 Bat. 24 Esc.

Dazu kamen:

I. Reservecorps (Fürst Johann Liechtenstein), 12 Bat. 24 Esc.
II. " (Kienmayer), 5 Bat. 24 Esc.

wäre mir schmerzlich, schrieb er, die Waffen gegen Ew. M. Truppen kehren und die Uebel eines Krieges, welcher für die allgemeine Freiheit unternommen ist, und dessen Grundsatz jeden Eroberungsplan ausschließt, auf Ihre Unterthanen wälzen zu müssen." Natürlich war diese Ansprache erfolglos; Baierns Schicksal war vorerst unlösbar mit der Napoleonischen Politik verkettet. Ein Manifest, das König Max Joseph am 17. April von Dillingen aus erließ, beschwerte sich in bitterem Tone sowohl über die Verletzung des Völkerrechts, die in dem Ueberschreiten der Grenze ohne Kriegserklärung enthalten war, als auch über die verführerischen Proclamationen der Oesterreicher, „welche nur die Rechte der Souveraine angriffen und einen die bürgerliche Ordnung untergrabenden Schwindelgeist zu verbreiten suchten." Baiern habe sich Glück zu wünschen zu der seit dem Presburger Frieden eingetretenen Veränderung. Oesterreich wolle nichts als die Unabhängigkeit des bairischen Vaterlandes zerstören und „jene Willkür" wieder aufleben machen, die es sich „unter dem anspruchslosen Titel eines Oberhauptes des deutschen Reichs von jeher zugeeignet habe!" In gleichem Tone ließ sich am nämlichen Tage der Württemberger Autokrat vernehmen; er hatte wieder, wie 1805, eine Menge von Kränkungen aufzuzählen, die ihm Oesterreich angethan haben sollte, und ereiferte sich heftig über die Ausbreitung der demagogischen Grundsätze, womit es den Krieg eröffne. Diesen Herren, die eben erst ihre Königreiche in Bonaparte'schem Frohndienst gewonnen und zusammengeraubt hatten, waren die Schwingen der Legitimität ungemein schnell gewachsen; „das Erbtheil von tausend Jahren, ließ König Friedrich in seinem Hofblatt verkünden, wird nicht mehr als Belohnung mordsüchtiger Schaarenanführer versprochen werden dürfen." Auf die Rheinbundsregierungen war also vorerst nicht zu zählen. Um sie zu gewinnen, war der falsche Weg eingeschlagen worden. Wäre man vier Wochen früher, ehe sie und ihr Schirmherr gerüstet waren, mit Macht über sie hergefallen, so war das ohne Zweifel wirksamer als alle patriotischen Proclamationen.

Doch diese Gelegenheit war einmal verloren; wenn nur wenigstens jetzt die kostbare Zeit mit aller Raschheit benutzt ward. Noch war es möglich, die Donau zu erreichen und die einzelnen französischen Aufstellungen zu überraschen, bevor Napoleon mit seinen Rüstungen fertig und auf dem Kampfplatze anwesend war. Seit der Unterredung, die zwischen Metternich und Champagny am 2. März stattgefunden, galt zwar auch in Paris der Krieg als unvermeidlich. Der Kaiser traf gleich in den nächsten Tagen die entscheidenden Anordnungen zum Beginn des Kampfes. Es wurden die Bewegungen der einzelnen Marschälle vorgeschrieben, die Rheinbündner zum ungesäumten Ausmarsch ihrer Contingente angehalten, für Kleidung und Verpflegung Vorsorge getroffen, in Ulm und Donauwörth Magazine angelegt, die wichtigsten Punkte rasch befestigt. Davoust sollte sich um Würzburg und Bamberg concentriren, Massena am 20. März bei Ulm sein Corps vereinigen,

Oudinot nach Augsburg aufbrechen, Lefebvre um dieselbe Zeit das Commando der Baiern übernehmen, Bernadotte in Sachsen schlagfertig sein. Bei Straubing, Landshut und München sollten die Baiern, bei Dresden die Sachsen, bei Ellwangen und Aalen die Württemberger, bei Pforzheim die Badener, bei Darmstadt die Hessen, bei Würzburg die kleineren Contingente bereit sein. In größter Eile wurden die Ergänzungstruppen dahin und dorthin beordert, wo man sie gerade brauchte, mochten sie zu diesen Regimentern gehören oder nicht. Die alte Garde sollte mit der Post aus Spanien über den Rhein geschafft werden.

Allein ungeachtet dieser Eile hielt der Kaiser doch mit einer gewissen Hartnäckigkeit den Gedanken fest, daß Oesterreich vor Ende April keine ernste Bewegung versuchen, in keinem Falle den Angriff beginnen werde. Es liegen uns viele Zeugnisse vor, daß er bis zuletzt der festen Zuversicht lebte, die Oesterreicher könnten vor Ende April nicht schlagfertig sein.*) Welche Folgen konnte es haben, wenn die Oesterreicher aus ihrer ersten Aufstellung in Böhmen im März rasch hervorbrachen, sich Regensburgs und Ingolstadts bemächtigten und die vom Main bis nach der Donau und dem Lech vereinzelten Colonnen des Feindes überfielen! Die Franzosen selbst geben zu, daß ihre Lage dann schlimm genug war, und meinen: das Sicherste im Kriege sei immer, mit Kraft und Kühnheit zu handeln, selbst wenn es den Regeln der Kunst etwas widerstreite. Ein erster glücklicher Erfolg brachte außer Tirol wahrscheinlich das Veltlin zum Aufstand, zündete im deutschen Norden, konnte in Preußen die Gedanken der Erhebung zeitigen, vielleicht in Rußland einen Umschwung bewirken.

Aber auch jetzt noch lagen die Verhältnisse keineswegs ungünstig für die Oesterreicher. Napoleon war auf einen Angriff noch nicht gerüstet. Für den unerwarteten Fall, daß die Feinde früher vorgehen sollten, als er annahm, lautete sein bestimmter Befehl an die Marschälle: vor einem Angriff zurückzuweichen und sich vor Allem die Vereinigung zu sichern. Ob der Feind nach Schlesien, Sachsen oder selbst Hannover hervorbreche, schien gleichgültig; wenn es nur gelang, die einzelnen Corps an der Donau zusammenzuziehen. Darum wurde (21. März) für den Fall eines unerwarteten Angriffs Davoust angewiesen, sich auf Donauwörth und Neuburg zurückzuziehen, Massena sollte nach dem Lech hin weichen, ebenso die Baiern. Mit

---

*) S. die Correspondenz bei Pelet, Mémoires sur la guerre de 1809. I. 358 ff. 368 f. 377. 380. 394. Auch an den Vicekönig von Italien schrieb er noch am 1. März (Mémoires du Prince Eugène IV. 355): Rien n'est imminent entre l'Autriche et nous; dann am 16.: mon intention est bien de ne faire aucun mouvement pendant avril, et tout me porte à penser que les Autrichiens, de leur côté, réfléchiront au précipice où ils vont s'engouffrer. Ja noch am 27. März schreibt er an Eugen (Mém. IV. 409): Je reste constant dans mon opinion qu'ils ne peuvent pas attaquer avant le milieu de mai.

ihnen, den Württembergern und mit Oudinot standen dann 180,000 Mann auf einem Punkte vereinigt, die auf dem einen wie auf dem andern Ufer der Donau manövriren konnten. Aehnliche Weisungen wurden ein paar Tage später an Massena gegeben. „Halten Sie sich bereit, schrieb Berthier, aber der Kaiser weist Sie an, nicht anzugreifen ohne seinen Befehl.“ Rückzug an den Lech, falls der Feind angriff, Concentrirung des Heeres bei Regensburg, falls er ruhig blieb, das war der klare Sinn seiner wiederholten Anordnungen.*)

Indessen alle Gefahr war damit keineswegs abgewandt. Wenn die Oesterreicher jetzt, zur Ueberraschung des Feindes, nach dem 9. April den Inn überschritten, die Baiern zurückschoben, nach der Isar vordrängten und Landshut besetzten, während die Corps aus Böhmen nach der Altmühl vorbrachen, so war es möglich, daß sie der Donauübergänge bei Kelheim, Neustadt, Regensburg Meister wurden, ohne daß der Feind dagegen etwas vermochte. Mit einer raschen Bewegung warf sich dann der Erzherzog zwischen Davoust und Massena, ohne daß der eine die Niederlage des andern hindern konnte. Erst am 13. April vereinigten sich Massena, Oudinot und die Württemberger am Lech; der größere Theil von Davousts Corps stand in diesem Augenblick bei Regensburg. Eine recht rasche Bewegung der Oesterreicher konnte also auch jetzt noch entscheidende Erfolge haben.**)

Diese Raschheit freilich hat der Erzherzog nie weniger bewährt, als in diesem wichtigen Moment. Wohl waren Wetter und Wege schlecht und die Magazintransporte, die man den Colonnen nachführte, hingen sich bleischwer an die schnelle Bewegung der Truppen; allein auch diese Schwierigkeiten waren wohl zum Theil zu überwinden, wenn mit dem rechten Feuer und Nachdruck gehandelt ward. Eben dies war aber in der obersten Leitung nicht zu spüren. Acht Tage brauchte man, um eine Strecke zurückzulegen, die nachher von den Franzosen in zwei Tagen durcheilt ward. So standen die Truppen, die am 10. über den Inn gingen, erst am 15. auf dem Marsche gegen die Isar; am 16. ward dieser Fluß überschritten und die bei Lands-

*) Am 30. März schreibt er an Berthier (Pelet II. 348): Mon but est de porter mon quartier-général à Ratisbonne, et d'y centraliser toute mon armée. Le quartier-général et la ligne du Lech est une position à occuper dans le cas où l'ennemi me préviendroit; mais si les Autrichiens ne bougent pas, je desire que le général Oudinot et le général St. Hilaire se reunissent à Ratisbonne.

**) Wie überrascht die Franzosen waren und man in Franken allgemein ihre Niederlage erwartete, zeigt auch der Bericht F. v. Müllers (Erinnerungen S. 263), der eine Sendung an Davoust hatte. Ein Aufsatz in der österr. mil. Zeitschr. (1862. II. 200) hält die oben angedeutete Aufgabe in etwa „vier Gewaltmärschen“ für ausführbar; „leider traten schlechtes Wetter und verspätetes Eintreffen der Colonnenmagazine dazwischen, vielleicht hinderte auch allzuviel Methodik die rasche Ausführung.“ So wurden statt vier acht Tage daraus.

hut stehende bairische Colonne unter Deroy zum Rückzug genöthigt.*) Am nämlichen Tage war ein kleines Corps in das von den Baiern verlassene München eingerückt. Es schien zunächst die Absicht, zwischen Ingolstadt und Regensburg die Donau zu passiren und das Heer bei Eichstädt zu vereinigen. Da kam die Nachricht, daß Davoust mit einer ansehnlichen Truppenmasse bei Regensburg stehe; sofort ward der Plan geändert (18. April) und der größte Theil des Heeres gegen Rohr und Eggmühl in Bewegung gesetzt, um am nächsten Morgen den Marschall bei Regensburg anzugreifen. Es sollten dazu auch die beiden Armeecorps unter Kollowrath und Bellegarde mitwirken, die am 10. aus Böhmen die Grenze überschritten hatten und durch die Oberpfalz gegen Regensburg vorgerückt waren.

In diesem Augenblick war Napoleon an der Donau angelangt, das Commando selbst zu übernehmen. Es war hohe Zeit, daß er kam. Sein Stellvertreter war seit dem 13. April Berthier gewesen, ein Mann, der mehr geeignet war, an der Seite des Kaisers dessen Befehle zu vollziehen, als nach eigner Eingebung zu handeln. Statt, wie es Napoleon wiederholt anbefohlen, die Armee zwischen Augsburg und Ingolstadt zu vereinigen, hatte er Davoust und Oudinot nach Regensburg, Lefebvre mit den Baiern nach der Isar geschickt. In unruhiger Hast erließ er Befehle, die dem Sinne des Kaisers widersprachen. Statt, wie dieser es wollte, dem Kampfe auszuweichen, ging er ihm entgegen; statt die Corps der Marschälle einander zu nähern, erweiterte er den Zwischenraum, der sie schon trennte.**)

Napoleon hatte bis zuletzt den Glauben nicht aufgeben können, daß Oesterreich, durch Rußland im Schach gehalten, die Feindseligkeiten wenigstens bis Ende April verschieben werde. Erst die Depeschen an Metternich, die man dem österreichischen Courier abgenommen, erschütterten diese Meinung. Er ließ sofort (10.) Berthier durch den Telegraphen davon benachrichtigen. Sollte der Feind vor dem 15. angreifen, das schärfte er ihm noch einmal ein, so müssen die Truppen bei Augsburg und Donauwörth concentrirt sein. Am Abend des zwölften meldete ihm dann der Telegraph die Eröffnung des Krieges; noch in der Nacht eilte er über Straßburg an die Donau und traf am Morgen des 17. April zu Donauwörth ein. Er hatte Befehle vorausgesandt, die früher gegebenen Anordnungen nachdrücklich anzuempfehlen. Aber er fand die Stellungen verschoben, die Armee nicht am Lech und der

*) Das bairische Contingent, etwa 30,000 Mann stark, war in drei Divisionen getheilt, die von dem Kronprinzen und den Generalen Wrede und Deroy befehligt wurden. Ueber den Kampf bei Landshut s. C. Höfler, Feldzug vom Jahre 1809. Augsb. 1858. S. 24 ff.

**) S. die Actenstücke bei Pelet II. 388 ff. Die strenge Rüge des Kaisers d. d. Ludwigsburg 16. April s. ebendas. S. 396 ff. Uebrigens findet sich in einem der Schreiben Berthiers (II. 385) der wunderliche Anachronismus, daß Davoust und Massena als Fürsten von Eggmühl und Eßling eingeführt sind.

Donau vereinigt, sondern weit auseinander gerissen. Niemand wußte, wo Davoust stand, und ob Regensburg von Franzosen oder Oesterreichern besetzt sei. „Sie können sich nicht vorstellen, sagte der Kaiser wenige Tage später einem seiner Minister, in welchem Zustande das Heer war und wie vielem Unglück wir ausgesetzt waren, wenn wir es mit einem unternehmenden Feinde zu thun hatten. Man soll mich so nicht mehr überraschen.“

In den Ausdrücken stolzester Zuversicht begrüßte er (17. April) zu Donauwörth seine Soldaten. „Ich komme mit der Schnelligkeit des Blitzes. Soldaten, ihr umgabt mich, als Oesterreichs Monarch zu meinem Bivouac in Mähren kam. Ihr habt gehört, wie er meine Milde anflehte und mir ewige Freundschaft schwor. Wir waren Sieger in drei Kriegen, unserer Großmuth verdankt Oesterreich Alles; dreimal ist es meineidig geworden. .... Unsere früheren Erfolge sind eine sichere Bürgschaft des Sieges, der uns erwartet. Auf denn, damit bei unserem Anblick der Feind seine Ueberwinder erkenne!“

Zugleich entfaltete er seine ganze Meisterschaft, das Versäumte mit Umsicht und Schnelligkeit gut zu machen, nicht die Gefahr allein abzuwenden, die seinem Heere gedroht, sondern sich auch den entscheidenden Erfolg zu sichern. Davoust, so lautete seine Ordre, sollte sofort am 18. von Regensburg an der Donau herauf nach Neustadt hin ziehen, indessen Massena und Oudinot von Augsburg gegen Pfaffenhofen aufbrachen und sich so gleichfalls der Donau näherten. So ward der weite Zwischenraum, der beide Marschälle trennte, auf eine Entfernung von wenig Meilen vermindert; diese Lücke füllte dann der Kaiser selbst mit seinem Centrum aus, das er aus den Baiern und Württembergern bilden wollte. Unsere angeborene deutsche Untugend und alte politische Sünden hatten es ja möglich gemacht, diese Heere mit so warmem Bonaparte'schen Eifer zu erfüllen, wie es nur immer die Franzosen waren. Weit entfernt, den grenzenlosen Jammer zu empfinden, der aus dem Bruderkrieg unter fremden Fahnen heraussprach, fühlten sich diese deutschen Hülfstruppen vielmehr geschmeichelt durch die Ehre, daß sich der Kaiser ihnen anvertraut und daß sie diesmal die Stelle seiner Garden verträten, sie hatten darum nur den einen Ehrgeiz, durch glänzende Tapferkeit die Wahl des Imperators zu rechtfertigen.

Mit drängender Eile spornte Napoleon seine Marschälle an, rasch zu vollziehen, was die Fehler der letzten Woche gut machen konnte. Es war freilich nicht leicht, unter den Augen des Feindes die vorgeschriebene Bewegung zu vollziehen, allein dessen zögernde Unentschlossenheit gab eine Bürgschaft des Gelingens. Und wie viel hing von diesem Gelingen ab! Er stand dann nicht allein gerüstet gegen jeden Angriff des Feindes, er hatte seine Macht beisammen, konnte die Flanken des Gegners bedrohen, ihm auf dem durchschnittenen Terrain zwischen Isar, Donau und Inn eine Menge von einzelnen Schlägen zufügen, die im Ganzen eine große Niederlage be-

deuteten. Der Erzherzog, schrieb er am 18. an Massena, ist mit drei Corps zu etwa 80,000 Mann von Landshut gegen Regensburg aufgebrochen; Davoust wird heute mit 60,000 von Regensburg gegen Neustadt abgehen; er und die Baiern können dann gemeinsam gegen den Feind agiren. Morgen den 19. kann dann Alles, was von Ihrem Corps zu Pfaffenhofen angelangt sein wird, entweder dem Erzherzog in die Flanke fallen, oder sich auf seine Aufstellungen bei Freising und Mosburg werfen. Alles stimmt zu der Ansicht, daß sich am 18., 19. und 20. die Angelegenheiten Deutschlands entscheiden werden. Sie sehen mit einem Blick, fügt er hinzu, daß niemals die Umstände eine thätigere und raschere Bewegung vorgeschrieben haben, als jetzt. „Thätigkeit, Thätigkeit, Raschheit!" rief er dem Marschall am Schlusse zu. Unsere Operationen, schrieb er am andern Tage, zeichnen sich von selbst vor; der Erzherzog ist mit seiner ganzen Armee einen Tagemarsch von Regensburg entfernt und hat seine Operationslinie auf Landshut. Davoust zieht sich auf Neustadt zurück, um sich mit den Baiern zu vereinigen. Durch dies Manöver versage ich meinen linken Flügel, um Sie mit dem rechten vorgehen zu lassen.

Die Befehle des Kaisers wurden vollzogen. Noch in der Nacht zum 18. brachen Massena und Oudinot gegen Pfaffenhofen auf und näherten sich am andern Tage diesem Orte; die Württemberger, etwa 12,000 Mann, mit der Kürassierdivision Nansouty zogen nach Neustadt, wo sie sich mit dem größten Theile der Baiern vereinigten; nur Davoust hatte nicht eher als am frühen Morgen des 19. von Regensburg aufbrechen können. Napoleon selbst begab sich an dem gleichen Tage nach Ingolstadt.

Es war den Oesterreichern eine letzte Frist gegönnt, die Trennung des Gegners zu ihrem Vortheil auszubeuten. Noch war es möglich, Davoust, der erst beim Anbruch des 19. Regensburg verlassen konnte, auf dem Marsche mit Ueberlegenheit zu fassen und so den linken Flügel der Franzosen getrennt anzugreifen, bevor Centrum und Rechte zu Hülfe kommen konnten. Der Erzherzog selbst hatte, wie wir uns erinnern, am 18. eine Disposition getroffen, die dazu hätte führen müssen. Aber auf die verworrene Nachricht hin, daß Davoust noch bei Regensburg stehe, ward in der Nacht die Anordnung wieder geändert. Der Prinz ließ am Morgen seine Hauptmacht, etwa 70,000 Mann, hauptsächlich aus den Corps von Liechtenstein, Rosenberg und Hohenzollern gebildet, gegen Regensburg vorgehen; ein kleines Corps unter Thierry sollte die Abens beobachten, Hiller den linken Flügel verstärken. Die augenfällige Schwäche dieser Aufstellung lag in der Zerstückelung der Streitkräfte; die Hauptmacht agirte in getrennten Colonnen, war auf mehrere Meilen auseinander gezogen und durch das durchschnittene Terrain gehindert, rasch zusammenzuwirken; ein kleines Corps, das leicht überwältigt werden konnte, sollte die Verbindung beider Flügel unterhalten, während der linke von Pfaffenhofen bis Mosburg und Siegenburg zersplittert war.

Davoust war bei grauendem Morgen von Regensburg aufgebrochen; die Divisionen Morand und St. Hilaire zogen am rechten Donauufer voran, die von Gudin und Friant folgten, eine Colonne leichter Truppen und Reiterei unter Montbrun, bestimmt, die Bewegung zu decken, nahm ihren Weg etwas entfernter vom Ufer des Stromes. Sie stieß zuerst mit dem Feinde zusammen. Derselbe hatte sich ebenfalls am Morgen in Bewegung gesetzt, Hohenzollern war gegen Abach, Rosenberg, bei dessen Colonne sich auch der Generalissimus befand, auf Dinzlingen, Liechtenstein auf Eglofsheim marschirt*). Die ganze Gegend, in welcher die Oesterreicher den Franzosen entgegenrückten, ist außerordentlich durchschnitten und besonders der Cavallerie sehr ungünstig. Dichte Wälder, unzählige Defileen und Moräste bedeckten diesen Landstrich und machten es, nach Stutterheims Versicherung, schwer, die Bewegungen der Gegner gehörig zu beurtheilen. So löste sich Alles in einzelne Gefechte auf, deren keines den Oesterreichern Gelegenheit gab, ihr Uebergewicht an Zahl geltend zu machen. Während Fürst Liechtenstein auf seinem Marsche nach Alteneglofsheim keinen Feind zu Gesicht bekam, stieß Rosenberg bei Schneidhart mit Montbruns leichten Truppen zusammen und drängte sie hier und bei Dinzlingen zurück, ohne übrigens ein bedeutendes Ergebniß zu erfechten. Indessen war zur Seite, beim Dorfe Hausen, die Colonne Hohenzollern mit St. Hilaire zusammengetroffen, zu deren Verstärkung Davoust auch die Division Friants herangezogen hatte. So hatten die Franzosen hier einige 20,000, die Oesterreicher nur etwa 17,000 Mann vereinigt; jene waren durch das ansteigende, mit Wald bedeckte Terrain geschützt, diese griffen einen Feind an, dessen Stellung und Stärke ihnen unbekannt war. Nachdem das Dorf Hausen im ersten Anlauf von den Oesterreichern genommen war, entspann sich kurz vor Mittag um eine Waldöffnung, durch die Hohenzollern vordringen wollte, auf einer Strecke von nicht viel über tausend Schritt eines der hartnäckigsten Gefechte dieses Krieges. Niemals haben die Oesterreicher sich tapferer geschlagen, als an dieser Stelle, Soldaten und Officiere wetteiferten an verwegenem Muthe, und drei ihrer Generale, die Fürsten Ludwig und Moritz Liechtenstein und Lusignan, waren an der Spitze ihrer Colonnen verwundet worden; allein die Vertheidigung war des Angriffes würdig, und wenn auch die Entscheidung lange schwankte, am Abend des heißen Tages, als ein heftiges Gewitter und Regenguß die Kämpfer trennte, waren die Franzosen im Besitze ihrer Stellung geblieben. Wie dann von Rosenbergs Colonne eine Verstärkung kam, war der Kampf schon zu Ende. Die Oesterreicher zogen sich hinter Hausen zurück.**)

*) Nach Stutterheim I. 155 zählte die erste Colonne 16¾ Bataill. und 6 Escadr., die Rosenbergs 28 Bat. 15 Escadr., die Liechtensteins 16 Bat. 44 Escadr. Ueber die Beschaffenheit des Terrains zwischen Abens, Donau und Isar s. die Schrift von Höfler S. 34 ff.

**) Nach Stutterheim I. 173 war der Verlust an Todten: 18 Officiere,

Während dies folgenreiche Gefecht bei Hausen, oder wie die Franzosen sagen, bei Tann geschlagen ward, war auch das Corps des General Thierry mit den Baiern zusammengetroffen, die hinter Abensberg die Verbindung mit Davoust suchten. Thierry's Bemühen, diese Vereinigung zu hindern, hatte keinen Erfolg; es kam bei Arnhofen zu lebhaften Gefechten, in denen zwar die österreichische Reiterei ihre Tapferkeit bewährt, aber auf ungünstigem Terrain gegen einen überlegenen Feind keinen Vortheil zu gewinnen vermocht hat. Auch bei Pfaffenheim ward die österreichische Vorhut von der nun mit Macht andringenden Avantgarde Massenas und Oudinots zurückgedrängt. Das fünfte Armeecorps unter Erzherzog Ludwig blieb den größten Theil des Tages ohne Nachricht von der Hauptarmee; nur aus dem dumpfen Schall des Schießens, sagt Stutterheim, konnte man entnehmen, daß die Entfernung zwischen beiden beträchtlich sein müsse. Bis auf ein kleines Detachement hat dies Armeecorps an dem Tage so wenig vom Feinde gesehen, wie das, welches Fürst Johann Liechtenstein commandirte.

Der Tag ist entscheidend geworden für das Schicksal des ganzen Krieges. Der Erzherzog hatte einen unwiederbringlichen Moment verloren; obwohl im Ganzen an Zahl überlegen, hielt er seine Armee so künstlich verzettelt, daß er an keiner Stelle dem Gegner gewachsen oder stark genug war, dessen drohende Vereinigung zu hindern. So war es, ohne eigentliche Schlacht, in lauter einzelnen Gefechten gegen die zerstreuten Theile der österreichischen Armee den Franzosen gelungen, sich zu vereinigen und nun in imposanter Haltung zur Offensive zu schreiten.

Am Morgen des 20. April stand Davoust, gegen 30,000 Mann stark, bei Teugen und Obersaal an der Donau; zur Seite, einige 20,000 Mann stark, die Divisionen Morand und Gudin, jetzt von Lannes befehligt; mit ihnen in Zusammenhang hatte der Kaiser selbst um Abensberg die Mehrzahl der Baiern, die Württemberger und Nansouty's Kürassiere vereinigt. Weiter rechts bei Biburg unterhielt Wrede mit 9000 Mann die Verbindung mit dem rechten Flügel, der unter Massena und Oudinot, zwischen 50—60,000 Mann stark, um Pfaffenhofen stand.*) Es waren also auf einem Raume von acht bis zehn Stunden über 150,000 Mann unter Einer Leitung und so vereinigt, daß sie ohne Säumen zum Angriff schreiten konnten. Die Oesterreicher dehnten sich in wunderlich verschobener Stellung aus der Nähe von Regensburg bis gegen die Isar hin aus; die Anordnungen, die

509 Mann; an Verwundeten: 78 Officiere, 2392 Mann; an Gefangenen: 4 Officiere, 452 Mann. Die österr. milit. Zeitschr. 1862. III. 376 berechnet nur 15 getödtete und 76 verwundete Officiere, gefangene Soldaten dagegen 847 und noch eine Anzahl Vermißte. Das Uebrige stimmt mit Stutterheim überein. Auf französischer Seite wird der Verlust der beiden Divisionen an Todten und Verwundeten auf mehr als 3000 Mann angegeben.

*) S. Gesch. der Kriege VIII. 29.

der Erzherzog jetzt traf, um sie mehr zusammenzuziehen, kamen wahrscheinlich schon zu spät. Denn Napoleon wollte keinen Augenblick verlieren, das jetzt erlangte Uebergewicht seiner Stellung gegen den zersplitterten Gegner mit Macht zu benutzen. Indeß er sich in die Lücke hineinwarf, welche die österreichischen Streitkräfte an der Abens auseinander hielt, konnte Massena ihren getrennten linken Flügel durchbrechen und Landshut besetzen. Damit war dem Feind zugleich sein Hauptdepot entrissen, die Operations- und Rückzugslinie des Erzherzogs gefährdet, der Weg nach Wien geöffnet und das in den Defileen zwischen Donau und Isar verwickelte Heer der Oesterreicher in eine verzweifelte Lage gebracht.*) In diesem Sinne waren die Anordnungen entworfen, die Napoleon für den 20. April traf. Davoust hatte den Erzherzog nur zu beschäftigen und festzuhalten; mit ihm in Verbindung sollte dann Lefebvre bei Abensberg hervorbrechen, Oudinot diese Bewegungen unterstützen, Massena auf die Linke der Oesterreicher fallen. „Ich steige zu Pferd, schrieb er diesem am frühen Morgen des 20., um bei den Vorposten die Lage der Dinge selbst zu erkunden, den Feind, wenn er noch Stellungen einnimmt, anzugreifen und ihn, wenn er weicht, das Schwert in den Lenden, zu verfolgen. Ich bitte Sie, keinen Augenblick zu verlieren, um ihn beim Isarübergang zu überraschen. Je näher der Uebergangspunkt bei Landshut sein wird, desto besser."

Den Kern der Angriffskolonnen, die Napoleon selbst an diesem Tage führte, bildeten die Baiern und Württemberger. Er ritt am Morgen zu den Baiern und begrüßte sie mit einer Anrede, die der Kronprinz ihnen ins Deutsche übertrug. Er komme nicht als französischer Kaiser, sondern als Beschützer Baierns und des Rheinbundes. Nicht ein Franzose befinde sich in ihren Reihen; sie kämpften heute allein gegen die Oesterreicher. „Ich setze volles Vertrauen in Eure Tapferkeit. Oesterreich will die Auflösung Eures Staates und Eurer Armee. Ungarn, Böhmen und andere Horden wollen sich in Euer Vaterland theilen. Aber Ihr werdet sie besiegen unter meiner Führung und mit meinem Heere. Ich habe die Grenzen Eures Vaterlandes bereits erweitert, aber ich sehe ein, daß ich noch nicht genug gethan habe. In Zukunft werde ich Euch so groß machen, daß Ihr meiner Hülfe nicht mehr bedürfen sollt. Baiern! dieser Krieg ist der letzte, den Ihr mit Oesterreich führet werdet. Greifet Eure Feinde mit dem Bajonnet an und vernichtet sie!" Auch die Württemberger wurden ähnlich von ihm angeredet; bei ihnen konnte man nicht an die verjährte Feindschaft gegen Oesterreich appelliren, sie wurden dafür an angebliche Siege erinnert, die sie im siebenjährigen Kriege unter Friedrichs Fahnen gegen die Oesterreicher erfochten haben sollten!

*) Nach der österr. mil. Zeitschr. a. a. O. 384 war „im österreichischen Hauptquartier die Möglichkeit eines solchen Planes zur Sprache gekommen, jedoch als absurd angesehen worden."

Dann ging es zum Angriff. Wrede zur Rechten brach gegen Siegenburg und Pfeffenhausen auf, Lannes gegen Rohr, der Kaiser selbst mit den Württembergern gegen Offenstetten und Rohr, mit den Baiern gegen Kirchdorf. Ueberall stieß man nur auf getrennte, unzulängliche Colonnen des Feindes. Erst ward General Thierry gegen Rohr zurückgedrängt, wie er sich dann hinter dem Orte von Neuem zu stellen suchte, abermals geworfen und in wilder Unordnung gegen Rottenburg hingetrieben. Hier fanden die Flüchtigen einen Theil des Hillerschen Corps, von diesem General hingesandt, um die bedrohte Verbindung mit Landshut zu decken. Unter dem Schutze dieser Hülfe sammelten sich die zersprengten Reihen wieder und leisteten gegen Lannes weiteres Vordringen erfolgreichen Widerstand; ein Angriff freilich, den sie noch am Abend unternahmen, war nicht glücklich.

Indessen war Wrede gegen Biburg vorgerückt und hatte Bianchi, der dort mit einer kleinen Colonne stand, gegen Kirchdorf hingedrängt, wo die Brigade des Fürsten Reuß den Weichenden aufnahm. In vortheilhafter Stellung wehrten sie hier lange Zeit die heftigen Angriffe ab, welche die Rheinbündischen unter des Kaisers Leitung machten. Erst am Mittag waren sie gezwungen, gegen Pfeffenhausen zu weichen.

So war also der ganze linke Flügel der Oesterreicher von der Hauptarmee getrennt und ging gegen Landshut zurück. Obwohl es nirgends zu einem größeren Treffen gekommen war, hatten ihnen diese Gefechte um Abensberg doch über 2700 Mann Todte und Verwundete und gegen 4000 Gefangene gekostet, und der Isarübergang war bedroht. Denn während Davoust an der Donau die gegenüberstehenden Streitkräfte des Feindes beschäftigte, hatte Massena mit einem Theil seines Corps bei Freising die Isar erreicht und schob noch am Abend seine leichten Truppen über Mosburg gegen Landshut vor.

Nur an einer Stelle war es nicht nach Napoleons Wunsch gegangen — bei Regensburg. Hier war schon am 19. ein Theil der aus Böhmen nach der Oberpfalz marschirten österreichischen Truppen bei Stadt am Hof erschienen und fing an von dort die Stadt zu bedrohen, in der Davoust, als er abzog, nur ein Regiment zurückließ. Graf Kollowrath, der diese Colonne führte, hatte eben die Besatzung zur Uebergabe aufgefordert, als sich am rechten Ufer der Donau auch das Corps Liechtensteins zeigte. Der französische Führer verlor jetzt den Muth, die Stadt länger zu halten, und ergab sich mit seinem Regimente als kriegsgefangen.

Diese eine Episode ausgenommen, waren alle Berechnungen der Franzosen zugetroffen; die Ergebnisse dieses Tages sicherten schon das Gelingen von Napoleons Entwürfen, zumal der österreichische Oberfeldherr noch nicht einmal zu überschauen vermochte, wie peinlich seine Lage war. Er war, wie Stutterheim berichtet, von dem Schicksal seines linken Flügels noch nicht hinlänglich unterrichtet und wartete noch auf die Ankunft Hillers. Er ent-

schloß sich, seine Armeecorps zwischen der Donau und der großen Laber zu vereinigen, um in dieser Stellung bestimmtere Nachrichten von seinem linken Flügel abzuwarten und nachher die Offensivoperationen längs der Donau wieder fortzusetzen. Die Anordnungen, die er für den 21. April traf, hinderten freilich nicht, daß auch jetzt wieder zerstreute österreichische Colonnen in erfolgloser Bravour sich gegen einen überlegenen Gegner schlagen mußten. Davoust, dem wieder der Auftrag geworden, den Feind zu beschäftigen, brach am Morgen gegen Dinzlingen, Schneidhart und Hausen auf; ihm folgte als Verstärkung Lefebvre mit einem Theil der Baiern, durch welche die vereinigte Macht auf einige 40,000 Mann anwuchs. Nachdem erst Hohenzollerns Vortrab hatte weichen müssen, nahm Rosenbergs Corps, ungefähr 16,000 Mann stark, den ungleichen Kampf gegen einen wenigstens doppelt überlegenen Feind auf. Bei Schneidhart, Schierling und an der Laber entspann sich ein erbittertes Gefecht, in dem die Oesterreicher durch glänzende Tapferkeit die Fehler der Anordnung und die Schwäche ihrer Zahl gut zu machen strebten; unter den 2900 Todten und Verwundeten, die sie zählten, befanden sich allein 67 Officiere! Wohl hatte sich der Gegner eines entscheidenden Erfolges nicht zu rühmen, aber sein Hauptzweck war erreicht; die Oesterreicher wurden an der Donau beschäftigt, indessen die Niederlage ihres linken Flügels an der Isar vollendet ward.

Am frühen Morgen hatte nämlich Napoleon das Corps von Lannes, die Reiterei von St. Sulpice, den Rest der Baiern und die Württemberger gegen Landshut vorgesandt, wohin von Freising her auch Massena im Anmarsch war. Die am vorigen Tage auf Rottenburg und Pfeffenhausen zurückgeworfenen Oesterreicher waren noch im Rückzug auf Landshut begriffen, als die Spitze von Napoleons Colonnen sie erreichte. Die Wege nach der Isar, ohnedies schwer zu passiren und durch Sümpfe und Niederungen zu natürlichen Defileen gemacht, waren mit Geschützen, Gepäck- und Munitionswagen fast verstopft. Hiller sandte den General Vincent mit Reiterei dem Feind entgegen, um ihn aufzuhalten und den übrigen Truppen Zeit zu geben zur Ausführung des mühevollen Rückzuges. Es war auf diesem Terrain freilich nicht leicht, die Reiterei zu entfalten, und schon drängte der Feind mit Macht heran; doch gelang es noch einem Theil, den Marsch der Armee zu decken und den eigenen Rückzug ziemlich ungefährdet zu vollziehen; nur die letzten Schwadronen Husaren und Uhlanen wurden vom Feinde völlig mit Verlust geworfen und in wilder Verwirrung nach der Stadt hin gedrängt. Hier war der Rückzug noch in vollem Gange, als die Franzosen sich näherten. Ihnen zunächst lag die Vorstadt Seligenthal, von der eine Brücke über einen Isararm nach dem links von der Isar gelegenen Stadttheil führte; dann erst gelangte man über den Fluß selbst in den am rechten Ufer gelegenen größeren Theil der Stadt. General Hiller war eben beschäftigt, die Truppen über diese engen Wege, die durch Fuhrwerk aller Art verlegt

waren, zurückzuführen, als die Nachricht kam, daß der Feind auch schon am rechten Ufer stehe. Es war die Vorhut Massena's, der bei Mosburg die Isar passirt hatte und sich jetzt der Stadt näherte. Sie aufzuhalten, ward General Nordmann mit einem Bataillon und vier Schwadronen hingesandt, dem es auch gelang, den Andrang von dieser Seite abzuwehren. Indessen griff aber am andern Ufer Napoleon mit größtem Nachdruck an. Es war kurz nach Mittag, als die Franzosen sich nach lebhaftem Kampf in Besitz der Vorstadt gesetzt hatten. Dann gings unter lebhaftem Feuer zum Angriff auf die Stadt selbst. General Mouton, der spätere Graf Lobau, brach mit einem Grenadierbataillon über die nur zum Theil zerstörte Brücke und erzwang den Eintritt in die Stadt. Mit jedem Augenblick ward der Rückzug der Oesterreicher gefährdeter; schon schnitt der Feind einen Theil der Truppen, Geschütze und Bagage ab, die in der Stadt geblieben waren; mit Mühe gelang es noch der Tapferkeit eines Infanteriebataillons, den Feind so lange festzuhalten, bis die Masse der Truppen die Höhen rechts von der Isar gewonnen hatte. So konnte über Geisenhausen und Neumarkt der Rückzug nach dem Inn angetreten werden; es deckte ihn eine Nachhut, meist vom Kienmayerschen Corps genommen, bei der sich auch General Radetzky mit zwei Reiterregimentern befand. Ihre Bravheit bewährten trotz allen Mißgeschicks die Truppen auch jetzt. Obwohl sie seit mehreren Tagen sich fortwährend geschlagen hatten und anhaltend marschirt waren, legten sie doch auch nach dem Gefechte noch, vom Feinde gedrängt, in ruhiger Haltung einen Marsch von vier Meilen zurück, bis sie nach Mitternacht bei Neumarkt eintrafen. Auf dem Rückzuge hat sich ein Soldat durch eine That altrömischen Heldenmuthes verewigt. Es waren zwei Grenadiercompagnien vom Regiment Deutschmeister an einem Gehölz zur Deckung aufgestellt gewesen und befanden sich am Ausgang desselben, mitten in einer Ebene, von zahlreicher feindlicher Reiterei bedroht. Ein Grenadier bemerkt einen verlassenen Pulverwagen zwischen ihnen und dem Feinde; er eilt darauf los, giebt Feuer, sprengt ihn in die Luft und fällt als Opfer seines Heldenmuthes; allein die Grenadiere finden nun ungefährdet den Rückweg zu ihrem Regimente.*)

Empfindlichen Verlust hatte auch dieser Tag gebracht. Außer der Einbuße, die Rosenbergs Corps an der Donau erlitten, zählte man bei Landshut an Todten und Verwundeten 40 Officiere, 2758 Gemeine; 21 Officiere, 2313 Soldaten, 25 Kanonen, eine Menge Munitionswagen und ein Pontontrain waren in die Hände der Feinde gerathen. Der gesammte linke Flügel des österreichischen Heeres war zunächst unschädlich gemacht und nach

*) Den Verlust von Landshut sollte nach Ansicht des Hauptquartiers Hiller verschuldet haben. S. Grünne's Briefe „Heer von Inneröſterreich." S. 541. Diese Anklage hat schon in Posselts Annalen 1810. III. 86 Anm. eine verdiente Abfertigung gefunden.

dem Inn zurückgedrängt; der französische Kaiser konnte sich nun mit der ganzen Wucht seines Heeres auf den Rest der österreichischen Streitkräfte werfen. Er ließ darum nur einen Theil von Massena's Corps und Wrede, unter dem Oberbefehl von Bessières, zurück, um die Gegend zwischen der Isar und dem Inn zu beobachten; mit der größeren Masse, dem Corps von Lannes, dem Rest der Baiern und den Württembergern, im Ganzen 81 Bataillonen und 80 Schwadronen, beschloß Napoleon, am Morgen des 22. gegen Regensburg aufzubrechen.

Jetzt erst entschied sich auch der Erzherzog zur Offensive. Das Schicksal des linken Flügels konnte nicht länger zweifelhaft sein; vielleicht gelang es noch, mit den vereinigten übrigen Streitkräften einen Schlag gegen Davoust zu führen. So zog der österreichische Oberfeldherr das Corps von Kollowrath an sich heran und traf am Morgen des 22. die Anordnung, daß dieses und die Corps von Liechtenstein und Hohenzollern in drei Colonnen gegen den Feind aufbrechen sollten. Rosenberg stand noch an der Laber; es war ihm ein Theil des Hohenzollernschen Corps zugewiesen und er beobachtete die Straße gegen Landshut. Rosenberg sollte, so befahl der Erzherzog, sich in seiner Stellung so lange als möglich behaupten und den Feind beschäftigen, indessen die drei Angriffscolonnen sich gegen Abbach in Bewegung setzten. Diese gesammte Macht betrug nach den Berichten der Oesterreicher 70—80,000 Mann. Schon war aber Napoleon selbst von Landshut her in Anmarsch, um den entscheidenden Schlag zu führen.

Am Morgen des 22. standen sich Rosenberg und Davoust beobachtend gegenüber; die Franzosen warteten mit dem Angriff auf die Ankunft des Kaisers. Es war ungefähr zwei Uhr, als dessen Vortrab, die Württemberger und französische Cavallerie, von Landshut her eintrafen. Die Abtheilungen der Oesterreicher, welche man nach dieser Richtung vorgeschoben, waren nicht stark genug, sich gegen den überlegenen Andrang zu behaupten, und mußten nach Eggmühl zurückweichen. An der Laber vereinigte sich die französische Reiterei, die vom vorigen Tage her dort stand, mit der neu angekommenen und rüstete sich in der Stärke von 17 Regimentern zum Angriff. So sah sich denn das Rosenberg'sche Corps zu einem Kampfe gegen ganz ungleiche Kräfte genöthigt; die Besorgniß lag nahe, sich zugleich von Davoust und Lannes umgangen und die Straße nach Regensburg von den Franzosen besetzt zu sehen. Ein Befehl des Erzherzogs, sich wo möglich in kein Gefecht einzulassen und nach Regensburg zurückzuweichen, kam an, als der Kampf schon begonnen hatte. Es war in diesem ungleichen Ringen für die Oesterreicher nichts als militärische Ehre zu gewinnen; die ist denn auch aus dem Kampfe dieses Tages spiegelblank hervorgegangen. Im Dorf und Wald von Ober- und Unterleuchling standen die Regimenter Bellegarde und Reuß-Greiz; an sie schloß sich rechts das Regiment Chasteler. Auf dem rechten Flügel standen, um die große Straße zu decken, die Regimenter Coburg und

Erzherzog Ludwig; der linke Flügel schlug sich zwischen Eggmühl und Unterleuchling; Eggmühl selbst war von einem Bataillon Peterwardeiner besetzt und durch die Brigade Biber, die Regimenter Kaunitz und Württemberg, die in der Nähe standen, unterstützt. Die Artillerie war auf den Höhen hinter Eggmühl aufgefahren und bestrich die Strecke zwischen der Laber und der Landshuter Straße.

Zuerst wurde Eggmühl verloren und die kleine Besatzung, von allen Seiten angegriffen, gerieth zur Hälfte in die Gefangenschaft des Feindes. Dann warf sich der Feind mit Ueberlegenheit auf den rechten Flügel und zwang ihn, trotz hartnäckiger Gegenwehr, das Dorf Unterleuchling und einen Theil des Waldes zu räumen. Die Regimenter Chasteler, Ludwig und Coburg wichen jetzt gegen Ober-Santing zurück. Die ganze Wucht des Angriffs richtete sich fortan gegen den linken Flügel. Es mußte zugleich gegen Eggmühl und gegen den Leuchlinger Wald Front gemacht werden; dort standen die Regimenter Czartoryski und Stipsicz Husaren nebst 4 Schwadronen vom Regiment Vincent, hier Bellegarde, Reuß-Greiz und der Rest von Vincents Chevauxlegers. Den Wald zwischen Höheberg und Eggmühl hielt die Brigade Biber.

Die feindliche Reiterei, Franzosen, Baiern und Württemberger, versuchte nun wiederholt in verwegenem Angriff die Höhen zu nehmen, auf welchen die österreichischen Batterien standen; die Husaren und Chevauxlegers schlugen sie mit Verlust in die Flucht. Dagegen gelang es Davousts Fußvolk, in den Leuchlinger Wald vorzudringen und nach heftigem Widerstand die Regimenter Bellegarde und Reuß-Greiz herauszuwerfen. Jetzt drohte die Gefahr, daß der Feind die Straße gewann und damit den Rückzug abschnitt. Eine kleine Reiterschaar von 4 Schwadronen (Vincent), die Stutterheim herbeiführt, bringt aber das Gefecht zum Stehen; die weichenden Regimenter sammeln sich von Neuem, werfen den Feind zurück und dringen nach einem mörderischen Feuer wieder in den Wald vor. Schon fing aber die Division Gudin an, den linken Flügel zu umgehen, indessen Davoust mit verstärkten Kräften den Angriff auf den Wald erneuerte und die Regimenter Bellegarde und Reuß abermals zwang, ihn zu räumen. Kaum hielt die Tapferkeit von Stutterheims Reitern noch das Vordringen nach der Straße und den Verlust des Geschützes ab.

In demselben Augenblick griff die bairische Reiterei schon die Batterien auf den Höhen an; zwei heftige Attaken wurden von den österreichischen Husaren und Chevauxlegers glücklich abgeschlagen, aber ihr Verlust war groß, ihre Stärke nicht mehr ausreichend, der Wuth des Feindes zu widerstehen. Nachdem die Brigade Biber und das Regiment Czartoryski hatten weichen müssen, beschränkte sich die ganze Kraft des Widerstandes auf etwa fünfzehn zusammengeschmolzene Schwadronen, welche die 24 Geschütze zu decken hatten. Gegen sie richteten jetzt die Baiern und Württemberger einen neuen heftigen

Angriff. Die Husaren und Chevauxlegers wurden geworfen, ein Kürassier-Regiment, das zu Hülfe kam, mehrte nur die Verwirrung. Vergebens rafften Fürst Rosenberg und die höheren Officiere, zum Theil selbst verwundet, ihre letzte Kraft zusammen; der Andrang des überlegenen Gegners war unwiderstehlich. Zwölf Geschütze, an deren Seite die Bedienung zu Boden gestreckt war, fielen dem Feinde in die Hände; erst auf einer Anhöhe bei Höheberg gelang es, wieder eine Batterie aufzustellen und unter deren Schutze die Weichenden zu sammeln.

Es war etwa fünf Uhr Nachmittags, als der Widerstand des Rosenberg'schen Corps überwältigt war. Die Disposition, die der Erzherzog am Morgen entworfen, hatte nun durch die Ereignisse ihre Bedeutung verloren, und die beiden Angriffscolonnen, die Kollowrath und Liechtenstein führten, wichen aus ihren Stellungen zurück. Hohenzollern stellte sich zwischen Thalmassing und Santing zur Aufnahme der weichenden Regimenter Rosenbergs auf und sandte eben zwei Regimenter gegen Eglofsheim, um die Straße zu decken, als auch schon der Feind herankam. Ein tapferer Angriff, den der Prinz von Coburg mit seinen Husaren vom Regiment Erzherzog Ferdinand unternahm, drängte ihn vorerst noch zurück. Die Aufstellung konnte ungestört erfolgen; bei Eglofsheim waren jetzt auch die Reste der Regimenter Stipsicz und Vincent von der blutigen Wahlstatt bei Eggmühl eingetroffen. Einige Batterien sollten den Andrang des verfolgenden Feindes abwehren. Schon drängte aber dieser in dichten Reiterschwärmen heran. Es war sieben Uhr geworden, als er sich bei Alteneglofsheim zeigte. Wohl hätte den Oesterreichern die Vorsicht gerathen, die bescheidenen Kräfte (vor dem genannten Dorfe standen nur etwa 2000 Reiter) zusammenzuhalten und dem Feinde dadurch zu imponiren; allein es war einmal ihr Verhängniß in diesem Feldzuge, ihre Kräfte tropfenweise aufzubrauchen. Mit gewohnter Bravour stürzte sich das Regiment Gottesheim auf den Feind, wurde aber in Fronte und Flanke zugleich angegriffen und geworfen. Das Regiment Kaiser-Kürassiere hatte das gleiche Schicksal; die Reste von Stipsiczs Husaren und Vincents Chevauxlegers, die folgten, waren nicht glücklicher. Indessen waren die Batterien auf der Straße nach Regensburg zurückgegangen und es drangen nun von allen Seiten die Franzosen auf die schwachen österreichischen Regimenter ein. Noch wurde Widerstand geleistet, erzählt Stutterheim als Augenzeuge, aber die Uebermacht war zu groß, und der Rückzug verwandelte sich endlich in gänzliche Flucht. Die Masse drängte sich aus der sumpfigen Niederung nach der Heerstraße; dort gerieth Alles untereinander, Franzosen und Oesterreicher; rechts und links, vorwärts und rückwärts fand ein wildes, fürchterliches Handgemenge statt. Unaufhaltsam ging dann der Rückzug nach Regensburg; erst zwischen Köfering und Traubling stieß der verfolgende Feind auf ein unerwartetes Hinderniß. Fürst Liechtenstein mit seiner Reiterei verlegte hier den Weg. Mit dem Regiment Albert-Kürassieren ließ er den andrin-

genden Feind zurückwerfen. Es war dunkle Nacht, als diese letzte Action den blutigen Tag beschloß. Er hatte den Oesterreichern über 6000 Mann und 16 Geschütze gekostet; beim Rosenberg'schen Corps allein betrug der Verlust 98 Officiere und 3287 Gemeine.

Es war jetzt noch als eine glückliche Fügung zu preisen, daß vorher Regensburg in die Hände der Oesterreicher gefallen war; ohne diese Zuflucht war die geschlagene Armee in die Defileen zwischen Donau und Isar wie in eine Sackgasse eingekeilt. Der Erzherzog war denn auch nicht gesonnen, auf diesem Terrain den Widerstand zu verlängern; am anderen Tage ein Gefecht vor Regensburg, mit dem Rücken an der Donau, anzunehmen, davon rieth schon die Schwäche der Reiterei ab, über die man verfügen konnte. Es ward also beschlossen, über die Donau nach Böhmen zurückzugehen.

Am Morgen des 23. ward eine Schiffbrücke bei Weichs geschlagen; Liechtensteins Corps begann darüber den Rückzug, Rosenberg und Hohenzollern schlugen ihren Weg durch die Stadt ein. In der Ebene vor der Stadt hielten 36 Schwadronen, hinter ihnen die Truppen Kollowraths, die Rückzugsbewegung zu decken. Napoleon hatte in denselben Stunden schon die Anordnungen getroffen zum Vordringen gegen Wien. Was bei Landshut stand, sollte gegen Braunau aufbrechen; Lefebvre, Oudinot, eine Division Davousts und die Würtemberger wurden nach Landshut dirigirt, Massena gegen Straubing. Mit den übrigen Truppen wandte er sich selber gegen die Donau, um den Erzherzog zu verfolgen. Als er der Stadt sich näherte, war der Rückzug in vollem Gange, auch Kollowraths Corps rüstete sich dazu; es standen in der Ebene vor der Stadt nur einige Infanteriebataillone und auf beiden Seiten der Straße nach Eggmühl die Kürassierregimenter Hohenzollern, Kronprinz Ferdinand, ein Theil von Albert, Klenau's Chevauxlegers und die Uhlanen von Merveldt. Auf einen ziemlich weiten Raum ausgedehnt und darum so vertheilt, daß sie nicht vereinigt wirken konnte, hatte diese Reiterei die schwere Aufgabe, den Andrang eines überlegenen Feindes so lange aufzuhalten, bis der Rückzug über die Brücke und durch die Stadt geschehen war. Sie hat sich auch hier, wie am vorigen Tage, nicht glücklich, aber voll Ehren geschlagen. Eine Reihe von Attaken, in diesen Morgenstunden unternommen, bisweilen von der Uebermacht zurückgeschlagen, aber immer mit Unerschrockenheit wieder erneuert, beschäftigte den Feind und lenkte seine Aufmerksamkeit von der Schiffbrücke ab, bis der größte Theil des rückziehenden Heeres die Donau überschritten hatte und das feindliche Feuer nur eben noch die letzten Colonnen erreichte. Auch Kollowrath hatte jetzt seinen Rückzug angetreten und hielt Regensburg und Stadt am Hof mit sechs Bataillonen besetzt. Der Feind war allmälig in ganzer Stärke herangekommen: außer der Reiterei auch Lannes mit den Divisionen Gudin und Morand und die Reste von Davoust. Mit heldenmüthiger Ausdauer hielten die österreichischen Reiterhaufen und die kleinen Infanterieabtheilungen Brücke und Stadt gedeckt,

Fürst Johann Liechtenstein an ihrer Spitze, bis auch sie den Rückzug nach der Stadt antreten konnten. Das dreistündige Gefecht, das fast bis Mittag gedauert, hatte den Oesterreichern, außer einigen hundert Gefangenen, etwa tausend Mann an Todten und Verwundeten gekostet.

In der Stadt, deren südliche Thore nach dem Rückzug der letzten Truppen verrammelt waren, lagen fünf Bataillone; sie sollten Regensburg bis zum Abend behaupten. Schon drängte der Feind heran und beschoß die Stadt; kaum gelang es, die Schiffbrücke zu zerstören. Die rückziehenden Colonnen erreichte noch das heftige Feuer des Feindes; Regensburg selbst brannte an mehreren Stellen, doch die Oesterreicher setzten in der unbefestigten Stadt, so gut es ging, von Mauern und Thürmen ihren Widerstand fort. Bei diesem Kampfe geschah es, daß Napoleon selbst von einer matten Flintenkugel erreicht ward und eine starke Coutusion am Fuße erlitt. Es war fast Abend geworden, bis Lannes sich durch eine Bresche in der Mauer den Weg in die Stadt bahnen konnte. In den Straßen entspann sich dann ein hitziges Handgemenge. Die Franzosen suchten die Donaubrücke zu gewinnen, die Oesterreicher sich durchzuschlagen. Doch gelang es nur einem Theil, hinüber nach Stadt am Hof zu kommen, wo Kollowrath sie aufnahm; die Mehrzahl der Besatzung gerieth in die Gefangenschaft des Feindes. Ungefährdet trat dann Kollowrath, der die Nachhut des Heeres bildete, seinen Rückzug an; erst in der Nacht gelangten die Franzosen nach Stadt am Hof, das, von dem feindlichen Feuer in Brand gesteckt, fast völlig ein Raub der Flammen ward. Auch Regensburg hatte furchtbar gelitten durch die Schlacht, die vor seinen Thoren und in seinen Straßen geliefert ward. Man zählte gegen 150 Häuser, darunter mehrere wohlthätige Stiftungen, die abgebrannt, über 3000 Einwohner, die verarmt und obdachlos waren.*)

Die Masse der österreichischen Armee trat ihren Rückzug gegen Cham an, um auf dem kürzesten Wege Böhmen zu erreichen; nur der linke Flügel unter Hiller befand sich noch auf dem Marsche von Landshut nach dem Inn. Die unbedeutende Verfolgung von Seiten des Feindes überzeugte Hiller, daß dessen Hauptmacht sich nach der Donau gewendet; er entschloß sich, umzukehren und die Isar wieder zu überschreiten. Die Anordnungen dazu waren getroffen und der Marsch am 24. April begonnen, als eine österreichische Colonne unter Fürst Reuß-Plauen und Bianchi nicht weit von Neumarkt auf die bairische Division unter Wrede stieß, die durch ein französisches Regiment verstärkt war. Das Gefecht, das sich hier entspann, errang den Oesterreichern inmitten alles erlittenen Mißgeschicks einen letzten fruchtlosen

---

*) S. den amtlichen Bericht in dem sonst unbedeutenden Buche: „Vertraute Briefe über Oesterreich in Bezug auf die neuesten Kriegsereignisse im Jahre 1809." Stralsund 1810. I. 86 ff.

Erfolg. Die Feinde wurden mit Ueberlegenheit angegriffen und nach hartnäckigem Widerstande von den tapferen Regimentern Duka, Giulay und Beaulieu völlig geworfen. Kaum gelang es ihnen, nach einem Verluste von beinahe 2000 Mann und 900 Gefangenen, ungefährdet den Rückzug über Neumarkt anzutreten. Zu weiteren Operationen Hillers ist es nicht mehr gekommen; ein Befehl des Kaisers rief ihn zur Deckung der Grenze zurück und er überschritt nun, vom Feinde ungehindert, den Inn. Auch die Division Jellachich, die München besetzt gehalten, trat in diesen Tagen den Rückmarsch nach Oesterreich an, und in den letzten Tagen des Monats war, außer Tirol, kein österreichischer Soldat mehr auf bairischem Gebiete.

Es war eine Katastrophe merkwürdigster Art. Was jetzt der Erzherzog an der böhmischen Grenze vereinigt hielt, wird mit den Truppen, die über den Inn zurückgegangen waren, nur noch auf 109,000 Mann angegeben; in der Stärke von 165,000 waren aber die Oestereicher eingerückt. Ohne eine große Schlacht, in lauter einzelnen Gefechten überrascht und zusammenhanglos geschlagen, hatten sie ein volles Drittel ihres schönen Heeres eingebüßt. Die Lage war fast dieselbe, wie vierthalb Jahre früher nach dem Mißgeschick von Ulm. Der Kriegsschauplatz wurde nun wieder ins Innere der österreichischen Monarchie verlegt, die Stimmungen, auf die man rechnete, waren gelähmt, der große Aufstand deutscher Völker war entweder schon mißlungen, oder er beschränkte sich auf vereinzelte Schilderhebungen ohne Zusammenhang und ohne militärischen Rückhalt.

Die Ursachen dieses verhängnißvollen Umschwungs haben sich wohl aus den einzelnen Vorgängen ergeben, die wir darum so ausführlich, als es der Plan dieses Werkes zuließ, erzählt haben. Der Erzherzog versäumt, wie wir gesehen haben, die kostbaren Momente, in denen er den Feind mit Uebermacht hätte schlagen können. Noch im letzten Augenblick, wo ihm dies möglich war, am 19. April, läßt er in lauter zerstreuten Gefechten seine Ueberlegenheit verloren gehen, den Gegner sich sammeln und vereinigen. Ja in dem Verhältniß, als dieser seine Kräfte concentrirt, läßt er die seinen sich trennen und zersplittern. An jenem entscheidenden Tage, dem 19., sind zwei Armeecorps ganz unthätig, zwei andere marschiren erst aus der Oberpfalz nach der Donau zu. So gelingt es denn Napoleon am andern Tage, die dünne Mitte der österreichischen Aufstellung zu durchbrechen und, während er ihre Rechte nur beschäftigt, den linken Flügel davon zu trennen und nach der Isar zurückzudrängen. Der Erzherzog läßt dies geschehen und begnügt sich, mit zwei Armeecorps Regensburg zu nehmen, wo ein Regiment Besatzung lag. Indessen ist aber vom Gegner Alles vorbereitet, ihm die Grundlage seiner Operationen zu vernichten, Landshut zu nehmen, den linken Flügel zurück nach dem Inn zu werfen. Nachdem das am 21. April glücklich vollendet ist und eine kleine Macht nun hinreicht, den weichenden linken Flügel

des Erzherzogs zu beschäftigen, wendet sich Napoleon mit der Hauptmacht gegen diesen selber. Wieder ist es nur ein kleines Corps, welches bei Eggmühl den verzweifelten Kampf gegen eine überlegene Macht zu bestehen hat; die große Masse der Armee bleibt unthätig. An Glanz und Ehren zwar ist der 22. April überreich für die österreichischen Waffen; allein er hilft doch nur die Niederlage der letzten vier Tage vollenden. Es muß jetzt noch als eine Gunst des Schicksals gelten, daß wenigstens der Rückzug über Regensburg noch offen ist.

Napoleon pflegte mit besonderem Wohlgefallen von diesem fünftägigen Feldzuge an der Donau zu sprechen; er sah die Operationen von Tann, Abensberg, Landshut, Eggmühl als seine Meisterstücke an. Daß die Kriegsleitung des Erzherzogs nicht den gleichen Eindruck erweckt, wird auch einem Laien in der Kriegskunst zu sagen erlaubt sein. Der ganze Verlauf dieser fünf Tage macht einen tief schmerzlichen Eindruck, nicht allein um der verhängnißvollen Folgen willen, sondern ebenso sehr, weil man den Heldenmuth eines herrlichen Heeres der verworrenen Unentschlossenheit des Hauptquartiers fruchtlos geopfert sieht. Wäre es eine der beliebten Mittelmäßigkeiten des Hofkriegsraths gewesen, der die Leitung anvertraut war, so ließe sich der Ausgang leicht erklären; aber es war der Sieger von 1796 und 1799, der hier kaum dem Schicksale Macks entging. Wir gestehen, daß uns genügendes Material fehlt, dies Räthsel zu lösen. Die angeborene Vorsicht und Kriegsunlust des Prinzen hatte ihn doch früher nicht gehindert, rasch und entschlossen zu handeln; auch das Mißtrauen und der Mangel an Zuversicht, womit er sich in diesen Krieg hatte drängen lassen, reicht zur Erklärung nicht hin. Personen, die freilich nicht zu seinen Bewunderern gehörten, versicherten: er habe von der Stunde an, wo er Napoleons Ankunft erfuhr, alle Haltung und alle Festigkeit verloren. Vielleicht ist es richtig, was ein bekannter Zeitgenosse erzählt,*) daß der Erzherzog am Tage des Kampfes von Regensburg so gut wie unzugänglich war, weil ihn wieder seine epileptischen Anfälle heimgesucht hatten. Dann lag freilich die Leitung in den Händen des Generalquartiermeisters Prohaska und Philipp Grünne's. Der Erstere galt für ganz unfähig und des Letzteren rechtfertigende Briefe nach der Katastrophe scheinen uns eher geeignet, die gegen ihn laut gewordene Anklage zu erschweren als zu mildern.**) Wie diese militärische Bureaukratie des Hauptquartiers den Krieg führte, wird durch die Thatsachen selber am besten beurkundet. Das im Ganzen überlegene österreichische Heer war an allen wichtigen Stellen schwächer, die große Macht auf beiden Donauufern von den

*) (Hormayr) Kaiser Franz und Metternich. Ein nachgelassenes Fragment. 1848. S. 125. Das andere Urtheil in Gentz Tagebüchern S. 90. 128.

**) S. namentlich den Brief vom 28. Sept., der die Unwissenheit über die eigene Lage mit einer gewissen Naivetät bekennt.

Ausgängen des böhmischen bis zu den Eingängen ins Tiroler Gebirge zerstückelt, das Ganze ohne Einheit und ohne Kenntniß von der Stärke, der Aufstellung, den Plänen und den Bewegungen der Feinde, die oberste Leitung so völlig gelähmt, daß auch die ersten bitteren Lectionen bei Tann und Abensberg nicht im Stande waren, sie auf bessere Wege zu leiten.

Die Wirkungen des Mißlingens an der Donau sind verhängnißvoll gewesen; sie lassen sich durch den Verlauf des ganzen Kampfes nachfühlen. Der nächste Rückschlag mußte den Volkskrieg treffen; wo die Erhebung schon begonnen war, blieb sie jetzt in hülfloser Vereinzelung; da wo sie erst vorbereitet ward, fühlte man sich durch die Hiobsposten von der Donau entmuthigt. So drohte die Wucht des Siegers jetzt ungetheilt auf das glücklich befreite Tirol zu fallen, und die Aufstände im Norden schlugen entweder in Niederlagen um oder wurden im Keime erstickt. Auch wo die Führung des Krieges glücklicher gewesen war, als an der Donau, da ward die Frucht der errungenen Erfolge durch das Mißgeschick der Hauptarmee vernichtet. So hatte der Erzherzog Johann mit dem Heer von Innerösterreich einen ersten glänzenden Erfolg erfochten. Er war aus Kärnthen aufgebrochen, hatte unter Schnee und Sturm die Alpen überschritten und überraschte den Feind am Tagliamento. Von dort zurückgedrängt, bestand das französische Heer, unter dem Oberbefehl des Vicekönigs von Italien, erst bei Pordenone ein unglückliches Gefecht, dann ward es am Tage darauf bei Sacile in einem entscheidenden Treffen völlig geschlagen (16. April). 5000 Todte und Verwundete, 6000 Gefangene, 15 Kanonen, 3 Adler hatte den Franzosen der blutige Tag gekostet; sie mußten gegen die Piave und Etsch zurückweichen. Aber die Niederlage des deutschen Heeres ließ eine fruchtbare Ausbeutung des Sieges nicht zu. Auch Erzherzog Ferdinand hatte den Krieg in Polen nicht ungünstig eröffnet; die schwächeren polnischen Truppen waren zurückgewichen; Warschau hatte am Tage des Treffens bei Abensberg durch Capitulation seine Thore geöffnet.

Am tiefsten wurden die Botschaften von der Donau in den patriotischen Kreisen empfunden, wo man ungeduldig auf das Zeichen der Erhebung harrte. Seit Herbst 1808 war hier Alles auf's äußerste gespannt; wie sich die Fäden der Einverständnisse schon über einen großen Theil von Deutschland zogen, von Königsberg nach Schlesien, von da nach Oesterreich und durch die sächsischen, fränkischen, westfälischen Gebiete liefen, und wie es schon vor Ausgang des Jahres 1808 Mühe kostete, die zum Ausbruch Drängenden zurückzuhalten, ist früher erzählt worden. Das Volk in Norddeutschland war durch sein Naturell und durch die Art seiner Cultur nicht dazu angelegt, einen wilden Zerstörungskrieg nach Art der spanischen Guerillas zu führen, oder sich in den Ausbrüchen südländischer Leidenschaft und Rachelust

zu ergehen; aber der Haß gegen die fremden Dränger war darum nicht weniger tief. Mit der Zähheit, die dem Volke dort eigen ist, hielt man die alten Erinnerungen fest und bereitete sich Tag und Nacht zum entscheidenden Kampfe vor. Die nordische Verschlossenheit hielt den fremden Spürern verborgen, was die Gemüther bewegte; indessen man in emsiger Sorge nur dem äußeren Beruf, dem Geschäft und der Familie zu leben schien, nährte man die Gedanken der nahen Erhebung. Der Tugendbund war nur eine von den Formen, in welche sich die Gesinnung patriotischen Widerstandes kleidete; von ihm unabhängig, wenn auch zu gleichem Ziele, wurden, wie wir früher wahrnahmen, namentlich in Schlesien Verbindungen und Einverständnisse angeknüpft. In allen den von Preußen losgerissenen Gebieten, die zum Rheinbunde gehörten, in Braunschweig, in Hannover, in Hessen, fanden sich Eingeweihte; besonders von den ehemaligen preußischen Officieren nahmen es Viele auf sich, diese Beziehungen zu vermitteln. In Berlin bestand ein geheimes Comité, welches eine fortdauernde Aufsicht über die Vertheilung der französischen Truppen, ihre Zahl und Bewegungen führte und auch die herrschende Stimmung in den verschiedenen Provinzen untersuchte; Graf Chazot wird als dessen Leiter genannt.*) An einzelnen mitwirkenden Kräften fehlte es überhaupt nicht; wohl aber war die Einheit und die sichere Leitung zu vermissen, welche die vorlaute Ungeduld bändigte und das eigenmächtige Thun einzelner Verwegener im Zaume hielt. Dieser Mangel tritt gleich in den ersten Versuchen bezeichnend hervor.

Schon in den ersten Tagen des April, bevor noch der Krieg im Süden begonnen, hatte ein ehemaliger preußischer Officier, Friedrich Karl von Katt, sich in der Altmark erhoben, um mit einer Anzahl gleichgesinnter Männer Magdeburg, wo sie Einverständnisse hatten, zu überraschen. Am 3. April begann diese Bewegung von Stendal aus; die westfälischen Behörden waren ohnmächtig und wurden überrascht. Zugleich fing es an auf dem rechten Elbufer, auf preußischem und anhaltischem Gebiete sich zu regen. Der Verkehr mit Magdeburg ward gestört, Briefe aufgefangen, Zufuhren weggenommen. Aber in der Festung selbst war man wachsam; der Versuch, sie zu überrumpeln, war schon mißlungen, ehe in Tirol und Baiern der Krieg begann.**)

*) Steffens VI. 176. 177. Ebendaselbst ist auch manches Charakteristische über den einen Hirschfeld mitgetheilt, der mit Katt im Einverständniß war und schon vor Dörnberg den Plan einer Entführung König Jerome's ausführen wollte. Er ist nachher in Spanien geblieben. Mit dem Plane, Jerome aufzuheben, hatte auch Schill zu thun. S. Haken, Leben Schills II. 17.

**) Nach den Lebensbildern aus dem Befreiungskriege I. 65 wären die Schlüssel mehrerer Thore und Ausfälle, eine große Anzahl Bürger, Officiere und Soldaten gewonnen worden; es sei aber wenige Stunden vor der Ausführung das Vorhaben an der Kunde der Verhaftung eines Mitwissers, Eugen von Hirschfeld, gescheitert. Vgl. den übrigens mangelhaften Bericht von Michaud bei Pelet II. 381 f.

Seit dem 10. April saß in Magdeburg eine Militärcommission, über die Gefangenen und Verhafteten Gericht zu halten. Katt selbst gelang es, über die Elbe zu entkommen; er ging nach Böhmen zu der Freischaar Friedrich Wilhelms von Braunschweig.

Mit diesem Handstreich auf Magdeburg hing eng zusammen, was wenige Tage später in der unmittelbaren Nähe der westfälischen Residenz, allerdings nicht mit besserem Erfolge, versucht worden ist. Es stand eine Persönlichkeit an der Spitze, der wir noch öfter in dieser Geschichte begegnen werden — der Oberst Ferdinand Wilhelm Caspar von Dörnberg, der nach dem Mißlingen in Hessen unter Braunschweig, später in russischen Diensten an dem Kampfe gegen Napoleon eifrigen und rühmlichen Theil genommen hat und erst in unsern Tagen (März 1850) als zweiundachtzigjähriger Greis gestorben ist.*) Dörnberg war im Dorfe Hausen bei Hersfeld, das seiner Familie, einem bekannten niederhessischen Rittergeschlecht, gehörte, im April 1768 geboren, trat früh in die Dienste des Landgrafen und machte den ersten Revolutionskrieg mit; bei dem Sturm auf Frankfurt im Jahre 1792 war das Bataillon, bei dem er stand, am ersten in die Stadt eingedrungen. Nach dem Frieden, den Hessen mit der französischen Republik schloß, war er in die preußische Armee eingetreten, stand im Kriege von 1806 als Hauptmann bei den Bila'schen Füsilieren und war mit Blüchers Corps zu Lübeck gefangen worden. Nach seiner Freilassung ging er nach Hessen zurück, fand dort die Bevölkerung lebhaft erbittert über das Joch der fremden Occupation, besonders die im Lande zerstreuten alten hessischen Truppen voll Eifer loszubrechen. Der schlichte Verstand der Hessen war nicht davon zu überzeugen, daß dem corsischen Imperator ein Recht zustehe, den angestammten Herrn zu verjagen und einen wälschen Komödiantenkönig hinzusetzen. Sie hingen mit rührender Treue an dem Geschlecht Philipps des Großmüthigen, dessen Nachwuchs freilich dieser Liebe nicht werth war. So war es schon im Winter 1806—7 zu einzelnen gewaltsamen Auflehnungen gekommen. Darauf baute Dörnberg den Plan, mit Hülfe einer englischen Landung an der Weser dem Feinde im Rücken eine Diversion zu machen. Das britische Ministerium, mit dem er persönlich verhandelte, erwies sich dazu bereit; der Kurfürst selbst hatte seine Einwilligung gegeben. Mancherlei Umstände verzögerten indessen die Ausführung, bis der Friede von Tilsit allen weiteren Entwürfen des Widerstandes vorerst ein Ziel setzte. Nach der Reduction der preußischen Armee erhielt Dörnberg als Major den Abschied und begab

*) S. die von Rommel veröffentlichte Aufzeichnung Dörnbergs in Bülau's geh. Gesch. V. 409 ff. Vgl. Allg. Zeit. 1850. Nr. 150 Beilage. Brauchbare Notizen giebt auch die Schrift des Pfarrers Karl Chr. v. Gehren, worin er seine „dreimalige Verhaftung und Exportation" beschreibt. „Voran einige Bemerkungen über die im Jahr im Königreiche Westfalen ausgebrochene Insurrection. Zweite correcte Auflage. Cassel u. Marburg 1816."

sich nach Hessen, wohin König Jerome alle Eingeborenen bei Verlust ihrer Güter reclamirt hatte. Wie er selbst in einer späteren Aufzeichnung sagt, war es dabei sein Gedanke, unter der Fremdherrschaft den deutschen Geist aufrecht zu erhalten. Ohne dem Tugendbunde förmlich anzugehören, verfolgte er doch gleiche Ziele wie dieser. Er dachte sich unbemerkt auf das Land zurückzuziehen, vielleicht Maire zu werden in seinem Geburtsort Hausen und von da aus in diesem Geiste zu wirken. Aber schon im December 1807 erhielt er ein Patent als Bataillonschef der Gardegrenadiere, die er organisiren sollte. Er glaubte, ohne ernsten Verdacht zu erregen, diese Stelle nicht ausschlagen zu dürfen — ein Entschluß, der ihn freilich in ein schiefes sittliches Verhältniß gesetzt und ihm damals und später manche herbe Beurtheilung zugezogen hat. Die neue westfälische Regierung machte sich sein Organisationstalent eifrig zu Nutze; nachdem er die Gardegrenadiere und das dritte Infanterieregiment eingerichtet, ward er zum Oberst der Chasseurs carabiniers ernannt, die er in Marburg ausbilden sollte. Hier ging er denn mit Eifer seinem Insurrectionsplane nach. Es sollte, so war sein Gedanke, zugleich mit der Kriegserklärung Oesterreichs ein Aufstand in Norddeutschland, so viel wie möglich militärisch organisirt, zum Ausbruch kommen, zu dessen Terrain namentlich das westfälische Gebiet ausersehen war. Dörnberg stand mit den schlesischen Leitern in Verkehr und ward durch sie mit den Königsbergern in Verbindung gesetzt. Er bekam von Scharnhorst und Gneisenau Sendungen und von Wien aus war militärischer Succurs zugesagt. Katt und Hirschfeld sollten Magdeburg überfallen, Schill die östlichen Gebiete Westfalens zum Aufstand bringen. Dörnbergs Jägerbataillon versprach eine sichere Stütze zu werden; die Mannschaft zeigte sich durchweg althessisch gesinnt, unter den Officieren waren Gröben und Bothmer, beide früher in preußischen Diensten, die Vertrautesten. Seinen jüngeren Bruder schickte Dörnberg nach Prag zum Kurfürsten, um dessen Zustimmung und Hülfe zu erlangen. Freilich eine fruchtlose Sendung! Der alte Geizhals gab zwar seine Zustimmung dazu, daß die treuen Hessen ihr Leben freudig für ihn einsetzten, aber die erbetene Anweisung auf dreißigtausend Thaler wollte er erst zahlen, „wenn die Pläne gelungen wären!"

Im Lande selbst waren die Einverständnisse weit verbreitet. Die früheren Minister des Kurfürsten, Schmerfeld und Witzleben, der Oberforstmeister von Wintzingerode, viele ehemalige Beamte und Officiere gehörten zu den Eingeweihten; von bekannteren Namen werden besonders Eschwege, Trott, Malsburg, Buttlar, Oppen, Schwarzenberg genannt. Auch Beamte im activen Dienst, wie der Unterinspector Berner und der Friedensrichter Martin waren für die Sache des Aufstandes thätig*). Vom Stift Homberg aus,

*) S. K. Lynker, Geschichte der Insurrectionen wider das westfäl. Gouvernement. Cassel 1857. S. 87 ff.

wo die Schwester des Ministers von Stein, an Energie des Geistes ihm nicht unähnlich, lebte und die Aebtissin, ein Fräulein von Gilsa, im Geheimniß war, wurden eifrig Beziehungen mit dem Lande angeknüpft. Selbst unter den höchsten Beamten waren einzelne Mitwissende, nach glaubhaften Zeugnissen sogar Johannes Müller selbst, der Minister König Jerome's. Eine Anzahl Bürgermeister auf dem Lande waren für den Plan einer Volkserhebung gewonnen. Schon im Anfang des Jahres 1809 wäre es fast zum Ausbruch gekommen. Damals erhielt Dörnberg den unerwarteten Befehl, sein Jägerbataillon, das nach Spanien aufbrechen sollte, bis Mainz zu begleiten und dann nach Cassel zurückzukehren, um das Commando der Gardejäger zu übernehmen. Nun wollte man am 15. Februar losbrechen: der Krieg mit Oesterreich, so schien es, mußte ja jeden Tag beginnen. Schon waren die vertrauten Bürgermeister in Kenntniß gesetzt und die Bauern machten sich zum Aufbruch fertig, als der Anmarsch französischer Truppen vom Rhein her die Leiter bestimmte, für diesmal noch zu warten. Die Jäger gingen nach Mainz, um auf Dörnbergs Veranlassung bald wieder heimzukehren; er selbst, nicht ohne ernste Sorge entdeckt zu sein, begab sich nach Cassel und übernahm die Führung der Chasseurs de la Garde.

Indessen ward eifrig gerüstet. Es kamen Emissäre von Osten her, auch Schill gab Nachricht von sich und der Anfang des Krieges von Oesterreich stand nun mit Gewißheit bevor. Da sollte denn Alles fertig sein zum Losbruch. Während Katt und Hirschfeld Magdeburg nahmen, Schill von Berlin aufbrach, wollte Dörnberg durch seine Jäger, deren neuer Commandant, wie auch der Führer der Schloßwache, gewonnen war, den König Jerome bei Nacht überfallen und sammt den französischen Generalen gefangen nach dem Castell bringen. Einverständnisse mit Officieren ließen auf die Mitwirkung der Garden und des ersten Kürassierregiments hoffen. Den Abend sollten dann die Mitverschworenen von Homberg, Gudensberg, Wolfhagen, Hofgeismar, Münden gegen Cassel aufbrechen; in den Dörfern auf dem Wege sollten die Sturmglocken alle wehrhaften Männer aufbieten, so daß mit Tagesanbruch ein ansehnlicher Zuzug vor den Thoren der Residenz versammelt sein konnte.

In diese Vorbereitungen fiel denn die Nachricht vom Ausbruch des Krieges, freilich auch die niederschlagende Botschaft, daß Katts Anschlag mißlungen sei. Gleichwohl schien man nun nicht mehr säumen zu dürfen, zumal mit jeder Stunde der Befehl zum Abmarsch der Truppen zu erwarten war. Einer der Verschworenen ging nach Berlin, um Schill und die andern Freunde zu benachrichtigen; in Cassel selbst fanden seit dem 16. April Berathungen unter den Führern statt, in Folge deren der Ausbruch auf den 24. April festgesetzt ward. Dörnberg hätte gern noch gezögert, aber Martin und andere Führer vom flachen Lande drängten zur Entscheidung. In der That war Alles so weit vorbereitet und die Massen bereits in sol-

cher Bewegung, daß man es kaum mehr in der Hand hatte, den Ausbruch zu verschieben; man entschloß sich daher schon am 22. April loszubrechen.

An diesem Tage läuteten längs der Schwalm und Diemel in allen Ortschaften die Sturmglocken; in manchen Gegenden hatten die Leute ihre Ungeduld nicht bemeistern können und waren schon in der Nacht vorher aufgestanden. Eben dies Ungeordnete und Zusammenhanglose hat wohl am ersten dazu beigetragen, die Regierung aus ihrer blinden Sicherheit aufzuscheuchen.

Wie Dörnberg sich am Morgen des 21. zu einer in Cassel angesagten Revue begab, berichtete ihm Gröben, die Bauern hätten schon losgeschlagen; eben sei die Nachricht davon angelangt. Bald ward aus dem Palaste Gröbens Bericht bestätigt. Noch schien kein Verdacht gegen Dörnberg erwacht, zumal er noch am Morgen den Eid der Treue in die Hand des Königs abgelegt; er selbst ward beauftragt, zwei Compagnien zum Schutz nach dem Schlosse zu führen. Auf dem Wege dahin kam Bothmer und raunte dem Obersten zu, sein Name werde in Verbindung mit dem Aufstande genannt. Jetzt glaubte er sich verrathen.*) Er gab das Commando der Wache an Bothmer ab und beschloß selbst nach Homberg zu eilen, um die Aufständischen herbeizuführen.

Indessen sammelten sich die Massen zum Aufstand. Der Friedensrichter Martin, dessen Secretär Dittmar, der Inspector Berner, der Lieutenant Scheffer waren die bekanntesten Führer. In Felsberg hatten sich auf den Ruf der Glocken etwa 800 waffenfähige Leute jedes Alters und Standes gesammelt; in Homberg und Wolfhagen war die Masse noch größer und wuchs durch den Zuzug aus den Dörfern mit jeder Stunde an. Ein Mann, der den Ereignissen nahe stand, giebt die Zahl der Versammelten auf wenigstens 8000 Mann an; nach westfälischen Berichten wären sie nur etwa halb so stark gewesen. Unter dem Rufe: „Es lebe der Kurfürst! Es leben die Deutschen! Zum Teufel mit den Franzosen!“ machten sie sich zum Aufbruch fertig, als Dörnberg in Homberg eintraf. Er suchte in die dort versammelte Masse einige Ordnung zu bringen und stellte die Jäger und Förster, die Einzigen, die gut bewaffnet waren, voran. In diesem Augenblicke kam die Nachricht, daß auf der Melsunger Straße Kürassiere anrückten. Dörnberg ging, von einigen Jägern begleitet, ihnen entgegen und redete sie an, um sie für den Aufstand zu gewinnen. Es war vergeblich; Alles, was

*) Noch war er es damals nicht, aber wenige Stunden später. Einer der Mitwisser, Lieutenant von Gayl, hatte seiner Tante, Frau von Jagow, gebeichtet, deren Gemahl Kammerherr des Königs war. S. Lynker S. 131, der auch den Verdacht gegen Malsburg als unbegründet zurückweist. Die Mémoires du roi Jérome III. 350. 362 berichten dagegen, es seien von Malsburg und Jagow fast gleichzeitig die Anzeigen gekommen. Auch erhielt nach derselben Quelle M. dafür eine Auszeichnung. III. 369.

er erreichte, war, daß ihm der unentschlossene Führer der Truppe, Oberst von Marschall, versprach, neutral zu bleiben und nach Melsungen zurückzugehen. In der Nacht setzte sich dann der Zug von Homberg aus in Bewegung; bei Tagesanbruch (23. April) kamen sie gegen die Höhe von Kirchbaune, an die sogenannte Knallhütte, wenige Stunden von Cassel, die sie von Truppen besetzt fanden. Es waren Gardejäger, Reiterei und einige Geschütze. Dörnberg setzte seine Massen in Bewegung, um das Geschütz zu nehmen; die Kanoniere, versicherte er die Seinen, würden schwerlich auf ihre Landsleute feuern. Aber in demselben Augenblick erfolgte eine Kartätschensalve, die ganze Glieder niederriß. Jetzt rückte auch die Cavallerie vor. Es war kein Halt mehr; die zum Theil waffenlose Masse drängte in wilder Flucht zurück und vergebens suchte der Oberst in einem nahen Gehölz sie noch einmal zum Stehen zu bringen. Die Sache war verloren; kaum gelang es noch Dörnberg selbst nach Homberg zu entkommen und unter manchen Abenteuern sich nach Böhmen zu retten.

Die übrigen Colonnen der Aufständischen waren nicht glücklicher gewesen. Eine Schaar, die sich von der anderen Seite her Cassel näherte, ward ohne Mühe zurückgedrängt; gegen Wolfhagen war d'Albignac mit Truppen ausgezogen, und die Bewegung, die sich von Oberhessen aus gegen Marburg richtete, ward durch die französischen Truppenabtheilungen, die bei Frankfurt lagen, unterdrückt. In der Residenz selbst hatte sich weniger Sympathie für den Aufstand gezeigt, als man erwartete. Die Bürger der „guten Stadt Cassel" wurden um ihres loyalen Benehmens willen vom König belobt. Jerome selbst hat die Ueberraschung nicht Meister werden lassen, sondern diesmal äußerlich Haltung und Ruhe bewiesen. Die Sorge freilich, daß die Abfälle sich mehren könnten, vermochte er nicht zu unterdrücken und sehnte sich lebhaft nach der Ankunft französischer Truppen.*) Zugleich ließ er seine eignen Gardeofficiere kommen und stellte denen, die ihr Eid der Treue reute, frei, ins Lager des Aufstandes zu gehen. Ein Aufruf an das Volk (24. April) wies auf die in Deutschland vereinigte Macht des Kaisers und seiner Verbündeten und auf ihre ersten Erfolge an der Donau hin; den Empörern ward mit Strenge gedroht, den Verführten Verzeihung angekündigt. In einem Decret vom 29. April ward dann allen den Theilnehmern, die binnen acht Tagen ruhig in ihre Heimath zurückgekehrt seien, Amnestie versprochen; nur die Führer, die Beamten und Soldaten, die sich dem Aufstande angeschlossen, blieben ausgeschlossen. Sie wurden mit Todesstrafe und Confiscation ihres Vermögens bedroht, auf ihre Auslieferung ein Preis gesetzt. Das Stift Homberg ward eingezogen, die Stiftsdamen ihrer Pfründen beraubt.**)

*) S. die Berichte Reichards in den Mémoires du Roi Jérome III. 356. 357 und die Briefe des Königs S. 410. 411.

**) Man hat wiederholt die Milde dieses Verfahrens gepriesen. Allein es scheint

Nachdem hier wie an der Elbe ein mangelhaft angelegtes Unternehmen durch Unbesonnenheit und Uebereilung gescheitert war, ließ sich wenig Hoffnung mehr auf das setzen, was nach dem Plane der Verschworenen Schill von Berlin aus beginnen sollte. Die Regierung war durch Katts und Dörnbergs Versuche aus ihrer Sicherheit aufgeschreckt, das Volk durch ihr Mißlingen und die Botschaften von der Donau entmuthigt. Das Unglück wollte, daß Schill in dem Augenblicke losbrach, wo er noch von den Ereignissen im Süden keine Kunde hatte.

Wir kennen den tapferen Reitersmann schon von Colberg her; seine verwegenen Streifzüge hatten ihm in einer Zeit, wo fast Alles feige Unterwerfung athmete, einen glänzenden Ruf erworben. Nach dem Frieden und der Reduction des Heeres wurden die vier Reiterschwadronen, die er geführt, als Husaren ausgerüstet und erhielten den Namen des „zweiten brandenburgischen Husarenregiments." Der Inhaber des neuen Regiments ward Schill, den der König außer der Reihe zum Major erhoben hatte. Das Fußvolk, das er geführt, ward in ein leichtes Bataillon umgebildet und durfte zur ehrenden Erinnerung an den Winter 1807 den Namen „Bataillon Schill" fortführen. Eine weitere Auszeichnung erhielt die tapfere Schaar dadurch, daß der König verfügte, sie solle zuerst in die von den Feinden geräumte Hauptstadt ihren Einzug halten. Schon der Marsch dahin ward zu einem Triumphzug; der Einzug in Berlin, am 10. December 1808, war für Alle, die es mit erlebten, ein Tag unvergeßlichen Jubels. Die Freude, von dem verhaßten Anblicke des Feindes befreit zu sein, vermischte sich mit der Begeisterung für die tapfere Truppe und ihren Führer, deren Namen noch aus der düstern Zeit von 1807 glorreich in Aller Erinnerung lebten. Es war ein Taumel der Freude und eine an Abgötterei grenzende Verehrung, womit die dichtgedrängte Bevölkerung der Hauptstadt den Helden von Colberg empfing. Wo er sich öffentlich zeigte, auf den Straßen und im Theater, wurden ihm Huldigungen bereitet; es ward ein Cultus mit ihm getrieben, der auch auf ihn betäubend wirkte. Wohl sagte er damals selber: „man macht zu viel aus mir", aber er fing doch an, sich als den zu fühlen, den die patriotische Begeisterung der Welt in ihm sah. Wir wissen, es war schon zu Colberg seine Art gewesen, lieber rasch zu handeln, als ruhig zu erwägen; wer wollte sich wundern, wenn der von der Gunst des Königs und der Begeisterung des Volkes gleich ausgezeichnete Mann sich über sich selber und das, was er konnte, wie über die Stimmungen draußen in der Menge täuschte? War doch Alles dazu angethan, auch selbst eine ganz

---

uns, als sei Alles geschehen, was verständiger Weise gewagt werden konnte; denn ein Monstreproceß gegen die 8000 Zuzügler hätte der Regierung mehr Verlegenheit als den Verfolgten bereitet. Welcher Härte die einzelnen Verhafteten ausgesetzt waren, s. die angeführte Schrift des Pfarrers Gehren.

nüchterne Natur zu irren. In Berlin wurden unter seinen Augen Lebensgeschichten, Anekdotensammlungen und Portraits in reicher Fülle feilgeboten und wie Reliquien verehrt. Der stattliche, lebensfrische Mann von 36 Jahren in dem malerischen Husarenkleid war nicht nur eine martialische, sondern zugleich eine liebenswürdige Erscheinung. Sein feuriges schwarzes Auge, sein freundliches und wohlwollendes Wesen imponirte und gewann zugleich. Sparsam und mäßig in seinen eigenen Bedürfnissen, großmüthig gegen den Bedürftigen, freigebig gegen seine Waffengefährten, von unübertroffener Bravour und einem frischen, feurigen Wesen, auch mit einer natürlichen Gabe populärer Beredtsamkeit ausgestattet, war er ganz dazu geschaffen, ein Liebling des Volkes zu werden. Wohl fiel Manchen eine krampfhafte Unruhe in seinem Wesen, ein Abspringen von Einem aufs Andere und neben der Neigung zu kecken Husarenstreichen ein gewisser Starrsinn auf, den er besonnenem Rath entgegensetzte; solche Züge erinnerten wohl an seine ungarische Abstammung. Freilich sind auch diese Schattenseiten von der schmeichelnden Bewunderung der Zeit in Vorzüge umgeschaffen und dadurch der tapfere Mann an sich selber und an dem Maße seines Könnens irre geworden.*)

Es war fast die allgemeine Ansicht, daß Schill die rechte Persönlichkeit sei, eine deutsche Nationalerhebung zu leiten; selbst ein besonnener Mann wie Gneisenau, schrieb damals: „Mag die Welt immerhin glauben, daß er Colberg vertheidigt hat, für den Staat ist das desto besser. Schill ist noch jung und kann der großen deutschen Sache noch wichtige Dienste leisten. Durch seine Popularität und seinen allverbreiteten Namen können noch schöne Dinge gethan werden; wir müssen daher solchen verherrlichen, so viel wir können.“ Oder er äußerte gegen Schill selbst: „Fahren Sie fort, die Gemüther zu erfrischen, wo das Blut etwas stocken will. Meine treue Mitwirkung für Ihre Pläne sage ich Ihnen von Herzen zu.“ So drängte sich von allen Seiten an Schill die Zuversicht heran: daß er sich nur zu zeigen brauche, um das Volk zu den Waffen zu rufen. Daß er mit Hirschfeld und mit Dörnberg in enger Verbindung stand, ist schon erwähnt worden; dem Tugendbunde hat er zwar so wenig wie Dörnberg als Mitglied angehört, aber er war doch in dessen Pläne und Verbindungen eingeweiht und ein anderer dem Tugendbund verwandter Verein, die Gesellschaft der Vaterlands-

*) Diese Schilderung ist aus den Zeugnissen Derer geschöpft, die ihm näher standen; s. Haken II. 4 ff. Wenn v. d. Marwitz I. 257 f. ihn als einen albernen Thoren zeichnet und in seiner zarten Weise ihn „unglaublich dumm“ nennt, so hat dies Urtheil wohl so viel Werth, wie die, welche er über Stein, Scharnhorst und über die ganze Zeit gefällt hat. Aber auch auf anderer Seite ist der überspannten Bewunderung jener Tage die Neigung gefolgt, Schill ganz geringschätzig zu behandeln. Es bliebe dabei immer der zauberische Einfluß unerklärt, den er auf eine Reihe trefflicher Menschen geübt hat.

freunde, hing mit Schill zusammen und war bereit, ihn mit Geldmitteln zu unterstützen. Auch ganz Unberufene drängten sich mit Mahnungen zu handeln an Schill heran, oder betäubten ihn mit übertriebenen Schilderungen der vorhandenen Mittel, mit voreiligen Botschaften erlangter Erfolge. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß in demselben Augenblick, wo Katt und Dörnberg gescheitert waren, ein westfälischer Landmann, Namens Romberg, in Magdeburg verhaftet ward. Er hatte aus Westfalen an Schill die Aufforderung gebracht, sich an die Spitze einer Insurrection zu stellen, und war von ihm mit Briefen und Proclamationen versehen worden. Diese Papiere wurden nach Cassel gesandt, dort dem preußischen Gesandten vorgelegt und von ihm darüber nach Königsberg berichtet. Wie ein halbes Jahr zuvor Stein in einem ähnlichen Falle, so ward auch Schill jetzt durch einen vertrauten Freund, den späteren hannoverschen General von Bothmer, von der unerwünschten Enthüllung unterrichtet. Ein rascher Entschluß erschien als nothwendig, wenn nicht auch ihn die französische Aechtung unvorbereitet treffen sollte. Drohte doch schon von Königsberg, wohin die compromittirenden Papiere gesendet waren, eine kriegsgerichtliche Untersuchung, was Schill von befreundeter Seite berichtet ward. Zum Ueberfluß gelangte noch in diesem Augenblick ein falsches Gerücht nach Berlin, das von einem Siege des Erzherzogs Karl bei Hof erzählte. Man war davon so fest überzeugt, daß Chazot, damals Commandant von Berlin, für den 27. April die Parole „Karl und Hof" gab. So entschloß sich denn Schill zu dem kühnen Wagniß; nur wenige Freunde, wie Adolf von Lützow, der spätere Führer der berühmten Freischaar, und der Lieutenant Baersch wurden in das Geheimniß eingeweiht.*)

Am Nachmittag des 28. April zog Schill mit seinem Regiment zum Hallischen Thor hinaus, wie es schien, um draußen eine seiner gewöhnlichen Uebungen vorzunehmen. Nach verschiedenen Evolutionen führte er seine Leute gegen Potsdam; auf dem Wege ließ er dann Halt machen und verkündete in begeisterter Rede seinen Entschluß, den Kampf aufzunehmen gegen die Gewalt des fremden Tyrannen. Unter freudigem Zuruf verhieß die Mannschaft ihm zu folgen. Er führte sie zunächst über Potsdam nach der Elbe. Noch schienen die Kriegsbehörden in Berlin nur einen unerwarteten Uebungsmarsch darin zu sehen; sie sandten einen Officier an Schill, ihm seine Eigenmächtigkeit zu verweisen und ihn zurückzurufen. Die Sendung war fruchtlos; das Erscheinen des Officiers diente vielleicht nur dazu, die Soldaten in der Meinung zu bestärken, daß Schill im Einverständniß mit der Regierung handle.

*) S. Baersch, Beiträge zur Gesch. des Tugendbundes. S. 11 ff. 15. 23. Vgl. Haken II. 20. 21 und die Schrift des greisen Waffengefährten von Schill: Baersch, Ferd. v. Schill's Zug und Tod im Jahre 1809. Leipz. 1860. S. 36 f.

So zog die kleine Schaar nach der Elbe; Magdeburg zu überraschen, erschien schon nicht mehr möglich; Schill wandte sich gegen Wittenberg. Der Commandant der sächsischen Besatzung ließ sich bestimmen, den Durchzug zu gestatten und eine Waffenruhe einzugehen. Am andern Tage (2. Mai) brach die Schaar nach Dessau auf; hier zuerst rief Schill die deutsche Bevölkerung zum Aufstand gegen Napoleon auf. Alles, sagte sein Aufruf, greife zu den Waffen; Sensen und Piken mögen die Stelle der Gewehre vertreten. . . . Wer feige genug ist, sich der ehrenvollen Aufforderungen zu entziehen, den treffe Schmach und Verachtung. In gutem Glauben verkündete er die Siege der Oesterreicher, verwies auf die Erhebung der Hessen, den glücklichen Aufstand der Tiroler. „Bald wird die gerechte Sache siegen, der alte Ruhm des Vaterlandes wiederhergestellt sein. Auf, zu den Waffen!“

Von Dessau ging der Marsch nach Bernburg. Kleinere Streifpikets wandten sich nach Halle und Cöthen; hier wurden dem franzosenfreundlichen Fürsten Waffen und Pferde weggenommen, seine Leibgarde aufgelöst und ein Theil zum Eintritt in Schills Dienst bewogen. Eine andere Abtheilung Reiter überfiel am Abend des 3. Mai Halle, entwaffnete die kleine westfälische Besatzung und weckte unter den Bewohnern die kurze, aber enthusiastische Freude, statt der verhaßten westfälischen Regierung wieder der preußischen zurückgegeben zu sein. Erst jetzt, am 4. Mai, erhielt Schill die Nachricht von dem traurigen Ausgang der Schlachten an der Donau; sie traf zusammen mit der Kunde, daß auch in Hessen Alles schon vorüber sei, und mit einer ernsten und drohenden Mahnung von Berlin, sofort umzukehren. Nun war freilich die ganze Situation verändert; was der Kern einer großen Insurrection zwischen Elbe und Rhein werden sollte, erschien wie ein unbesonnener Husarenstreich und auf begeisterte Theilnahme der Massen war unter dem Eindruck der jüngsten Unglücksbotschaften kaum mehr zu zählen. Schill selbst gab jetzt die Sache halb verloren; in einem Kriegsrathe, den er hielt, verbarg er den Kameraden die Lage nicht und stellte ihnen anheim, ob man das Begonnene zu Ende führen, oder umkehren solle. Um diesen letzten Weg ohne Spott der Gegner einzuschlagen, war freilich zu weit gegangen worden; die Officiere entschieden sich für den Kampf. Aber über die Art des Kampfes bestand keine rechte Einmüthigkeit; die Einen meinten, man solle die Elbe aufwärts marschiren und sich mit den Oesterreichern vereinigen, die Anderen hielten eine rasche Diversion gegen Cassel für ausführbar; Lützow stimmte dafür, sich nach Ostfriesland zu werfen, dort den kleinen Krieg gegen die Franzosen zu führen und vielleicht mit britischer Hülfe ein größeres Unternehmen an der Weser und Ems hervorzurufen. Man kam zu keinem bestimmten Ergebniß; Schill selbst hatte offenbar mit der Zuversicht auch die Raschheit des Entschlusses verloren. Es erschien als das Nächste, sich auf eine Abtheilung feind-

licher Truppen zu werfen, die von Magdeburg her sich gegen die Schaar Schills in Bewegung setzte. So erfolgte der Aufbruch von Bernburg gegen Magdeburg.

Ungefähr eine starke Meile südlich von der Stadt, bei Dodendorf, stand eine von Magdeburg ausgesandte Colonne von vier westfälischen und zwei französischen Compagnien mit zwei Geschützen; der Führer Oberst Vautier hatte die vortheilhafte Stellung hinter dem Flüßchen Sülze aufgegeben und war ein paar hundert Schritte über Dodendorf hinausgerückt, wo er seine Leute in drei Quarrés aufstellte. Hier traf am 5. Mai Schills Corps ein; es zählte im Ganzen jetzt 400 Husaren, 60 reitende Jäger und 40—50 Fußgänger. Vielleicht, so hoffte man, gelang es wenigstens, die Deutschen auf Seiten des Gegners zu gewinnen. Aber der Versuch, mit den Westfalen zu fraternisiren, ward mit Flintenkugeln erwiedert, deren eine den tapfern Lieutenant Stock zu Boden streckte. So ging's denn zum Angriff. In einer kühnen Attake wurden die Westfalen, obwohl sie sich hartnäckig schlugen, überwältigt, ihre Quarrés gesprengt, eine Menge Leute getödtet, der feindliche Führer selbst tödtlich verwundet, gegen 170 Mann gefangen und eine ansehnliche Beute an Gepäck, Waffen und Fahnen gemacht. Aber die französischen Compagnien leisteten glücklichen Widerstand; sie wichen auf die Anhöhe des Dodendorfer Kirchhofs und schlugen in dieser günstigen Stellung alle Angriffe ab. Es fehlte Schill an Fußvolk, um seinen Sieg vollständig zu machen; der bloße Ruhm eines tapferen Gefechtes war aber zu theuer erkauft. Sechs Officiere waren getödtet, drei, unter ihnen Lützow, schwer verwundet, zwei gefangen. Von den Soldaten blieben gegen siebzig auf dem Platze. Wohl hatte der Angriff und sein Ausgang in Magdeburg Sorge und Schrecken erregt, aber an eine ernste Bedrohung des Platzes konnte Schill doch nicht denken. Er wich gegen Großwanzleben zurück, wandte sich dann (6. Mai) nach Neuhaldensleben und brach von da in die Gegend von Stendal und Arneburg auf.

Hier wurden die schon herabgestimmten Hoffnungen durch eine freudige Ueberraschung noch einmal neu belebt. Von dem leichten Infanteriebataillon, das Schills Namen führte, hatten sich etwa 160 Mann mit vier Officieren, unter dem Commando des Lieutenants von Quistorp, aus Berlin aufgemacht und suchten den Weg zu dem Führer, unter dessen Commando sie bei Colberg gefochten. Am 12. Mai trafen sie bei Arneburg mit ihm zusammen; bei ihrem Anblick erwachten wieder seine stolzesten Hoffnungen. Er wollte, verhieß er in der feurigen Rede, womit er die Kameraden begrüßte, den Säbel nicht eher in die Scheide stecken, als bis er dem geliebten König auch das letzte Dorf wieder erobert oder in diesem rühmlichen Beginnen seinen Tod gefunden habe. Er kenne keinen andern Ehrgeiz, als diesen; sollte Deutschland nicht frei werden, nun dann sei, wie sein Lieblingsausdruck lautete, ein Ende mit Schrecken gewiß einem Schrecken ohne Ende vorzuziehen.

Es war der letzte Augenblick ungetrübter Freude, indessen sich schon von allen Seiten die Wetterwolken zusammenzogen. Die treue Schaar vom leichten Bataillon blieb der einzig namhafte Zuzug, der kam; was sich sonst anschloß, war an Zahl unbedeutend, bisweilen an Werth und Zuverlässigkeit zweifelhaft. Zwar das Decret König Jerome's (5. Mai), worin Schills Schaar einer Räuberbande verglichen und „auf ihn Jagd zu machen" befohlen war, mit der Zusage, daß, wer ihn abliefere, zehntausend Franken erhalten solle, dies Decret, das durch Schill eine würdige und schlagende Erwiederung fand, hätte wohl kaum Viele abgehalten, dem Rufe zum Aufstand zu folgen. Aber durch die Nachrichten von der Donau war schon allerwärts die Zuversicht gewaltig erschüttert, zumal seit kein Zweifel darüber blieb, daß Schill ganz auf eigene Faust handelte und ein Rückhalt an der preußischen Regierung vorerst nicht zu hoffen war. Ein Parolebefehl des Königs vom 8. Mai mißbilligte Schills „unglaubliche That" in den strengsten Worten und legte jedem preußischen Soldaten die „unbedingte Verpflichtung" auf, sich ruhig zu verhalten; zugleich ward eine Untersuchung gegen die Schuldigen eingeleitet, der Gouverneur und der Commandant von Berlin zur Verantwortung gezogen. So blieb denn die thätige Theilnahme tief unter der Erwartung; von einem Aufstand in Masse, auf den man gezählt, war zunächst nichts zu hoffen. An Schills Haltung war wohl zu sehen, wie tief ihn diese Enttäuschung berührte; fieberhaft aufgeregt, wie er war, schon selbst ohne rechte Zuversicht auf das Gelingen, zersplitterte er seine Zeit in fruchtloser Vielgeschäftigkeit, ohne die Sache selbst vorwärts zu bringen. Je mehr ihn aber der Lauf der Dinge verstimmte, desto unzugänglicher ward er gegen den besonnenen Rath Anderer. In diesen Tagen war der treffliche Grolman zu ihm gekommen, voll Begierde, gegen die fremden Dränger zu kämpfen; allein vergebens suchte er Schill zu bestimmen, daß er das planlose Hin- und Herziehen aufgebe und unverzüglich gegen Westfalen hin operire. So blieb Alles in ungewissem Schwanken, während der Gegner einen ernsten Gegenschlag vorbereitete. Napoleon hatte zuerst in einem Bulletin vom 9. Mai Notiz genommen von dem „brigand" Schill, der, wie die dreiste Lüge lautete, sich in dem letzten Feldzuge mit Verbrechen bedeckt habe. Indem sein Unternehmen als ein „lächerliches" bezeichnet war, verkündete der Imperator doch die Errichtung eines Observationscorps, das 60,000 Mann stark, unter Kellermann die Elbe decken sollte. Was von holländischen Truppen an beiden Ufern der Weser vertheilt stand, sollte General Gratien schleunigst zusammenziehen und damit nach der Elbe aufbrechen.

Nachdem die Vorschläge, sich nach Ostfriesland oder Westfalen zu werfen, abgewiesen waren und man durch zweckloses Zögern kostbare Stunden versäumt hatte, blieb Schill kaum mehr ein anderer Ausweg, als längs der Elbe Böhmen oder die Seeküste zu gewinnen; im ersten Falle focht die kleine Schaar unter österreichischen Fahnen, im andern bot die englische

Flotte eine sichere Zuflucht, und vielleicht die pommersche Halbinsel ein neues, günstigeres Schlachtfeld. Schill schien zum Letzteren entschlossen*); er brach (13. Mai) nach der unteren Elbe auf, bemächtigte sich des mecklenburgischen Städtchens Dömitz, und wie sich die früher gehegte Hoffnung, daraus einen Waffenplatz für künftige Operationen zu machen, als eitel erwies, setzte er sich gegen Stralsund in Bewegung. Etwa 400 Mann, zum großen Theil nur mit Piken bewaffnet, ließ er in Dömitz zurück, um den Platz noch eine Zeit lang zu behaupten und den Feind zu täuschen. Er selbst brach (18. Mai) gegen Wismar und Stralsund auf; zwei Officiere waren vorausgesandt, um die britische Regierung und den Admiral, der die Flotte in der Ostsee commandirte, von seinem Entschlusse in Kenntniß zu setzen.

Die kleine Besatzung von Dömitz sah sich schon am 20. von einer Abtheilung westfälischer Truppen angegriffen; trotz ihrer schlechten Bewaffnung und der Schwäche der Mannschaft, zudem im Rücken durch eine Meuterei der von Dodendorf mitgebrachten Gefangenen gefährdet, schlug sie sich doch bis zum 24. tapfer herum und trat dann mit mäßigem Verlust den Rückzug gegen Rostock an. Sie holte dort natürlich Schill nicht mehr ein, aber sie entging dadurch auch seiner Katastrophe und fand nachher zum größten Theil Zuflucht in einem preußischen Hafen. Schill selbst war von Wismar gegen Rostock aufgebrochen, um von da Stralsund zu gewinnen; das feindliche Corps unter Gratien, das zu seiner Verfolgung von der Weser her angerückt kam, hatte sich durch seine Scheinbewegungen über das wirkliche Ziel seines Marsches täuschen lassen und war zurückgeblieben. In Rostock ließ Schill das Gepäck und eilte dann, Stralsund zu überraschen. Der französische General Candras, Gouverneur in Schwedisch-Pommern, hatte dort rasch zusammengerafft, was an Truppen in der Nähe war, um die Stadt zu schützen. Mit zwei Bataillons Mecklenburger, einer Abtheilung polnischer Reiterei und einigen Geschützen stand er bei Damgarten an der Recknitz, als Schill am Mittag des 24. Mai eintraf. Während der Kampf sich hier entspann, hatte eine Abtheilung von Schills Infanterie den Fluß weiter oben auf einer Fähre passirt und schoß dem Feind in die Flanke; jetzt erzwangen die Jäger und Reiter in einem nachdrücklichen Angriff den Uebergang. Die feindliche Colonne ward in wilder Flucht auseinander gesprengt; die Mecklenburger, gegen 600 Mann, mit 34 Officieren, mit Geschütz und Fahnen wurden gefangen. Rasch eilte Schill gegen Stralsund, wo nur noch 150 französische Artilleristen zurückgeblieben waren. Dieselben feierten eben durch Kanonensalven die Nachricht von Napoleons Einzug in Wien, als am Mor-

*) Wenigstens schreibt er selbst (am 30. Mai aus Stralsund): Da vom Insurgiren nicht viel zu erwarten war, richtete ich meine Wünsche auf Stralsund, um dadurch mit den britischen Schiffen in Verbindung zu kommen. S. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege III. 29.

gen des 25. Mai Schill mit 30 Jägern und 15 Husaren seinem Corps voraneilend in die Stadt einsprengte. Die Kanoniere, rasch gefaßt, pflanzten vier Geschütze auf, um sich in ihrer Kaserne zu vertheidigen. Es begann ein verzweifelter Kampf, der erst dann zu einer Entscheidung führte, als einer Abtheilung von Schills Leuten ein Weg gezeigt ward, den Franzosen in den Rücken zu kommen. Auch jetzt wehrten sie sich noch hartnäckig, fanden aber größtentheils im Handgemenge mit dem nun überlegen andringenden Gegner ihren Tod.

So fand sich Stralsund in Schills Händen; zahlreiches Geschütz, Munition und andere Kriegsbedürfnisse waren eine erwünschte Beute. Schill schöpfte neuen Muth; er dachte an den glorreichen Widerstand, den die Stadt einst gegen Wallenstein geleistet, und meinte wohl, sie könne ein zweites Saragossa werden. Dieser schwärmerische Gedanke nahm ihn ganz gefangen; die Rathschläge, sich nach Rügen zu werfen, oder rasch die Verbindung mit der britischen Flotte zu suchen, wies er nun von sich. Vielmehr wurden alle Kräfte aufgeboten, die zum Theil geschleiften Befestigungen herzustellen, um den Feind gut gerüstet zu empfangen. Aber es fehlte an Leuten, das Geschütz zu bedienen und die Stadt zu vertheidigen. Schill hatte nur etwa achtzehnhundert Mann dem Feinde entgegenzustellen, worunter fast die Hälfte Reiterei; damit konnte man nicht einmal die Wälle besetzen! Im Corps selbst herrschte zudem die alte Eintracht und Zuversicht nicht mehr; aus leisem Tadel gegen Schills Pläne und Maßregeln war eine immer lautere Opposition erwachsen, die schon anfing, die Disciplin zu bedrohen. Schill selbst klagte in einem Parolebefehl darüber: „es sei der sehr unglückliche Ton im Corps eingerissen, seine Befehle willkürlich abzuändern oder gar nicht zu befolgen." Er wünschte das alte Vertrauen zurück, das er bei Colberg besessen, und beschwerte sich bitter darüber, daß man ihm öffentlich widerspreche, oder gar ihn persiflire. Es mochte Manches vorgekommen sein, was diese Klagen rechtfertigte. Aber in seiner Unzugänglichkeit für fremden Rath wies Schill mißtrauisch auch das unzweifelhaft Bessere zurück. So ward ihm jetzt gerathen, die schon im Anmarsch begriffenen, sorglos aufgestellten Truppen des Feindes mit der Reiterei in ihren Kantonirungen zu überfallen; er lehnte es ab, weil er voll Zuversicht auf die Stärke des Platzes war. Welch überspannte Hoffnungen ihn jetzt erfüllten, bewies ein Brief, den er noch am Vorabend vor dem tragischen Ausgang an Erzherzog Karl richtete. „Meine Arbeiten an der Wiederherstellung der Werke, schrieb er, sind von einem solchen Erfolge, daß ich dreist behaupten kann, das demolirte Stralsund werde sich, gleich einem anderen Saragossa, nicht allein gegen den anrückenden Feind, sondern auch gegen ein noch größeres Corps auszeichnen."*)

*) Doch begehrte er dringend britische Hülfe. „Wenn nur 1000 Engländer bei Wismar oder Rostock gelandet wären, so könnte das anrückende Corps gänzlich ver-

cher Bewegung, daß man es kaum mehr in der Hand hatte, den Ausbruch zu verschieben; man entschloß sich daher schon am 22. April loszubrechen.

An diesem Tage läuteten längs der Schwalm und Diemel in allen Ortschaften die Sturmglocken; in manchen Gegenden hatten die Leute ihre Ungeduld nicht bemeistern können und waren schon in der Nacht vorher aufgestanden. Eben dies Ungeordnete und Zusammenhanglose hat wohl am ersten dazu beigetragen, die Regierung aus ihrer blinden Sicherheit aufzuscheuchen.

Wie Dörnberg sich am Morgen des 21. zu einer in Cassel angesagten Revue begab, berichtete ihm Gröben, die Bauern hätten schon losgeschlagen; eben sei die Nachricht davon angelangt. Bald ward aus dem Palaste Gröbens Bericht bestätigt. Noch schien kein Verdacht gegen Dörnberg erwacht, zumal er noch am Morgen den Eid der Treue in die Hand des Königs abgelegt; er selbst ward beauftragt, zwei Compagnien zum Schutz nach dem Schlosse zu führen. Auf dem Wege dahin kam Bothmer und raunte dem Obersten zu, sein Name werde in Verbindung mit dem Aufstande genannt. Jetzt glaubte er sich verrathen.*) Er gab das Commando der Wache an Bothmer ab und beschloß selbst nach Homberg zu eilen, um die Aufständischen herbeizuführen.

Indessen sammelten sich die Massen zum Aufstand. Der Friedensrichter Martin, dessen Secretär Dittmar, der Inspector Berner, der Lieutenant Scheffer waren die bekanntesten Führer. In Felsberg hatten sich auf den Ruf der Glocken etwa 800 waffenfähige Leute jedes Alters und Standes gesammelt; in Homberg und Wolfhagen war die Masse noch größer und wuchs durch den Zuzug aus den Dörfern mit jeder Stunde an. Ein Mann, der den Ereignissen nahe stand, giebt die Zahl der Versammelten auf wenigstens 8000 Mann an; nach westfälischen Berichten wären sie nur etwa halb so stark gewesen. Unter dem Rufe: „Es lebe der Kurfürst! Es leben die Deutschen! Zum Teufel mit den Franzosen!“ machten sie sich zum Aufbruch fertig, als Dörnberg in Homberg eintraf. Er suchte in die dort versammelte Masse einige Ordnung zu bringen und stellte die Jäger und Förster, die Einzigen, die gut bewaffnet waren, voran. In diesem Augenblicke kam die Nachricht, daß auf der Melsunger Straße Kürassiere anrückten. Dörnberg ging, von einigen Jägern begleitet, ihnen entgegen und redete sie an, um sie für den Aufstand zu gewinnen. Es war vergeblich; Alles, was

*) Noch war er es damals nicht, aber wenige Stunden später. Einer der Mitwisser, Lieutenant von Gayl, hatte seiner Tante, Frau von Jagow, gebeichtet, deren Gemahl Kammerherr des Königs war. S. Lynker S. 131, der auch den Verdacht gegen Malsburg als unbegründet zurückweist. Die Mémoires du roi Jérome III. 350. 362 berichten dagegen, es seien von Malsburg und Jagow fast gleichzeitig die Anzeigen gekommen. Auch erhielt nach derselben Quelle M. dafür eine Auszeichnung. III. 369.

er erreichte, war, daß ihm der unentschlossene Führer der Truppe, Oberst von Marschall, versprach, neutral zu bleiben und nach Melsungen zurückzugehen. In der Nacht setzte sich dann der Zug von Homberg aus in Bewegung; bei Tagesanbruch (23. April) kamen sie gegen die Höhe von Kirchbaune, an die sogenannte Knallhütte, wenige Stunden von Cassel, die sie von Truppen besetzt fanden. Es waren Gardejäger, Reiterei und einige Geschütze. Dörnberg setzte seine Massen in Bewegung, um das Geschütz zu nehmen; die Kanoniere, versicherte er die Seinen, würden schwerlich auf ihre Landsleute feuern. Aber in demselben Augenblick erfolgte eine Kartätschensalve, die ganze Glieder niederriß. Jetzt rückte auch die Cavallerie vor. Es war kein Halt mehr; die zum Theil waffenlose Masse drängte in wilder Flucht zurück und vergebens suchte der Oberst in einem nahen Gehölz sie noch einmal zum Stehen zu bringen. Die Sache war verloren; kaum gelang es noch Dörnberg selbst nach Homberg zu entkommen und unter manchen Abenteuern sich nach Böhmen zu retten.

Die übrigen Colonnen der Aufständischen waren nicht glücklicher gewesen. Eine Schaar, die sich von der anderen Seite her Cassel näherte, ward ohne Mühe zurückgedrängt; gegen Wolfhagen war d'Albignac mit Truppen ausgezogen, und die Bewegung, die sich von Oberhessen aus gegen Marburg richtete, ward durch die französischen Truppenabtheilungen, die bei Frankfurt lagen, unterdrückt. In der Residenz selbst hatte sich weniger Sympathie für den Aufstand gezeigt, als man erwartete. Die Bürger der „guten Stadt Cassel" wurden um ihres loyalen Benehmens willen vom König belobt. Jerome selbst hat die Ueberraschung nicht Meister werden lassen, sondern diesmal äußerlich Haltung und Ruhe bewiesen. Die Sorge freilich, daß die Abfälle sich mehren könnten, vermochte er nicht zu unterdrücken und sehnte sich lebhaft nach der Ankunft französischer Truppen.*) Zugleich ließ er seine eignen Gardeofficiere kommen und stellte denen, die ihr Eid der Treue reute, frei, ins Lager des Aufstandes zu gehen. Ein Aufruf an das Volk (24. April) wies auf die in Deutschland vereinigte Macht des Kaisers und seiner Verbündeten und auf ihre ersten Erfolge an der Donau hin; den Empörern ward mit Strenge gedroht, den Verführten Verzeihung angekündigt. In einem Decret vom 29. April ward dann allen den Theilnehmern, die binnen acht Tagen ruhig in ihre Heimath zurückgekehrt seien, Amnestie versprochen; nur die Führer, die Beamten und Soldaten, die sich dem Aufstande angeschlossen, blieben ausgeschlossen. Sie wurden mit Todesstrafe und Confiscation ihres Vermögens bedroht, auf ihre Auslieferung ein Preis gesetzt. Das Stift Homberg ward eingezogen, die Stiftsdamen ihrer Pfründen beraubt.**)

---

*) S. die Berichte Reichards in den Mémoires du Roi Jérome III. 356. 357 und die Briefe des Königs S. 410. 411.

**) Man hat wiederholt die Milde dieses Verfahrens gepriesen. Allein es scheint

Nachdem hier wie an der Elbe ein mangelhaft angelegtes Unternehmen durch Unbesonnenheit und Uebereilung gescheitert war, ließ sich wenig Hoffnung mehr auf das setzen, was nach dem Plane der Verschworenen Schill von Berlin aus beginnen sollte. Die Regierung war durch Katts und Dörnbergs Versuche aus ihrer Sicherheit aufgeschreckt, das Volk durch ihr Mißlingen und die Botschaften von der Donau entmuthigt. Das Unglück wollte, daß Schill in dem Augenblicke losbrach, wo er noch von den Ereignissen im Süden keine Kunde hatte.

Wir kennen den tapferen Reitersmann schon von Colberg her; seine verwegenen Streifzüge hatten ihm in einer Zeit, wo fast Alles feige Unterwerfung athmete, einen glänzenden Ruf erworben. Nach dem Frieden und der Reduction des Heeres wurden die vier Reiterschwadronen, die er geführt, als Husaren ausgerüstet und erhielten den Namen des „zweiten brandenburgischen Husarenregiments." Der Inhaber des neuen Regiments ward Schill, den der König außer der Reihe zum Major erhoben hatte. Das Fußvolk, das er geführt, ward in ein leichtes Bataillon umgebildet und durfte zur ehrenden Erinnerung an den Winter 1807 den Namen „Bataillon Schill" fortführen. Eine weitere Auszeichnung erhielt die tapfere Schaar dadurch, daß der König verfügte, sie solle zuerst in die von den Feinden geräumte Hauptstadt ihren Einzug halten. Schon der Marsch dahin ward zu einem Triumphzug; der Einzug in Berlin, am 10. December 1808, war für Alle, die es mit erlebten, ein Tag unvergeßlichen Jubels. Die Freude, von dem verhaßten Anblicke des Feindes befreit zu sein, vermischte sich mit der Begeisterung für die tapfere Truppe und ihren Führer, deren Namen noch aus der düstern Zeit von 1807 glorreich in Aller Erinnerung lebten. Es war ein Taumel der Freude und eine an Abgötterei grenzende Verehrung, womit die dichtgedrängte Bevölkerung der Hauptstadt den Helden von Colberg empfing. Wo er sich öffentlich zeigte, auf den Straßen und im Theater, wurden ihm Huldigungen bereitet; es ward ein Cultus mit ihm getrieben, der auch auf ihn betäubend wirkte. Wohl sagte er damals selber: „man macht zu viel aus mir", aber er fing doch an, sich als den zu fühlen, den die patriotische Begeisterung der Welt in ihm sah. Wir wissen, es war schon zu Colberg seine Art gewesen, lieber rasch zu handeln, als ruhig zu erwägen; wer wollte sich wundern, wenn der von der Gunst des Königs und der Begeisterung des Volkes gleich ausgezeichnete Mann sich über sich selber und das, was er konnte, wie über die Stimmungen draußen in der Menge täuschte? War doch Alles dazu angethan, auch selbst eine ganz

---

uns, als sei Alles geschehen, was verständiger Weise gewagt werden konnte; denn ein Monstreproceß gegen die 8000 Zuzügler hätte der Regierung mehr Verlegenheit als den Verfolgten bereitet. Welcher Härte die einzelnen Verhafteten ausgesetzt waren, zeigt die angeführte Schrift des Pfarrers Gehren.

nüchterne Natur zu irren. In Berlin wurden unter seinen Augen Lebensgeschichten, Anekdotensammlungen und Portraits in reicher Fülle feilgeboten und wie Reliquien verehrt. Der stattliche, lebensfrische Mann von 36 Jahren in dem malerischen Husarenkleid war nicht nur eine martialische, sondern zugleich eine liebenswürdige Erscheinung. Sein feuriges schwarzes Auge, sein freundliches und wohlwollendes Wesen imponirte und gewann zugleich. Sparsam und mäßig in seinen eigenen Bedürfnissen, großmüthig gegen den Bedürftigen, freigebig gegen seine Waffengefährten, von unübertroffener Bravour und einem frischen, feurigen Wesen, auch mit einer natürlichen Gabe populärer Beredtsamkeit ausgestattet, war er ganz dazu geschaffen, ein Liebling des Volkes zu werden. Wohl fiel Manchen eine krampfhafte Unruhe in seinem Wesen, ein Abspringen von Einem aufs Andere und neben der Neigung zu kecken Husarenstreichen ein gewisser Starrsinn auf, den er besonnenem Rath entgegensetzte; solche Züge erinnerten wohl an seine ungarische Abstammung. Freilich sind auch diese Schattenseiten von der schmeichelnden Bewunderung der Zeit in Vorzüge umgeschaffen und dadurch der tapfere Mann an sich selber und an dem Maße seines Könnens irre geworden.*)

Es war fast die allgemeine Ansicht, daß Schill die rechte Persönlichkeit sei, eine deutsche Nationalerhebung zu leiten; selbst ein besonnener Mann wie Gneisenau, schrieb damals: „Mag die Welt immerhin glauben, daß er Colberg vertheidigt hat, für den Staat ist das desto besser. Schill ist noch jung und kann der großen deutschen Sache noch wichtige Dienste leisten. Durch seine Popularität und seinen allverbreiteten Namen können noch schöne Dinge gethan werden; wir müssen daher solchen verherrlichen, so viel wir können.“ Oder er äußerte gegen Schill selbst: „Fahren Sie fort, die Gemüther zu erfrischen, wo das Blut etwas stocken will. Meine treue Mitwirkung für Ihre Pläne sage ich Ihnen von Herzen zu.“ So drängte sich von allen Seiten an Schill die Zuversicht heran: daß er sich nur zu zeigen brauche, um das Volk zu den Waffen zu rufen. Daß er mit Hirschfeld und mit Dörnberg in enger Verbindung stand, ist schon erwähnt worden; dem Tugendbunde hat er zwar so wenig wie Dörnberg als Mitglied angehört, aber er war doch in dessen Pläne und Verbindungen eingeweiht und ein anderer dem Tugendbund verwandter Verein, die Gesellschaft der Vaterlands-

*) Diese Schilderung ist aus den Zeugnissen Derer geschöpft, die ihm näher standen; s. Haken II. 4 ff. Wenn v. d. Marwitz I. 257 f. ihn als einen albernen Thoren zeichnet und in seiner zarten Weise ihn „unglaublich dumm“ nennt, so hat dies Urtheil wohl so viel Werth, wie die, welche er über Stein, Scharnhorst und über die ganze Zeit gefällt hat. Aber auch auf anderer Seite ist der überspannten Bewunderung jener Tage die Neigung gefolgt, Schill ganz geringschätzig zu behandeln. Es bliebe dabei immer der zauberische Einfluß unerklärt, den er auf eine Reihe trefflicher Menschen geübt hat.

freunde, hing mit Schill zusammen und war bereit, ihn mit Geldmitteln zu unterstützen. Auch ganz Unberufene drängten sich mit Mahnungen zu handeln an Schill heran, oder betäubten ihn mit übertriebenen Schilderungen der vorhandenen Mittel, mit voreiligen Botschaften erlangter Erfolge. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß in demselben Augenblick, wo Katt und Dörnberg gescheitert waren, ein westfälischer Landmann, Namens Romberg, in Magdeburg verhaftet ward. Er hatte aus Westfalen an Schill die Aufforderung gebracht, sich an die Spitze einer Insurrection zu stellen, und war von ihm mit Briefen und Proclamationen versehen worden. Diese Papiere wurden nach Cassel gesandt, dort dem preußischen Gesandten vorgelegt und von ihm darüber nach Königsberg berichtet. Wie ein halbes Jahr zuvor Stein in einem ähnlichen Falle, so ward auch Schill jetzt durch einen vertrauten Freund, den späteren hannoverschen General von Bothmer, von der unerwünschten Enthüllung unterrichtet. Ein rascher Entschluß erschien als nothwendig, wenn nicht auch ihn die französische Aechtung unvorbereitet treffen sollte. Drohte doch schon von Königsberg, wohin die compromittirenden Papiere gesendet waren, eine kriegsgerichtliche Untersuchung, was Schill von befreundeter Seite berichtet ward. Zum Ueberfluß gelangte noch in diesem Augenblick ein falsches Gerücht nach Berlin, das von einem Siege des Erzherzogs Karl bei Hof erzählte. Man war davon so fest überzeugt, daß Chazot, damals Commandant von Berlin, für den 27. April die Parole „Karl und Hof" gab. So entschloß sich denn Schill zu dem kühnen Wagniß; nur wenige Freunde, wie Adolf von Lützow, der spätere Führer der berühmten Freischaar, und der Lieutenant Baersch wurden in das Geheimniß eingeweiht.*)

Am Nachmittag des 28. April zog Schill mit seinem Regiment zum Hallischen Thor hinaus, wie es schien, um draußen eine seiner gewöhnlichen Uebungen vorzunehmen. Nach verschiedenen Evolutionen führte er seine Leute gegen Potsdam; auf dem Wege ließ er dann Halt machen und verkündete in begeisterter Rede seinen Entschluß, den Kampf aufzunehmen gegen die Gewalt des fremden Tyrannen. Unter freudigem Zuruf verhieß die Mannschaft ihm zu folgen. Er führte sie zunächst über Potsdam nach der Elbe. Noch schienen die Kriegsbehörden in Berlin nur einen unerwarteten Uebungsmarsch darin zu sehen; sie sandten einen Officier an Schill, ihm seine Eigenmächtigkeit zu verweisen und ihn zurückzurufen. Die Sendung war fruchtlos; das Erscheinen des Officiers diente vielleicht nur dazu, die Soldaten in der Meinung zu bestärken, daß Schill im Einverständniß mit der Regierung handle.

---

*) S. Baersch, Beiträge zur Gesch. des Tugendbundes. S. 11 ff. 15. 23. Vgl. Haken II. 20. 21 und die Schrift des greisen Waffengefährten von Schill: Baersch, Ferd. v. Schill's Zug und Tod im Jahre 1809. Leipz. 1860. S. 36 f.

So zog die kleine Schaar nach der Elbe; Magdeburg zu überraschen, erschien schon nicht mehr möglich; Schill wandte sich gegen Wittenberg. Der Commandant der sächsischen Besatzung ließ sich bestimmen, den Durchzug zu gestatten und eine Waffenruhe einzugehen. Am andern Tage (2. Mai) brach die Schaar nach Dessau auf; hier zuerst rief Schill die deutsche Bevölkerung zum Aufstand gegen Napoleon auf. Alles, sagte sein Aufruf, greife zu den Waffen; Sensen und Piken mögen die Stelle der Gewehre vertreten. . . . Wer feige genug ist, sich der ehrenvollen Aufforderungen zu entziehen, den treffe Schmach und Verachtung. In gutem Glauben verkündete er die Siege der Oesterreicher, verwies auf die Erhebung der Hessen, den glücklichen Aufstand der Tiroler. „Bald wird die gerechte Sache siegen, der alte Ruhm des Vaterlandes wiederhergestellt sein. Auf, zu den Waffen!"

Von Dessau ging der Marsch nach Bernburg. Kleinere Streifpikets wandten sich nach Halle und Cöthen; hier wurden dem franzosenfreundlichen Fürsten Waffen und Pferde weggenommen, seine Leibgarde aufgelöst und ein Theil zum Eintritt in Schills Dienst bewogen. Eine andere Abtheilung Reiter überfiel am Abend des 3. Mai Halle, entwaffnete die kleine westfälische Besatzung und weckte unter den Bewohnern die kurze, aber enthusiastische Freude, statt der verhaßten westfälischen Regierung wieder der preußischen zurückgegeben zu sein. Erst jetzt, am 4. Mai, erhielt Schill die Nachricht von dem traurigen Ausgang der Schlachten an der Donau; sie traf zusammen mit der Kunde, daß auch in Hessen Alles schon vorüber sei, und mit einer ernsten und drohenden Mahnung von Berlin, sofort umzukehren. Nun war freilich die ganze Situation verändert; was der Kern einer großen Insurrection zwischen Elbe und Rhein werden sollte, erschien wie ein unbesonnener Husarenstreich und auf begeisterte Theilnahme der Massen war unter dem Eindruck der jüngsten Unglücksbotschaften kaum mehr zu zählen. Schill selbst gab jetzt die Sache halb verloren; in einem Kriegsrathe, den er hielt, verbarg er den Kameraden die Lage nicht und stellte ihnen anheim, ob man das Begonnene zu Ende führen, oder umkehren solle. Um diesen letzten Weg ohne Spott der Gegner einzuschlagen, war freilich zu weit gegangen worden; die Officiere entschieden sich für den Kampf. Aber über die Art des Kampfes bestand keine rechte Einmüthigkeit; die Einen meinten, man solle die Elbe aufwärts marschiren und sich mit den Oesterreichern vereinigen, die Anderen hielten eine rasche Diversion gegen Cassel für ausführbar; Lützow stimmte dafür, sich nach Ostfriesland zu werfen, dort den kleinen Krieg gegen die Franzosen zu führen und vielleicht mit britischer Hülfe ein größeres Unternehmen an der Weser und Ems hervorzurufen. Man kam zu keinem bestimmten Ergebniß; Schill selbst hatte offenbar mit der Zuversicht auch die Raschheit des Entschlusses verloren. Es erschien als das Nächste, sich auf eine Abtheilung feind-

licher Truppen zu werfen, die von Magdeburg her sich gegen die Schaar Schills in Bewegung setzte. So erfolgte der Aufbruch von Bernburg gegen Magdeburg.

Ungefähr eine starke Meile südlich von der Stadt, bei Dodendorf, stand eine von Magdeburg ausgesandte Colonne von vier westfälischen und zwei französischen Compagnien mit zwei Geschützen; der Führer Oberst Vautier hatte die vortheilhafte Stellung hinter dem Flüßchen Sülze aufgegeben und war ein paar hundert Schritte über Dodendorf hinausgerückt, wo er seine Leute in drei Quarrés aufstellte. Hier traf am 5. Mai Schills Corps ein; es zählte im Ganzen jetzt 400 Husaren, 60 reitende Jäger und 40—50 Fußgänger. Vielleicht, so hoffte man, gelang es wenigstens, die Deutschen auf Seiten des Gegners zu gewinnen. Aber der Versuch, mit den Westfalen zu fraternisiren, ward mit Flintenkugeln erwiedert, deren eine den tapfern Lieutenant Stock zu Boden streckte. So ging's denn zum Angriff. In einer kühnen Attake wurden die Westfalen, obwohl sie sich hartnäckig schlugen, überwältigt, ihre Quarrés gesprengt, eine Menge Leute getödtet, der feindliche Führer selbst tödtlich verwundet, gegen 170 Mann gefangen und eine ansehnliche Beute an Gepäck, Waffen und Fahnen gemacht. Aber die französischen Compagnien leisteten glücklichen Widerstand; sie wichen auf die Anhöhe des Dodendorfer Kirchhofs und schlugen in dieser günstigen Stellung alle Angriffe ab. Es fehlte Schill an Fußvolk, um seinen Sieg vollständig zu machen; der bloße Ruhm eines tapferen Gefechtes war aber zu theuer erkauft. Sechs Officiere waren getödtet, drei, unter ihnen Lützow, schwer verwundet, zwei gefangen. Von den Soldaten blieben gegen siebzig auf dem Platze. Wohl hatte der Angriff und sein Ausgang in Magdeburg Sorge und Schrecken erregt, aber an eine ernste Bedrohung des Platzes konnte Schill doch nicht denken. Er wich gegen Großwanzleben zurück, wandte sich dann (6. Mai) nach Neuhaldensleben und brach von da in die Gegend von Stendal und Arneburg auf.

Hier wurden die schon herabgestimmten Hoffnungen durch eine freudige Ueberraschung noch einmal neu belebt. Von dem leichten Infanteriebataillon, das Schills Namen führte, hatten sich etwa 160 Mann mit vier Officieren, unter dem Commando des Lieutenants von Quistorp, aus Berlin aufgemacht und suchten den Weg zu dem Führer, unter dessen Commando sie bei Colberg gefochten. Am 12. Mai trafen sie bei Arneburg mit ihm zusammen; bei ihrem Anblick erwachten wieder seine stolzesten Hoffnungen. Er wollte, verhieß er in der feurigen Rede, womit er die Kameraden begrüßte, den Säbel nicht eher in die Scheide stecken, als bis er dem geliebten König auch das letzte Dorf wieder erobert oder in diesem rühmlichen Beginnen seinen Tod gefunden habe. Er kenne keinen andern Ehrgeiz, als diesen; sollte Deutschland nicht frei werden, nun dann sei, wie sein Lieblingsausdruck lautete, ein Ende mit Schrecken gewiß einem Schrecken ohne Ende vorzuziehen.

Es war der letzte Augenblick ungetrübter Freude, indessen sich schon von allen Seiten die Wetterwolken zusammenzogen. Die treue Schaar vom leichten Bataillon blieb der einzig namhafte Zuzug, der kam; was sich sonst anschloß, war an Zahl unbedeutend, bisweilen an Werth und Zuverlässigkeit zweifelhaft. Zwar das Decret König Jerome's (5. Mai), worin Schills Schaar einer Räuberbande verglichen und „auf ihn Jagd zu machen" befohlen war, mit der Zusage, daß, wer ihn abliefere, zehntausend Franken erhalten solle, dies Decret, das durch Schill eine würdige und schlagende Erwiederung fand, hätte wohl kaum Viele abgehalten, dem Rufe zum Aufstand zu folgen. Aber durch die Nachrichten von der Donau war schon allerwärts die Zuversicht gewaltig erschüttert, zumal seit kein Zweifel darüber blieb, daß Schill ganz auf eigene Faust handelte und ein Rückhalt an der preußischen Regierung vorerst nicht zu hoffen war. Ein Parolebefehl des Königs vom 8. Mai mißbilligte Schills „unglaubliche That" in den strengsten Worten und legte jedem preußischen Soldaten die „unbedingte Verpflichtung" auf, sich ruhig zu verhalten; zugleich ward eine Untersuchung gegen die Schuldigen eingeleitet, der Gouverneur und der Commandant von Berlin zur Verantwortung gezogen. So blieb denn die thätige Theilnahme tief unter der Erwartung; von einem Aufstand in Masse, auf den man gezählt, war zunächst nichts zu hoffen. An Schills Haltung war wohl zu sehen, wie tief ihn diese Enttäuschung berührte; fieberhaft aufgeregt, wie er war, schon selbst ohne rechte Zuversicht auf das Gelingen, zersplitterte er seine Zeit in fruchtloser Vielgeschäftigkeit, ohne die Sache selbst vorwärts zu bringen. Je mehr ihn aber der Lauf der Dinge verstimmte, desto unzugänglicher ward er gegen den besonnenen Rath Anderer. In diesen Tagen war der treffliche Grolman zu ihm gekommen, voll Begierde, gegen die fremden Dränger zu kämpfen; allein vergebens suchte er Schill zu bestimmen, daß er das planlose Hin- und Herziehen aufgebe und unverzüglich gegen Westfalen hin operire. So blieb Alles in ungewissem Schwanken, während der Gegner einen ernsten Gegenschlag vorbereitete. Napoleon hatte zuerst in einem Bulletin vom 9. Mai Notiz genommen von dem „brigand" Schill, der, wie die dreiste Lüge lautete, sich in dem letzten Feldzuge mit Verbrechen bedeckt habe. Indem sein Unternehmen als ein „lächerliches" bezeichnet war, verkündete der Imperator doch die Errichtung eines Observationscorps, das 60,000 Mann stark, unter Kellermann die Elbe decken sollte. Was von holländischen Truppen an beiden Ufern der Weser vertheilt stand, sollte General Gratien schleunigst zusammenziehen und damit nach der Elbe aufbrechen.

Nachdem die Vorschläge, sich nach Ostfriesland oder Westfalen zu werfen, abgewiesen waren und man durch zweckloses Zögern kostbare Stunden versäumt hatte, blieb Schill kaum mehr ein anderer Ausweg, als längs der Elbe Böhmen oder die Seeküste zu gewinnen; im ersten Falle focht die kleine Schaar unter österreichischen Fahnen, im andern bot die englische

Flotte eine sichere Zuflucht, und vielleicht die pyrenäische Halbinsel ein neues, günstigeres Schlachtfeld. Schill schien zum Letzteren entschlossen*); er brach (13. Mai) nach der unteren Elbe auf, bemächtigte sich des mecklenburgischen Städtchens Dömitz, und wie sich die früher gehegte Hoffnung, daraus einen Waffenplatz für künftige Operationen zu machen, als eitel erwies, setzte er sich gegen Stralsund in Bewegung. Etwa 400 Mann, zum großen Theil nur mit Piken bewaffnet, ließ er in Dömitz zurück, um den Platz noch eine Zeit lang zu behaupten und den Feind zu täuschen. Er selbst brach (18. Mai) gegen Wismar und Stralsund auf; zwei Officiere waren vorausgesandt, um die britische Regierung und den Admiral, der die Flotte in der Ostsee commandirte, von seinem Entschlusse in Kenntniß zu setzen.

Die kleine Besatzung von Dömitz sah sich schon am 20. von einer Abtheilung westfälischer Truppen angegriffen; trotz ihrer schlechten Bewaffnung und der Schwäche der Mannschaft, zudem im Rücken durch eine Meuterei der von Dodendorf mitgebrachten Gefangenen gefährdet, schlug sie sich doch bis zum 24. tapfer herum und trat dann mit mäßigem Verlust den Rückzug gegen Rostock an. Sie holte dort natürlich Schill nicht mehr ein, aber sie entging dadurch auch seiner Katastrophe und fand nachher zum größten Theil Zuflucht in einem preußischen Hafen. Schill selbst war von Wismar gegen Rostock aufgebrochen, um von da Stralsund zu gewinnen; das feindliche Corps unter Gratien, das zu seiner Verfolgung von der Weser her angerückt kam, hatte sich durch seine Scheinbewegungen über das wirkliche Ziel seines Marsches täuschen lassen und war zurückgeblieben. In Rostock ließ Schill das Gepäck und eilte dann, Stralsund zu überraschen. Der französische General Candras, Gouverneur in Schwedisch-Pommern, hatte dort rasch zusammengerafft, was an Truppen in der Nähe war, um die Stadt zu schützen. Mit zwei Bataillons Mecklenburger, einer Abtheilung polnischer Reiterei und einigen Geschützen stand er bei Damgarten an der Recknitz, als Schill am Mittag des 24. Mai eintraf. Während der Kampf sich hier entspann, hatte eine Abtheilung von Schills Infanterie den Fluß weiter oben auf einer Fähre passirt und schoß dem Feind in die Flanke; jetzt erzwangen die Jäger und Reiter in einem nachdrücklichen Angriff den Uebergang. Die feindliche Colonne ward in wilder Flucht auseinander gesprengt; die Mecklenburger, gegen 600 Mann, mit 34 Officieren, mit Geschütz und Fahnen wurden gefangen. Rasch eilte Schill gegen Stralsund, wo nur noch 150 französische Artilleristen zurückgeblieben waren. Dieselben feierten eben durch Kanonensalven die Nachricht von Napoleons Einzug in Wien, als am Mor-

*) Wenigstens schreibt er selbst (am 30. Mai aus Stralsund): Da vom Insurgiren nicht viel zu erwarten war, richtete ich meine Wünsche auf Stralsund, um dadurch mit den britischen Schiffen in Verbindung zu kommen. S. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege III. 29.

gen des 25. Mai Schill mit 30 Jägern und 15 Husaren seinem Corps voraneilend in die Stadt einsprengte. Die Kanoniere, rasch gefaßt, pflanzten vier Geschütze auf, um sich in ihrer Kaserne zu vertheidigen. Es begann ein verzweifelter Kampf, der erst dann zu einer Entscheidung führte, als einer Abtheilung von Schills Leuten ein Weg gezeigt ward, den Franzosen in den Rücken zu kommen. Auch jetzt wehrten sie sich noch hartnäckig, fanden aber größtentheils im Handgemenge mit dem nun überlegen andringenden Gegner ihren Tod.

So fand sich Stralsund in Schills Händen; zahlreiches Geschütz, Munition und andere Kriegsbedürfnisse waren eine erwünschte Beute. Schill schöpfte neuen Muth; er dachte an den glorreichen Widerstand, den die Stadt einst gegen Wallenstein geleistet, und meinte wohl, sie könne ein zweites Saragossa werden. Dieser schwärmerische Gedanke nahm ihn ganz gefangen; die Rathschläge, sich nach Rügen zu werfen, oder rasch die Verbindung mit der britischen Flotte zu suchen, wies er nun von sich. Vielmehr wurden alle Kräfte aufgeboten, die zum Theil geschleiften Befestigungen herzustellen, um den Feind gut gerüstet zu empfangen. Aber es fehlte an Leuten, das Geschütz zu bedienen und die Stadt zu vertheidigen. Schill hatte nur etwa achtzehnhundert Mann dem Feinde entgegenzustellen, worunter fast die Hälfte Reiterei; damit konnte man nicht einmal die Wälle besetzen! Im Corps selbst herrschte zudem die alte Eintracht und Zuversicht nicht mehr; aus leisem Tadel gegen Schills Pläne und Maßregeln war eine immer lautere Opposition erwachsen, die schon anfing, die Disciplin zu bedrohen. Schill selbst klagte in einem Parolebefehl darüber: „es sei der sehr unglückliche Ton im Corps eingerissen, seine Befehle willkürlich abzuändern oder gar nicht zu befolgen.“ Er wünschte das alte Vertrauen zurück, das er bei Colberg besessen, und beschwerte sich bitter darüber, daß man ihm öffentlich widerspreche, oder gar ihn persiflire. Es mochte Manches vorgekommen sein, was diese Klagen rechtfertigte. Aber in seiner Unzugänglichkeit für fremden Rath wies Schill mißtrauisch auch das unzweifelhaft Bessere zurück. So ward ihm jetzt gerathen, die schon im Anmarsch begriffenen, sorglos aufgestellten Truppen des Feindes mit der Reiterei in ihren Kantonirungen zu überfallen; er lehnte es ab, weil er voll Zuversicht auf die Stärke des Platzes war. Welch überspannte Hoffnungen ihn jetzt erfüllten, bewies ein Brief, den er noch am Vorabend vor dem tragischen Ausgang an Erzherzog Karl richtete. „Meine Arbeiten an der Wiederherstellung der Werke, schrieb er, sind von einem solchen Erfolge, daß ich dreist behaupten kann, das demolirte Stralsund werde sich, gleich einem anderen Saragossa, nicht allein gegen den anrückenden Feind, sondern auch gegen ein noch größeres Corps auszeichnen.“*)

---

*) Doch begehrte er dringend britische Hülfe. „Wenn nur 1000 Engländer bei Wismar oder Rostock gelandet wären, so könnte das anrückende Corps gänzlich ver-

Schon näherte sich der Feind in überlegener Stärke. Außer den holländischen und oldenburgischen Truppen, die Gratien über die Elbe führte, war eine Verstärkung von 1500 Mann aus Holstein hinzugekommen, die Dänemark in feiger Wohldienerei für den französischen Kaiser mitwirken ließ. Gesuchte und haltlose Vorwände mußten dazu dienen, das schmähliche Verfahren zu beschönigen. So waren es im Ganzen gegen 6000 Mann, die Gratien am Morgen des 31. Mai an Stralsund heranführte.

Der Zugang zur Stadt von der Landseite geschieht über drei Dämme, welche von Süden her nach dem Frankenthore, westlich nach dem Tribseer, im Norden zu dem Knieper Thore führen; nur die beiden ersten waren durch die Befestigung gedeckt, das letzte war die schwache Stelle des Platzes. Darauf hatte der Feind seinen Angriffsplan berechnet. Gegen das Frankenthor ging nur eine schwache Abtheilung vor, am Tribseer griff man lebhafter an und beschäftigte die Besatzung, die dort ein wirksames Feuer unterhielt, indessen die Hauptcolonne unter dem dänischen General Ewald unbemerkt gegen die See hin zog, um durch das Knieper Thor einzubrechen. Dort stand auch nur die noch wenig geübte Rügener Landwehr von einigen hundert Mann, die Schill aufgeboten, und eine kleine Abtheilung seines Fußvolkes. In einem heftigen Sturmangriff erzwang der überlegene Feind den Zugang, erstieg die mangelhaften Werke und nahm die Geschütze, deren schwache Bedienung leicht überwältigt war. In die Stadt zurückgeworfen, suchte die kleine Besatzung Mann für Mann Widerstand zu leisten, ward aber von dem stärkeren Feind weiter und weiter nach dem Markt hingedrängt. Hier stand, nach Schills Anordnung, die Reiterei als Reserve, während er selbst die Vertheidigung am Tribseer Thore leitete. Sie war abgesessen und auf einen Angriff nicht gefaßt, als die dänischen Reiter anstürmten; das blutige Handgemenge, das sich zwischen ihr und den Dänen hier entspann, konnte die Verwirrung und das Unheil nur mehren. Jetzt kam auch Schill vom Tribseer Thore her: was er von Husaren und reitenden Jägern noch fand, raffte er rasch zusammen, wandte sich, um zum Knieper Thore zu gelangen, bald in die eine, bald in die andere Straße, und warf in verzweiflungsvollem Muthe Alles vor sich nieder, was ihm entgegenstand. Aber schon drängte der Feind in immer dichteren Massen in die Stadt herein, alle Straßen füllten sich, bald war kein Ausgang mehr offen. In diesem fürchterlichen Gewirre, wo Jeder das schon verwirkte Leben so theuer als möglich zu verkaufen suchte, hat auch Schill sein Ende gefunden. Man hat ihn noch gesehen, wie er, von einigen seiner Getreuen umgeben, im gestreckten Galopp und mit geschwungener Klinge durch die Gassen sprengte und Alles,

---

nichtet werden. Ich werde mein Möglichstes zur Erhaltung des Ortes und der Insel thun, aber allein vermag ich mich nicht in die Länge zu halten."

was sich vom Feinde zeigte, vor sich niederwarf. Von einem dänischen Husaren durch einen Säbelhieb an der Stirne verwundet, wollte er umkehren, fiel aber holländischen Jägern in die Hände, die ihn am Rufe eines seiner Leute erkannten. Aus ihren Reihen hat ihn die tödtliche Kugel getroffen.*)

An Thaten verzweifelter Tapferkeit hat es bei diesem letzten tragischen Kampfe nicht gefehlt; an den meisten Stellen war der Sieg theuer erkauft, namentlich die Reihen der feindlichen Officiere ansehnlich gelichtet. Eine Schaar von etwa 180 Reitern mit mehreren Officieren hatte sich, von Brünow geführt, zum Frankenthor durchgeschlagen und erzwang durch seine kaltblütige Haltung von dem französischen General freien Abzug nach Preußen, dem sich noch ein paar Hundert Infanteristen anschlossen.**) Was sich nicht so gerettet oder im ungleichen Kampfe den Tod gefunden, gerieth in die Gefangenschaft des Feindes. Es waren ihrer etwa sechshundert. Die nach Preußen entkamen, wurden dort vor ein Kriegsgericht gestellt, doch ist ihre Strafe nicht allzu streng ausgefallen.***)

Aber der Sieger legte eine erbarmungslose Härte an den Tag. Sein Verfahren ließ unter den Mitlebenden die Erwägung kaum aufkommen, daß eigene Unbesonnenheit das Meiste zum tragischen Ausgang Schills beige-

*) Die genauere Mittheilung über Schills Ende, abweichend von seiner früheren Erzählung, giebt Baersch: Ferdinand von Schill S. 112. 320. Eine uns vorliegende handschriftl. Aufzeichnung von einem Schill'schen Officier, der die Leiche gesehen hat, berichtet: Die Lieut. von Rudorff und v. d. Horst verlangten nun noch den Leichnam Schills zu sehen; sie wurden zu dem Ende in ein Haus, dem Rathhause gegenüber, geführt, wohin man den Leichnam gebracht hatte; sie fanden diesen entkleidet auf dem Boden des Zimmers liegend, durchaus unentstellt, mit noch gerötheten Wangen. Er hatte eine Schußwunde am Kopfe und einen kurzen tiefen Säbelhieb.

**) Nach der gewöhnlichen Darstellung wäre dieser freie Abzug nur von einem Trupp holländischer Cavallerie, die am Thore stand, erlangt worden; allein die erwähnte handschriftliche Aufzeichnung von einem nahe betheiligten noch lebenden Officier beweist, daß eine förmliche Capitulation mit Gratien abgeschlossen war. Oberst Stedmann erschien als Parlamentär am Thore und forderte zur Uebergabe auf; der Führer der Reiter erklärte, daß er nur über ganz freien Abzug verhandeln werde; vorausgesetzt, daß man den Beweis vom Tode Schills geben könne. Darauf begaben sich die Lieutenants von Rudorff und v. d. Horst mit Stedmann in die Stadt zum General Gratien, der sie mit „großer Artigkeit" empfing. Man zeigte ihnen erst die Mütze und Pfeife Schills, dann auch den Leichnam selbst; nach einer ziemlich langen Verhandlung, in der sich Ewald gegen, Stedmann für das Ansinnen der Schill'schen Schaar aussprach, wurde endlich von Gratien die Capitulation bewilligt und die abziehende Truppe durch zwei Officiere bis Demmin begleitet.

***) Außer Baersch s. die Actenstücke in der 1860 zu Potsdam erschienenen Schrift: Ferdinand von Schill. Ein militärisch-politisches Characterbild. Ueber die letzten Stralsunder Tage findet sich auch örtliches Detail in der 1859 erschienenen Schilderung der „halbhundertjährigen Gedächtnißfeier seines Todes."

tragen; man vergaß den kurzsichtigen Starrsinn des unglücklichen Mannes neben der Barbarei, womit der Feind die That und ihre Theilnehmer verfolgte. Die Reihe blutiger Opfer, die der Bonapartismus forderte, hat um den Schill'schen Zug die Glorie des Märtyrerthums verbreitet und immer frisch den patriotischen Groll aufgestachelt gegen die verhaßte Gewalt und ihre Träger.

Nachdem Schills Leichnam aufgefunden und erkannt war, wurde das Haupt vom Rumpfe gelöst und in Weingeist aufbewahrt, wie der Kopf eines Mörders oder eines Ungeheuers. So wanderte er nach Cassel und von da als Geschenk an den berühmten Naturforscher Brugmans nach Leyden, wo im naturhistorischen Museum noch zwei Jahrzehnte, nachdem die Holländer durch preußische Waffen ihre Freiheit wieder erlangt hatten, diese Reliquie des Helden von Colberg unter Ungeheuern und Mißgeburten aufgewiesen worden ist.

Die Gefangenen (es waren noch 11 Officiere und 557 Mann) wurden zunächst nach Braunschweig geschafft; einer von den Officieren, Namens Peterson, der früher in schwedischen Diensten gewesen und sich unterwegs an Schill angeschlossen, war gleich in Stralsund am 4. Juni erschossen worden. In Braunschweig mußten dann vierzehn Mann zurückbleiben, meist aus dem Magdeburgischen und Halleschen gebürtig; sie sollten vor ein Kriegsgericht gestellt werden, weil sie als westfälische Unterthanen die Waffen gegen ihr Vaterland getragen, neun von ihnen, weil sie außerdem nach ihrer Gefangenschaft bei Dodendorf aus dem westfälischen Dienste zu Schill übergetreten waren. Ein Kriegsgericht, aus Deutschen gebildet, verurtheilte sie am 17. Juli zum Tode; das Urtheil ward in den nächsten Tagen vollzogen. Die eilf gefangenen Officiere wurden nach Wesel geschafft und als „zur Bande von Schill gehörig" am 16. Septbr. vor ein Specialgericht von französischen Officieren gestellt. Man wandte auf sie ein Gesetz aus der Revolutionszeit an, welches auf Diebstahl mit Einbruch oder Straßenraub den Tod setzte! Das Gericht sprach über alle das Schuldig aus und noch am nämlichen Nachmittag wurden die eilf Officiere, von denen der älteste erst das dreißigste Jahr überschritten, auf einer Wiese bei Wesel erschossen. Es waren zwei Brüder von Wedell aus Pommern, Jünglinge von 20 und 23 Jahren, die Lieutenants von Keller, Jahn, Gabain, von Flemming, von Keffenbringk, von Trachenberg und drei von Schill zu Officieren ernannte junge Leute aus Berlin, Schmidt, Felgentreu und Galle, die hier mit heroischem Muthe den Opfertod erlitten haben. Zwei und zwei an einander gefesselt erwarteten sie stehend und mit unverbundenen Augen die feindlichen Kugeln; sie brachten ihrem König noch ein Hoch und commandirten dann Feuer! Im nächsten Augenblick lagen zehn todt am Boden; der Eilfte (nach Einigen Felgentreu, nach Andern der eine Wedell) war nur am Arm verwundet; er riß die Weste auf und rief auf sein Herz deutend: „Hierher, Grenadiere!" Einen Moment später hatte auch er ausgelebt.

Von den Gefangenen wurden nur die Verstümmelten entlassen; die andern wurden unter die Galeerensclaven nach Cherbourg und Brest gebracht, um zum Theil erst erlöst zu werden, als das Bonapartesche Regiment zusammengebrochen war. Auch die bei Dodendorf gefangenen Officiere, Zaremba und Heinrich von Wedell, der dritte von den Brüdern, brachten geraume Zeit in französischen Kerkern zu. Sogar der Advokat, der die Gefangenen vor dem Kriegsgericht vertheidigt, mußte seine Unerschrockenheit mit kleinlicher Verfolgung büßen.

In dieser grausamen Härte lag das unfreiwillige Geständniß, daß die affectirte Verachtung gegen die Unternehmungen der „brigands" eine Lüge war; man fürchtete doch diese Streifzüge, die man als „lächerlich" hinzustellen suchte, und meinte mit blutigem Terrorismus die entstehende Neigung des Widerstandes zu ersticken.*) Aber die Wirkung war eine ganz entgegengesetzte. Das Blut der Märtyrer war auch hier der Samen der Kirche. Ein System, das solcher Mittel bedurfte, richtete sich selbst und weckte mit jeder neuen Schreckensthat frischen Haß. Die Fehler und Schwächen des Schill'schen Zuges verblaßten neben dem Glanze tapferer, todesmuthiger Hingebung, wovon die Ueberwundenen ein erhebendes Beispiel gegeben. Dieser Heldenmuth blieb in dem Gedächtniß der Mitlebenden so frisch, wie die grollende Erinnerung an die blutige Rache des Siegers.**)

Den zu Wesel Gemordeten ist am 31. März 1835 von der preußischen Armee ein Denkmal errichtet worden. Zwei Jahre nachher fanden auch die Gebeine der zu Braunschweig Erschossenen eine ehrende Grabstätte. Bei diesem Anlasse ist denn endlich auch Schills Haupt, um das sich der wackere Nettelbeck und andere Freunde schon 1820 vergebens bei dem Staatskanzler verwandt hatten, von den Holländern ausgeliefert und (24. Septbr. 1837) bei seinen Waffengefährten zu Braunschweig feierlich beigesetzt worden.

Wir wenden uns zum Kriegsschauplatze an der Donau zurück. Die Oesterreicher waren dort in vollem Rückzuge; ihre Hauptmacht hatte sich nach Böhmen gewendet, nur das Corps unter Hiller, nicht stark genug, die Straße nach Wien zu decken, schlug den Weg nach dem Inn und der Traun ein. Ihm folgte Napoleon. Er ließ den Erzherzog ungestört nach Böhmen

*) S. das Zeugniß von General Rapp in den nach ihm benannten Mémoires. S. 139.

**) Wie Schenkendorf in seinem Gedicht auf Schills Tod damals weissagte:

Tag des Volkes! du wirst tagen,
Den ich oben feiern will,
Und mein freies Volk wird sagen:
„Ruh' in Frieden, treuer Schill!"

ziehen, indessen er selbst auf der Sehne des Bogens, den der österreichische Feldherr beschrieb, gegen Wien vordrängte und sich zwischen die Armeen der Erzherzöge, deren Vereinigung drohte, in die Mitte schob. Der Besitz der Kaiserstadt versprach den Krieg rasch zu beendigen; der Gang der Dinge in Tirol und Italien war damit beherrscht, die Gährungen im Rücken und auf den Flanken beschwichtigt, die noch verhaltenen Gedanken des Widerstandes, z. B. in Preußen, am wirksamsten gebändigt, wenn man der Welt verkündigen konnte: die Franzosen stehen in Wien.

Napoleon war voll der stolzesten Zuversicht. Der Feldzug der fünf Tage und der rasche Umsprung von bangster Sorge zu den glänzendsten Erfolgen erfüllte ihn mit höhnender Geringschätzung gegen die Ueberwundenen. Seit den Tagen von Jena und Auerstädt hatten seine Bulletins keinen so übermüthigen Ton angeschlagen, wie jetzt. Wie damals ließ ihn der Siegesrausch völlig die eigene Würde vergessen. Die tapfere Landwehr ward in dem Bulletin, das er am 30. April nach dem Uebergang über den Inn erließ, verspottet und der Feigheit beschuldigt, Kaiser Franz als Schwachkopf und als falsch bezeichnet, die Oesterreicher selbst in dem nämlichen Actenstück einmal dem Tiger verglichen, dessen Klauen unter der Freundschaftsmaske sichtbar wurden, dann mit dem Esel, dessen lange Ohren unter der erborgten Löwenhaut immer wieder hervorguckten! Wie er im Octbr. 1806 den Siegen an der Saale die Aechtungsdecrete gegen Hessen, Braunschweig, Oranien hatte folgen lassen, so ward diesmal ein ähnlicher Schlag gegen die früher Reichsunmittelbaren und gegen den deutschen Orden geführt. Ein Decret, aus dem kaiserlichen Lager zu Regensburg erlassen (24. April), verhängte über die ehemaligen Fürsten und Grafen und Ritter des h. röm. Reiches, welche durch die Rheinbundsacte mediatisirt, jedem andern Dienste außer dem Bunde hätten entsagen müssen, aber gleichwohl fortführen, sich mit Oesterreich gegen den Rheinbund und seinen Protector zu verschwören und in Oesterreich Civil- und Militärstellen zu bekleiden, die Strafe der Confiscation; eine andere Verfügung vom gleichen Tage hob den Deutschorden innerhalb des Rheinbundes auf, wies dessen Güter und Domainen den Landesherren zu und sprach die Vereinigung des dem Orden zugehörigen Fürstenthums Mergentheim mit der Krone Württemberg aus.

Indessen hatte der Erzherzog die Oberpfalz verlassen und war nach Böhmen aufgebrochen, um so die Donau wieder zu erreichen und sich mit Hiller zu vereinigen. Eine Colonne Reiter ward vorausgeschickt, um die Donauübergänge bei Linz und Mauthhausen zu decken; sie hatte am 2. Mai den Weg durch Böhmen zurückgelegt und die Grenzen Oberösterreichs erreicht. Die Hauptmasse des Heeres stand noch auf halbem Wege zwischen Klattau und Budweis. An Hiller hatte der Erzherzog gleich nach seinem Abmarsch von Regensburg die Weisung erlassen, wenn er die Innlinie nicht halten könne, sich bei Linz aufs linke Donauufer zu ziehen und mit der

Hauptarmee zu vereinigen. Dazu stimmte eine zweite Ordre des Erzherzogs, die ankündigte, daß er selbst über Budweis nach der Donau aufbrechen werde.

Auf den Erzherzog, der nie mit ganzer Seele bei dem Kriege gewesen, hatten die Unfälle von Tann, Abendsberg, Eggmühl, Landshut einen sehr niederschlagenden Eindruck gemacht, zumal er von Anfang an seine Hoffnung des Gelingens nur darauf gestellt, daß ein erster Sieg in Baiern die Franzosen zurückwerfe und den Rheinbund erschüttere. Darum hatte er, ehe er noch Regensburg räumte, an den Kaiser, der in Schärding war, die Frage gerichtet, ob es nicht passend scheine, den Weg der Vermittlung zu versuchen, ehe noch der Feind den österreichischen Boden betrete und so lange man in Tirol und Italien noch im Uebergewichte sei. Die Antwort des Kaisers, die Graf Friedrich Stadion am 29. April in das Hauptquartier des Erzherzogs brachte, lautete ausweichend; der Kaiser, hieß es, sei nicht in der Lage, Friedensanträge zu machen, wenn aber der Erzherzog die Möglichkeit einer Annäherung fände, so habe er nichts dagegen, „insofern es geschehen könne, ohne sein Ansehen zu compromittiren.“

Die kriegerische Begeisterung jener Tage war nirgends weniger heimisch als im Hauptquartier des Generalissimus. Man war mit Unlust an den Krieg gegangen und sah ohne Vertrauen dem weiteren Verlauf entgegen.*) Die Ankunft Napoleons scheint in der That einen panischen Schrecken verbreitet zu haben. So erklärt sich ein Schritt, der wohl gut gemeint, aber des Siegers von 1796 und 1799 nicht würdig war. Es stimmte wenigstens sehr schlecht zu den Proclamationen, worin der Erzherzog drei Wochen früher die Freiheit Europas zum Kampf gegen Bonaparte aufgerufen, wenn er jetzt an Napoleon schrieb: „E. M. haben mir Ihre Ankunft mit Kanonendonner angekündigt, ohne mir Zeit zu lassen, Sie zu complimentiren. Kaum unterrichtet von Ihrer Gegenwart, konnte ich diese durch den Schaden ahnen, welchen Sie mir zugefügt haben. .... Ich fühle mich geschmeichelt, Sire, mit dem größten Feldherrn des Jahrhunderts zu kämpfen. Ich wäre glücklich, wenn das Schicksal mich erlesen hätte, meinem Vaterlande die Wohlthat eines dauerhaften Friedens zu sichern. Welche immer die Glücksereignisse des Krieges oder die Annäherung des Friedens sein mögen, so bitte ich E. M. zu glauben, daß mein Ehrgeiz mich Ihnen immer entgegenführt und daß ich mich gleichmäßig geehrt fühle, den Degen oder den Oelzweig in der Hand E. M. zu begegnen.“ Auf Napoleon machte dies Schreiben einen ähnlichen Eindruck, wie die liebkosenden und unterwürfigen Briefe, womit Haugwitz und seine

*) Graf Stadion war ohne Einfluß auf das Hauptquartier, wie er selbst nach Gentz (S. 186) versichert hat. Nach den Ereignissen vom April hatte er die Entlassung des Erzherzogs verlangt, auch die Zusage erhalten, aber die Erfüllung hatte auf sich warten lassen. So erzählen Finkensteins Berichte.

Leute im Oct. 1806 nach der Niederlage und Angesichts der empörenden Bulletins den Sieger zu beschwichtigen meinten; sein Uebermuth und die Geringschätzung der Gegner nahm zu.*)

Er schob ohne Säumen seine Heeresmassen auf der Straße gegen Wien vor; Massena, Lannes, Bessières näherten sich schon am 26. April dem Inn; die Württemberger, die Baiern und Davoust folgten, das inzwischen marschfertige sächsische Contingent, von Bernadotte commandirt, ward angewiesen, über das Fichtelgebirge durch die Oberpfalz und Niederbaiern nach der Donau aufzubrechen. Die Anstalten, die Hiller traf, um den Inn zu vertheidigen, vermochten die Wucht des Feindes nicht abzuwehren; schon überschritt derselbe in Massen die Salza bei Burghausen und die Oesterreicher mußten ihren Rückzug gegen Linz fortsetzen. Hier erreichte sie (am 2. Mai) ein Befehl des Erzherzogs, wonach Hiller, wenn Linz nicht zu halten sei, erst hinter die Traun, dann hinter die Enns zurückweichen durfte. Er sollte Zeit gewinnen, den Feind so lange wie möglich aufhalten, damit der Uebergang über die Donau und die Vereinigung mit dem Erzherzog bei Mauthhausen, gegenüber der Stelle, wo die Enns in die Donau mündet, ungestört erfolgen könne. Da Linz nicht zu halten war, zerstörte Hiller die Brücke und brach am frühen Morgen des 3. Mai nach Ebelsberg auf, wo es eher möglich schien, Widerstand zu leisten. Was der General jetzt unter seinem Oberbefehle vereinigte — das fünfte und sechste Armeecorps nebst dem Reservecorps Kienmayers — wird von österreichischen Berichten auf etwa 30,000 Mann angegeben.

Die Franzosen und ihre Verbündeten waren unablässig gefolgt. Erst hatte Wrede das Corps von Jellachich, das aus Oberbaiern zurückwich, in südöstlicher Richtung vor sich hergedrängt, war (29. April) über die Salza gegangen und rückte nun über Straßwalchen und Vöcklabruck nach der Traun vor, der er sich in den ersten Tagen des Mai näherte. Dann hatten Bessières, Lannes und die Garden bei Mühldorf den Inn überschritten und näherten sich am Abend des 2. Mai der Traun bei Wels; Lannes ging ohne Säumen über den Fluß, um nach der Enns vorzudringen. Vandamme hatte bei Braunau den Inn passirt; Massena war in den letzten Tagen des April von Schärding in der Richtung auf Linz aufgebrochen und näherte sich dieser Stadt am frühen Morgen des 3. Mai. Nicht zwei Stunden von da hatte Hiller bei Ebelsberg seine Aufstellung genommen.

Die Stellung bei Ebelsberg war günstig; zur Rechten durch die Donau,

---

*) Je répondrai à cette lettre, schrieb er am 1. Mai an Davoust, quand j'aurai le temps. En attendant gardez le parlementaire. D'ici à huit jours, on pourra faire la réponse. Ces gens-là sont aussi vils dans l'adversité, qu'arrogans et hauts à la moindre lueur de prospérité. S. Pelet, Mémoires III. 431.

in der Fronte durch die Traun gedeckt, war sie bei vorsichtiger Leitung auch zur Linken nicht leicht zu umgehen. Wer von Linz nach Ebelsberg wollte, mußte die mehr als 700 Schritt lange Brücke über die hoch angeschwollene Traun und ein Thor passiren, das nur für einen Wagen gangbar war. Der ganze Marktflecken war ein natürliches Defilée; über ihm erhob sich auf einer Anhöhe, zum Theil senkrecht über dem Flusse, ein altes Schloß, das mit Gräben umgeben war.*) Erst am frühen Morgen des 3. Mai war Hiller von Linz nach Ebelsberg aufgebrochen; durch einen großen Zug von Geschütz, Gepäck und Troß, der die Straße nach der Traun verstopfte, wurde der Weg zum Nachtheil der Oesterreicher nur sehr langsam zurückgelegt. Als ihre Masse die Traun überschritt, hatte der Feind schon die Nachhut erreicht; Massena von Linz her, Bessières mit einer Reitercolonne von Wels. Hier suchte Radetzky, dort Vincent den Feind im Schach zu halten; kurz nach neun Uhr war an beiden Stellen das Gefecht entbrannt. Auf der Welser Straße gelang es die Uebermacht der Franzosen aufzuhalten; der Uebergang über die Traun ward glücklich genug ausgeführt, nur ein Bataillon war vom Feinde abgeschnitten worden. Auch in der Ebene zwischen Linz und Ebelsberg schlug man sich hartnäckig und nur langsam wichen die Oesterreicher nach der Traun zurück, an deren linkem Ufer, eine kleine Strecke von der Brücke nach Ebelsberg entfernt, der Ort Kleinmünchen ihnen noch einen Halt gab. Es war Hillers Plan, alle seine Truppen über den Fluß hinüber zu ziehen und die Brücken zu verbrennen. Massena's rasches und nachdrucksvolles Drängen ließ dazu keine Zeit mehr.**) Offenbar wollte der Marschall mit stürmender Hand den Uebergang nach Ebelsberg erzwingen. Ein energischer Angriff warf die Oesterreicher aus Kleinmünchen heraus und an die Traun hin; sie begannen ihren Rückzug über die Brücke, freilich langsam genug, denn noch war Ebelsberg mit Wagen und Troß gesperrt und schon drängte der Feind mit Macht nach der Brücke. Sie zu zerstören, war nicht mehr möglich, wenn auch der Eingang zu ihr von den beiden Regimentern Spleny und Benjowsky mit Heldenmuth vertheidigt ward. Schon drängte sich Alles in buntem Gewirre durch einander; einzelne Abtheilungen Husaren und Uhlanen warfen sich in die Traun, um schwimmend das andere Ufer zu erreichen; ein Trupp Gradiscaner mit der Fahne arg im Gedränge, konnte den Weg über die Brücke nicht mehr gewinnen, die schon geretteten Uhlanen sprangen in den Strom zurück und brachten über hundert der bedrohten Infanteristen mit der Fahne nach Ebelsberg hinüber.

In diesem Augenblick warf sich aber eine feindliche Colonne Tirailleurs

---

*) S. Oesterr. Mil. Zeitschr. 1832. III. 67 f. 1849. I. 277 ff. Gesch. der Kriege in Europa VIII. 74.

**) Ueber Massena's Antheil an dem verwegenen Streiche s. die Oesterr. Mil. Zeitschr. 1832. III. 92 ff.

und Schützen von der Brigade Claparede, unter dem General Cohorn, auf die Brücke, indessen zwanzig Geschütze die österreichische Batterie am Schlosse bestrichen. Im Sturmschritt brachen sie mit den Oesterreichern zugleich in die Stadt. Hier empfing sie ein furchtbares Feuer, aber Massena sandte Verstärkung, und unter mörderischem Straßengefecht gelang es, in die Stadt bis zum andern Thore hin einzudringen, die dort kaum aufgestellten Colonnen der Oesterreicher zu überraschen und das Schloß selbst zu bedrohen. In diesem gefahrvollen Moment ward durch die Geistesgegenwart einiger Officiere und den Heldenmuth ihrer Truppen eine ernste Krisis vom Heere abgewendet. Oberstlieutenant Küffel und die beiden Majors Graf Salis und Paumgarten nehmen drei Bataillone der Wiener Freiwilligen und ein Bataillon von Lindenau zusammen, greifen den durch die Stadt vorgedrungenen Feind mit der blanken Waffe an und stürzen ihn von der Anhöhe in den Hohlweg hinab. Abermals entspann sich um Gassen und Häuser ein wüthendes Gefecht; Vertheidigung und Angriff waren gleich bewundernswerth, aber die geschickte Leitung wie die unvergleichliche Tapferkeit der Truppen errang den Oesterreichern den Sieg. Die Franzosen wurden durch die Stadt zurückgeworfen, auch ihr Angriff auf das Schloß glücklich abgeschlagen. Man schätzte ihren Verlust auf mehr als 1100 Mann. Auch zwei neue Regimenter, die über die Brücke zur Verstärkung kamen, als die Franzosen sich schon in wilder Flucht dahin drängten, hätten das Gefecht nicht mehr herstellen können, wenn jetzt mit ganzem Nachdruck verfahren ward. Oesterreichische Quellen selbst deuten an, daß Hiller es hier versäumt hat, den glücklichen Moment, den ihm die Verwegenheit des Gegners bot, zu einem vollständigen Siege zu benutzen; er ließ den Franzosen Zeit, Verstärkungen heranzuziehen und die verlorene Haltung wieder zu gewinnen. Bald brachen sie sich von Neuem Bahn in den Ort. Ihrem raschen Eindringen ein Hinderniß entgegenzuwerfen, ließ Hiller den an der Brücke gelegenen Theil von Ebelsberg durch eine Granate in Brand stecken. Die Franzosen waren eben wieder eingedrungen, als die Flammen den Ort ergriffen. Nun entbrannte aufs Neue ein wüthender Kampf in den engen Gassen der Stadt, am Thore und um das Schloß. Volle drei Stunden schlug man sich mit wachsender Erbitterung, aber ohne Ergebniß; alle Furien des Krieges schienen hier entfesselt. Auf einer Brandstätte, umwogt von den Flammen, die den unglücklichen Ort verzehrten, war der Kampf in ein regelloses Gemetzel ausgeartet. Erst am Abend neigte sich der Sieg auf die Seite der Franzosen. Durch ein Mißverständniß, so wird versichert, ward das Schloß geräumt und damit ihr Uebergewicht entschieden. Zugleich kam die Nachricht, daß Lannes sich schon auf dem Marsch nach der Enns befinde und zwei feindliche Divisionen auf dem rechten Ufer der Traun sich Ebelsberg näherten. Hiller beschloß den Rückzug, der vom Feinde wenig beunruhigt ward. Die Oesterreicher zählten an dem Tage über 4500 Mann Verlust, unter

denen 116 Officiere; die Opfer des Feindes mögen nicht viel geringer gewesen sein; die Oesterreicher nahmen als Trophäen 1400 Gefangene und drei Adler mit.

Ein Unfall hatte indessen die Brücke bei Mauthhausen zertrümmert; Hiller konnte darum nicht, wie er gewollt, hier auf das linke Donauufer übergehen. Er setzte seinen Rückzug rechts von der Donau fort und vollzog erst bei Mautern am 8. Mai den Uebergang über den Strom, nachdem ein Theil der Armee schon von Melk aus den geraden Weg nach Wien eingeschlagen. Die Franzosen folgten auf dem Fuße nach; indessen Vandamme und Davoust die Donau von Linz bis St. Pölten gegen eine mögliche Diversion des Erzherzogs beobachteten, hatte die Hauptmacht des französischen Heeres am Morgen des 10. Wien erreicht. Erzherzog Karl, dessen Marsch sich über Erwarten verzögert und dessen Pläne zur Vereinigung mit Hiller jetzt schon von den Ereignissen überholt waren, stand an diesem Tage erst bei Zwetl. Er mußte es Hiller überlassen, das linke Stromufer gegen einen plötzlichen Uebergang des Feindes zu schützen.

Wien selbst war freilich schwer zu halten, und es klang darum wie eine lächerliche Prahlerei, wenn Erzherzog Max zum äußersten Widerstand aufrief und geringschätzend davon redete, „es könnte vielleicht eine oder die andere Abtheilung des feindlichen Heeres einen Einfall versuchen.“ Gentz und die Franzosenfresser gleichen Schlages hatten bereits das Weite gesucht. Zwar standen in Wien, als der Feind anrückte, an Landwehr und den Truppen, die Hiller herbeigeschickt, etwa 25,000 Mann unter Erzherzog Maximilian vereinigt; aber das waren in der Mehrzahl Leute, deren Ausbildung noch nicht fertig war, und für die Befestigung der Hauptstadt war wenig geschehen. Nicht einmal die nördlich von der Stadt gelegene Insel, die den Uebergang zur Taborbrücke vermittelt, war hinlänglich verschanzt worden. Diese Insel, nur durch einen schmalen Arm von der Stadt getrennt, mußte den Besitz derselben nach sich ziehen; wer hier festen Fuß faßte, konnte sich der Leopoldstadt bemächtigen, die Stadt gänzlich einengen und von allen Seiten beschießen. Ohne Mühe bemächtigten sich die Franzosen der Vorstädte, während Napoleon wie 1805 seinen Sitz zu Schönbrunn aufschlug. Auch die innere Stadt vermochte sich nicht lange zu behaupten. Ein lebhaftes Feuer aus Haubitzen ward gegen sie gerichtet, indessen die feindlichen Voltigeurs sich im Prater festsetzten und damit Herren der Insel wurden. Jetzt räumten am andern Morgen die Oesterreicher die Hauptstadt; einige hundert Mann, die zurückblieben, streckten am 13. Mai die Waffen. Gegen Mittag rückten die Franzosen ein.

Bemerkenswerth war die politische Taktik, die Napoleon bei diesem zweiten Einzug in die Kaiserstadt beobachtete. Wie Erzherzog Max seine prahlerischen Aufrufe erließ, mußte ein salbungsvoller Brief Berthiers dem Prinzen die Verantwortlichkeit vorstellen, die er sich dadurch gegenüber einer so

schönen Stadt und einer so treuen, aber wehrlosen Bevölkerung aufbürde (10. Mai). Am Tage nachher redete Andreossy, zum Gouverneur von Wien ernannt, die Bürger der Hauptstadt an, rühmte das Wohlwollen, welches der Kaiser für den Charakter und die Gesinnung der Wiener hege und wie er immer seinen Ruhm darin gesucht, ihre schöne Hauptstadt zu retten. Am 14. Mai erschien dann ein Befehl zu Schönbrunn, der die Landwehr auflöste und denen, die binnen vierzehn-Tagen in ihre Heimath zurückkehrten, einen „Generalpardon" bewilligte! Officieren, die nicht in der vorgesetzten Frist heimkehrten, sollten ihre Häuser abgebrannt, ihr Eigenthum confiscirt werden! Und einen Tag später erließ derselbe Mann, der hier die Miene annahm, die Nationalbewaffnung eines selbständigen Staates wie Freischärlerei zu behandeln, eine Proclamation an die Ungarn, welche dieselben im Stil von 1792 zum Abfall von Oesterreich aufrief! Nur mit dem Kaiser von Oesterreich, nicht mit dem König von Ungarn befinde er sich im Kriege. Jetzt sei der Moment gekommen, die verlorene Unabhängigkeit wieder zu gewinnen. „Werdet wieder eine Nation, seid was Ihr waret; gebt Euch einen König, der nur Eurer Wahl seine Krone verdankt, der nur für Euch regiert. Ihr werdet Euer kostbares Blut nicht verschwenden wollen für schwache Fürsten, welche beständig bestochenen Ministern unterworfen waren. . . . Versammelt Euch zu einem Nationalreichstag, auf dem Felde von Rakos, nach der Art Eurer Vorfahren und gebt Mir Euren Entschluß zu erkennen."

Die Proclamation ist ins Magyarische übersetzt und tausendweis von den Franzosen verbreitet worden, aber ohne allen Erfolg. Wer eines Exemplars habhaft wurde, lieferte es an die Behörden ab und die ungarischen Berichte erwähnen nur einen einzigen Mann, der thöricht genug war, sich den Franzosen hinzugeben. Man lachte über die Bonapartesche Zeitungslüge, daß auf dem Rakos Fürst Esterhazy werde zum König gewählt werden; der Fürst selbst begab sich ins österreichische Hauptquartier und bot dem Kaiser seine Dienste an.*)

---

*) Im VIII. Bulletin überhäufte er auch die Dynastie mit Schmähungen und verkündete die nahe Katastrophe „de la maison de Lorraine." Die alte Geschichte von der britischen Corruption mußte wieder herhalten; dann ward dem Kaiserhause zugerufen: enfin la catastrophe que vous avez préparée s'est accomplie; la paix du Continent est assurée pour jamais. In einer Proclamation an die Soldaten hieß es: Les princes de cette maison ont abandonné leur capitale, non comme des soldats d'honneur qui cèdent aux circonstances et aux revers de la guerre, mais comme des parjures, que poursuivent leurs propres remords. En fuyant de Vienne, leurs adieux à ses habitans ont été le meurtre et l'incendie; comme Médée ils ont, de leur propre main, égorgé leurs enfans." Zu diesem Tone stimmen auch die Aeußerungen an die Deputation der Stadt und den Erz-

Nach der Räumung der Hauptstadt hatte Hiller die Taborbrücke verbrannt und Wien gegenüber am linken Ufer der Donau ein Lager bezogen. Die am Fluß gelegenen Ortschaften Stadelau, Aspern, Eßling und Großenzersdorf hielt er besetzt; auch die nördlich gelegenen Donauinseln, die Jedelseer und Enzersdorfer Au, gegenüber von Nußdorf, wurden beobachtet. Ein Versuch der Franzosen, dort überzusetzen und so, ehe das österreichische Hauptheer herankam, Meister des linken Donauufers und der Straßen nach Böhmen und Mähren zu werden, auch Hiller und den Erzherzog zu trennen, schlug fehl; nach einem hartnäckigen Gefecht (13. Mai), das den Angreifern an Todten und Gefangenen nicht unbeträchtliche Opfer kostete, blieben die Oesterreicher im Besitz der Stellung. Der Generalissimus hatte an diesem Tage zu Groß-Weikersdorf sein Hauptquartier; vergebens suchte der Feind nun der Vereinigung der österreichischen Streitkräfte links von der Donau zuvorzukommen. Der Erzherzog brach mit dem Hauptheer (14. Mai) von Weikersdorf gegen Göllersdorf auf und erreichte am 16. den Bisamberg. So ward die Verbindung mit Hiller vollzogen und, mit Ausnahme des Kollowrathschen Corps, das noch in Böhmen stand, war jetzt die gesammte deutsche Heeresmacht Oesterreichs an der Donau im Angesicht von Wien vereinigt.

Auch Napoleon zog seine Streitkräfte zusammen. Massena, Lannes, Oudinot und die Garden waren bei Wien, Davoust stand zwischen Wien und St. Pölten, rückwärts deckte bei Linz Vandamme mit den Württembergern, bei Passau Bernadotte mit den Sachsen und einer französischen Brigade die Verbindungen; die kleinen deutschen Contingente waren unter General Rouyer bei Regensburg aufgestellt. Was Napoleon bei Wien vereinigte, belief sich, wenn man Davoust hinzuzählte, auf ungefähr 90,000 Mann.*) Dem standen die Oesterreicher mit 70 bis 80,000 am linken Donauufer gegenüber. Die Gegend an diesem Ufer ist vom Bisamberge an bis zum Einfluß der March völlig eben und wie ein Kessel in meilenbreitem Abstand von einer Kette von Bergen umschlossen. Die Ebene war strategisch wichtig; auf ihr vereinigten sich die Straßen nach Böhmen, Mähren und Ungarn. Das Marchfeld war die Wahlstatt, auf der vor mehr als einem halben Jahrtausend der Ahnherr der Habsburger seinem Hause die Herrschaft über diese Lande erkämpft hatte; hier rangen jetzt die Erben seiner Dynastie in zwei Riesenschlachten um ihre Existenz.

Nach dem mißlungenen Versuche bei Nußdorf hatte Napoleon die Lobau als Punkt des Ueberganges ausgewählt. Diese Insel liegt ungefähr eine

---

bischof, die man sich damals in Wien erzählte. S. Smitts Denkwürdigkeiten eines Livländers 1858. I. 102.

*) Diese Zahlen ergeben sich aus dem, was die Oesterr. Mil. Zeitschrift 1843, I. 68—72 in einer unbefangenen Prüfung darüber ermittelt hat.

Meile unterhalb Wien; anderthalb Stunden lang und etwa die Hälfte breit, wird sie von zwei Armen der Donau umschlossen, von denen der südliche der Hauptstrom ist. Die Lobau bildet einen natürlichen Waffenplatz, der von dem rechten Ufer her das Schlagen einer Brücke begünstigt und es einer übergegangenen Armee nicht schwer macht, sich in dem dicht bewachsenen Raume der Insel festzusetzen. Um zum linken Ufer zu gelangen, hat man dann nur noch einen etwa 200 Schritte breiten Arm zu überschreiten.*) Das Material, um Brücken zu schlagen, ward nicht ohne Mühe herbeigeschafft; seit dem 18. Mai begann der Uebergang auf die Insel und der Bau der Brücken über beide Arme des stark angeschwollenen Flusses. Dem österreichischen Oberfeldherrn meldeten schon am 19. die Vorposten, was geschah; er selbst sah von der Höhe des Bisamberges die ganze jenseitige Gegend in eine Staubwolke gehüllt und das Blitzen der feindlichen Bajonnete verrieth ihm eine allgemeine Bewegung der Franzosen. Eine Recognoscirung am Morgen des 20. Mai beseitigte vollends jeden Zweifel, daß der Feind einen großen Schlag am linken Ufer führen wolle. Es war des Erzherzogs Absicht nicht, den Uebergang des Feindes zu hindern, vielmehr wollte er ihn den andern Tag angreifen.**)

Am 21. Mai mit Tagesanbruch stellte er seine Truppen in zwei Treffen auf; Hiller vereinigte den rechten Flügel bei Stammersdorf; an ihn lehnten sich die Corps von Bellegarde und Hohenzollern; den linken Flügel bei Deutsch-Wagram hielt Rosenberg. Auf dieser Seite stand auch die Cavallerie unter Fürst Liechtenstein; die Grenadiere bildeten eine Strecke rückwärts bei Seiring die Reserve. Die Ebene des Marchfeldes lag, wie der Bericht des Erzherzogs sich ausdrückt, wie ein Teppich vor der Fronte der Stellung; vom Bisamberg aus konnte man sehen, wie sich immer dichtere Heeresmassen nach der Lobau bewegten und der Feind anfing, aufs linke Ufer der Donau überzugehen.

Es liegen an diesem Ufer, der Lobau gegenüber, die Dörfer Aspern und Eßling; Aspern dicht an einem schmalen Donauarm, Eßling etwa 1200 Schritte vom Flusse weg, beide nur eine halbe Stunde von einander entfernt. Die beiden Dörfer bildeten natürlich Basteien; beide waren solid gebaut, mit Zäunen und Gräben versehen. In Eßling boten die Kirche und ein großes massives Gebäude, der Speicher genannt, in Aspern die Kirche und der mit einer Mauer umgebene Kirchhof treffliche Haltpunkte für die Vertheidigung. Seit dem Mittag des 20. Mai gingen die Franzosen hier über den Strom und besetzten die Dörfer; es konnte aber noch einige Zeit dauern, bis sie ihre Streitkräfte völlig entwickelten; diese Frist wollte der Erzherzog benutzen und den Feind die Keckheit büßen lassen, im Angesicht

*) S. Valentini, Versuch einer Geschichte des Feldzugs von 1809. S. 59. 60.

**) Worte der officiellen Relation über die Schlacht. S. Palingenesien II. 184.

eines zahlreichen Gegners einen Fluß, wie die Donau, zu überschreiten. Er gab die Disposition zum Angriff, der in fünf Colonnen erfolgen sollte. Hiller hatte längs der Donau gegen Stadelau und Aspern vorzugehen und den Feind mit allem Nachdruck zurückzuwerfen; Bellegarde und Hohenzollern sollten über Leopoldau und Breitenlee, gleichfalls in der Richtung auf Aspern, sich an ihn anschließen. Die vierte Colonne unter Fürst Rosenberg war angewiesen, über Aderklaa und Raschdorf gegen Eßling vorzurücken; an ihn schlossen sich die fünfte Colonne, die sich auf Stadt Enzersdorf wendete, und die Cavallerie Liechtensteins, um nöthigenfalls den Angriff gegen die Hauptmasse der französischen Reiterei zu führen. Die Grenadierreserve rückte in die Stellung, welche das Centrum des kaiserlichen Heeres am Morgen eingenommen. Als Ziel des Angriffs war bezeichnet: den Feind ganz über die ersten Arme der Donau zurückzuschlagen, seine Brücken über solche zu zerstören und das Ufer der Donau mit einer zahlreichen Artillerie, besonders mit Haubitzen, zu besetzen.

Es waren 103 Bataillone, 148 Schwadronen mit 288 Geschützen, die um die Mittagsstunde des 21. unter rauschender Musik und begeistertem Jubel gegen Aspern und Eßling aufbrachen; von den Franzosen mochten erst einige 30,000 Mann auf dem linken Ufer sein. Gegen 4 Uhr begann der Zusammenstoß mit dem Feinde; Massena hatte bei Aspern, Lannes bei Eßling Stellung genommen; zwischen beiden Dörfern stand die Reiterei; hier hatte auch der Kaiser die Nacht zugebracht. Hillers Vortrab warf die feindlichen Posten zurück und drängte gegen Aspern vor. Rasch setzten sich die Oesterreicher in der Aue, einer am Dorfe gelegenen kleinen Insel, fest und warfen den Feind in das Dorf zurück. Erst hier am Kirchhof ward der Kampf hartnäckiger. Von beiden Seiten ward mit äußerster Heftigkeit gefochten; die Franzosen vertheidigten mit größter Ausdauer jedes Haus und jede zufällige Schutzwehr, die Oesterreicher griffen mit gleich stürmischem Eifer an. Die Einzelnheiten dieses Kampfes im Dorfe könnte auch die ausführlichste Erzählung nicht beschreiben. Es waren jetzt, außer Hillers Colonne auch Bellegarde und Hohenzollern bei Aspern angekommen und griffen in den Kampf kraftvoll ein, indeß die vierte und fünfte Colonne, gegen Eßling und Enzersdorf gerichtet, die nun eng zusammengezogene Linie des österreichischen Angriffs schlossen. In Aspern suchte die Division Molitor, in Eßling die Division Legrand sich gegen den immer gewaltiger anschwellenden Andrang zu behaupten. Zwischen beiden Dörfern stand die feindliche Cavallerie, nach einigen Nachrichten acht, nach andern zwölf Regimenter stark; sie wurde aufgeboten, um die gegenüberstehenden Colonnen von Bellegarde und Hohenzollern und einen Theil von Liechtensteins Reiterei zu durchbrechen. Es war ein entscheidender Moment. Das vorgeschobene österreichische Geschütz und die Cavallerie, die es deckte, werden durch den Stoß anfangs zum Weichen gebracht, aber an den Bataillonsmassen des Fußvolkes bricht sich die Kraft

des furchtbaren Reiterangriffs; die Infanterie läßt die Kürassierregimenter ganz nahe, zum Theil bis auf zehn Schritte herankommen, giebt dann ihre verheerenden Salven und wirft sich mit dem Bajonnet auf die erschütterte Reitercolonne. Ein Angriff der Cavallerie vollendet deren Niederlage, die eine Reihe von Officieren und den General d'Espagne selbst als Opfer fordert. In wilder Verwirrung werfen sie sich auf die eigene Infanterie zurück und reißen sie mit ihrer Niederlage fort. Jetzt gelingt es auch den Colonnen Hillers und Bellegarde's, den Widerstand in Aspern zu brechen; der Feind wird aus dem Dorfe herausgedrängt und alle seine wiederholten Versuche, dort wieder Fuß zu fassen, sind vergeblich. Wohl sechsmal war der Angriff mit wechselndem Erfolg erneuert, das Dorf genommen und verloren worden; als aber die Nacht einbrach, waren die Oesterreicher im Besitz des Dorfes geblieben.

Nur in Eßling hatten sich die Franzosen behauptet. Die vierte und fünfte Colonne, die Fürst Rosenberg hier zum Angriff führte, waren zwar wiederholt vorgedrungen, hatten den Feind in das brennende Dorf hineingeworfen, allein sich darin festzusetzen gelang ihnen nicht.

So war die Nacht herangekommen ohne bestimmte Entscheidung. Eine noch in den Abendstunden versuchte Reiterattake im Centrum schlug den Franzosen ebenso fehl, wie der Angriff der Kürassiere. Rasch Verstärkungen vom rechten Ufer zu erlangen, war nicht möglich; die Oesterreicher hatten, begünstigt durch den reißenden Fall des hoch angeschwollenen Stromes, mit brennenden und schwer beladenen Fahrzeugen, die sie den Fluß hinabschwimmen ließen, die Schiffbrücke über den Hauptarm der Lobau zerstört. Was noch am Abend herüberkam, hatte schon auf Fähren über den Fluß geschafft werden müssen, und erst in der Nacht gelang es, die Verbindung wiederherzustellen. Bereits am Mittag war dieser Unfall einmal eingetreten; ob durch die Anstalten der Oesterreicher, oder durch die Gewalt des Stroms, ist schwer zu sagen. Die Nachricht davon traf aber zusammen mit dem Anmarsch der Oesterreicher und machte Napoleon einen Augenblick bedenklich, ob er nicht ohne Säumen die schon herübergeschafften Truppen wieder solle nach der Lobau umkehren lassen. Der Rath seiner Divisionsgenerale, welchen die Stellung bei Aspern und Eßling zu wichtig erschien, um sie so ohne Schwertstreich preiszugeben, und die Botschaft, daß die zerstörte Brücke wiederhergestellt sei, hatten dann seinen Entschluß zum Kampfe bestimmt.

Die Nacht nach dem ersten Schlachttage ward von den Franzosen rührig benutzt, das Gleichgewicht der Kräfte herzustellen. Aller Störungen und Schwierigkeiten ungeachtet waren ihre Colonnen die ganze Nacht in Bewegung nach dem linken Ufer der Donau. Die zwei Divisionen Oudinots, die von St. Hilaire und Demont, Nansouty's Kürassiere, zwei Divisionen leichter Reiterei, die Garden, die gesammte Artillerie von Lannes und Masse-

na's Corps, das Alles befand sich, als der Morgen des 22. Mai anbrach, auf dem linken Ufer der Donau. Die Franzosen waren jetzt den Oesterreichern an Kräften gleich, wenn nicht überlegen.*)

Am frühen Morgen begann der Kampf um die beiden Dörfer mit frischem Eifer; die Oesterreicher suchten Eßling zu erobern, die Franzosen Aspern zu gewinnen. Es war Napoleons Plan, bei Eßling alle Angriffe standhaft abzuwehren, in Aspern um jeden Preis sich wieder festzusetzen und dann durch einen mächtigen Stoß die Mitte der feindlichen Schlachtlinie zu durchbrechen. Mit Ungestüm ward zunächst Aspern wieder angegriffen, die Oesterreicher nach hartnäckigem Widerstand aus dem Dorfe und von dem Kirchhofe verdrängt; es wiederholte sich das blutige Spiel des vorigen Tages. In immer neuen, wüthenden Attaken (es ist schwer zu sagen, wie viele es waren) rangen beide Theile um den Besitz des Dorfes und der Aue, ohne daß es einer der kämpfenden Parteien gelang, völlig und unbestritten das Dorf zu behaupten.

Doch lag nicht hier die Entscheidung des Tages. Im Centrum wollte der Feind seinen Hauptstoß führen. Ein furchtbares Feuer aus vielleicht vierhundert Geschützen, die beide Theile hier auf engem Raume vereinigt hatten, eröffnete den Kampf. Aus den Divisionen St. Hilaire, denen Oudinots und der Cavallerie bildete dann Lannes eine mächtige Angriffscolonne, um die feindliche Aufstellung zu sprengen. Auf Hohenzollerns Corps und Liechtensteins Reiterei fiel die Hauptwucht dieses Angriffs. Bald waren Fußvolk und Reiterei in wildem Handgemenge. Die Infanterie von Hohenzollerns und zum Theil von Bellegarde's Corps schlug sich brav und ausdauernd, wie am vorigen Tage, die Reiterei machte glänzende Attaken, aber es gelang nicht, die Macht des französischen Angriffs zu brechen. Die Infanterie war erschöpft von dem gewaltigen Kampfe der zwei Tage, und der Feind fing an, auf der ganzen Linie vorzurücken. Da ergriff der Erzherzog selbst eine Fahne des Regiments Zach, stellte sich an die Spitze der wankenden Colonnen und feuerte sie durch sein Beispiel zu neuem Widerstande an. Frische Bataillone wurden herangezogen, die Lücke in der Schlachtordnung auszufüllen, auch die noch unberührten Grenadiere eilten jetzt von Breitenlee zur Unter-

*) Selbst nach den sparsamsten französischen Angaben befanden sich num 60,000 Mann auf dem linken Ufer; es waren aber wahrscheinlich mehr. Die Oesterreicher waren mit Einschluß der Grenadiere, die noch rückwärts standen, am Tage vorher etwa 75,000 Mann stark gewesen, wovon nun die namhaften Verluste abzuzählen waren. Thiers freilich bleibt dabei, daß es 90,000 waren, und diese 90,000 figuriren auch am zweiten Schlachttage ganz intact, obwohl derselbe Geschichtschreiber für die zwei Tage den Oesterreichern 26—27,000 Mann Verlust herausrechnet. So muß freilich der Calcul beschaffen sein, um sagen zu können, daß am 22. Mai 60,000 Franzosen gegen 90,000 Oesterreicher fochten, um die stereotype Phrase anzubringen (X. 249) „c'était assez pour vaincre."

stützung herbei. Bald drangen die Oesterreicher wetteifernd vor; ein neuer Angriff der Franzosen hatte keinen Erfolg mehr, sie wichen in ihre Stellungen zurück.*)

Mit den frischen Grenadierbataillonen ward dann ein Sturm gegen den rechten Flügel des Feindes unternommen; zugleich in der Front und von den Batterien bei Eßling in der Flanke von einem mörderischen Feuer empfangen, wichen sie zurück. Der Erzherzog sammelte die erschütterten Bataillone und führte sie später noch einmal vor, allein das Ergebniß war nicht günstiger. Auf diesem rechten Flügel hatten die Franzosen den erfolgreichsten Widerstand geleistet und die kühnen Angriffe der Oesterreicher alle abgeschlagen. Fürst Rosenberg hatte schon am Morgen das Dorf zu nehmen gesucht, dessen Besitz den ungefährdeten Rückzug der Franzosen bedingte; jetzt ließ gegen Mittag der Erzherzog den Angriff erneuern. Die Oesterreicher drangen wohl in das Dorf ein, aber es gelang ihnen nicht, den Feind aus den festen Gebäuden zu vertreiben, die sie besetzt hatten. Mit verzweifelter Ausdauer hielten die Franzosen diese Punkte fest, deren Verlust freilich die volle Niederlage unabwendbar machte. So begnügte sich Rosenberg, sie durch das Feuer seiner Geschütze zu bedrängen.

Auf beiden Seiten war eine unverkennbare Erschöpfung eingetreten. Bei den Franzosen war, wie es scheint, schon um zehn Uhr des Morgens die Besorgniß erwacht, es könne an Munition mangeln, zumal seit die Zerstörung des Flußüberganges es ungemein schwierig machte, die gewaltigen Lücken in den Vorräthen zu ergänzen. Auch der Erzherzog hat später einmal auf die Frage, warum er seinen Vortheil nicht energischer verfolgt, die Antwort gegeben: es hat mir an Munition gefehlt.**) Der Rückzug war seit Nachmittag bei den Franzosen beschlossene Sache; es galt nun, ihn so wenig theuer wie möglich zu machen. Daher die äußerste Anstrengung, den letzten Winkel von Aspern, den man noch im Besitz hatte, so lange wie möglich zu halten und Eßling um jeden Preis gegen die fünf wiederholten Stürme der Oesterreicher zu behaupten. Zwischen beide Dörfer war das Centrum der

---

*) Die Franzosen folgen, um das Mißlingen nicht eingestehen zu müssen, der Angabe des zehnten Bulletins, wonach die Oesterreicher vollständig geworfen waren („l'ennemi était dans la plus épouvantable déroute"), Napoleon aber plötzlich inne hielt, weil die Nachricht kam, die Brücke sei zerstört. Schon in der „Geschichte der Kriege" VIII. 105. 107 f. ist darauf hingewiesen, wie wenig es in Napoleons Art lag, einen sicheren Sieg auf eine solche Nachricht hin nicht bis zur Entscheidung zu verfolgen. Die Nachricht von der Zerstörung der Brücke war zudem wahrscheinlich schon vorher bekannt, und Napoleon hatte den Angriff unternommen, ohne auf die noch am rechten Ufer befindlichen Divisionen Davousts zu warten. Dazu stimmt auch der Bericht in der Oesterr. Mil. Zeitschr. 1843. I. S. 178. 179.

**) S. Michailowsky-Danilewsky, Erinnerungen aus den Jahren 1814 und 1815. Dorpat 1838. S. 90.

Franzosen zurückgewichen und hatte dort die heftige Kanonade auszuhalten, womit die Oesterreicher seit dem Mißlingen des letzten Stoßes auf Eßling den Gegner bedrängten. Hier war es, wo Marschall Lannes tödtlich getroffen ward, mit d'Espagne und St. Hilaire unter den französischen Führern das dritte schwere Opfer, das dieser Tag gefordert hat. Die Last der Leitung lag nun auf Massena; in seine Hand hatte Napoleon das Schicksal der Armee gelegt, indeß er selbst entschlossen war, nach dem rechten Donauufer zurückzukehren.

Der Rückzug sollte nach der Lobau erfolgen; so war in einem Kriegsrath bestimmt, den Napoleon ungewohnter Weise in diesen bedrängten Stunden an den Ufern der Donau berufen hatte. Der Eindruck der letzten Ereignisse war doch so gewaltig, daß hier Stimmen laut geworden sind für einen Rückzug auf das rechte Donauufer. Es bedurfte Napoleons nachdrücklicher Mahnung an die möglichen Folgen eines solchen Entschlusses, um die Kleinmüthigen aufzurichten. Während Napoleon sich nach der Lobau begab und von da auf einem Kahne nach Kaiserseberdorf überschiffte, leitete Massena die schwierige Arbeit. Es galt, unter den eigenen Truppen der einbrechenden Verwirrung zu steuern, den Feind bis zum Abend noch im Schach zu halten und dann in der Nacht den Rückzug zu vollenden. Es ist nie ein so peinlicher Auftrag mit mehr Kaltblütigkeit und Ausdauer vollzogen worden, als hier die Deckung des Ueberganges nach der Lobau durch Massena. Mit dem Degen in der Faust, bald zu Pferde, bald zu Fuß ermunterte er seine Leute, hielt die Wankenden zusammen, suchte den gewaltigen Strom der Zurückziehenden zu lenken. Nicht ohne Opfer ward so unter dem Donner des feindlichen Geschützes in der Nacht und am Morgen der Rückmarsch nach der Lobau angetreten, aber doch so, daß dem nachdrängenden Feinde so wenig Trophäen wie möglich überlassen wurden. Massena selbst war unter den Letzten, die übergingen.

Auf der Lobau drängte sich nun die geschlagene, erschöpfte Masse zusammen; es läßt sich denken, in welchem Zustande, abgeschnitten vom rechten Ufer des Stromes, zurückgeworfen vom linken, ohne Nahrung, ohne Munition, ohne Raum sich auszudehnen. Die Verbindung mit dem rechten Ufer war erst nach zwei Tagen völlig herzustellen; für Verpflegung und Lebensmittel war darum nur kümmerlich zu sorgen und die ermatteten Truppen durchlebten noch zwei furchtbare Tage, bis der Verkehr wieder gesichert und für die Bedürfnisse des Soldaten völlig gesorgt war. Um den Hunger zu stillen, schlachtete man Pferde; den Durst löschten Viele mit dem dicken, lehmigen Wasser der angeschwollenen Donau, auf welcher Tausende von Leichen vorüberschwammen. In dieser Lage, schrieb damals ein Augenzeuge, hätte vielleicht die ganze Armee sich ergeben für Brod, Salz und trinkbares Wasser.*)

*) S. Palingenesien II. 165.

Der Kaiser hatte zwar nach seiner Ankunft am rechten Ufer sofort Anordnungen getroffen für die Versorgung der Truppen, aber er selbst war tief erschöpft; er lag in Ebersdorf in einem todesähnlichen Schlummer, indessen das öde Asyl der Donauinsel die Reste der Armee aufnahm. Darum sind auch sachkundige französische Stimmen der Ansicht, daß die Lage des Heeres ganz verzweifelt war. Hätte, sagt Marmont, die österreichische Armee den Uebergang auf die Insel mit Gewalt erzwungen, und sie konnte es ohne Zweifel; hätte außerdem ein Corps von 12—15,000 Mann bei Krems die Donau überschritten und die Bevölkerung von Wien sich empört, wie sie dazu gestimmt war, so wäre alles, was sich auf der Insel befand und so berühmt geworden ist, das Corps von Massena, das von Lannes, die Reiterei der Garde, alles das wäre unfehlbar gefangen genommen oder vernichtet worden. Allein, fügt der französische Marschall hinzu, der Kaiser übte auf die moralischen Kräfte des Erzherzogs eine unglaubliche Wirkung, eine Art von Bezauberung.*)

Es ist bei wenig Schlachten schwerer, den Verlust genau zu ermitteln, als hier bei dem zweitägigen Kampfe von Aspern und Eßling. Die Angaben der Oesterreicher zwar über das, was sie selber einbüßten, belaufen sich fast auf 24,000 Mann und weichen nur wenig von dem ab, was die französischen Berichte darüber aussagen.**) Aber über den Verlust der Franzosen ist schwer ins Reine zu kommen. Napoleon selbst hat in seinem Bericht, der an Wahrhaftigkeit ein wahres Musterbulletin ist, den Muth gehabt, von einem Verlust von nur 1100 Todten und 3000 Verwundeten zu reden; seine eigenen Lobredner geben aber 15—16,000 Mann zu, und die Oesterreicher wollten wissen, er belaufe sich auf einige 40,000***)!

*) Mémoires du Duc de Raguse. III. 216.

**) Nach der officiellen Relation, der auch der Aufsatz in der österr. Militärzeitschrift 1843 I. 186 gefolgt ist, betrug die Einbuße an Todten 4286 (darunter 87 Officiere), an Verwundeten 16,314 (mit 663 Officieren), an Gefangenen und Vermißten 2740. Das wäre im Ganzen ein Verlust von 23,340 Mann, während die Franzosen ihn auf 26—27,000 berechnen.

***) Ihre Relation sagte: „Mehr als 7000 Mann und eine ungeheure Zahl Pferde wurden auf dem Schlachtfelde begraben; 5000 und einige Hundert Blessirte liegen in unsern Verbandhäusern. In Wien und in den Vorstädten befinden sich noch gegenwärtig 29,773 Verwundete; viele wurden nach St. Pölten, Enns und bis Linz geführt." Auch General Koch in den Mémoires de Masséna VI. 259 giebt einen Totalverlust von einigen dreißigtausend Mann zu. Was Napoleon der Welt glaubte zumuthen zu dürfen, zeigt sein zehntes Bulletin. Natürlich hat er darnach gesiegt, den Feind völlig geschlagen, die Schlacht nur mitten im Siege freiwillig abgebrochen; ja er wagt es im Angesicht seiner Soldaten zu behaupten, daß er erst am 23. den Rückzug nach der Lobau anbefohlen habe! „Lorsque le 23 au matin on fit connoitre à l'armée que l'Empereur avait ordonné qu'elle repassât dans la grande île, l'étonnement de ces braves fut extrême. Vainqueurs dans les deux journées

Theuer genug hatte Napoleon in jedem Falle seinen verwegenen Angriff bezahlt. „Jeder Cadet weiß, so soll er selbst nach der Schlacht gesagt haben, daß man die Donau Angesichts einer feindlichen Armee von 120,000 Mann nicht ohne großen Verlust passiren kann; aber ich hatte im Laufe von funfzehn Jahren meinen Gegner kennen gelernt." Diese Geringschätzung seines Feindes, vielleicht in den Kämpfen bei Regensburg neu bestärkt, sollte sich diesmal rächen; der Erzherzog hatte den verwegenen Streich energisch parirt. Zu einem vollständigen Siege freilich gehörte noch mehr: die Benutzung des Vortheils, den ihm das feindliche Mißlingen in die Hand gab. Zwar war auch seine Armee erschöpft und ein ungesäumtes Nachdringen nach der Lobau, das manche Stimmen ohnedies wie eine Tollkühnheit von zweifelhaftem Ausgange ansehen, ließ sich nach allen Berichten schon im Hinblick auf die Zahl der Truppen, ihre Ermüdung und den Mangel an Munition sofort nicht ausführen*); aber etwas mußte doch geschehen, den Erfolg der zwei Tage zu nützen. Sonst blieb von dem Riesenkampf bei Aspern und Eßling nichts, als der unfruchtbare Glanz unübertroffenen Waffenruhmes.

Ein Erfolg freilich war schon jetzt gewonnen: der moralische Eindruck, den die Kunde der Schlacht allenthalben erweckte. Trotz der Bulletins und trotz der Bonaparte'schen Polizei, die eifrig bemüht war, nur die Wahrheit der Bulletins auszumünzen, drang doch überall die richtige Einsicht durch, daß es der erste große Schlag war, der dem unbesiegten Imperator mißlang. Die Kriegskundigen mochten darüber streiten, wie hoch der Werth des Sieges zu schätzen sei; in den Augen der Welt war — nun zuerst — nicht allein die Unbesiegbarkeit der französischen Waffen, sondern auch der Nimbus von Napoleons eigener Unüberwindlichkeit erschüttert. Die Botschaft von Aspern war der rechte Gegenschlag zu den Unglücksposten von Abensberg, Eggmühl, Regensburg; hatten damals sich alle Gegner des Bonapartismus entmuthigt und gelähmt gefühlt, so belebten sich jetzt alle die Hoffnungen neu, die ihm feindselig waren. In Paris sprach man bereits von der Räumung von Wien und der Absendung eines Reservecorps, um „den Rückzug und die Verbindungen der Armee zu decken." Die späteren Siegesnachrichten haben dort lange nicht den Eindruck gemacht, wie jetzt die Niederlage.**) Es läßt sich darnach ermessen, wie gewaltig die Wirkung der Botschaft in der

ils croyaient que le reste de l'armée allait les rejoindre etc." Wenn ihm auch das seine Apologeten nicht nachgeschrieben haben, so ist doch im Uebrigen der Einfluß des Bulletins aus ihren Darstellungen wohl herauszufühlen.

*) Hormayr versichert sogar (K. Franz u. Metternich S. 127), indem er sich auf das Zeugniß Liechtensteins und Radetzky's beruft, der Erzherzog habe selbst, im Augenblick wo der Feind wich, an Rückzug gedacht.

**) Aus Brockhausens Gesandtschaftsberichten, in denen die Schwarzsichtigkeit der öffentlichen Meinung in Paris ebenso bezeichnend hervortritt, wie die Abneigung gegen Krieg und neue Aushebungen.

übrigen Welt war. In England und in Spanien, in Holland wie in Rom knüpfte man an den Tag von Aspern die Erwartung eines Umschwungs. Am unmittelbarsten und tiefsten war aber der Eindruck in Deutschland.

Zunächst feierte Tirol seine zweite Befreiung.

Nach den ersten glücklichen Ereignissen im April hatten die Tiroler nicht geahnt, daß dieser Sieg nur von so kurzer Dauer sein werde. Arglos gingen die Meisten ihren Geschäften nach und arbeiteten so emsig und unbekümmert auf ihren Feldern, als wäre kein Franzose oder Baier mehr auf der Welt*). Nur in den kecken Streifzügen, die einzelne Schwärme unter Taxis und Teimers Leitung nach Baiern hin unternahmen, ward man noch an den Krieg gemahnt.

Da kam in den letzten Tagen des Monats, der die Befreiung gebracht, die niederschmetternde Kunde von den Niederlagen der großen Armee an der Donau; der Erzherzog, so ward gemeldet und anfangs kaum geglaubt, sei auf dem Rückzug nach Böhmen, Jellachich, der die nördliche Grenze gedeckt, habe sich eilig von München gen Salzburg gezogen. Im Hauptquartier Chastelers traf diese Hiobspost ein, als man sich mit den kühnsten Hoffnungen des Sieges trug; Erzherzog Johann hatte eben noch einen neuen Erfolg erfochten und näherte sich Verona, als die Botschaft von der deutschen Niederlage ihn erreichte. Seine Stellung, wie die des österreichischen Corps in Südtirol war dadurch bedenklich geworden; ob der Erzherzog sich nach Tirol warf, oder durch Innerösterreich die Verbindung mit der deutschen Armee suchte, war noch unentschieden; gewiß war nur die Nothwendigkeit seines Rückzuges. Auch Chasteler fühlte sich unhaltbar in Südtirol; er brach sogleich mit dem größeren Theil seiner Truppen auf, um Nordtirol zu decken. Die kleine Abtheilung, die er zurückließ, vermochte nicht das Etschthal zu behaupten; schon in den ersten Tagen des Mai standen die Franzosen in Trient. Der Süden war verloren; dahin drängte einmal der Feind mit überlegenen Kräften; dann war dort unter dem Volke die freudige und verwegene Thatkraft nicht vorhanden, von der die deutschen Bewohner Tirols erfüllt waren.

Tief war auch unter diesen der Eindruck der Niederlagen gewesen, aber sie verzweifelten nicht. Jenes kaiserliche Handschreiben aus Schärding war wenige Tage vor den Trauernachrichten von der Donau im Lande bekannt geworden und hob die treue Zuversicht des Volkes. Mit gleichem Eifer wie zuvor stellten sich die Aufgebote der Landesvertheidiger; in manchen Gemeinden entstand sogar Zank darüber, weil Niemand zu Hause bleiben wollte. „Kriegsunfälle, schrieben am 1. Mai die Stände an den Kaiser, beugen den Tiroler

*) Mayr, J. Speckbacher S. 51.

nicht; wir werden, unterstützt von E. M., bis an's Ende ausharren und E. M. und die ganze Welt überzeugen, daß es eher möglich sei, den Tiroler über dem Erdboden zu vertilgen, als ihm seine angeborene Liebe und Anhänglichkeit für E. M. und Dero Kaiserhaus zu benehmen."

Dieser Zuversicht entsprachen die Kundgebungen, die von oben kamen. Chasteler war schon am 2. Mai in Eilmärschen bis Innsbruck gelangt; am andern Tage kündigte eine amtliche Bekanntmachung kaiserliche Hülfe an Geld und Kriegsvorräthen an, ja es hieß, der Erzherzog Johann selbst werde zur kraftvollen Unterstützung des „seinem Herzen unvergeßlichen Tirols" heraneilen. In Zusagen und stolzen Verheißungen war überhaupt die österreichische Verwaltung und Kriegsleitung ungemein freigebig. Was sie sonst leistete, wollte nicht viel bedeuten. Ihre Thätigkeit gab sich mehr in Aufrufen, papiernen Organisationen und Bureauarbeiten kund, als in fruchtbaren Anstalten zur Vertheidigung des Landes. Wo sie einmal praktisch eingriff, da war es nicht eben das zweckmäßigste, was von ihr angeordnet ward. Die von ihr verfügte Deportation einer Anzahl von bairischen Beamten erwies sich z. B. als eine ganz verderbliche Maßregel; sie nützte der Sache des Aufstandes nicht, diente aber den Franzosen und Baiern zum Anlaß, dem Tiroler Aufstande den Stempel völkerrechtwidriger Barbarei aufzudrücken und ihn demgemäß zu behandeln.

Indessen war es Ernst geworden mit dem Anmarsch des Feindes. Die bairischen Divisionen unter dem Kronprinzen und Deroy waren bei Salzburg angelangt, in dessen Nähe, im Salzkammergut, noch Jellachich stand, und ließen starke Abtheilungen gegen Hallein und Reichenhall vorgehen; ein Angriff auf den Paß Lueg ward versucht, jedoch abgeschlagen. Zugleich war auch Wrede von seinem Marsche nach der Traun zurückgerufen worden, um über Reichenhall und Lofer nach Tirol aufzubrechen. Ein Befehl des Marschalls Lefebvre (vom 10. Mai) wies ihn an, gegen den Strubpaß vorzugehen und, so sei des Kaisers ausdrücklicher Wille, alle Insurgenten, die er mit den Waffen in der Hand gefangen nehme, über die Klinge springen zu lassen. Chasteler hatte dagegen von seinen Truppen 5 Bataillone und anderthalb Escadrons als Hauptreserve zwischen Innsbruck und Schwatz aufgestellt; 2½ Bataillone, eine halbe Escadron und 34 Compagnien deckten unter General Buol die Nordgrenze vom Lech bis zum Achenthal; ungefähr eine gleiche Macht unter General Fenner war bestimmt, weiter östlich die Päſſe vom Achenthal an bis nach dem Salzburgischen zu vertheidigen. Es war der Mangel dieser Aufstellung, daß sie die gefährdete Ostgrenze zu schwach besetzte und ganz ohne Noth einen großen Theil der Kräfte nach Norden wendete, wo kein Angriff zu besorgen war. Baiern und Schwaben waren damals vom Feinde fast verlassen, und Teimer konnte ungestört von Reutte aus Streifzüge ins Allgäu unternehmen, aus Kempten und Memmingen die Vorräthe

wegführen, die dort aufgehäuft lagen. Mit Hülfe der Einverständnisse, die sich auch über diese Striche des Rheinbundes verzweigten, gelang es Tausenden von österreichischen Kriegsgefangenen, sich zu befreien und den Weg nach Tirol zu finden, wo sie vortrefflich dazu dienen konnten, die Schwäche des regulären Militärs zu verstärken. Allein es fehlte der obersten Leitung an Geschick und an rechter Lust zur Sache. Chasteler that in diesen ernsten Stunden der Gefahr nichts, um das drohende Unheil abzuwenden. Die dringenden Botschaften von der östlichen Grenze machten wenig Eindruck auf ihn; seine Zeit war zwischen Unthätigkeit oder unnützer Vielgeschäftigkeit getheilt. Für den Kampf des Volkes hatte er keine rechte Sympathie; die Tiroler klagten über die Gleichgültigkeit, die er auch äußerlich gegen die Landesvertheidiger an den Tag lege, und es liefen Aussprüche von ihm und andern Führern um, aus denen der Hochmuth des Cavaliers und Soldaten vom Handwerk recht bornirt heraussprach.*)

So war die Aufstellung eine durchaus unglückliche; manche Pässe und Uebergänge waren ganz ungedeckt, oder doch nur unzulänglich besetzt, insbesondere der Strubpaß, gegen den sich jetzt die Baiern von Lofer her in Bewegung setzten. Dort standen, als Wrede jene Weisung vom 10. Mai empfing, höchstens 300 Tiroler mit einer halben Compagnie kaiserlicher Infanterie und einer halben Compagnie Jäger nebst 2 Sechspfündern. Weder Fenner hatte die nöthigen Anstalten getroffen, noch Jellachich machte Miene, aus dem Salzburgischen her eine Diversion zu machen, oder durch den Pinzgau die Tiroler Aufstellungen zu verstärken. Chasteler selbst setzte sich aber erst am Abend des 11. Mai mit den Truppen, die er zwischen Innsbruck und Hall hatte, in Bewegung.

Es war am Himmelfahrtstage (11. Mai), als Wrede mit 4 Bataillonen und 12 Geschützen den Strubpaß angriff. Neun Stunden lang schlug sich unter der Leitung des tapferen Oppacher die kleine Tiroler Schaar gegen den überlegenen Andrang; vier Stürme wurden blutig abgewiesen. Erst wie die Bedienung der zwei Geschütze größtentheils getödtet, die eine Kanone ganz zum Schweigen gebracht war und der Feind frische Kräfte in der Front und der Flanke entgegenwarf, ward am Mittag in einem fünften Angriff der heldenmüthig vertheidigte Paß erstürmt. Am Abend stand Wrede in Waidring. Der tapfere Widerstand der Tiroler zwang dem siegenden Feinde nicht etwa Achtung ab, er steigerte nur die rohe Erbitterung der Soldateska zur äußersten Wuth. Die zahlreichen Opfer zu rächen, die der Paß gekostet, begingen die

*) S. Rapp S. 224. 243. 314. Vgl. Mayr's Speckbacher S. 88. Daß die Generale Marschall und Schmidt ähnlich dachten, war gewiß. Der Erstere verdammte den Aprilaufstand ganz offen; meinte, es sei des Soldaten unwürdig, mit den Bauern gemeine Sache zu machen, und beschwerte sich bitter, daß er mit Hofer habe an einem Tische essen müssen.

Baiern die scheußlichsten Frevel. Mit Mord, Kirchenschändung, Raub und Brand, Mißhandlung von Greisen, Schwangeren und Kindern war ihr Vorrücken bezeichnet. Es gab sich überall kund, daß dem Soldaten des Rheinbundes außer der Tapferkeit jede ritterliche Tugend abging und nur gemeine Leidenschaften ihn bewegten; und wie hätte es anders sein können in einem Kampfe, dem jeder höhere Impuls fehlte? „Ich habe heute und gestern — so lautete Wrede's eigener Tagesbefehl vom 12. Mai — Grausamkeiten, Mordthaten, Plünderungen, Mordbrennereien sehen müssen, die das Innerste meiner Seele angriffen und mir jeden frohen Augenblick, den ich bisher über die Thaten der Division hatte, verbittern. Soldaten! wie tief sind heute und gestern eure Gefühle von Menschlichkeit gesunken! Blicket zurück auf den Weg von Lofer hieher, auf die Brandstätten, auf die geplünderten Dörfer, auf jene Leichen, die ohne Waffen in der Hand gemordet worden sind!"

Während Wrede, bei dessen Colonne sich jetzt auch der Führer des Armeecorps, Marschall Lefebvre, befand, nach dem unteren Innthal vordrang, rückte die Division Deroy gegen Kufstein und machte die blokirte Festung frei. General Fenner sammelte erst bei St. Johann die flüchtigen Schaaren und die einzelnen zerstreuten Abtheilungen, dann wich er gegen Elmau zurück und meldete dem Obergeneral, daß ihm 10,000 Baiern auf dem Fuße folgten. Jetzt erst war Chasteler von Innsbruck im Anmarsch. Nachdem er bisher unthätig dort gesessen, eilte er nun im angestrengtesten Marsch das Innthal hinab und war schon, ehe der Morgen des 13. Mai anbrach, zwischen Rattenberg und Wörgl. Auf dem Wege rief er die Bauern zu den Waffen; der wackere Straub von Hall raffte auch in der Eile ein paar Compagnien Schützen und Landsturm zusammen und führte sie dem Obergeneral nach. Was Chasteler bei sich führte, betrug höchstens 3000 Mann, nicht einmal Linientruppen, sondern zum Theil Landwehr, die zum ersten Male ins Feuer ging. Damit wollte er bei Söll, in einer Stellung, die nur dem Feinde, nicht ihm vortheilhaft war, die dreifach überlegene Division Wrede's erwarten. Die Schaar, die Straub führte, hatte er als Nachhut bei Rattenberg zurückgelassen. Starke Zuzüge aus der Nähe kamen nicht mehr; war der Bauer durch das Unglück der letzten zwei Tage nicht entmuthigt, so mußte er beim Anblick der österreichischen Aufstellung vollends die Hoffnung des Erfolges verlieren.

Der Kampf, wie er sich jetzt am Morgen des 13. zwischen Söll und Wörgl entspann, konnte in dem breiten Thal, wo Reiterei und Geschütz mächtig wirkten, wo der Gebirgsschütze sich auf fast fremdem Boden fühlte, nicht einen Augenblick zweifelhaft sein. Chasteler schien sein bisheriges Säumen und Warten jetzt mit einer desperaten Kampfeslust, die ebenso verderblich war, gut machen zu wollen. Aus der ersten Aufstellung geworfen, wich er in eine zweite zurück, ward auch dort trotz alles tapferen Widerstandes zu-

rückgedrängt und stellte sich nun zum dritten Male bei Wörgl, auf einem Terrain, das dem Feinde vollends die ganze Entfaltung seiner Ueberlegenheit gestattete. Die kleine Truppe, der sich Straubs Aufgebot angeschlossen, schlug sich mit Heldenmuth, wies auch den ersten Anfall der Baiern zurück, aber die Uebermacht war zu groß. Die Linie der Oesterreicher ward völlig gesprengt, das Geschütz genommen, den Feldherrn selbst rettete nur sein schnelles Pferd gegen Rattenberg. Wenn Wrede unablässig nachdrängte, konnte er ohne Hinderniß nach Innsbruck, vielleicht selbst über den Brenner gelangen, und damit dem ganzen Aufstand den entscheidenden Stoß versetzen.

Der Schlag bei Wörgl trug rasch den Schrecken durch das ganze Innthal; Chasteler selbst ward auf der Flucht in Hall fast ein Opfer der Erbitterung der Massen, vor deren Andrang ihn nur Straubs Entschlossenheit nach Innsbruck rettete. Wer wollte es dem betrogenen Volke verdenken, wenn es die prahlenden Proclamationen, womit man es in Sicherheit eingewiegt, die wiederholten Betheuerungen, das Land bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, mit der kopflosen Leitung des Kampfes und dieser wilden, unaufhaltsamen Flucht verglich!

In Innsbruck war schon am Abend Alles von panischem Schrecken ergriffen; Chasteler selbst wagte es kaum, sich öffentlich zu zeigen. Doch ermannte er sich noch zu dem Befehl, daß die zerstreuten Abtheilungen, die bei Reutte und an der Scharnitz standen, ins Innthal rücken und die südlich vom Brenner stehenden Bataillone unter den Generalen Schmidt und Marschall sich auf der Höhe des Passes aufstellen sollten. In der Hauptstadt selbst neigte man, durch die Niederlagen und die Kunde der bairischen Greuel tief entmuthigt, zur Unterwerfung; nur die Bauern, die der Ruf der Sturmglocken in Massen herbeirief, wollten ausharren im Kampfe. Aber die Verwirrung war grenzenlos; mitten in die Aufregung der entgegengesetzten Stimmungen und den Lärm der Flüchtigen fielen abenteuerliche Botschaften von großen Siegen, die der Erzherzog in Oberösterreich erfochten, vom eiligen Rückzug der Baiern und dem Anmarsch von Jellachich, der schon zu St. Johann im Innthal stehen sollte, während er noch zu St. Johann im Pongau war. Aus der Rathlosigkeit tauchte endlich der eine klare Gedanke auf, die Innbrücke bei Volders noch zu vertheidigen; dorthin zog sich die Colonne, die General Buol führte, und ein Theil vom Landsturm.

Die Baiern waren indessen am 14. Mai nur langsam und mit größter Vorsicht das Innthal heraufgerückt. Widerstand hatten sie anfangs nicht gefunden. Erst an der Zillerbrücke und auf den nahen Höhen hatte sich am anderen Morgen ein Haufe Landstürmer gestellt und suchte in heftigem, wohlgezieltem Feuer ihren Marsch aufzuhalten. Allerdings jetzt ein nutzloser Widerstand, der nur die Wuth der Soldaten zu neuen Ausschweifungen entflammte. Gefangene Bauern wurden an Bäumen aufgehängt, Häuser und

Kirchen verwüstet und in Brand gesteckt,*) Wehrlose, Greise und Krüppel mit scheußlicher Brutalität mißhandelt. Auch die Tiroler, die bis dahin ihren Kampf durch grausame Thaten nirgends befleckt (was auch immer auf Bonaparte'scher und bairischer Seite darüber gefabelt werden mochte), übten nun an den Gefangenen und Verwundeten blutige Repressalien.

So näherten sich die Baiern dem Marktflecken Schwatz, dem blühenden und wohlhabenden Sitze uralten Bergbaues. Hieher hatte General Buol, der bei Volders mit dreizehn Compagnien Linie, einem Bataillon Landwehr, achtzig Reitern und fünf Geschützen stand, eine Abtheilung Jäger unter Oberstlieutenant Taxis geschickt; ansehnliche Haufen Landstürmer waren seit Morgen (15. Mai) hinzugekommen. Noch ward der Feind so nahe nicht erwartet, als kurz nach Mittag die Kunde von seinem Anmarsch kam. Kaum hatten die Bauern noch Zeit, die Höhen zu besetzen, als Wrede schon in Schlachtordnung anrückte. Es entspann sich ein hartnäckiger und blutiger Kampf, von beiden Seiten mit glänzendem Muthe durchgefochten; das Häuflein von fünfhundert Mann, das Taxis commandirte, vertheidigte den Zugang zum Ort, dann die Straßen mit verzweifelter Tapferkeit, aber sie erlagen der gewaltigen Uebermacht des Gegners. Das unglückliche Schwatz mußte den kurzen, aber verlustvollen Kampf entsetzlich büßen. Der siegende Soldat überbot die eigenen Gräuel früherer Tage; plündernd und zerstörend wütheten die Truppen durch den Ort und verübten Schandthaten, die der bairische Bericht selbst als „schrecklich“ bezeichnen mußte. Es waren alle Furien des Krieges hier entfesselt: Raub, Kirchenschändung, Mord und Nothzucht. Die Feder sträubt sich fast, das Einzelne nachzuerzählen, wie es Tiroler Quellen berichten; über 100 Frauen, versichern sie, seien auf den Straßen geschändet, fünf alte, gebrechliche Männer in einem nahen Dorfe verbrannt worden; einen zweiundachtzigjährigen Greis, der gelähmt war, erschossen seine eigenen Sauvegarden, ein anderer ward geschunden und dann in Stücke gehauen. Und noch war das Maß des Entsetzlichen nicht erschöpft. Das nahe Dorf Vomp stand schon am Mittag in Flammen; eine Deputation, an Wrede gesandt, suchte wenigstens dies Aeußerste von dem unglücklichen Schwatz abzuwenden. Der bairische General empfing sie in der derben, polternden Weise, die ihm eigen war, und überschüttete die Unglücklichen mit groben Schimpfreden. Doch entnahm die Deputation seinen Worten den Trost, daß Schwatz nicht brennen sollte. Indessen wie sie zurückkehrten, züngelten schon die Flammen empor, zwar von der Windstille nicht weiter getragen, aber von den rasenden

*) Nach Hormayr, A. Hofer II. 123, dem einzelne Berichte folgen, hätten während des Feuers die Bauern Unterwerfung angeboten und in dem Augenblick, wo ein Parlementär vorritt, hätten andere auf denselben gefeuert. Rapp berichtet davon nichts. Der Vorgang würde Wrede's Erbitterung und das Verfahren in Schwatz einigermaßen erklären. Vergl. auch Mändler, Erinnerungen aus meinen Feldzügen. Nürnb. 1854. S. 28.

sprochen und eine Amnestie gewährt würde, wollte man capituliren. Um die aufgeregten Bauern zu beschwichtigen, sollte der General den Stillstand noch um 24 Stunden verlängern. Es war nicht leicht, sich bei den wilden, mißtrauischen Massen auch nur Gehör zu schaffen; sie sahen in den Herren aus der Stadt so gut Verräther, wie in den österreichischen Führern, die sie im Stich gelassen. Mit Mühe gelang es, einer ruhigeren Ansicht Eingang zu schaffen, und die Deputation ging zu Wrede. Schon war eine andere von Chasteler unterwegs, die gleichfalls den Auftrag hatte, wegen der förmlichen Räumung des Landes zu verhandeln.

Es war demnach die Aussicht eröffnet, um den Preis weniger billigen Zusagen das zu erlangen, was erst nach vielem Blutvergießen unter dem Eindruck des Tages von Wagram und der Friedensbotschaft erreicht worden ist. Durch die beruhigenden Nachrichten von Osten und die Unterwerfung der Bauern am Inn und in den nahen Thälern waren aber die beiden Führer wieder übermüthiger geworden; auch mochte es ihnen gewagt scheinen, auf Bedingungen einzugehen, die ihr Herr und Meister vielleicht mißbilligte. Wrede wies demgemäß „auf Befehl" des französischen Marschalls die Verlängerung der Waffenruhe ab und erklärte, er werde ungesäumt vorrücken und nur dann Schutz und Gnade angedeihen lassen, wenn sofort die Waffen niedergelegt würden (19. Mai). Die Depesche Chastelers, die Major Veyder und Teimer bald darauf brachten, ward uneröffnet zurückgewiesen, weil man mit einem Geächteten nicht unterhandle. So war die Gelegenheit versäumt, ein förmliches Abkommen zu treffen*); Wrede's und Deroy's Divisionen brachen am Morgen des 19. aus der Gegend von Schwatz auf; die Bauern wichen ohne Kampf zurück und am Mittag hielten die Baiern ihren Einzug in Innsbruck**). Auf die Nachricht von der Besetzung der Hauptstadt zerstreuten sich auch die Abtheilungen der Landesschützen, die bis jetzt noch die Scharnitz und Leutasch besetzt und dort eine kleine Colonne des Grafen Arco zurückgeschlagen hatten; Nordtirol bis zum Brenner war also in der Gewalt der Baiern. Marschall Lefebvre, der am Abend des 19. in Innsbruck anlangte, hielt die Sache für beendigt; er traf Verfügungen und Organisationen, wie wenn das ganze Land unterworfen gewesen wäre.

Nur Innsbruck und die nächsten Striche hatten sich unterworfen; südlich vom Brenner rüstete sich das Volk schon zum neuen Aufstand. Eben jetzt rief ein Befehl Napoleons Wrede's Division ab zur Verfolgung von Jellachich. Nur Deroy blieb zurück; Wrede brach (23. Mai) gegen Salz-

*) Das hindert freilich die Franzosen nicht, nach dem Vorgang Pelets IV. 31 f. später von dem „Bruch" eines „beschworenen Vertrages" zu reden.

**) Mehrere Tiroler Schriften, auch Hormayr II. 151, verlegen den Einmarsch auf den 20. Schon der Aufruf Lefebvres an die Tiroler, „gegeben im Hauptquartier Innsbruck den 19. Mai 1809", berichtigt das.

burg auf, in einem Augenblick, wo sich auf dem Brenner schon die neuen Sturmcolonnen gegen Innsbruck sammelten.

Die österreichischen Truppen freilich waren im Begriff, das Land zu verlassen. Wir erinnern uns, wie Chasteler nach langem Schwanken, von dem seine Befehle und Gegenbefehle sattsam Zeugniß ablegen, sich endlich entschloß, Tirol zu räumen, ehe der Ausweg nach dem Puster- und Drauthal versperrt war. Da erhielt er am Tage, wo die Baiern in Innsbruck einzogen, ein Schreiben des Erzherzogs Johann aus Villach, das ihm die Uebergabe von Wien und den Entschluß des Prinzen meldete, sich durch Steiermark nach Ungarn zu wenden. Chasteler solle, so lautete sein Rath, Tirol wie eine selbständige Festung betrachten und so lange als möglich vertheidigen. Noch am Abend kam die Nachricht, daß auch Villach besetzt, also die Verbindung mit dem Erzherzog schon unterbrochen sei. So schien die Nothwendigkeit das zu gebieten, was auch als freier Entschluß gewiß das Beste war*). Aber im Hauptquartier war man unschlüssig; Chasteler selbst hatte seit der Achtserklärung den Rest seiner früheren Frische und Herzhaftigkeit verloren; neben ihm drängten Marschall und seines Gleichen ungeduldig darauf hin, daß man das Land verlasse und die plebejische Gemeinschaft mit dem Bauer für immer abbreche.

In diesem Augenblick kam Andreas Hofer mit einer Anzahl gleichgesinnter Genossen nach Brunecken. Er hatte Südtirol vertheidigen helfen, als die erste Botschaft des Einbruches der Baiern und der Befehl an ihn kam, aus dem Passeyr über den Jaufen nach Sterzing aufzubrechen. Auf dem Wege vernahm er die Schreckenskunde von den Ereignissen bei Wörgl, den Unthaten der Baiern und dem Abmarsch der österreichischen Truppen. Sogleich entbot er alle seine Getreuen nach Sterzing. Mit muthigem Eifer folgten sie seinem Rufe; mehr als gestorben, hieß es, kann es nicht sein, und Anderes steht nichts mehr bevor! Er selbst eilte nach Brunecken, Chasteler zum Bleiben zu vermögen (20. Mai). In treuherzig derber Weise erinnerte er den Obergeneral an seine Pflicht gegen das Land und die feierlichen Zusagen, die er den Tirolern laut und wiederholt gegeben. Chasteler raffte sich noch einmal zu einem kräftigen Entschlusse auf; die Truppen sollten sogleich aus dem Pusterthal nach der Brennerstraße aufbrechen. Er schien wieder derselbe geworden, wie in seinen früheren ruhmreichen Tagen. Er eilte selbst gegen Mühlbach, drängte und trieb: Tirol sollte behauptet werden.

Sein fieberhafter Eifer war freilich nicht weniger bedenklich, als vorher seine dumpfe Betäubung. Noch in der Nacht reute ihn sein Entschluß; er wollte im Gefühl seiner Ohnmacht das Land verlassen und das Commando

*) In der Oesterr. Mil. Zeitschr. 1833 IV. 150 ff. sind die militärischen Gründe hervorgehoben, die für das Bleiben sprachen.

an Buol übergeben. Und als der Morgen kam, war auch dieser Plan wieder verworfen; er wollte doch seine Truppen aus Tirol hinausführen. Nur Buol*) und die Colonne unter Oberstlieutenant Graf Christian von Leiningen, einem der wenigen höheren Officiere, die sich mit den Bauern gut verstanden, sollten bei Schabs stehen bleiben; alles Andere ward zum Aufbruch nach dem Drauthal commandirt. Am 23. Mai stand das Armeecorps schon in Lienz am Ausgange von Tirol und schlug den Weg durch Kärnthen nach Steiermark ein. Auch Hormayr war um seine Sicherheit besorgt.**).

Aber Hofer hatte indessen seine Schützen aufgeboten; erst durch die aufgefangene Ordre an Buol, die diesem den Rückzug vom Brenner befahl, erfuhr er, daß Chasteler von Neuem seinen Entschluß geändert; er unterließ es natürlich, die Depesche auszuliefern. So blieb Buol mit etwa 2500 Mann auf dem Brenner; auch Leiningen brach mit 650 Mann und zwei Geschützen dahin auf. Man muß die braven Truppen, die von einer unfähigen Leitung schmählich mißbraucht wurden, bedauern und bewundern. In den sechs Tagen vom 15. zum 20. Mai hatte Chasteler nicht weniger als vierzehn Befehle und Gegenbefehle erlassen, und Buol versicherte, er habe in dieser Zeit an Märschen und Gegenmärschen 35 Meilen zurücklegen müssen! Seine Officiere, namentlich Ertl und Reißenfels knirschten vor Scham und Zorn über die Rolle, die man ihnen zumuthete; gern folgten sie Hofers Aufruf zum neuen Kampf. Jetzt, am 22., waren seine Vorposten wieder bis Steinach vorgerückt und streiften bis Matrey; Leiningen stand noch weiter rückwärts. Im Oberinnthal, im Vintschgau, im Burggrafenamt, im Wippthal und Pusterthal, am Eisack und an der Etsch war es lebendig geworden, und Massen von Schützen und Landstürmern (nach einzelnen Nachrichten bis zu zwölf- und dreizehntausend) drängten nach dem Brenner. Auf den Höhen unten am Inn organisirten Straub und Speckbacher die Mannschaften. Der Mittelpunkt und Leiter des Ganzen war jetzt Hofer, dem Eisenstecken als Adjutant zur Seite stand. Der Sandwirth sprach es offen aus, daß die militärischen Führer fast ohne Ausnahme Tirol absichtlich preisgäben und wandte sich direct an Erzherzog Johann, um von ihm eine Bestätigung seines Thuns und neue Weisungen zu empfangen.

Auf den 25. Mai sagte er einen Angriff an. Mit etwa 6000 Mann, meistens Schützencompagnien aus Passeyr, Meran, dem Vintschgau, vom

*) Buols Brigade bestand nach der Oesterr. Mil. Zeitschr. 1833 IV. 158 aus 21 Compagnien, theils Linieninfanterie, theils Jäger, 1 Escadr. Hohenzollern-Chevauxlegers und 7 Geschützen, im Ganzen 2381 Mann, 130 Pferden. Leiningen hatte 650 Mann und zwei Dreipfünder.

**) Ueber den Antheil Hormayrs an Hofers jetziger Thätigkeit und seine Anstalten zur Flucht hat Rapp aus den eigenen Berichten des Intendanten erschöpfende Auskunft gegeben. Gerade hier ist sein „Andreas Hofer“ mit der meisten Vorsicht zu gebrauchen. S. Rapp S. 327 ff.

Eisack und einem Theil von Buols Truppen mit sechs Geschützen stieg er von der Höhe herab; das Centrum auf dem Berge Isel, die Colonne zur Linken gegen Natters und die Gallwiese, die rechte nach den Patscher Höhen gewendet. Seit dem Mittag ward auf der ganzen Linie heftig, aber ohne Entscheidung gefochten. Die Baiern stürmten tapfer heran, vermochten aber doch der Höhen nicht Meister zu werden; die Tiroler durften es nicht wagen, dem mit Geschütz und Reiterei wohl versehenen Feinde in die Ebene zu folgen. Man schlug sich bis in die Nacht; dann zogen sich die Tiroler und Oesterreicher gegen Matrey zurück.

Der Angriff zeigte den Baiern, daß es ein Irrthum war, zu glauben, mit dem Besitz von Innsbruck sei Tirol unterworfen. Deroy, der einsichtigste und auch in seiner Haltung gegen die Besiegten mildeste unter den bairischen Heerführern, fühlte wohl, daß seine Stellung bedenklich werde; er schickte der abgegangenen Division nach und verlangte Verstärkung; er suchte in Proclamationen, deren Ton gemäßigt war, aber eben dadurch nur seine Schwäche enthüllte, die Tiroler zum Frieden zu bewegen. Viel mehr als diese Mahnungen hatte der Waffenlärm vom 25. auf die Bewohner der Ebene gewirkt. Die Innthaler regten sich, Speckbacher entfaltete seine agitatorische Thätigkeit, schon wurde es an den Grenzpässen nach Baiern hin unruhig, und Hofers Laufzettel, die nach allen Richtungen entsendet, in wenig Worten zum Kampfe mahnten, fanden willig Gehör. Auch Teimer, ohne Kenntniß von dem, was hier geschah, fand bei Imst einen solchen Zettel und rief darauf hin im obern Innthal zu den Waffen.

Auf den 29. Mai wurden die Vorbereitungen zum Kampfe getroffen; die Baiern hatten sich noch durch ein Regiment und eine Batterie verstärkt, aber auch der Tiroler Zuzug war mächtig angewachsen. Mit Hofer im Einverständniß hatten Straub und Speckbacher schon am 28. ihre Mannschaft an den Innbrücken von Hall und Volders aufgestellt, damit der Feind nicht von da den Tirolern in den Rücken komme. Am frühen Morgen des 29. Mai brachen die Tiroler und Oesterreicher in drei Colonnen und in der gleichen Richtung auf, wie vier Tage vorher; Buol bildete mit einer Abtheilung seiner Mannschaft am Paß Lueg die Reserve; den Angriffsplan hatte Oberstlieutenant Ertl entworfen. Zur Rechten ging unter Oberstlieutenant Reißenfels eine Colonne von 5 Compagnien Infanterie, einer halben Schwadron Reiter, 2 Geschützen und etwa 2000 Mann Tiroler auf der Ellbögener Straße gegen den Inn hin vor; das Centrum, 7 Compagnien Infanterie, eine halbe Schwadron und 8 Geschütze führte Ertl; bei ihm befand sich auch Hofer mit der Masse der Landesschützen, wohl gegen 2000 Mann, die freilich nicht alle ins Gefecht kamen. Seine Richtung ging nach dem Berge Isel. Eine kleinere Colonne zur Linken, die Aufgebote von Meran, Mais, Algund und dem unteren Vintschgau mit einer Abtheilung Militär, ging gegen Natters und die Gallwiese; ihr zog der unerschrockene Rothbart, der

Kapuziner Joachim Haspinger, mit dem Crucifix voran. Schon als einundzwanzigjähriger Student erwarb er sich beim Aufgebot von 1797 eine Auszeichnung; zehn Jahre nachher war er von den Baiern als verdächtig von seiner Stelle in Schlanders entfernt und nach Klausen internirt worden. Hier blieb er, wie sein Ausdruck lautete, bis die österreichische Trompete wieder durch die Tiroler Thäler schallte.

Die Baiern waren zwischen 7 und 8000 Mann stark; ihr rechter Flügel hatte das Seitengebirge, die Gallwiese und den Raum bis Mutters und Natters besetzt; ihre Mitte stand auf dem Isel; links dehnten sie sich gegen Ambras, den Paschberg und Vill aus. Ihre Reserve stand unten bei Wiltau.

Auf den beiden Flügeln wurden die Baiern zuerst geworfen; rechts mußten sie Natters und die Gallwiese räumen, links erstürmte eine Abtheilung Oesterreicher und Tiroler das Schloß Ambras, indessen auch unten im Thale bei Hall und Volders die Baiern zurückgedrängt und die Brücken von ihnen selbst zerstört waren. Hartnäckiger und lange Zeit unentschieden wogte der Kampf im Centrum; die Baiern schlugen sich hier mit größter Tapferkeit, aber auch die Angreifer, Oesterreicher wie Tiroler, bedeckten sich mit Ruhm. Der merkwürdige Kampf löste sich natürlich in eine Menge einzelner Episoden auf, die alle zu berichten selbst dem sorgfältigsten Sammler nicht gelingen wird; aus ihnen allen hebt sich das Eine glänzend hervor: die heroische, von Freund und Feind bewunderte Tapferkeit der Tiroler. Mancher von den Schützen durfte sich rühmen, keinen Fehlschuß gethan zu haben. Viele stürzten sich mit verkehrtem Gewehr mitten in den Feind und erstürmten unter dem heftigsten Feuer die von ihm besetzten Punkte. Ein Vater brachte nur die Leiche seines Sohnes aus dem Gefecht in Sicherheit und kehrte dann wieder ins Feuer zurück. Die Verwundeten verschmähten die Hülfe, um die Zahl der Kämpfer nicht zu mindern; tödtlich Getroffene ließen sich unter die nächsten Bäume tragen und feuerten die Vorübergehenden zum Kampfe an.

Es war gegen Mittag, als die Angreifenden auf der ganzen Linie das Uebergewicht erfochten hatten und die Baiern in die Ebene zurückwichen. Die Tiroler und Oesterreicher beschossen aus ihrer überlegenen und gedeckten Stellung den Feind mit Erfolg; bald war er bis gegen Wiltau zurückgedrängt und suchte hier durch Kartätschenschüsse den Andrang der Gegner abzuwehren. Noch einmal meinte Deroy in den Nachmittagsstunden die verlorene Stellung wieder zu gewinnen; einen Augenblick hatten auch die Baiern das Schloß Ambras wieder genommen und drangen zugleich auf dem Isel vor, aber ein glücklicher Angriff unter Ertl entriß ihnen diese vorübergehenden Vortheile. Es trat eine Pause ein; den Tirolern fing die Munition an zu fehlen und sie erwarteten den Zuzug der Oberinnthaler, der die Lage des Feindes verzweifelt machen mußte. Um Zeit zu gewinnen, ließ Ertl die weiße Fahne

aufstecken und dem bairischen General eine Capitulation anbieten. Die ward natürlich noch abgelehnt, aber Deroy war doch in einer Lage, in der auch ihm Kinkels und Bissons Schicksal bereitet werden konnte. Seine Truppen hatten gelitten*), die Zuzüge der Bauern vom obern Inn wurden jeden Augenblick erwartet; die Scharnitz und Leutasch waren wieder in ihren Händen; in Zirl war schon ein bairisches Piket von ihnen aufgehoben worden. So hatte denn auch der bairische General kein Interesse an der Erneuerung des Kampfes; ihm war die Pause erwünscht, denn sie erleichterte die Ausführung seines Entschlusses, in der Nacht Innsbruck zu räumen. Um die Gegner zu täuschen, ließ er die äußersten Vorposten stehen und trat dann, als die Nacht einbrach, so still wie möglich den Rückzug an. Nach Mitternacht war kein Feind mehr in Innsbruck. Wenige Stunden später kamen die ersten Bauern und Jäger in die Stadt, bald drängten die Massen nach und ehe der 30. Mai zu Ende neigte, war Innsbruck mit vielen Tausenden siegreicher Bauern und Soldaten erfüllt. Es war der eilfte Tag, seit Wrede seinen trotzigen Einzug gehalten und die Tiroler im Bonaparte'schen Stile abgekanzelt hatte. In drängender Eile und von den streifenden Schützen geneckt und beunruhigt, zog Deroy am linken Ufer des Inn gegen Kufstein; die letzte Strecke mußte in äußerster Ermattung und Bedrängniß über den Angerberg zurückgelegt werden, denn allenthalben waren die Bauern wieder lebendig geworden, zumal an den Stellen, wo vierzehn Tage früher Zerstörung, Brand und Mord die Spuren der Sieger bezeichnet hatten.

Der Kampf am Berge Isel war recht eigentlich ein Sieg der Bauern. Obwohl die kleine Truppenabtheilung trefflich eingriff, so gebührte doch den Tirolern der größte Ruhm dieses Tages. Bauer und Soldat hatten sich wieder ausgesöhnt in der blutigen Gemeinschaft; aber für die Chasteler, Marschall und ihre Kriegskunst war der Kampf am Isel eine bittere Beschämung. Die Herren vom Generalstab und vom Bureau hatten trotz aller prahlenden Betheuerungen, auszuharren bis auf den letzten Mann, den einzigen Kampf, dessen Leitung ihnen anheim fiel, kopflos geführt und suchten dann entmuthigt das Weite; die Bauern und ihre heroischen Führer hielten eine kleine Truppenschaar fast mit Gewalt im Lande zurück und machten dann mit einem Schlage wieder gut, was die Kriegführung vom Handwerk unverantwortlich verdorben hatte.

*) Die Angaben über den Verlust der Baiern am 25. und 29. Mai gehen sehr auseinander; bairische Berichte wollen nur 50 Todte, 323 Verwundete und 180 Vermißte zugeben; auf der andern Seite hat man ihn bis über 2800 Mann berechnet. Nach einer glaubwürdigen Berechnung (s. Rapp S. 355) hatten die Baiern am 25. und 29. Mai ungefähr 200 Todte, 700 leicht und schwer Verwundete und 200 Gefangene. Dazu kam dann noch der Verlust bei Hall, Volders und auf dem Rückzuge. Die Tiroler geben 62 Todte und 97 Verwundete, die Oesterreicher 25 Todte und 59 Verwundete an.

Tirol war abermals frei; Deroy war bis nach Wasserburg zurückgewichen; im Süden hatte Leiningen, der mit seinen 6—700 Mann von der Brennerstraße dahin aufgebrochen war, Trient wieder besetzt. Nur in Kufstein hielt sich noch der Feind.

Am gleichen Tage wie Tirol, hatte auch Vorarlberg sich frei gemacht. Durch seine Berührung mit der Schweiz und dem Bodensee, durch die Nähe der rheinbündischen Gebiete hatte das Land seine eigenthümliche Bedeutung; für Tirol war es eine Schutzwehr nach Westen und zugleich ein wichtiger Hafen zur Einfuhr fremden Getreides. Die Bevölkerung, der tiroler vielfach verwandt, wenn auch offener, heiterer und leichtblütiger als östlich vom Arlberg, hegte die gleiche Gesinnung wie Tirol. So hatte es denn auch des treuherzigen Aufrufes, den die Tiroler nach ihrem Siege im April an die Nachbarn im Vorarlberg erließen*), kaum bedurft; das Land hatte sich erhoben, die Schützen sich bewaffnet, wie in Tirol. Im Anfang Mai hatte Chasteler auch ein paar hundert Mann Soldaten hinüber geschickt. Der Rückschlag der Ereignisse an der Donau war freilich auch hier fühlbar geworden. Um Mitte Mai schoben sich französische und württembergische Truppen nach dem Bodensee vor; das Vorarlberger Aufgebot war bereit, sie zu empfangen. Da kam die niederschlagende Nachricht von Wörgl und die falsche Kunde, ganz Tirol habe sich schon unterworfen. Die Mehrzahl der Truppen verließ jetzt das Land, das Aufgebot zerstreute sich bis auf einen Haufen von einigen hundert Mann, der gegen Hohenems zurückwich, und eine französische Colonne, unter General Grouvel, zog (25. Mai) ohne Widerstand in Bregenz ein. Aber das Land war damit so wenig unterworfen wie Tirol mit Innsbruck. Die wackere Schaar bei Hohenems, von Riedmüller, Ellensohn und Müller geführt, war entschlossen Stand zu halten; sie riefen ihre Kameraden von Neuem zu den Waffen und binnen achtundvierzig Stunden waren am 28. Mai wieder einige tausend Mann versammelt; auch der Rest von Truppen, etwa 150 Mann, schloß sich ihnen an. Am andern Morgen rückte der Feind mit 1000 Mann Infanterie, 500 Reitern und einigen Kanonen an. Er ward nach dem Dorfe Klien zurückgedrängt, dann das Dorf von den Vorarlbergern in hitzigem Kampfe genommen, der Feind nach Dornbirn zurückgeworfen und, wie er sich abermals stellen wollte, nach der Brücke bei Lauterach getrieben, wo er mit seiner Reiterei den Andrang des Landsturmes aufzuhalten suchte. Von der einzigen Compagnie Oesterreicher und einer dreipfündigen Kanone unterstützt, durchbrachen auch hier die Vorarlberger seine Stellung und drängten ihn nun in wilder Flucht nach Bregenz zurück. Auch dort war kein Halt mehr; er mußte nach Lindau weichen und noch am Abend zogen die Sieger in Bregenz ein.

In den Siegesjubel über diese herrlichen Erfolge fiel die Botschaft von

*) S. bei Hormayr, A. Hofer II. 55.

dem zweitägigen Riesenkampfe von Aspern. So schien auch auf dem großen Kriegsschauplatze das traurige Geschick vom April sich zu wenden. Und welche Hülfe gab dieser Kampf in den Bergen dem Sieger von Aspern! Die Verbindung zwischen Deutschland und Italien war dem Feinde wieder verschlossen, die Streitkräfte Württembergs und Baierns in Schach gehalten, die Gährung in allen Gebirgslanden von Kärnthen bis nach dem Veltlin und der Schweiz frisch geweckt. Ein zweiter, entscheidenderer Sieg im Marchfeld, und diese Aufstände im Rücken des geschlagenen Feindes mußten ihm verderblich werden!

Zunächst waren die südwestlichen Gebiete des Rheinbundes nicht ungefährdet. In Baiern zwar stimmte die Politik gegen Oesterreich auch zu den volksthümlichen Antipathien, die sich durch den Tiroler Kampf und die Streifzüge von dort zu wirklicher Erbitterung gesteigert hatten, aber schon in Franken war es anders; namentlich in den ehemals brandenburgischen Gebieten fühlte man sich mehr zu Preußen hingezogen, als zu der Politik, die Baiern jetzt verfolgte. In Schwaben vollends, wo auf der großen Zahl der ehemals Reichsunmittelbaren, der Grafen, Ritter, Städte und geistlichen Körperschaften, die Tücke der Rheinbundssouveränetät am härtesten lastete, oder wo eine Menge von Parcellen zwischen dem Lech und dem Oberrhein noch vor wenig Jahren österreichisch gewesen war, regten sich Sympathien genug für den Kampf, den Oesterreich focht. Die Botschaft von Aspern hatte diese stillen Gedanken ermuthigt; die Siege am Berge Isel und bei Hohenems konnten die Gelegenheit zum Ausbruch werden.

Auch in Mitteldeutschland war es jetzt lebendig geworden; aus Böhmen führte der Herzog von Braunschweig ein Freicorps nach Sachsen. Friedrich Wilhelm, der Sohn des unglücklichen Herzogs, dem der Tag von Auerstädt Leben und Krone entriß, zählte zu den rührigsten Gegnern der Bonaparte'schen Herrschaft. Wir erinnern uns des Antheils, den er schon im Spätjahr 1808 an den Vorbereitungen in Schlesien nahm und wie sein ungestümer Eifer dort mehr in Schranken gehalten, als angespornt werden mußte. Der Herzog war eine reizbare, leidenschaftliche Natur; während seiner preußischen Dienstzeit, die mit der Capitulation von Ratkau zu Ende ging, hatte man sich manchmal über sein unbändiges und trotziges Wesen zu beschweren gehabt. Das Schicksal seines Hauses, der erschütternde Ausgang des Vaters und der Tod seiner Gemahlin gaben ihm etwas Düsteres und Verbittertes. Er haßte in Napoleon den Urheber des öffentlichen und seines häuslichen Leidens; die Fehde, die er führte, galt der deutschen Sache und war zugleich ein Rachekrieg ganz persönlicher Art. Sich dem Sieger zu beugen, wie so Mancher, oder in unkriegerischer Muße abzuwarten, bis fremdes Blut ihm sein gutes Recht erstritt, dazu besaß Friedrich Wilhelm zu viel fürstlichen und

kriegerischen Stolz; er wollte lieber in thätigem Kampfe unterliegen, als sich in der Geduld des Ertragens üben. Und er war kein zu verachtender Gegner. Ein tapferer, verwegener Soldat, im rüstigen Mannesalter von 38 Jahren, auch äußerlich eine stattliche kriegerische Erscheinung, dabei von schlichtem schmucklosem Wesen, verstand er es sehr gut, Männer gleicher Art an sich heranzuziehen. In seinem schlichten schwarzen Waffenrock, seiner tuchenen Feldmütze, den einfachen Säbel umgeschnallt, stand er unter seinen Leuten doch gebietend und allverehrt da; denn er theilte die Mühen und Entbehrungen des letzten Soldaten und machte ihn durch sein Beispiel fähig zu den schwersten Dingen.

Als der Krieg bevorstand, ging er nach Wien und schloß einen Vertrag mit Oesterreich (Febr. 1809), wonach er als „deutscher Reichsfürst" und als Verbündeter des Kaiserstaates ein Corps von 2000 Mann auf eigene Kosten warb. Sein Gedanke war, nach Norddeutschland, besonders nach seinem Erblande vorzudringen und eine Insurrection im Rücken des Feindes zu erregen. In Schlesien, wo ihm von seinem Erbe noch das kleine Fürstenthum Oels geblieben war, begann er dann seine Werbungen und setzte sie später zu Nachod in Böhmen fort. Eine stattliche Zahl von Officieren, die meistens früher in preußischen oder braunschweigischen Diensten gewesen, strömte ihm zu; es waren anfangs mehr Officiere als Gemeine. Der Herzog beschloß vorerst 2 Jägerbataillone, ein Husarenregiment, eine Abtheilung reitender Artillerie mit vier Geschützen, 2 Schwadronen Uhlanen und eine Compagnie Scharfschützen zu errichten. Ein einfacher schwarzer Waffenrock mit blauen Aufschlägen, das Lederzeug von gleicher Farbe und der schwarze Tschako, den ein dunkler Federbusch und ein weißer Todtenkopf schmückte, gab dem Freicorps ein zugleich ernstes und bedeutsames Aussehen, das zu dem Namen: „Legion der Rache" wohl paßte*).

Durch Werbungen an der sächsisch-böhmischen Grenze bildete sich dann der erste Stamm des neuen Corps; das Scheitern Katts und Dörnbergs führte ihm die beiden Leiter und die Reste ihrer Mannschaft zu. Auch von Schills Schaar ist nach der Stralsunder Katastrophe ein Rest in die schwarze Legion übergegangen. Die ersten Ereignisse des Feldzuges waren freilich entmuthigend genug, denn der Aufbruch der Freischaar erfolgte in dem Augenblick, wo Napoleon schon vor Wien stand. Der Herzog wollte sich zunächst nach Sachsen wenden; dort war nur eine kleine Truppenmacht von einigen tausend Mann unter Thielmann zurückgeblieben, der König selbst fühlte sich

*) S. Heyde, G. v. d., der Feldzug des herzoglich braunschweigischen Corps im Jahr 1809. Berlin 1819. Schneidawind, der Feldzug des Herzogs Friedrich Wilhelm u. s. w. Darmstadt 1851. W. Teichmüller, Gesch. des herzogl. braunschw. Leibbataillons. Braunschw. 1858. Vergl. namentlich: Aus dem Tagebuch des General Wachholz S. 177 ff.

in Dresden nicht mehr sicher und ging nach Leipzig. Ob freilich Sachsen der rechte Boden für einen freiwilligen Aufschwung des Volkes selbst war, scheint zweifelhaft; theils wirkliche Loyalität gegen den König und seine Politik, theils der kleinbürgerliche Nützlichkeitssinn, der hier tief eingewurzelt war, ließ die Schmach des Rheinbundes weniger als anderswo empfinden. Es war der erste Schlachttag von Aspern, an dem der Herzog die sächsische Grenze überschritt und Zittau besetzte. Eine Proclamation forderte alle deutschen Stämme auf, die Waffen zu ergreifen; jetzt oder nie sei der rechte Zeitpunkt, Deutschlands Unabhängigkeit zu erkämpfen. Die nächste Wirkung des Aufrufes entsprach freilich den Erwartungen des Herzogs nicht; dagegen kamen ihm vom Süden und Norden Botschaften, die nichts Gutes verhießen. Er zog das noch wenig zahlreiche Corps wieder nach Böhmen zurück und ließ in Zittau nur eine Abtheilung Husaren. Indessen hatte Thielmann seine Thätigkeit mit einem Streifzuge nach dem Töplitzer Thal begonnen und dort ein Piket Husaren abgeschnitten; dann wandte er sich gegen Zittau. In einem glücklichen Ueberfall gelang es ihm, die Reiterabtheilung, die der Herzog dort gelassen, zu überraschen und zu zersprengen (30. Mai). Die Scharte auszuwetzen, ließ der Herzog noch in der Nacht 120 Jäger, 40 Husaren und 2 Kanonen dahin aufbrechen, und bevor der Tag kam, waren die Sachsen in einem glänzenden Angriff, der sie sorglos überraschte, wieder aus Zittau herausgedrängt. Den Bewohnern, die im Verdacht waren, Thielmanns Ueberfall begünstigt zu haben, wurde eine Contribution von 6000 Thalern auferlegt, aber das Städtchen selbst geräumt. Die Contribution und eine Drohung, die der Herzog beim Abzug aussprach, gab dann dem sächsischen Führer Anlaß, in einem Aufruf, den sein König nachher öffentlich mißbilligte, den Herzog nach Bonaparte'scher Art zu behandeln. Er hieß ihn einen Räuberhauptmann und meinte, „die frevelhafte Gesinnung des Prinzen von Braunschweig könne nur die tiefste Verachtung gegen ihn erzeugen und Mitleid gegen seine Ohnmacht einflößen."

Jetzt rührte sich auch Oesterreich. Ein Corps von 5 Linienbataillonen und 8 Bataillonen Landwehr, eine Abtheilung Schützen, 4 Schwadronen und 2 Batterien sollten unter General Am-Ende nach Sachsen aufbrechen und eine andere Abtheilung unter Radivojevich ihnen folgen, um einen Streifzug nach Baireuth und Franken zu unternehmen. Am 9. Juni vereinigte sich der Herzog zu Aussig mit den Truppen, die Am-Ende dort versammelt hielt. Auch der geizige Kurfürst von Hessen hatte es endlich, nachdem man ihn Schimpf und Hohn hatte fühlen lassen, über sich gebracht, eine kleine Truppe von ein paar hundert Mann zu bilden, die, bunt gemischt und im beliebten Zopfstil uniformirt, zugleich bestimmt schien, alle Waffengattungen des alten hessischen Heeres in verjüngtem Maßstabe darzustellen. Es waren im Ganzen gegen 10,000 Mann mit 20 Geschützen, die so an der sächsischen Grenze vereinigt standen. Ein Aufruf forderte die Sachsen auf, sich nicht

länger durch die französischen Lockungen täuschen zu lassen, sondern der deutschen Sache sich anzuschließen; dann ging es auf die sächsische Hauptstadt los. Das kleine sächsische Corps von kaum 2000 Mann wich zurück, und am 11. Juni zogen Am-Ende und der Herzog in Dresden ein. Den gegen Wilsdruff zurückweichenden Sachsen drängte dann am andern Tage der Herzog nach und lieferte ihnen ein günstiges Gefecht, bei dem er nur zu schwach an Zahl war, um es zu einem ganz entscheidenden Erfolg zu führen. Bei der Verfolgung der Sachsen waren Wilsdruff und ein Dorf in der Nähe durch das Freicorps hart mitgenommen worden; der Herzog hielt ein warnendes Exempel für nöthig und ließ einen Husaren vor der Fronte füsiliren, mehrere andere aus ihrem Regiment ausstoßen. Die begangenen Excesse kamen aber zur Kenntniß des Erzherzogs Karl, der darüber einen mißbilligenden Brief an den Herzog schrieb; die perfide Veröffentlichung dieses Schreibens hat dann großes Aufsehen erregt und ist von den Feinden rührig ausgebeutet worden, die Legion als einen Haufen „brigands" zu schildern*).

Schon jetzt zeigte sich, daß der österreichische Zuzug keine besondere Verstärkung war. General Am-Ende war eine lächerlich unbedeutende Persönlichkeit, die Niemandem Respect einflößte; den Gedanken, welche die schwarze Legion erfüllten, war er völlig fremd. In ängstlicher Scheu, etwas zu wagen, hatte er den Herzog bei der Verfolgung der Sachsen nicht unterstützt und war überhaupt zu kühnem Vordringen nicht geneigt. Er meinte, es genüge, wenn er die böhmische Grenze schütze, die von dem schwachen sächsischen Corps nicht viel zu fürchten hatte, und wollte sich darum auf militärische Promenaden durch Sachsen beschränken, deren Erfolg im Großen nichts bedeutete. Es hätte in seiner Macht gelegen, der Thielmann'schen Colonne auf ihrem Rückzug einen tödtlichen Stoß zu geben, dann nach Westfalen hin aufzubrechen und in die Gegenden, wo die Stimmung für den Aufstand ungleich günstiger war, als in Sachsen, vorzudringen. Was Dörnberg und Schill durch unglückliche Anlage des Planes und Schwäche ihrer Unterstützung mißlungen war, das hätte durch ein Corps von zehntausend Mann ohne Zweifel mit ganz anderem Erfolge wieder aufgenommen werden können.

Der österreichische General war aber für solche Entwürfe nicht zu entflammen; er hinderte jetzt die Verfolgung und ließ den Sachsen Zeit, ihre Ergänzungsmannschaft zu sammeln und sich auf das westfälisch-französische Corps, das König Jerome heranführte, zurückzuziehen. Während Am-Ende in Dresden blieb, wandte sich der Herzog nach Meißen und suchte, so gut es ging, durch Werbung seine tapfere Schaar zu verstärken. Sie mochte

---

*) S. Wachholz, S. 246. 275 ff. Das Schreiben des Erzherzogs war von Thielmann aufgefangen, von ihm an den Herzog gesendet, aber zugleich von ihm in den Leipziger Blättern bekannt gemacht worden.

in diesem Augenblick 1200 — 1400 Mann stark sein. Die sächsische Regierung lieferte im Kleinen ein Vorspiel zu ihrer Politik im Jahre 1813. Das Ministerium suchte durch eine Sendung in das Hauptquartier auf dem Marchfelde die Oesterreicher günstig zu stimmen und die geforderten Contributionen abzuwenden; der König desavouirte den Schritt und floh von Leipzig nach Frankfurt.

Indessen hatte Am-Ende in Prag angefragt, ob er weiter vorrücken dürfe! Acht Tage nach der Besatzung von Dresden kam die Erlaubniß und der größere Theil der Truppen brach nun, vereinigt mit dem Herzog, gegen Leipzig auf. Die Sachsen wichen zurück und nur ihre Nachhut stieß noch mit der Legion zusammen; am 22. Juni zogen der Herzog und die Oesterreicher in Leipzig ein. Eine energische Verfolgung der Sachsen unterblieb aus denselben Gründen wie vorher bei Dresden. Jetzt näherten sich freilich auch von Westfalen her die Truppen, die Napoleon gegen die sächsische Expedition hatte mobil machen lassen. Wir werden später von ihnen hören.

Auch das Corps von Radivojevich war inzwischen, sechs Bataillone und einige Schwadronen stark, von Eger nach dem Fichtelgebirge aufgebrochen, um Baireuth zu besetzen, wo befreundete Stimmungen es erwarteten. Radivojevich war freilich so wenig wie Am-Ende der rechte Mann, solch ein Unternehmen mit Geist und Kühnheit auszuführen. Am 13. Juni waren die Oesterreicher in Baireuth eingerückt; der französische Intendant wurde gefangen, in raschen Streifzügen nach Bamberg und Nürnberg ansehnliche Summen theils aus feindlichen Cassen, theils durch Kriegssteuern erlangt. Major Karl von Nostitz, der frühere Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, schon 1808 mit den Vorbereitungen der Erhebung eifrig beschäftigt, suchte eine fränkisch-österreichische Legion zu organisiren*). Die Stimmungen waren hier anders als in Sachsen. Im preußischen Frankenlande war die alte Anhänglichkeit, die 1806 bei der Losreißung sich so rührend geäußert, noch unverwischt; in den fränkischen Bisthümern war wenigstens von dem Oesterreicher-Haß nichts vorhanden, in den die Altbaiern hineingehetzt waren; in Nürnberg öffnete das Volk dem österreichischen Detachement, das sich näherte, gewaltsam die Thore, verhaftete die Beamten und riß die bairischen Wappen herunter.

Diese Bewegung ging weit durch die fränkischen Lande; sie ergriff auch ein kleines Gebiet, das erst in jüngster Zeit hatte rheinbündisch werden müssen. Es ist früher erzählt worden, wie Napoleon in seinem ersten Sie-

*) Aus den Actenstücken in den Palingenesien II. 280 ff. ergiebt sich schon, daß die Aufnahme der Oesterreicher eine andere war, als in Sachsen. Bemerkenswerth ist noch eine Stelle in dem Aufruf von Nostitz: „Ihr werdet einstweilen unter österreichischen Fahnen fechten, bis Euer voriger Landesherr Euer Land wieder aus Eueren Händen zurück empfangen hat. Oesterreichische Feldzeichen heißen für Euch nur: die allgemeine Sache und der Schutz des Kaisers."

gesrausche an der Donau ein Decret ergehen ließ, das den deutschen Orden aufhob, seine Güter den Domainen der Rheinbundsfürsten übergab, Mergentheim an Württemberg wies. Statt der milden Regierung des Erzherzogs Anton unter die Zwingherrschaft König Friedrichs zu gerathen, war ein schlimmer Tausch; von den Bewohnern ward dies auch tief empfunden. Wie zum Hohne ward am Namenstage des alten Landesherrn die Huldigung von dem neuen eingenommen und sogleich mit der verhaßten Conscription begonnen. Das traf zusammen mit der Siegesbotschaft von Aspern und der Nachricht vom Anmarsch der Oesterreicher*). Unter der Führung einiger österreichischer Soldaten brachen die Bauern auf, überfielen (25. Juni) die Stadt Mergentheim, die sich ruhig hielt, entwaffneten die kleine württembergische Besatzung, nahmen die Beamten fest und bildeten einen Insurrectionsausschuß. Schlimmeres wehrten die ehemaligen Beamten des Deutschordens und die Mergentheimer selbst durch ihre Vermittlung ab. Der Württemberger Tyrann ergriff mit Begier die Gelegenheit, ein Exempel Bonaparte'schen Terrorismus zu statuiren. Schon wenige Tage nach dem Aufstand brach eine Truppenabtheilung auf; die Insurgenten wurden nach kurzem Widerstand geworfen, die kaum vertheidigte Stadt mit Sturm genommen. Zeitgenossen versichern, daß dabei scheußliche Brutalitäten vorgekommen sind. Das Thormädchen am Wachbacher Thore ward verwundet, auf einen Priester am Altar und auf ein blödsinniges Mädchen geschossen, das Armenhaus geplündert. Ein Kriegsgericht griff eine Anzahl der angeblichen Rädelsführer heraus, ließ deren einige hängen, andere erschießen. Viele wurden zur Festungsarbeit verurtheilt und ihr Vermögen confiscirt, die Ordensmitglieder verjagt oder auf den Asperg geschleppt. Ja es soll ein Befehl ergangen sein, worin gedroht war, jedes Dorf, das sich an einem württembergischen Beamten vergreife, anzuzünden und alle erwachsenen männlichen Bewohner niederzumachen! Der König ließ die Bestrafungen mit der Erklärung bekannt machen: „er wolle einen heilsamen Schrecken Denjenigen einflößen, die in den von Oesterreich abgetretenen Provinzen versucht sein möchten, den Einflüsterungen einer Macht Gehör zu geben, die in ihrer Selbstsucht kein Mittel verschmähe, durch das sie ihre Existenz fristen könne.“ Auch in Tuttlingen, Stockach und an anderen neuwürttembergischen Orten zeigten sich einzelne Widersetzlichkeiten, die natürlich, leicht unterdrückt, den Anlaß zu strengem Einschreiten gaben.**)

Am gleichen Tage, wie zu Mergentheim, war auch in Hessen ein neuer unglücklicher Versuch gemacht worden, das verhaßte Regiment Jerome's abzuschütteln. Ein fünfundsiebzigjähriger Veteran, Oberst Emmerich, auch in

*) S. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege II. 388 f.

**) S. die Verordnungen und Steckbriefe im Württemb. Regierungsblatt. Nr. 36. 37 f.

die Dörnberg'sche Erhebung eingeweiht, stand diesmal an der Spitze. Ein Haufe Bauern überfiel (23. Juni) Marburg, wurde aber zurückgedrängt, von den Führern mehrere gefangen. Außer Emmerich befand sich unter ihnen der Hofrath Sternberg, Professor der Pathologie und Director der Krankenanstalt in Marburg; ihn wie Emmerich und zwei ehemalige Hessesche Soldaten, Günter und Muth, traf als Aufrührer das Todesurtheil; sie wurden am 18. und 19. Juli in Cassel erschossen. Der greise Oberst starb unerschrocken, wie ein alter Soldat, ohne Binde, die Tabakspfeife in der Hand und mit dem Rufe: „es lebe der Kurfürst*)."

Wohl ist so manches Opfer nutzlos gefallen, schon weil unsere Natur und geschichtliche Entwickelung die Eigenschaften von Verschwörern uns versagt hat; aber es gab sich auch überall kund, daß die alten Stimmungen verändert waren. Eine kraftvolle Leitung der Expedition in Sachsen konnte doch zu bedeutenden Ergebnissen führen, und wenn den Franzosen auch nur ein großer Unfall begegnete, so waren bei dieser Gährung des Volkes die Folgen unberechenbar. Das fühlte Niemand klarer als Napoleon; mit Unmuth sah er, daß diese Bewegungen tiefen Eindruck in Paris selbst machten und die Hoffnungen der alten Parteien sich selbst wieder hoben. „Wenn solche Streifzüge ohne Bedeutung, schrieb er an seine Minister, Euch in Unruhe bringen, was soll dann geschehen, wenn ernste Ereignisse eintreten?" Aber er hielt selbst diese Zeichen der Zeit nicht für unbedeutend. „Fort aus diesem Kriege, hat er nachher selbst gesagt, sonst sind wir von tausend Vendeen umringt."

Eine Erhebung im deutschen Norden war freilich immer durch Eines bedingt: die Mitwirkung Preußens. Seit den blutigen Tagen von Aspern war denn auch die Hoffnung auf seinen Beitritt neu belebt.

Es hatte sich nach Steins Rücktritt vom Ministerium rasch enthüllt, welch ein folgenreicher Sieg für die französische Politik in diesem Wechsel lag. Mehr durch höfische Gunst und deren untergeordnete Werkzeuge als durch Principien bestimmt, zeigte das Ministerium Altenstein weder Beruf noch Neigung, die großen Traditionen innerer und äußerer Politik, die Steins Ministerium unsterblich machten, getreu festzuhalten und zu verfolgen. Das von dem Vorgänger Begonnene ward entweder nur mangelhaft ausgeführt, oder seine Grundsätze geradezu verlassen. Die Ungunst, womit die höfischen Kreise Steins Einwürfe einer Repräsentativverfassung aufgenommen, ward jetzt auch von dem Ministerium getheilt; Altenstein machte kein Hehl daraus, daß er den reichsständischen Institutionen abgeneigt sei. Ein Mann wie Schön, welcher die Stein'sche Ueberlieferung vertrat, verlor seinen Einfluß

*) S. das Einzelne bei Lynker, Gesch. der Insurrectionen S. 171 ff.

gesrausche an der Donau ein Decret ergehen ließ, das den deutschen Orden aufhob, seine Güter den Domainen der Rheinbundsfürsten übergab, Mergentheim an Württemberg wies. Statt der milden Regierung des Erzherzogs Anton unter die Zwingherrschaft König Friedrichs zu gerathen, war ein schlimmer Tausch; von den Bewohnern ward dies auch tief empfunden. Wie zum Hohne ward am Namenstage des alten Landesherrn die Huldigung von dem neuen eingenommen und sogleich mit der verhaßten Conscription begonnen. Das traf zusammen mit der Siegesbotschaft von Aspern und der Nachricht vom Anmarsch der Oesterreicher*). Unter der Führung einiger österreichischer Soldaten brachen die Bauern auf, überfielen (25. Juni) die Stadt Mergentheim, die sich ruhig hielt, entwaffneten die kleine württembergische Besatzung, nahmen die Beamten fest und bildeten einen Insurrectionsausschuß. Schlimmeres wehrten die ehemaligen Beamten des Deutschordens und die Mergentheimer selbst durch ihre Vermittlung ab. Der Württemberger Tyrann ergriff mit Begier die Gelegenheit, ein Exempel Bonaparte'schen Terrorismus zu statuiren. Schon wenige Tage nach dem Aufstand brach eine Truppenabtheilung auf; die Insurgenten wurden nach kurzem Widerstand geworfen, die kaum vertheidigte Stadt mit Sturm genommen. Zeitgenossen versichern, daß dabei scheußliche Brutalitäten vorgekommen sind. Das Thormädchen am Wachbacher Thore ward verwundet, auf einen Priester am Altar und auf ein blödsinniges Mädchen geschossen, das Armenhaus geplündert. Ein Kriegsgericht griff eine Anzahl der angeblichen Rädelsführer heraus, ließ deren einige hängen, andere erschießen. Viele wurden zur Festungsarbeit verurtheilt und ihr Vermögen confiscirt, die Ordensmitglieder verjagt oder auf den Asperg geschleppt. Ja es soll ein Befehl ergangen sein, worin gedroht war, jedes Dorf, das sich an einem württembergischen Beamten vergreife, anzuzünden und alle erwachsenen männlichen Bewohner niederzumachen! Der König ließ die Bestrafungen mit der Erklärung bekannt machen: „er wolle einen heilsamen Schrecken Denjenigen einflößen, die in den von Oesterreich abgetretenen Provinzen versucht sein möchten, den Einflüsterungen einer Macht Gehör zu geben, die in ihrer Selbstsucht kein Mittel verschmähe, durch das sie ihre Existenz fristen könne.“ Auch in Tuttlingen, Stockach und an anderen neuwürttembergischen Orten zeigten sich einzelne Widersetzlichkeiten, die natürlich, leicht unterdrückt, den Anlaß zu strengem Einschreiten gaben.**)

Am gleichen Tage, wie zu Mergentheim, war auch in Hessen ein neuer unglücklicher Versuch gemacht worden, das verhaßte Regiment Jerome's abzuschütteln. Ein fünfundsiebzigjähriger Veteran, Oberst Emmerich, auch in

---

*) S. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege II. 388 f.

**) S. die Verordnungen und Steckbriefe im Württemb. Regierungsblatt. Nr. 36. 37 f.

die Dörnberg'sche Erhebung eingeweiht, stand diesmal an der Spitze. Ein Haufe Bauern überfiel (23. Juni) Marburg, wurde aber zurückgedrängt, von den Führern mehrere gefangen. Außer Emmerich befand sich unter ihnen der Hofrath Sternberg, Professor der Pathologie und Director der Krankenanstalt in Marburg; ihn wie Emmerich und zwei ehemalige Hessesche Soldaten, Günter und Muth, traf als Aufrührer das Todesurtheil; sie wurden am 18. und 19. Juli in Cassel erschossen. Der greise Oberst starb unerschrocken, wie ein alter Soldat, ohne Binde, die Tabakspfeife in der Hand und mit dem Rufe: „es lebe der Kurfürst*)."

Wohl ist so manches Opfer nutzlos gefallen, schon weil unsere Natur und geschichtliche Entwickelung die Eigenschaften von Verschwörern uns versagt hat; aber es gab sich auch überall kund, daß die alten Stimmungen verändert waren. Eine kraftvolle Leitung der Expedition in Sachsen konnte doch zu bedeutenden Ergebnissen führen, und wenn den Franzosen auch nur ein großer Unfall begegnete, so waren bei dieser Gährung des Volkes die Folgen unberechenbar. Das fühlte Niemand klarer als Napoleon; mit Unmuth sah er, daß diese Bewegungen tiefen Eindruck in Paris selbst machten und die Hoffnungen der alten Parteien sich selbst wieder hoben. „Wenn solche Streifzüge ohne Bedeutung, schrieb er an seine Minister, Euch in Unruhe bringen, was soll dann geschehen, wenn ernste Ereignisse eintreten?" Aber er hielt selbst diese Zeichen der Zeit nicht für unbedeutend. „Fort aus diesem Kriege, hat er nachher selbst gesagt, sonst sind wir von tausend Vendeen umringt."

Eine Erhebung im deutschen Norden war freilich immer durch Eines bedingt: die Mitwirkung Preußens. Seit den blutigen Tagen von Aspern war denn auch die Hoffnung auf seinen Beitritt neu belebt.

Es hatte sich nach Steins Rücktritt vom Ministerium rasch enthüllt, welch ein folgenreicher Sieg für die französische Politik in diesem Wechsel lag. Mehr durch höfische Gunst und deren untergeordnete Werkzeuge als durch Principien bestimmt, zeigte das Ministerium Altenstein weder Beruf noch Neigung, die großen Traditionen innerer und äußerer Politik, die Steins Ministerium unsterblich machten, getreu festzuhalten und zu verfolgen. Das von dem Vorgänger Begonnene ward entweder nur mangelhaft ausgeführt, oder seine Grundsätze geradezu verlassen. Die Ungunst, womit die höfischen Kreise Steins Einwürfe einer Repräsentativverfassung aufgenommen, ward jetzt auch von dem Ministerium getheilt; Altenstein machte kein Hehl daraus, daß er den reichsständischen Institutionen abgeneigt sei. Ein Mann wie Schön, welcher die Stein'sche Ueberlieferung vertrat, verlor seinen Einfluß

*) S. das Einzelne bei Lynker, Gesch. der Insurrectionen S. 171 ff.

und wurde bald nachher auf eine Präsidentenstelle entfernt; die übrigen Mitglieder der neuen Verwaltung, wie Dohna und Beyme, folgten aus Schwäche der neuen Strömung. Kaum gelang es noch Scharnhorst in seiner anspruchslosen Zurückhaltung, das begonnene Werk der militärischen Reform zu schützen; Gneisenau und Grolman zogen sich verstimmt zurück. In den patriotischen Kreisen drang bald die niederschlagende Ueberzeugung durch, daß die Verwaltung, die Steins Erbschaft angetreten, ein Ministerium „ohne Einheit, Leben und Kraft" sei*).

Der König, obwohl er lebhafter als je den hohen Werth des geschiedenen Ministers fühlte, stand doch auch unter dem Einfluß dieser veränderten Lage. Die Reise nach Petersburg, gegen die Stein sich mit Recht gesträubt, war im Anfange des Jahres 1809 unternommen worden. Mit glänzenden Festlichkeiten suchte der Czar die Erinnerung an Tilsit und das Bewußtsein des gegenwärtigen Elends zu betäuben. Aber, wie die deutschgesinnte Partei in Preußen richtig vermuthete, es ward zugleich die Neigung der Theilnahme an dem bevorstehenden Kriege von dem Verbündeten Napoleons geschickt eingeschläfert und der König in der Ansicht bestärkt, daß er ohne Rußland sich nicht in einen neuen Kampf begeben dürfe. „Die Reise, schrieb damals Stein an Gneisenau, war gemacht, zu blenden; man wird Pomp für Kraft, furchtsame Weichlichkeit für Klugheit nehmen und das Augenblickchen Ruhe noch gern mitnehmen wollen, über die Zukunft, die eine qualvolle, demüthigende Existenz verkündigt, sich verblenden."

Es widerfuhr der Politik des neuen Ministeriums beinahe das Gleiche, wie vor der Katastrophe dem Grafen Haugwitz. Sie verscherzte das Vertrauen der patriotischen Männer, ohne das Napoleons zu gewinnen. Jene klagten über den Abfall von der guten Sache, dieser deutete die Schwankungen am Hofe und der Regierung als unmächtige Gelüste der Auflehnung gegen ihn. Die That Schills, so wenig die Regierung damit zusammenhing und so unzweideutig sie verrieth, wie peinlich sie ihr war, wurde doch ihrer Mitschuld zugeschrieben; der französische Kaiser war so mißtrauisch und gereizt gegen Preußen, wie jemals, und nur die kritische Lage hielt ihn ab, diesen Gefühlen in drohenden Thaten Luft zu machen. So trug der bedrängte Staat mit die Verantwortung feindseliger Thaten, ohne deren Früchte zu theilen.

Wie der Krieg dann seinen Fortgang nahm, folgte man kaum irgendwo mit größerer Spannung den Ereignissen, als in Königsberg. Die Friedensmänner fühlten, daß, je verbitterter der Kampf ward, sie desto schwerer ihre Stellung halten und Preußens eigne Existenz sicherstellen konnten; die deutsche Partei hob in leidenschaftlicher Besorgtheit die Gefahren hervor, die sich mit jeder Stunde mehrten; der König rang mit sich selber und der scheuen, ver-

*) Pertz, Steins Leben II. 347.

trauungslosen Stimmung, die ihn seit Tilsit mächtiger als je beherrschte. Kurz vor der Schlacht von Aspern hatte der Prinz von Oranien mit ihm verschiedene Unterredungen, die auf eine kriegerische Entschließung deuteten. Der König sprach es aus, wie tief er fühle, daß seine Existenz bedroht sei und der Untergang Oesterreichs seinen eigenen nach sich ziehen müsse. Er schien geneigt, sich an Oesterreich anzuschließen, wenn er nur die feste Ueberzeugung gewänne, daß der Kaiserstaat den Erklärungen, womit er den Krieg eröffnet, unwandelbar treu bleibe und nicht durch einen Separatfrieden die Interessen Europas und seine Verbündeten preisgebe. Mit Unterstützung von Geld, Waffen und Munition schien Preußen bereit, in kurzer Frist seine Wehrkraft aufzubieten und sie unter den Oberbefehl des österreichischen Generalissimus zu stellen*).

Anders freilich lauteten die Erörterungen, die Graf Golz mit dem österreichischen Gesandten, Freiherrn von Wessenberg, pflog. Hier war erst von diplomatischen Unterhandlungen die Rede, welche natürlich die Entscheidung hinauszogen und dem Feinde Zeit ließen, indessen den tödtlichen Schlag gegen Oesterreich zu führen. Graf Stadion wies darauf hin, wie nutzlos solch eine weitaussehende Hülfe sei. Oesterreich, versicherte er, werde nie die Grundsätze aufgeben, mit denen es den Krieg begonnen; schon die Natur dieses Krieges erlaube das nicht. Oesterreich fechte für seine Existenz, die Napoleon nach seinen wiederholten öffentlichen Erklärungen vernichten wolle. Man müsse dem Kaiserstaate auch das allerletzte Mittel der Vertheidigung zerstört haben, ehe er sein Ziel aufgeben könne. Er werde nie einen Frieden schließen ohne Preußen, vielmehr die Interessen beider Staaten als innig verbunden ansehen. Geld und Waffen könne man freilich keine liefern, doch würde England ohne Zweifel hier aushelfen. Aber vor Allem sei eine rasche Entscheidung nothwendig; lange Verhandlungen, Erörterungen über die künftige Gestaltung Deutschlands seien in einem Augenblick nur nachtheilig, wo der Feind die österreichische Hauptstadt besetzt halte. Erst müsse man denselben verdrängen, dann ihm den Raub abnehmen. Uebrigens habe der Wiener Hof wiederholt erklärt, daß das Ziel des Kampfes Wiederherstellung sei, ein Ziel, das vor Allem auf Preußen seine Anwendung finde.

Es erfolgte der Schlag von Aspern. Graf Finkenstein, der die Stimmung der österreichischen Kriegspartei treu abspiegelte, meldete in aller Erregung einen vollständigen Sieg; die französische Armee sei „geschlagen und zersprengt." Welch ein Moment für Preußen, fügte er hinzu, wenn E. M. sich jetzt für Oesterreich erklärt! Es kann kein günstigerer Augenblick kommen. Tausend ungünstige Umstände haben uns gegenüber Napoleon com-

*) Ueber diese Verhandlungen s. die Actenstücke in den Lebensb. aus dem Befreiungskriege II. 258 ff. Vgl. I. 296.

promittirt und er wird gewiß den leisesten Vorwand ergreifen, um seiner feindseligen Stimmung gegen Preußen Luft zu machen.

Die preußische Regierung sah die Dinge nicht so enthusiastisch an. Eben weil sie kühl und mißtrauend dem Gang des Kampfes folgte, hat sie damals nicht selten den Sachverhalt nüchterner gewürdigt, als die in Hoffnung und Begeisterung gehobenen Kreise in Oesterreich. Sie hat z. B. von Anfang an in ihren Aeußerungen nach Wien davor gewarnt, daß man Napoleons Mittel und persönliche Ueberlegenheit nicht unterschätzen möge; sie gab auch jetzt über den Erfolg von Aspern ein Urtheil ab, das durch die kommenden Ereignisse gerechtfertigt worden ist. Man kann sich nicht verhehlen, sagte das Ministerium, daß zunächst nur ein Angriff der Franzosen mit großem Verlust für sie zurückgeschlagen ist, im Uebrigen aber, da sie die Donauübergänge behalten haben, die Lage sich nicht geändert hat. Erst eine zweite Schlacht wird darum die Entscheidung geben; wird auch diese verloren, dann kann das allerdings das Verderben der Franzosen nach sich ziehen.*)

Um diese Zeit, kaum vierzehn Tage nach dem Kampfe bei Aspern, kam der Prinz von Oranien in das kaiserliche Hauptquartier nach Wolkersdorf und brachte jene hoffnungsvolleren Eindrücke mit, die ihm die Gespräche mit Friedrich Wilhelm III. geweckt hatten.**) Mit ihm kam Valentini, der mit dem Erzherzog und den angesehensten Generalen persönlich conferirte. Es war die Ansicht der Oesterreicher, aus den pommerschen, märkischen und schlesischen Truppen eine Armee zu bilden, die im nördlichen und mittleren Deutschland operire; die preußischen Corps sollten sich an Erzherzog Ferdinand in Polen anschließen. Besonderen Nachdruck legten sie auf den Angriff Sachsens; man erobert Magdeburg in Dresden, äußerte Bubna gegen Valentini. So sicher dachte man sich den Beitritt Preußens, daß man die Frage erwog, ob es nicht zweckmäßig sei, die Führer der preußischen Corps handeln zu lassen, ehe noch der König sich erkläre***).

Dies Alles schien bedeutsam genug, um mit dem Königsberger Hofe

*) Aus Berichten Finkensteins vom 24. und 26. Mai und minist. Depeschen vom 7. und 15. Juni.

**) Der Eindruck dieser Mittheilungen steht außer Zweifel; sie haben den wesentlichen Anstoß zur Sendung von Steigentesch gegeben. Aber der Ausgang der Mission hat wieder irre gemacht und man fing an, der Richtigkeit der Aussagen des Prinzen von Oranien zu mißtrauen. Dieser blieb indessen dabei, daß der König sich ihm gegenüber (15—16. Mai) ganz im kriegerischen Sinne geäußert, und zwar so rückhaltlos, daß darüber sofort Mittheilungen nach London gingen. Allein wenige Tage später wurde ganz Entgegengesetztes berichtet; Friedrich Wilhelm III. war umgestimmt, wie Einige glaubten, aus Verdruß über die geheimen Verbindungen, die eine Art von Zwang gegen ihn zu üben schienen. S. Gentz, Tagebücher S. 123. 131—133. 202. Völlig aufgeklärt ist die Sache noch nicht.

***) Aus den handschr. Aufzeichnungen Valentini's.

anzuknüpfen, zumal jetzt ein erster Erfolg der österreichischen Waffen solchen Anträgen Nachdruck gab. Kaiser Franz entschloß sich, den Oberst von Steigentesch an den preußischen Hof zu schicken, um dort die nöthigen Aufschlüsse über die Stellung der Heere zu geben und eine vollständige und kraftvolle Vereinigung beider Monarchien einzuleiten. Oranien und Valentini gaben ihm Briefe an Scharnhorst, Götzen und andere Gleichgesinnte mit.*)

Steigentesch fand in Königsberg dieselben Schwankungen, in denen sich seit Steins Rücktritt die Politik Preußens bewegte. Der König — so erzählte man sich in Bonaparte'schen Kreisen mit Berufung auf Steigentesch selbst — habe den Obersten ziemlich trocken empfangen und geäußert: „Der Kaiser verlangt jetzt Hülfe, später vielleicht wird er einen Separatfrieden schließen und mich preisgeben." Doch schien Friedrich Wilhelms Friedensliebe erschüttert. „Ich bin entschlossen, mich eines Tages mit Oesterreich zu verbinden; es ist aber noch nicht Zeit. Setzen Sie den Krieg fort; unterdessen verstärke ich mich nach und nach, und dann erst werde ich nützlich sein können." Und ein andermal: „Versetzen Sie dem Feinde noch einen Schlag und ich werde einen Officier ohne Uniform in Ihr Lager schicken, um über die Mittel zu verhandeln." Während die Leute vom Ministerium auf weitläufige Verabredungen hindeuteten, drängten Scharnhorst und seine Freunde zur raschen, kühnen Entscheidung. Den König selbst erfaßte dann wieder sein Mißtrauen. „Als was soll ich Sie betrachten", sagte er eines Tages zu Steigentesch, „als einen unter dem Schutz des Völkerrechts stehenden Abgesandten, oder als einen Emissär zur Verführung meiner Truppen?" Er deutete denn auch wohl auf Zusagen, die er dem Czaren gegeben, und gab zu verstehen, daß nicht alle Aussicht verloren sei, auch diesen einst mit zum Kriege zu bestimmen. „Ich hoffe, zu kommen", so soll er sich geäußert haben, „und ich hoffe sogar, nicht allein zu kommen."

Indessen war aus einer Menge kleiner Vorgänge zu erkennen, wie schwierig die Lage geworden. Wie die Franzosen diese Unterredungen mit Steigentesch noch im Laufe des Monats Juni erfuhren**), so war auch durch andere Anlässe Preußen in den Augen des Imperators bedenklich compromittirt. Bald kam ein Waffentransport für den Herzog von Braunschweig durch preußisches Gebiet, dessen Begleitung sich auf die stille Einwilligung der Regierung berief, bald ward durch unvorsichtige und indiscrete Aeußerungen und Briefe der Verdacht geweckt, daß Preußen nur noch Zeit gewinnen wolle, um dann zu den Waffen zu greifen. Hatte doch Blücher auf die

*) Je ne saurais m'empêcher, schrieb Finkenstein, de nourrir l'espérance, qu'Elle prendra le parti digne de sa gloire, le seul qui pris promptement pourra garantir encore la monarchie Prussienne de sa destruction ...., pourra lui rendre son ancien éclat de gloire et de puissance.

**) S. den Bericht des westfälischen Gesandten Linden in Napoleons Correspondance inédite VII. 395 ff.

erste Nachricht von Schills Unternehmen sein Corps in Pommern fertig zum Aufbruch gemacht. Es war eben im Sommer und Herbst 1808 zu viel für die Erhebung geschehen, als daß nicht hie und da eine verrätherische Spur davon hätte zu Tage kommen müssen*). Aber mit der Politik, wie man sie jetzt befolgte, reizte man den Zorn des Gegners, ohne sich dagegen zu waffnen.

Die Partei der Erhebung war unbeschreiblich aufgeregt. Sie sah die ganze Folge dieser Schritte in den dunkelsten Farben und drängte verzweifelnd auf einen rettenden Entschluß. Nur rascher Anschluß an Oesterreich, war ihre Losung, kann jetzt von uns selbst den drohenden Schlag abwenden. Es ist, schrieb Einer von ihnen (4. Juni), der sich im österreichischen Hauptquartier befand, viel besser, mit wenigen Truppen schnell, als mit mehreren später auf dem Kriegsschauplatze zu erscheinen. Darum soll Preußen rasch eine Diversion in Norddeutschland machen, z. B. das pommersche Corps gegen Braunschweig und Hannover vorrücken lassen, die Truppen in der Mark und in Schlesien den Oesterreichern zu Hülfe senden.

Blücher, der damals in Stargard stand, war in fieberhafter Exaltation. Der vorsichtige Bülow warnte einmal Götzen geradezu, dem tapferen Degen geheime Nachrichten zukommen zu lassen, denn seine Aufregung mache ihm jede Vorsicht unmöglich. Ich stehe nicht dafür, fügte er hinzu, daß auf diesem Wege gewisse Menschen von einer schlechten Partei Nachrichten erhalten könnten. Blücher gehörte allerdings zu denen, die am lautesten und zwangslosesten zum raschen Anschluß an Oesterreich drängten. „Die Schill'sche Expedition ist zu Ende", schrieb er damals; „er ist als ein braver Soldat gefallen, hat aber sein Haupt theuer verkauft. Unseliger Verdruß ist mich zu Theil geworden; dazu schien Se. Maj. gegen mich Mißtrauen zu äußern. Dieses habe ich dann dadurch begegnet, daß ich mein abschied verlangt, statt dessen hat er mich zum General der Cavallerie ernannt. Ich habe ihm gedankt, aber auch gerade dazu gesagt: der General der Cavallerie würde nie anderst denken und handeln als der Generallieutenant und wenn ich nicht mehr im Besitz seines Zutrauens wehr, hätte dieß keinen werth für mich. Nun will ich eine kleine Frist geben; ordnet es sich noch dann nicht, kommen wir nicht zu einem Entschluß, so gehe ich und verwende meine Kräfte, die ich noch habe, zum besten meines bedrängten deutschen Vaterlandes. Trage Fesseln wer da will; ich nicht."

Auch Bülow, obwohl er eine ruhigere Haltung als Blücher zeigte,

---

*) Götzen, der mit dem Erzherzog Ferdinand eine Correspondenz anknüpfte, hatte schon Ende März dringend bei Scharnhorst um ganz bestimmte Weisungen nachgesucht, da ihm das Drängen von der einen, und die Unentschlossenheit auf der anderen Seite die peinlichsten Verlegenheiten bereitete.

schrieb damals: „Das Schicksal des europäischen Continents wird bald entschieden sein und das unsrige noch eher, als das einiger andern Mächte. Wollen wir aber dem Kampfe auf Leben und Tod ruhig zusehen, so verdienen wir bei unserm Falle auch nicht einmal bedauert zu werden. Eine schleunige Theilnahme ist also durchaus nothwendig und man muß Alles anwenden, um diese zu bewirken*).“

In hitzigeren Köpfen fingen an sich verzweifelte Gedanken zu regen. Des Königs zäher Widerstand schien das einzige Hinderniß der Erhebung; darum erwachte da und dort das desperate Begehren, durch ein mehr russisches als deutsches Mittel, eine Palastrevolution, den König zur Abdankung zu zwingen und den Prinzen Wilhelm auf den Thron zu erheben. Merkwürdiger Weise nannte man pommersche Edelleute als Betheiligte eines solchen Planes, und unter ihnen Männer, die sich in der traurigen Auflösung von 1806 und 1807 als eifrige Kämpfer für Preußens Sache hervorgethan hatten.**)

Die Oesterreicher schlugen einen nicht unähnlichen Weg ein. Sie suchten den König zu compromittiren und ihn dadurch wider Willen zum Kampf zu zwingen. Es scheint nicht zweifelhaft, daß die frühen Nachrichten, welche die Franzosen über die Königsberger Verhandlungen erhielten, von Steigentesch selber kamen, der sie absichtlich, und vielleicht übertrieben, dem westfälischen Gesandten am preußischen Hofe mittheilte. Selbst dem Erzherzog Karl ward die Aeußerung nacherzählt: „Sprechen Sie keck mit dem König, und wenn er sich nicht entschließen will, so compromittiren Sie ihn.“ Es war eine ähnliche Taktik, wie sie Rußland 1805 zum eigenen Schaden geübt.

Auch Steigentesch erreichte in Königsberg nichts; davon zeugt schon ein Brief, der uns von ihm vorliegt. „Ich komme“, schrieb er aus Frankenstein am Tage der Wagramer Entscheidung an Graf Götzen, „ich komme von meiner Reise zurück, ohne etwas mehr als unbestimmte Anweisungen an eine bessere Zukunft mitgebracht zu haben. Diese Unbestimmtheit, die sich selbst ein fürchterliches Loos bestimmt, scheint keine festere Haltung annehmen zu wollen, und Alles, was man dagegen anwendet, ist vergebens.“ Unsere Lage, schrieb zur gleichen Zeit das preußische Ministerium an Finkenstein, ist schwieriger als je. Die Vorschläge, die Oberst Steigentesch uns machte, beruhten wesentlich auf der Voraussetzung, daß wir unfehlbar am Kriege Theil nehmen würden. Mit einiger Unbefangenheit muß man indessen die Verlegenheit anerkennen, worin wir uns befinden, und wie weder die militärische Lage

*) Die Originalien der angeführten Briefe befinden sich in der Correspondenz des Grafen Götzen.

**) S. Baersch, Beiträge zur Geschichte des Tugendbundes S. 33 f. Eine verwandte Andeutung giebt auch die bekannte Linden'sche Depesche, die über Steigentesch berichtet. S. Lebensbilder II. 264.

noch die Haltung Rußlands dazu angethan ist, sich sofort zu entscheiden, wenn wir uns nicht einem raschen und unabwendbaren Verderben aussetzen wollen. Es ist dies dem Obersten erklärt und ihm zugleich bedeutet worden, er möge sich nicht zu lange in Königsberg aufhalten, denn schon seine Gegenwart fordere die Wachsamkeit und den Argwohn der Gegner heraus.*)

So war sechs Wochen nach den Tagen von Aspern nichts gelungen, was den dort erfochtenen blutigen Erfolg hätte fruchtbar machen können. Nur in den Alpen hatten sich die Bauern, unabhängig von dem Siege an der Donau, selbst geholfen; alles Andere ging über matte militärische Diversionen oder fruchtlose diplomatische Verhandlungen nicht hinaus. Auf dem großen Schlachtfelde an der Donau hatten aber die Waffen völlig geruht.

Die ersten Tage nach der Schlacht hatten beide Theile der natürlichen Ermattung nachgegeben; jeder der Kämpfer suchte sich zu erholen und seine Lücken an Mannschaft und Munition zu ergänzen. Dann tauchte wohl im Hauptquartier des österreichischen Generalissimus der Gedanke auf, die Donau zu überschreiten und auf dem rechten Ufer des Stromes dem Feinde, ehe er sich neu verstärkt, die Spitze zu bieten. Der Plan wurde rasch wieder aufgegeben; es überwog die Besorgniß, daß dabei Alles auf eine Karte gesetzt und im Falle des Mißlingens der Monarchie ihre letzte Schutzwehr zerstört würde. Es ward also beschlossen, im Marchfeld zu bleiben. Im Marchfeld, hieß es, ist jeder Tag ein Sieg, hier muß Alles entschieden werden; darum keine Zersplitterung der Kräfte, keine nutzlosen Diversionen! Der Erzherzog wollte daher alle seine Streitmittel auf möglichst engem Raume zusammenziehen. Außer kleineren Verstärkungen waren es namentlich Kollowraths Corps aus Böhmen und das des Erzherzogs Johann aus Innerösterreich, die der Oberfeldherr erwartete.

Den Erzherzog Johann hatte nach den Siegen von Pordenone und Sacile nur die Entscheidung an der Donau in seinem weiteren Vordringen aufgehalten. Durch die Siegesfeuer des Feindes erfuhren die Oesterreicher zuerst den Ausgang der Kämpfe in Deutschland; ein Bericht des Generalissimus, der am 29. April ankam, bestätigte die Niederlage. Als die Absicht des Oberfeldherrn war darin angegeben, das Hiller'sche Corps gegen den Sammelpunkt der ungarischen Insurrection zu führen und hier neue Kräfte zum Angriff zu sammeln. Dem Prinzen Johann wurde es im Ganzen anheimgestellt, seine weiteren Dispositionen zu treffen; nur das war ihm empfohlen: die Unternehmungen auf Italien so lange als möglich festzuhalten, der Vertheidigung Tirols Kraft zu geben und auch dann nicht zu verzagen, wenn die feindlichen Bewegungen ihn zwängen, Tirol, Steiermark und selbst Italien „als eine Festung anzusehen."

*) Aus einer Depesche des Minist. d. d. 4. Juli an Finkenstein. Aehnlich schon am 21. Juni an Schladen in Petersburg.

Johann hatte sich in diesem Feldzuge bisher mit Glück geschlagen und stand, als diese Nachrichten kamen, nur wenige Stunden von Verona entfernt. Auch jetzt noch wehrte er die Angriffe, die der Feind im ersten Jubel der Siegesbotschaft gegen ihn unternahm, nachdrücklich ab; ob es aber möglich sei, auf die Dauer sich mit einigen zwanzigtausend Mann gegen einen überlegenen Gegner zu behaupten, erschien ihm zweifelhaft. Auch wenn er in einem glücklichen Angriff die Franzosen über die Etsch zurücktrieb, hatte er Festungen, wie Peschiera und Mantua, gegenüber, Venedig, Palma, Osopo und Malghera im Rücken; mißlang der Versuch, dann stand die Existenz des ganzen Armeecorps auf dem Spiel. So entschloß er sich zum Rückzug. Sein erster Gedanke dabei war, sich selbst nach Tirol zu werfen und mit den Streitkräften dort vereinigt eine imposante Macht zu bilden, indessen Giulay die Eingänge von Kärnthen und Krain decke. „Wir haben unsere Schuldigkeit gethan", schrieb er am 30. April an Chasteler, „und werden Tirol, Steiermark, Kärnthen, Krain und Salzburg bis zum letzten Blutstropfen behaupten. Nach Ungarn ziehe ich mich nicht zurück." Drei Tage später äußerte er: „Sorgen Sie nicht, Tirol wird nie verlassen. Ich lasse sogleich noch eine Brigade dahin abrücken, um Chasteler zu verstärken. Tirol und Innerösterreich werde ich bis auf das Aeußerste vertheidigen und glaube dem Staate dadurch weit mehr zu nützen, als durch einen Marsch gegen Comorn." Er hatte also doch seinen Plan dahin geändert, daß er nicht selbst nach Tirol aufbrechen, sondern nur eine Brigade zur Verstärkung hinsenden wollte. Aber die Verbindung mit dem Pusterthale sollte stets erhalten bleiben, Jellachich Salzburg und die Engpässe von Steiermark behaupten, Giulay den Isonzo vertheidigen. „Ich selbst werde einen Kern von Truppen sammeln, der als bewegliche Colonne überall sein wird, wo Gefahr oder Feindesmacht droht."

So wich der Erzherzog zunächst nach der Piave zurück; dort ward (8. Mai) ein heftiges und verlustvolles Treffen bestanden und dann der Rückzug nach dem Tagliamento fortgesetzt. Nur die Nachhut ward bei St. Daniele vom Feinde noch erreicht und in ein hartnäckiges Gefecht verwickelt; das Gros der Truppen setzte seinen Marsch durch das Fella- und Isonzothal ungefährdet fort. Um die Grenzen zu schützen, waren an den Hauptstraßen, welche über die karnischen und julischen Alpen nach dem Innern der Monarchie führen, Verschanzungen angelegt. Auf der Straße, die durch das Fellathal nach Tarvis führt, war bei Malborghetto ein Fort errichtet; das Gleiche war zur Deckung des Weges, der sich längs des Isonzo nach Tarvis hinzieht, auf dem Predil geschehen. Auch bei Prewald und Laibach waren Verschanzungen angelegt zum Schutze der Straße, die von Görz und Triest nach Krain hineinführt. Den Zugang nach Krain zu vertheidigen übertrug jetzt (12. Mai) der Erzherzog dem Grafen Ignaz Giulay, dem Banus von Kroatien; er sollte sich mit acht Bataillonen und zwanzig Escadrons

bei Laibach aufstellen und die Landwehren zu seiner Verstärkung heranziehen. Graf Albert Giulay war nach Tarvis bestimmt, der Erzherzog selbst ging mit 15 Linien-, 9 Landwehrbataillonen und 14 Escadrons gegen Villach zurück.

Die Franzosen hatten seit dem Treffen an der Piave den Rückzug nur wenig bedrängt; sie waren am Tagliamento angelangt, als der Erzherzog die eben erwähnten Anordnungen traf. Ihrem Operationsplan zufolge sollte Macdonald mit drei Divisionen die Straße nach Laibach und Gratz einschlagen, die Division Serras von Udine nach dem Isonzothal aufbrechen, den Uebergang über den Predil erzwingen und nach Tarvis vorgehen, wohin der Vicekönig durch das Fellathal und über Malborghetto sich in Bewegung setzte.

Es war nur eine kleine Macht, die Graf Albert Giulay bei Tarvis dem Andrange des Feindes entgegenzustellen hatte; aller tapfere Widerstand (15—17. Mai) reichte nicht hin gegen die feindliche Ueberlegenheit. Der Feind erzwang die Uebergänge und mußte sie erzwingen, nachdem das Gros des Erzherzogs überall zurückwich und ihm nur einzelne verlorene Posten entgegenstellte. Aber die österreichischen Waffen haben hier unvergänglichen Ruhm erfochten. Die Vertheidigung der beiden Forts von Malborghetto und Predil gehört zu den schönsten Heldenthaten der Geschichte. In dem ersten commandirte Hauptmann Hensel mit einer Besatzung von nicht 300 Mann; er hatte sich diesen Posten vom Erzherzog ausgebeten. Seit dem 14. war das Fort umzingelt und sandte sein verheerendes Feuer unter die Feinde, bis es der Uebermacht gelang, in der Nacht zum 17. Mai die Schanze zu umzingeln und ihre Geschütze aufzupflanzen. Aber auch jetzt noch ward eine verzweifelte Gegenwehr geleistet, der wiederholte Sturm zweier Divisionen abgeschlagen, auch der dritte drohte trotz der gewaltigen Uebermacht zu mißlingen. Erst wie der heldenmüthige Führer tödtlich verwundet zu Boden stürzt, dringt der Feind in die Verschanzung ein und es entspinnt sich dort ein wildes, fürchterliches Handgemenge zwischen den Vertheidigern, deren jeder sein Leben so theuer wie möglich verkaufen will, und den durch den furchtbaren Widerstand bis zur Wuth erhitzten Angreifern. Nur Wenige von der heldenmüthigen Besatzung haben ihr Leben gerettet. Die Verschanzung auf dem Predil, nur zum Theil vollendet, vertheidigte Hauptmann Hermann, der sich gleich seinem Freund den Posten ausgebeten hatte; eine Abtheilung Jellachich-Infanterie, eine Compagnie Szluiner Grenzer, im Ganzen kaum 400 Mann und 10 Geschütze bildeten die Besatzung. In einem mühevollen Marsch hatte die feindliche Division Serras das Fort umgangen und eröffnete am frühen Morgen des 16. Mai ihren Angriff von allen Seiten. Wiederholte Aufforderungen zur Uebergabe wirkten so wenig auf die heldenmüthige Besatzung, wie die unzweifelhafte Gewißheit, daß die Oesterreicher nach Tarvis zurückwichen und jede Hoffnung auf Entsatz verloren sei. Am

16., 17. und 18. Mai schlugen sie die immer erneuten Angriffe eines zehnfach überlegenen Feindes ab; erst am dritten Tage gelingt es diesem in einer Attake von Front und Rücken her, bis an die Brustwehr vorzudringen und das Blockhaus in Brand zu stecken. Noch sucht der Führer mit dem Rest seiner Tapfern aus den Flammen sich Bahn zu brechen, bis er von zahllosen Wunden getroffen niedersinkt. Erst jetzt geräth das brennende Blockhaus mit den Wenigen von der Besatzung, die übrig geblieben waren, in die Gewalt des Feindes.*)

Den großen Gang der Dinge konnten freilich solche Episoden nicht aufhalten; der Feind war doch eingedrungen in die Gebirgsfeste und die Oesterreicher in vollem Rückzuge. Eben jetzt kam ihnen die Nachricht, daß Wien besetzt, Ungarn schon bedroht sei. Der Erzherzog mußte darum die Hoffnung aufgeben, hier längern Widerstand zu leisten, und sich zu dem Marsch nach Ungarn entschließen, den er selber früher unverhohlen von sich wies. Da nun auch Jellachichs Aufstellung in den Salzburger Alpen ihre Bedeutung verloren hatte, wollte der Erzherzog ihn an sich ziehen. Er gab Villach auf und zog über Klagenfurt nach Gratz; dort sollte sich Jellachich mit ihm vereinigen. Der Vicekönig schlug mit dem Gros seines Heeres den Weg nach Klagenfurt und die große Straße längs der Mur gegen Bruck hin ein; Grouchy folgte der Richtung des Erzherzogs gegen Marburg, wo er sich mit Macdonald in Verbindung setzen konnte.

Wir wissen aus den Tiroler Ereignissen, wie diese Nachrichten dort eingewirkt haben. Sie dienten Chasteler als letzter Vorwand, das unheimliche Tirol zu verlassen; sie wurden jetzt auch für Jellachich, der bisher in dem Feldzuge noch nicht das mindeste Nennenswerthe gethan, der Anlaß zu einer eclatanten Niederlage. Der Befehl des Erzherzogs, sich in Gratz mit ihm zu vereinigen, war ihm am 19. Mai zugekommen; er brach von Radstadt durch das Ennsthal gegen Rottenmann und Mautern auf, wo er am 24. eintraf. Er führte etwa 9000 Mann mit sich. Schon waren aber zwei Divisionen des Vicekönigs von Knittelfeld her gegen Leoben und Bruck im

*) Die beiden rühmlichen Episoden haben in der Oesterr. Militärz. (1813. II. 265 und 1843. IV. 57 ff.) eine einläßliche Darstellung gefunden. Um wieder an einem einzigen Beispiel zu zeigen, wie die Franzosen Geschichte schreiben, führen wir die Worte ihres Bulletins an (Goujon I. 410): En une demiheure, heißt es über Malborghetto, tous les blockhouses et toutes les palissades ont été assaillis et franchis à la fois, et l'ennemi poursuivi et forcé avec un grand carnage jusque dans ses derniers retranchemens. Il a laissé 300 hommes sur la place; on a fait 350 prisonniers etc. Ueber Predil lautet der Bericht: En un quart-d'heure le fort fut emporté et tout ce qui était dans les palissades passé au fil de l'épée. Obwohl Pelet die Sache richtiger erzählt (III. 224 ff.) und von den Oesterreichern sagt: en succombant ils méritent l'admiration des vainqueurs, hat jene Bulletinslüge doch ihre Geltung behauptet. So z. B. bei Thiers X. 286.

der Banus und Chasteler, noch viele Meilen weit entfernt standen, jener südlich an der steirisch-kroatischen Grenze, dieser jenseits Klagenfurt.*)

Wir mögen darüber nicht entscheiden; schlimmer als ein unvollkommener Plan ist jedenfalls der Mangel einträchtigen Zusammenwirkens zwischen dem Chef und seinen Untergebenen. Erzherzog Johann hatte schon am 2. Juni den Befehl des Generalissimus erhalten, auf die Insel Schütt und nach Presburg zu rücken. Er war aber in Körmend geblieben und hatte in wiederholten Berichten seinem Vorschlag Geltung zu schaffen versucht. Am 6. Juni kam ein neuer Befehl, der mit Umgehung der Vorschläge dem Erzherzog abermals vorschrieb, nach der Schütt und auf Presburg zu rücken.**) Jetzt erst, nachdem der Feind schon ganz nahe war, entschloß sich der Prinz, dem Befehl zu folgen. Er brach am andern Abend auf und langte, von den Franzosen noch ungefährdet, am 13. bei Raab an. Hier stand unter dem Palatinus die ungarische Insurrection, allerdings nicht, wie früher verheißen war, gegen 40,000 Mann, sondern kaum die Hälfte stark. Es waren Truppen, die noch in der Bildung begriffen waren; selbst die Reiterei, der beste Theil des Aufgebotes, noch unfertig, das Fußvolk so gut wie nicht geübt. Mit der Insurrection vereinigt, waren es wohl höchstens einige 30,000 Mann, über die der Erzherzog hier verfügen konnte. Es mochten ohne Zweifel zweckmäßige Anordnungen sein, die der Generalissimus jetzt anbefahl: das vollständigere Organisiren, das vermischte Verwenden von Truppen und Aufgebot, das Besetzen und Verschanzen von Raab, die Verstärkung von Komorn und der Insel Schütt, das Detachiren eines Corps nach Presburg; nur reichten nach der Ansicht des erzherzoglichen Hauptquartiers die Kräfte und die Zeit nicht mehr zur Ausführung hin. Schon näherte sich der Feind mit einem Heere, das an Zahl den Oesterreichern wenigstens gewachsen, an Qualität einem noch kriegsunerfahrenen Aufgebot weit überlegen war. Dem Vicekönig hatte Napoleon von der großen Armee Verstärkungen zugesandt und auch von Macdonalds Corps langte eine Division noch am 14. Juni an. Er mochte mit der letzteren an diesem Tage 38,000 Mann vor Raab vereinigen.***)

Im Hauptquartier des Erzherzogs Johann war dies Mißverhältniß wohl bekannt; um so auffallender ist es, daß man dort gegen eine Schlacht durchaus kein Bedenken hatte, vielmehr entschlossen war, am andern Tage anzugreifen. Der Feind ließ freilich nicht so lange Zeit; er fühlte sich am

*) „Geschichte der Kriege" VIII. 293. 294.

**) Der Befehl zum Rückzug, schrieb Valentini d. d. 18. Juni aus dem Hauptquartier, scheint mit zu vielen Complimenten nicht bestimmt genug gegeben zu sein.

***) Die Mémoires du Prince Eugène (V. 272 ff.) geben die Stärke des Heeres auf etwa 30,000 Mann an, ohne die Division Macdonalds, die zufolge dieser Quelle erst nach der Entscheidung eintraf. Das mag richtig sein, aber die Berechnung der Oesterreicher auf die Zahl von 50,000 M. ist eine handgreifliche Uebertreibung.

Mittag des 14. Juni stark genug, den Jahrestag von Marengo und Friedland durch einen neuen Sieg zu feiern.

Die Oesterreicher hatten eine günstige Aufstellung genommen; die Mitte war von dem Fußvolk gebildet, auf den Flügeln stand die Reiterei. Vor der Mitte war eine Meierei und ein Kirchhof mit Infanterie und Geschütz besetzt. Der Angriff des Feindes galt vor Allem dem linken Flügel; dort suchten Grouchy und Montbrun die Reiterei zu überflügeln. Einen Augenblick waren die Oesterreicher im Vordringen, dann brachte das feindliche Geschütz sie in Unordnung; die Reiterei von der Insurrection ergriff rasch die Flucht und entblößte den linken Flügel. Jetzt war auch der Kampf in der Mitte lebhaft geworden; um die Meierei und den Kirchhof ward aufs hitzigste gefochten, die österreichische Infanterie hielt wacker Stand und wies die wiederholten Angriffe des Feindes dort zurück. Auch hier scheint das Fußvolk von der Insurrection zuerst in Unordnung gekommen zu sein. Wenigstens geben die Berichte aus dem Hauptquartier des Erzherzogs die Flucht der Reiter zur Linken und die unsichere Haltung der jungen Truppen vom Aufgebot als die Ursache an, die den Erzherzog bestimmte, den Rückzug anzuordnen. Auch jetzt noch ward am Meierhof heldenmüthig Widerstand geleistet; ein paar Compagnien Linie und einige Abtheilungen Gratzer Landwehr thaten es den Vertheidigern der Schanze auf dem Predil gleich. Sie hielten die schon brennenden Gebäude und überließen sie erst dem Feinde, als der größte Theil der Besatzung todt oder schwerverwundet am Boden lag. Aber die Schlacht war verloren; 7000 Mann hatte an Todten, Verwundeten und Gefangenen der Tag gekostet. Der Rückzug ging über Komorn; dort ward die Donau überschritten und, wie es der Generalissimus befohlen, der Weg nach Presburg eingeschlagen. Auch Raab war nicht zu halten; acht Tage nach der Schlacht wurde der Platz übergeben.

Zum Verständnisse der Ereignisse an der Donau war es nothwendig, diesen Bewegungen des Erzherzogs Johann in ihren Hauptzügen zu folgen; es leuchtet ein, wie eng sie mit der Entscheidung dort verkettet waren. Daß ihr Ausgang nachtheilig auf den Kampf eingewirkt hat, der sich auf dem Marchfelde eben jetzt vorbereitete, steht fest; daß die Führung des Erzherzogs Johann und der Mangel straffer Unterordnung unter den Generalissimus nicht ohne Schuld war an jenem Ausgange, ist wenigstens wahrscheinlich. Aber darin ist doch dem Sieger von Sacile Unrecht geschehen, daß man im Hauptquartier auf dem Marchfeld gern auf ihn die ganze Schuld der Katastrophe ablud, die jetzt dem heroischen Kampfe von 1809 ein rasches und demüthigendes Ende bereitet hat.

Die Frage, warum der Erzherzog Karl die blutigen Pfingsttage von Aspern nicht alsbald nach der Schlacht durch einen ganz entscheidenden Er-

dem rechten Flügel an Deutsch-Wagram, mit dem linken an Markgrafen-Neusiedel gelehnt, wo der Generalissimus sein Hauptquartier aufschlug. Die Grenadierbataillone und das Reservecorps standen näher gegen die Donau zu, im Lager bei Gerasdorf; Hillers Corps und der Vortrab unter Nordmann breiteten sich der Lobau gegenüber aus, zu ihrer Linken hielt ein Theil der Cavalleriereserve.

Mit der unermüdeten und erfindungsreichen Arbeit des Gegners verglichen, macht Einem diese Thätigkeit des Erzherzogs doch den Eindruck eines befriedigten Genießens der erfochtenen Erfolge, der zuversichtlichen, aber unthätigen Erwartung eines neuen Sieges. In jedem Falle ergaben sich diejenigen einer verderblichen Täuschung, die da meinten, Napoleon werde in den sechs Wochen der Waffenruhe durch seine gezwungene Unthätigkeit seine Kraft und seine Mittel verzehren; vielmehr hat niemals ein Feldherr eine erstaunlichere Thätigkeit entfaltet, um die erlittene Schlappe gut zu machen. Niemals ist auch die persönliche Ueberlegenheit und Universalität dieses Geistes imposanter hervorgetreten als eben jetzt. Das Mannigfaltigste ward von ihm entworfen und ausgeführt; er war, wie einer seiner Generale sagt, zugleich Officier beim Genie, beim Geschütz, beim Brücken- und beim Wegbau, allenthalben entwickelte er seine fruchtbare, anspornende und überwachende Thätigkeit. Es sollte ihm nicht zum zweiten Male begegnen, was ihm in den blutigen Pfingsttagen widerfahren war; er wollte den Schlag diesmal so sicher vorbereiten, daß ein zweiter Uebergang nach dem Marchfelde ihm zu dem gewissen Siege, vielleicht zum Ende des ganzen Feldzuges verhalf. Was irgend nöthig war an Truppen, Material und Arbeiten, um sich für diesen wiederholten Schlag die volle Ueberlegenheit zu schaffen, sich die Verbindungen zu sichern und die Donau mit ihren Inseln zu einem gewaltigen Waffenplatze umzugestalten, das ist in diesen sechs Wochen mit vollkommener Meisterschaft geleistet worden.

Zuerst galt es, die Lücken im Heere zu ergänzen, Rekruten herbeizuschaffen, Verstärkungen heranzuziehen und sich mit Geschütz so reichlich zu versehen, daß man dem Feuer des Feindes besser gewachsen war, als in den Schlachten vom Mai. Der Bewegungen gegen Presburg und der Belagerung von Raab wurde schon früher gedacht; durch sie ward einem Angriff von dieser Seite vorgebeugt und die Aufmerksamkeit des Gegners von dem Mittelpunkt der Vorbereitungen abgeleitet.

Dieser Mittelpunkt war wieder die Lobau und deren nächste Umgebung. Gleich nach dem Rückzuge war die zerstörte Verbindung mit dem rechten Ufer wieder hergestellt und zugleich Sorge getragen worden, daß nicht bei einem neuen Uebergang abermals der Feind oder die Macht des Stromes die Brücke zerstöre. Mit den reichen Holzvorräthen, die in Wien aufgehäuft lagen, wurde eine stattliche Pfahlbrücke über den Arm des Flusses, nicht weit von der Schiffbrücke, errichtet und zum Schutze beider weiter oben eine Reihe

starker Pfähle in schiefer Stellung in das Flußbett eingerammt, um alles das abzuwehren, was von oben herab schwimmend die Brücken zerreißen konnte. Seeleute, die der Kaiser von Boulogne hatte kommen lassen, hielten außerdem Wache an dem Pfahlwerk, um jeden Zerstörungsapparat unschädlich zu machen.

Die Lobau selbst glich einer großen Festung. Der Theil, der den Brücken zunächst lag, ward tüchtig verschanzt, so daß die Insel mit dem rechten Ufer und mit Ebersdorf, dem Hauptquartier des Kaisers, fest verbunden war; selbst wenn ein überraschender Angriff den Feind in den Besitz der Insel setzte, war der Rückzug über den Hauptarm des Stromes leicht zu decken. Ueber die Sümpfe und Gräben der Insel wurden Brücken angelegt, zur Erleichterung des Verkehrs wurde sie in aller Eile mit einer Chaussee durchzogen. Große Vorrathskammern und Bäckereien, ein Pulvermagazin, reiche Holzvorräthe waren außerdem auf der Lobau aufgehäuft; Heerden von Schlachtvieh, das man aus Ungarn geholt, wurden dort eingepfercht und, damit die Armee in jeder Rücksicht für den Schrecken und die Entbehrung der Maitage reich entschädigt werde, mächtige Vorräthe trefflichen Weines aufbewahrt, welche der Adel und die Klöster hatten liefern müssen. Das Ganze war gut genug verschanzt, um einem feindlichen Angriff für's Erste trotzen zu können.*)

So war für die Verpflegung des Heeres gesorgt, ihr Rückzug gedeckt. Jetzt galt es noch, den Uebergang über den schmalen Arm, der die Insel von dem linken Ufer trennt, zu erleichtern. Durch die Ereignisse vom Mai waren die Gefahren des Ueberganges bei Aspern und Eßling offenbar geworden; die Ursachen, die damals zu einem furchtbaren und verlustvollen Kampfe geführt, bestanden jetzt in erhöhtem Maße fort. Denn ohne Zweifel waren die Oesterreicher auf den Uebergang an dieser Stelle diesmal noch besser gerüstet; schon ihre Verschanzungen bei Aspern und Eßling zeigten, daß hier an keine Ueberraschung zu denken war. Darum entschloß sich Napoleon, etwas weiter unten, an der Ostseite der Lobau, gegenüber dem Städtchen Enzersdorf, zu landen.**) Indessen der Feind durch die Batterien, die gegenüber von Aspern und Eßling spielten, beschäftigt ward, sollte hier, wo seine Werke am unbedeutendsten waren, die französische Armee übergehen. Dabei kam freilich Alles darauf an, daß rasch eine große Masse auf das linke Ufer gebracht ward. Darum wurden die kleinen Inseln in dem schmalen Arm durch feste Brücken mit der Lobau verbunden, dann tüchtig verschanzt und mit Batterien gespickt, zu denen zum Theil das schwere Geschütz

*) S. Pelet, Mémoires III. 449 f. 455. 469 f. 483 f. IV. 138. 139.

**) Einem in Wien verbreiteten Gerüchte zufolge hatte Napoleon sehr genaue Specialkarten der Donau in der Hauptstadt vorgefunden, oder waren sie ihm von dienstwilligen Händen zugesteckt worden.

So waren schon am frühen Morgen des 5. Juli wenigstens 50,000 Mann in der Flanke von Aspern und Eßling vereinigt und diese Masse mehrte sich mit jeder Stunde um Tausende. Vom österreichischen Heere stand nur die Avantgarde unter Nordmann nahe genug, um dem herandrängenden Feinde rasch entgegenzutreten; sie leistete auch Widerstand, suchte Enzersdorf zu halten, aber die Wucht des Angriffes war zu groß, sie mußte weichen. Das Corps Rosenbergs, das, bei Wittau aufgestellt, vielleicht den ganzen Plan des Gegners hätte vereiteln und ihn so lange festhalten können, bis das Gros der Armee herankam, war ja schon am 3. Juli wieder zurückberufen worden. Den Feind am Donauübergange zu fassen und ihm dort die Schlacht zu liefern, war demnach nicht mehr möglich; der Erzherzog beschloß, den Angriff in seiner Stellung auf dem Marchfeld zu erwarten. Er sandte der weichenden Vorhut nur eine Reiterdivision entgegen, um sie aufzunehmen; auch Klenau sollte sich von Aspern und Eßling auf die Hauptmasse zurückziehen, die sich aus ihrer weiten Aufstellung fester zusammenschloß. Es schien die Absicht, in dieser Stellung zwischen Stammersdorf, Wagram und Markgrafen-Neusiedel den ersten Stoß des Feindes abzuwehren, dann mit aller Stärke selbst anzugreifen, sich vornehmlich auf den linken Flügel des Feindes zu werfen, ihn von seiner Brückenverbindung abzudrängen und durch den Erzherzog Johann ihn in Flanke und Rücken zu bedrohen.*) Darum ging in der frühen Morgenstunde ein Bote an Erzherzog Johann ab, der ihm befahl, nach kurzer Rast in Marchegg gleich auf das Schlachtfeld, in der Richtung auf M.-Neusiedel, vorzugehen.

Napoleon hatte jetzt die Entfaltung seiner Massen begonnen; fächerförmig setzten sich im Laufe des Morgens seine Colonnen von der Donau bis gegen Neusiedel in Bewegung. Die Armeecorps von Massena und Bernadotte richteten sich gegen Wagram und Raschdorf, Oudinot gegen Baumersdorf, Davoust gegen Glinzendorf und M.-Neusiedel; ihnen folgte der Vicekönig, um sich später zwischen Oudinot und Bernadotte einzuschieben, weiter rückwärts in derselben Richtung die Garden, Bessières und Marmont; auf dem äußersten rechten Flügel waren zwei Divisionen leichter Reiterei. Nur langsam bewegten sich die Colonnen vorwärts; trotz der gewaltigen Wucht dieser Massen, aus deren Reihen überall Hunderte von Geschützen spielten, leisteten die österreichischen Vortruppen zähen Widerstand. Nachdem Nordmann von Enzersdorf gegen Rutzendorf zurückgegangen und hier von Neuem sich stellend nicht eher gewichen war, als bis ihn der Feind von zwei Seiten zu umgehen drohte, setzte Liechtensteins Reiterei dem furchtbaren Kanonenfeuer heldenmüthigen Widerstand entgegen und zog sich erst am Mittag gegen den linken Flügel der Hauptstellung zurück. Auch Klenau

*) Varnhagen, Denkwürdigkeiten II. 108.

räumte nur allmälig die schon überflügelten Stellungen bei Aspern und wich langsam gegen Stammersdorf auf den rechten Flügel der Haupt-Armee.

Es war gegen sechs Uhr Abends, als die französische Armee sich der österreichischen Aufstellung bei Wagram näherte. Davoust mit einigen Divisionen leichter Reiterei war auf den linken Flügel des Feindes anmarschirt und stand bei Glinzendorf und M.-Neusiedel; an ihn lehnte sich links, gegen Baumersdorf, Oudinot und eine Division Bernadottes; dann folgte zwischen Baumersdorf und Wagram die Armee des Vicekönigs, und ihr zur Seite, von Aderklaa gegen Wagram hin, entwickelte sich Bernadotte mit den Sachsen, Massena stand noch weiter zurück gegen Breitenlee und Aspern, die Garden und die Reservecavallerie hielten ein Stück rückwärts von der großen Linie bei Raschdorf.

Die Oesterreicher hatten ihre Hauptmasse jetzt fester auf den Höhen hinter dem Rußbach zusammengezogen; Rosenbergs Corps stand bei M.-Neusiedel, daran lehnten sich gegen Baumersdorf und Wagram Hohenzollern und Bellegarde, mehr rechts Liechtenstein mit der Reservecavallerie und die Grenadiere, noch weiter nach der Donau zu beobachtete Kollowrath die Uebergänge des Stromes, und Klenau zog sich eben gegen Stammersdorf zurück. Die Stellung hinter dem Rußbach hatte eine natürliche Stärke; das etwas höher gelegene Terrain fiel gegen Wagram und M.-Neusiedel hin ab; an der letzten Stelle hatten die Oesterreicher einige Werke aufgeworfen. So sah das Ganze einer großen viereckigen Schanze gleich, die durch einen Graben gedeckt war.

Der Tag neigte sich beinahe zu Ende, als sich die beiden Armeen so gegenüber standen. Es war zwar im Laufe des Morgens und Mittags an mehr als einer Stelle heftig gefochten worden, allein doch nicht mit Ergebnissen, wie sie der Größe der Mittel und des Zieles entsprachen; die Franzosen hatten den Flußübergang glücklich vollbracht und die österreichischen Vortruppen zum Rückzug genöthigt; doch konnte man das keine Entscheidung nennen. Napoleon brannte aber vor Ungeduld, sie zu erkämpfen; das erste Gelingen dieses Tages erhöhte seine Zuversicht auf einen größeren Erfolg. Auch mochte die Erwägung mitwirken, daß der Feind für den anderen Tag noch Verstärkung erwarte. So entschloß er sich, diesen Abend noch die Entscheidung zu suchen. Ein Angriff auf die Stellungen hinter dem Rußbach, der die Linie des Feindes in der Mitte durchbrach, konnte ihm jetzt gleich den vollen Sieg verschaffen, ehe die Oesterreicher ihre Kräfte zur Rechten heranziehen und die Verstärkungen aus Ungarn ankommen konnten.

So wurde noch um 7 Uhr das Zeichen zum Angriff gegeben; während Massena die österreichischen Aufstellungen zur Rechten, Davoust die auf dem linken Flügel festhielt, sollten Oudinot, der Vicekönig und Bernadotte die

feindliche Linie in der Mitte erstürmen*). Gewiß eine gewaltige Sturmcolonne, die nur zu groß war, um einer zusammenhängenden Leitung fähig zu sein. Zuerst ging Oudinot mit zwei Divisionen in der Richtung von Baumersdorf vor, überschritt den Rußbach und griff den linken Flügel des Hohenzollernschen Corps an. Aber er fand entschlossenen Widerstand; Fürst Hohenzollern selbst warf sich mit dem Chevauxlegersregiment Vincent den Franzosen entgegen, indessen Graf Ignaz Hardegg das brennende Dorf unerschütterlich behauptete. Schon wich vor dem Feuer der Infanterie und dem Einhauen der Reiter der Feind über den Bach zurück, als Graf Hardegg aus Baumersdorf zum Angriff vorging und die Fliehenden weit in die Ebene hinabtrieb. Ungefähr zu gleicher Zeit waren die Truppen des Vicekönigs (in zwei Corps unter Macdonald und Grenier getrennt) nebst der Division Dupas herangekommen; sie warfen sich auf die Stellung westlich vom Dorfe zwischen die Corps von Bellegarde und Hohenzollern und drohten mit ihrer Uebermacht die Linie zu durchbrechen. In größter Nähe entspann sich hier ein furchtbares Gewehrfeuer, man erhob die Kolben und legte das Bajonnet ein. Die schwächere Linie der Oesterreicher ward gesprengt, ihre Regimenter auf die zweite Linie zurückgeworfen. Schon drohte die Verwirrung auch diese zu ergreifen, und mit einem rechtzeitigen Reiterangriff konnte der Feind hier den vollständigen Sieg erringen. Jetzt eilte der Erzherzog selbst herbei, gab den weichenden Bataillonen ihre Haltung wieder und führte sie von Neuem gegen den Feind; auch die übrigen Führer stürzten sich in das wildeste Gedränge, der Erzherzog selbst ward leicht verwundet und fast gefangen. Indessen war das Regiment Erbach aus dem zweiten Treffen herangeeilt und brachte das Gefecht wieder zum Stehen. Auch Fürst Hohenzollern mit seinen tapferen Reitern, die eben den Feind bei Baumersdorf geworfen, kam zur Unterstützung heran. Die Franzosen, fast nur aus Fußvolk bestehend, erlagen dem vereinigten Andrang der Infanterie, dem Einhauen der Reiter und dem Kartätschenfeuer der Geschütze; unter gewaltigem Verluste mußten sie weichen. Ihre Reiterei unter Sahuc, die jetzt die Höhen erklommen, kam nur eben recht, um mit in den Rückzug verwickelt zu werden. Kaum gelang es ihr noch, gegen den Andrang der feindlichen Reiter die schon hastige Flucht

*) Davoust zählte (s. Gesch. der Kriege VIII. 124) im Ganzen 36,000 Mann, Massena 33,000, Oudinot 23,000, Bernadotte 20,000 Mann; von den drei letzten Corps waren aber 6 Bataillone zur Deckung der Donau zurückgeblieben. Von Eugens Corps waren wohl etwa 20,000 Mann da (die Division Severoli stand bei Presburg, Broussier und Pactod trafen erst in der Nacht ein; während die Divisionen Lamarque, Serras, Durutte, Sahuc am Kampfe im Centrum Theil nahmen, Grouchy und Pully sich auf dem rechten Flügel befanden). Als Reserven standen noch da: die Garde mit 11,000 Mann und die Cavalleriereserven (7000 Mann) unter Bessières. Im Anmarsch waren Marmonts zwei Divisionen (11,000 Mann) und Wrede mit 6000.

über den Rußbach etwas zu decken. Die Franzosen selbst geben zu, daß die Verwirrung mit jeder Minute stieg und die Oesterreicher, wenn sie den „panischen Schrecken" ganz gekannt hätten, es hier zu einer Katastrophe führen konnten*). Wahrscheinlich hat nur das Dunkel der Nacht die völlige Niederlage aufgehalten.

Die Dinge waren hier schon entschieden, als Bernadotte mit seinen eilf sächsischen Bataillonen gegen Wagram heranrückte. Sie drangen anfangs in das Dorf ein, vermochten aber nicht sich zu behaupten; vom Geschütz des Feindes und aus den Häusern beschossen, geriethen sie in Verwirrung; es heißt sogar, die verschiedenen Colonnen hätten auf einander gefeuert. Gewiß ist, daß sie aus dem brennenden Wagram hinausgeworfen und zum Theil zersprengt, den eiligen Rückzug gegen Aderklaa nahmen, wo es erst um Mitternacht gelang, sie zu sammeln**).

Inzwischen war auch Davoust mit einem Theile seines Corps bei M.-Neusiedel über den Rußbach vorgegangen und griff in der Fronte und in der Flanke den linken Flügel der Oesterreicher mit Nachdruck an. Aber er fand an dem Rosenberg'schen Corps gleich kräftigen Widerstand und mußte über den Bach gegen Glinzendorf zurückweichen.

So war der kühne Angriff des französischen Kaisers an der Tapferkeit der Oesterreicher völlig gescheitert; kaum hatte er eine bedenkliche Niederlage abzuwenden vermocht. Als in später Nacht endlich der Donner der Geschütze verhallte und nur die Flammen der brennenden Dörfer das dunkle Schlachtfeld beleuchteten, waren die Franzosen in die Stellung hinter Aderklaa und Glinzendorf zurückgewichen, und es bedurfte einer zweiten Schlacht, um ihnen den

*) Pelet IV. 192. Ebenso Marmont Mém. III. 233.

**) Dies Mißgeschick und der verfehlte Angriff auf Aderklaa am anderen Tage erregte bekanntlich Napoleons Unzufriedenheit gegen Bernadotte, der, des Commandos enthoben, alsbald den Kriegsschauplatz verließ. Das Mißverhältniß steigerte sich, als nach seiner Abreise in den Zeitungen ein Armeebefehl an die Sachsen erschien, worin der Marschall in pathetischen Worten den Sachsen den Hauptantheil an der Schlacht zuweist und sie rühmt, fest gestanden zu haben „wie Erz". Das war eine lächerliche Gascognade, die sich aus Bernadotte's eigenen früheren Aeußerungen, wie aus dem Verlauf der Schlacht widerlegte. Er selbst hatte wiederholt geklagt (s. seine Briefe an Berthier bei Pelet II. 428 ff.), daß die Sachsen nicht kriegsgeübt seien und durchaus der Anlehnung an andere Truppen bedürften, um etwas zu leisten. „Je le repète, avec les Saxons je ne puis rien." Drum war die Züchtigung, die Napoleon seinem durchaus unmilitärischen Benehmen widerfahren ließ, vollkommen verdient (s. das Actenstück bei Thiers X. 397 ff.). Nur sind nachher der Kaiser selbst und seine Nachbeter ungerecht gewesen, wenn sie allen Schimpf auf die Sachsen häuften. Diese mochten am 5. und 6. nicht mit dem Nachdruck vorgegangen sein, wie alte Kerntruppen, aber z. B. ihre Reiterei hat sich mehrfach hervorgethan, unter Anderem gerade auch bei der Deckung des Rückzugs von Aderklaa.

Sieg zu erringen. Die Oesterreicher hielten die Positionen, in denen sie den Angriff der Abendstunden abgeschlagen hatten.

Der Erfolg dieses Tages, an dem ein beträchtlicher Theil der Armee keinen Theil genommen, erweckte in dem Erzherzog die Hoffnung, daß es ihm mit seiner vereinigten Macht am anderen Tage gelingen werde, einen entscheidenden Sieg zu erfechten. Er entschloß sich daher zum Angriff. Die Disposition, die er dazu um Mitternacht entwarf, setzte fest, daß Klenau, Kollowrath und das Grenadiercorps alsbald aufbrechen und ihre Richtung gegen Breitenlee nehmen sollten; die Verbindung zwischen ihnen und dem Centrum hatte Liechtensteins Cavallerie zwischen Aderklaa und Süßenbrunn zu unterhalten. An ihn schloß sich vor der Mitte Bellegarde, der auf Aderklaa vorrücken sollte; Hohenzollern hatte die Stellung am Rußbach aufs äußerste zu behaupten, sein weiteres Vorrücken richtete sich nach Bellegarde's Erfolgen. Rosenberg sollte gegen den rechten Flügel des Feindes vordringen und dabei auf die Mitwirkung des Erzherzogs Johann zählen. Um sich diese zu sichern, ward noch in den frühen Morgenstunden ein Courier an den Prinzen geschickt, der ihm befahl, ohne Rast in Marchegg nach dem Schlachtfelde zu eilen. Ohne ihn waren es hundert und einige zwanzigtausend Mann mit 418 Geschützen, die sich vor Tagesanbruch zur Schlacht in Bewegung setzen sollten. Das Corps des Fürsten Reuß war oberhalb an der Donau, eine Brigade Kollowraths bei Stammersdorf zurückgeblieben.

Napoleon hatte indessen seine Massen zusammengezogen. Davoust sollte sich mehr dem Centrum nähern, Massena nur eine Division bei Aspern lassen und ebenfalls nach der Mitte heranrücken. So war, als der Morgen anbrach, der größte Theil seiner Heeresmacht von 180,000 Mann theils vereinigt, theils im Begriff in die Linie einzurücken. Während der österreichische Oberfeldherr die Anordnungen traf, ihn mit seinem rechten Flügel von der Donau wegzudrängen und, wenn dies gelungen wäre, ihn mit dem Centrum und der Linken zu erdrücken, wollte der französische Kaiser, gestützt auf seine gewaltige Masse, die Pläne des Gegners erwarten, um erst, wenn sie sich enthüllt, seine Kräfte dagegen zu entwickeln.

Der Erzherzog hatte bei dieser Disposition die Zeit etwas knapp zugemessen; Klenau und Kollowrath sollten schon eine Stunde nach Mitternacht aufbrechen, die Grenadiere um drei Uhr, Bellegarde und Rosenberg eine Stunde später. Aber die ersten, ferner stehenden, Corps erreichte schon der Befehl etwas später, als berechnet war; es kam zudem manche Verwirrung vor, und ein Marsch im Dunkel der Nacht war nicht dazu geeignet, das Versäumniß einzubringen. Drum konnte der Schlachtplan weder so präcis noch so eingreifend ausgeführt werden, wie es zum Gelingen nöthig war.

Der linke Flügel unter Rosenberg hatte das zuerst zu empfinden. Er rückte um die festgesetzte Stunde vor und stieß bei Glinzendorf und Groß-

hofen auf Davoust, der eben im Begriff war, sich nach der Mitte hin zu ziehen. Napoleon mochte hier einen Hauptangriff erwarten, denn er eilte selbst mit der Garde und einem Theil der Reservecavallerie zur Unterstützung des Marschalls herbei. Mit Macht in der Front angegriffen und von einer Umgehung seiner Flanke bedroht, mußte Rosenberg, dessen erste Linie Radetzky führte, seine ganze Kraft zusammennehmen, um Stand zu halten. Doch behauptete er sich, bis der Generalissimus, der ihm erst einen Befehl zugesandt, „nicht so rasch vorzugehen", die Weisung an ihn ergehen ließ: die Offensive einzustellen und sich auf die Vertheidigung der Höhen bei Markgrafen-Neusiedel zu beschränken. Noch waren nämlich auf der andern Seite der Schlachtlinie die Streitkräfte kaum in ihrer Entwickelung begriffen und es schien darum nicht rathsam, die überwiegende Macht des Feindes auf den linken Flügel heranzuziehen. So zog sich Rosenberg in seine Stellung zurück, zwar ungefährdet, doch mit dem Nachtheil, starke Kräfte des Gegners gegen sich in Bewegung gesetzt zu haben, gegen die ihm zunächst nur übrig blieb in der Defensive zu bleiben. Auch sandte Napoleon gleich jetzt die Reiterdivision Arrighi gegen Obersiebenbrunn vor, also nach der Richtung, in der Erzherzog Johann erwartet wurde. Indem auf diese Weise eine ansehnliche Macht zwischen Rosenbergs Corps und den Erzherzog hereingeschoben war, wurde es schon damals sehr zweifelhaft, ob es dem Letzteren möglich sein würde, in den Kampf wirksam einzugreifen*).

Auf dem rechten Flügel der Oesterreicher war, wie schon erwähnt, die Entwickelung langsamer, als man berechnet, vor sich gegangen. Rosenberg war bereits wieder zurückgewichen, als sich dort erst Klenau, Kollowrath und die Grenadiere den feindlichen Aufstellungen näherten. Klenau ging bis Aspern vor und erschütterte die dort aufgestellten Bataillone durch das wirksame Feuer seiner Geschütze; rasch waren die Auen von den Tirailleurs der Franzosen gereinigt, ihre linke Flanke durch einen Sturm des St. Georger Bataillons angegriffen, während in die rechte Graf Wallmoden mit dem Husarenregiment Liechtenstein einbrach, viele Leute tödtete und neun Kanonen wegnahm. Der Feind wich mit Verlust bis nach Enzersdorf zurück, während Klenau — es war gegen zehn Uhr Morgens — Aspern und Eßling besetzte.

*) S. Graf Radetzky. Eine biographische Skizze von einem österr. Veteranen. 1858. S. 83. 84. Auch Marmont (III. 239), wiewohl er dem Kommen des Erzherzogs mehr Bedeutung beilegt, fügt doch hinzu: Mais il faut le dire, toute l'armée française n'avait pas été engagée: il restait 35,000 hommes de bonnes troupes fraîches, mon corps, et la garde. Nous étions donc en mesure de recevoir l'archiduc Jean et plus forts qu'il ne fallait pour le battre. Was der Marschall sonst über die Schuld der Verzögerung bemerkt („il est incontestable qu'il a eu tort et qu'il ne devait pas rester jusqu'à onze heures sur la March") stimmt nicht zu den thatsächlichen Details, wie sie aus den deutschen Quellen vorliegen.

Indessen war am frühen Morgen Bellegarde's Corps, bei dem sich auch der Generalissimus befand, von den Höhen von Wagram aufgebrochen und gegen Aderklaa vorgerückt. Ein Schwarm Reiter, unter Rittmeister Tettenborn, hatte das verlassene Dorf besetzt, die Infanterie war nachgerückt und entfaltete sich in der Nähe des Dorfes. Auch hier trat der Mangel an Zusammenhang und eingreifender Präcision, woran die Ausführung des österreichischen Schlachtplanes litt, bezeichnend hervor; Bellegarde's Truppen standen allein in Aderklaa und blieben der heftigen Kanonade ausgesetzt, womit die überlegene feindliche Artillerie sie beschoß. Schon näherten sich freilich zu ihrer Rechten die Grenadiere, Kollowrath und Klenau, aber sie konnten überwältigt sein, bevor diese im Stande waren, in den Kampf wirksam einzugreifen. Diesen Moment wollte Napoleon, jetzt selbst zum Centrum zurückgekehrt, zu einem entscheidenden Schlage benutzen. Gelang es ihm, während Davoust den linken Flügel des Feindes festhielt, Aderklaa zu erobern, Bellegarde geschlagen zurückzuwerfen und gegen Wagram vorzudringen, so war die österreichische Linie durchbrochen und das Schicksal des Tages entschieden. Drei Divisionen Massena's, der, durch einen Sturz vom Pferde verletzt, in der Kalesche seine Truppen begleitete, waren bestimmt, den Angriff zu führen. Unter jubelndem Zuruf gingen die Truppen vor, Massena selbst feuerte sie mit stürmischer Ungeduld zur Raschheit an und trotz des verheerenden Feuers, das sie empfing, drangen sie in das Dorf ein. Es trat ein kritischer Moment ein; an dem schwankenden Besitz des Dorfes hing das Schicksal des Tages. Die Oesterreicher waren in große Verwirrung gerathen; noch stritt man sich zwar hitzig um das Dorf, aber die Franzosen glaubten sich des Sieges sicher, zumal auch Bernadotte jetzt herankam, den Angriff zu unterstützen. Auch der Erzherzog war herbeigeeilt; wie am Mittag zuvor gelang es seinem unerschrockenen Zuspruch, den erschütterten Reihen ihre Haltung wiederzugeben, bis die Grenadierbataillone zur Verstärkung anlangten. Nun wurden die Franzosen mit großem Verlust zurückgeworfen, Gefangene und Fahnen ihnen abgenommen, Aderklaa nach heftigem Ringen wieder erobert. Vergebens erneuerte dann der Feind, durch die Division Molitor unterstützt, seine Angriffe; die Oesterreicher blieben im Besitze. In Verwirrung flüchteten die Franzosen nach der Ebene zurück, wo es kaum dem Kaiser und Massena gelang, sie wieder einigermaßen zu ordnen.

Es war der glücklichste Moment, der den Oesterreichern an diesem Tage geworden ist. Die Grenadierbataillone fingen an, sich gegen Breitenlee auszudehnen, hinter ihnen drängte Fürst Liechtenstein mit der Reservereiterei heran, während auch Kollowrath sich gegen Breitenlee entwickelte und Klenau im Begriff war, sich in Aspern und Eßling festzusetzen. Es schien der Augenblick nicht mehr fern, wo es den Oesterreichern gelang, mit ihrem rechten Flügel die Linke des Feindes zu umgehen und ihm seine Verbindung mit der Lobau abzuschneiden. Freilich bot die Stellung der Oesterreicher eine augen-

fällige Blöße; sie war ungemein weit ausgedehnt, von M.-Neusiedel bis gegen Eßling, und theilte sich in zwei fast gleiche Hälften, die durch einen nicht unbedeutenden Zwischenraum getrennt waren.

Napoleon entschloß sich, diese Schwäche mit allem Nachdruck zu benutzen. Es schien ihm weniger dringend, die schon flüchtigen Bataillone durch erfolglose Verstärkung zu unterstützen, als rasch einen gewaltigen Angriff vorzubereiten, der womöglich die Aufstellung des Gegners völlig zerriß, oder doch ihm die Hoffnung auf eine glückliche Vollendung des Kampfes benahm. Er sandte zunächst Massena gegen Eßling, ließ seine Stelle durch Macdonald einnehmen und eine gewaltige Angriffscolonne bilden, die bestimmt war, sich auf die verwundbare Seite der österreichischen Linie zu werfen. Die Vorbereitungen dieses Angriffs zu decken, ward zuerst Bessières mit den Kürassieren der Reservecavallerie und die Reiterei der Garde gegen den Feind geschickt; diese Kerntruppen warfen sich auf die Stelle, wo Kollowrath und die Grenadiere sich berührten, und drohten mit einem gewaltigen Choc Alles vor sich niederzureißen. Allein die österreichischen Bataillone hielten in ihren dicht geschlossenen Massen tapfer aus; ihr mörderisches Gewehrfeuer trieb die wiederholten Angriffe mit Verlust zurück, Bessières selbst befand sich unter den zahlreichen Verwundeten.

Aber indessen hatte der Kaiser seine gewaltige Angriffscolonne gebildet. Es war Mittag geworden, als sie sich in Bewegung setzte. Eine Masse von hundert Geschützen ward gegen die österreichische Linie vorgesandt; sie näherten sich im Trab der österreichischen Linie auf halbe Schußweite und sprüheten dann einen Regen von Kugeln, Haubitzgranaten und Kartätschen aus, wie Niemand einen ähnlichen erlebt zu haben glaubte. Hinter ihnen rückte Macdonald heran, auf seinen Flügeln die Elite der Reiterei, die vorher Bessières zum Kampfe geführt, dann die Infanterie der Garde und die eben angelangte Division Wrede's. Ein gleichzeitiger Angriff Davoust's auf den linken Flügel der Oesterreicher stand damit im wohlberechneten Zusammenhang.

Das mörderische Feuer der hundert Geschütze übte zuerst seine Wirkung; zwar warfen sich die Bataillone der Oesterreicher mit verzweifeltem Muth den Kanonen entgegen und ihr eigenes Geschütz, obwohl viel schwächer, lichtete doch die Bedienung des feindlichen, aber die Gewalt war zu groß, um nicht davon erschüttert zu werden. Zugleich war um dieselbe Zeit Davousts Angriff gegen den linken Flügel im Vorschreiten. Jetzt ging Macdonald gegen Kollowraths linken Flügel und die Grenadiere in der Richtung auf Süßenbrunn stürmend vor. Es entspann sich wieder eines jener mörderischen verbissenen Gefechte, an denen die Geschichte dieses Krieges so reich ist. Der Kaiser faßte seine ganze Energie auf diesem Punkte zusammen. Die Botschaften, daß der Feind in Aspern und Eßling ist, die Lobau bedroht sei, und die Nachricht, daß Massena sich in heftigem Gedränge befinde, läßt er

unbeachtet, wenn nur hier der Angriff gelingt und Davoust sich der Stellung bei M.-Neusiedel bemeistert. Aber Macdonalds Sturmcolonne findet den gewohnten Widerstand; der Erzherzog selbst ist wieder an der gefährdeten Stelle und führt seine Bataillone zum Angriff. Die Kürassiere und die Reiter von der Garde werden zur Unterstützung herbeigeholt, allein auch ihnen gelingt es nicht, die österreichische Linie zu durchbrechen. Nach einander drängen die übrigen Divisionen des Vicekönigs, die Baiern unter Wrede, die junge Garde heran, theils um die stark gelichtete Schaar Macdonalds abzulösen, theils um durch Vordringen auf den Flanken den Feind zum Rückzug zu bringen. Die Oesterreicher verlieren wohl an Terrain, aber ihre Linie zu zerreißen und damit ihre Niederlage herbeizuführen, ist trotz aller Anstrengungen nicht möglich. Nur sind sie aus ihrer angreifenden Stellung vom Morgen in eine hart bedrängte Defensive zurückgeworfen, die es vielleicht räthlich macht, den Kampf abzubrechen, statt ihn gegen einen überlegenen Feind bis zur äußersten Entscheidung zu treiben.

Was indessen bei M.-Neusiedel geschah, mußte diese Ansicht unterstützen. Dort war, wie wir uns erinnern, Fürst Rosenberg am frühen Morgen veranlaßt worden, den begonnenen Angriff einzustellen und sich in seine frühere Position zurückzuziehen. Davoust, den die leichte Reiterei von Eugens Corps und eine Kürassierdivision von der Reservecavallerie verstärkt hatte, erhielt die Aufgabe, diesen Flügel zu werfen. In den Morgenstunden, in denen sich im Centrum und nach der Donau zu der Kampf lebhafter entwickelte, hatte der Marschall mit den Divisionen Morand und Friant, drei Divisionen leichter Reiterei und zahlreichem Geschütz den Rußbach weiter unten überschritten und begann bereits in der Frühe mit überlegener Macht die linke Flanke des Feindes zu umgehen, indeß Gudin und Puthod nebst den Kürassieren den Angriff auf die Front fortsetzten. Wohl fanden die Franzosen hier, wie überall, hartnäckigen Widerstand, allein die Macht des Angriffes war zu groß, und im Gebrauch der Kräfte wurde nicht überall die rechte Oekonomie beobachtet. Radetzky pflegte namentlich die Verwendung der leichten Reiterei zu rügen. Statt mit der Masse zu wirken, sagte er, attakirte man blos mit einzelnen Regimentern*). Indessen war die Artillerie größten Theils zum Schweigen gebracht, die Umgehung der linken Flanke durch die feindliche Reiterei bereits vollzogen. So gelang es den Angreifenden, bei M.-Neusiedel festen Fuß zu fassen. Von Baumersdorf her, wo Oudinot bisher nur sein Geschütz hatte spielen lassen, sandte zwar Fürst Hohenzollern fünf Bataillone und vier Schwadronen, mit deren Hülfe das Gefecht wieder eine günstigere Haltung gewann. Seit Oudinot aber seinen Angriff gegen das Hohenzollernsche Corps mit mehr Nachdruck aufnahm, war von dieser Seite keine Verstärkung mehr zu erwarten. Kaum hielten die Oesterreicher noch den verein-

*) S. Graf Radetzky S. 87.

ten Andrang Gudins und Puthods in der Front und der beiden anderen Divisionen auf der Flanke eine Zeitlang zurück, indem ihre Reiterei sich dem Feinde kräftig entgegenwarf und das Fußvolk den heftigen Stoß mit aller Fassung parirte, aber die Verhältnisse waren zu ungleich. In diesem letzten Zusammenstoß war einer der österreichischen Generale, Nordmann, geblieben, mehrere andere der Führer verwundet. Jetzt gelang es auch der Division Morand, Meister des festen Thurmes bei M.-Neusiedel zu werden und Geschütze hinaufzuschaffen, welche die Stellung der Oesterreicher beherrschten. Das war ungefähr der Zeitpunkt, wo Napoleon Macdonald seinen Sturm auf das Centrum machen ließ. Noch war die Hoffnung nicht aufgegeben, daß das Erscheinen des Erzherzogs Johann auf dieser Seite Luft machen werde; darum suchte Fürst Rosenberg mit äußerster Anstrengung den Rest der Position zu halten. Am Rande der Höhen leisteten die Bataillone unter Fürst Hohenlohe-Bartenstein und dem Prinzen Philipp von Hessen-Homburg noch tapferen Widerstand, Rosenberg machte selbst noch einen Versuch, dem Feinde den Thurm wieder zu entreißen, allein die Angreifenden wurden durch ein kreuzendes Kartätschenfeuer zurückgetrieben. Nirgends zeigte sich eine Aussicht auf eine günstigere Wendung; zur Linken erwartete man vergeblich den Erzherzog Johann, rechts sah sich jetzt auch Hohenzollerns Corps veranlaßt, langsam aus seiner Stellung zu weichen. Es war nach Mittag, als beide Colonnen, Rosenberg und Hohenzollern, ihren Rückzug begannen. Um dieselbe Zeit leistete das bedrängte Centrum bei Aderklaa und Süßenbrunn nur eben noch tapferen Widerstand; die am Morgen dort erfochtenen Erfolge vermochten die Ungunst der Lage so wenig aufzuwiegen, als das glückliche Vordringen des rechten Flügels gegen Aspern und Eßling. Um eine schlimmere Wendung abzuwehren, schien es räthlich, die Schlacht abzubrechen und den Rückzug anzutreten, so lange er noch in guter Ordnung erfolgen konnte. Zuerst begannen Rosenberg und Hohenzollern in der Richtung nach der mährischen Grenze den Rückzug; zwar konnte man nicht hindern, daß die Artillerie des Feindes beträchtlichen Schaden that, aber man hielt doch durch den Widerstand weniger Regimenter und mit einigen glücklichen Reiterattaken den Feind von jeder nachdrücklichen Verfolgung zurück. In guter Ordnung gelangten beide Armeecorps in die Stellungen, die sie in der Nacht einnahmen; sie hatten nicht ein Geschütz zurücklassen müssen. Nach zwei Uhr begann dann der größte Theil von Bellegarde seinen Rückzug bei Wagram, während der Rest seines Corps den Feind noch bei Aderklaa beschäftigte. Auch die Grenadiere, Liechtensteins Cavallerie und Kollowrath brachen in stolzer Haltung und anfangs unverfolgt vom Schlachtfelde auf; wie gegen Abend die feindlichen Garden dichter herandrängten und eine Batterie wegnahmen, genügte ein glänzender Reiterangriff, bei dem sich Tettenborn hervorthat, dem Feinde diesen Vortheil wieder zu entreißen. Klenau's Corps war bereits kurz nach Mittag von Aspern und Eßling aufgebrochen und

schloß sich, zwar ungestüm verfolgt, aber auch mit tapferer Abwehr der Richtung der übrigen Heerhaufen an.

Es war Nachmittags fünf Uhr, als der Erzherzog Johann mit 12—13,000 Mann und 36 Geschützen in Siebenbrunn eintraf. Er überraschte dort einzelne Schwärme zurückgebliebener Franzosen und machte eine Anzahl Gefangene, aber um in das Schicksal des Tages einzugreifen, kam er zu spät. Sein Erscheinen hatte nur die Wirkung, unter den marodirenden Feinden einen panischen Schrecken zu erregen, der sich weithin in die Armee verbreitete, und den man früher bei den Franzosen so nicht gewohnt war.*)

Erzherzog Johann trat darauf den Rückweg nach Ungarn an. Es hat sich um dies Zuspätkommen nachher eine peinliche Debatte entsponnen, die, von den beiden Hauptquartieren mit Leidenschaft ergriffen, zu Anklagen und Gegenanklagen ausgebeutet worden ist**) und, wie es heißt, die beiden Brüder selbst auf Jahrzehnte hinaus bitter entzweit hat. Es mag vielleicht erst einer späteren Zeit vorbehalten sein, das Sachverhältniß völlig aufzuklären, über das die Kundgebungen beider Theile noch keine ganz erschöpfende Auskunft geben. Doch scheint so viel klar, daß die gegen Erzherzog Johann laut gewordene Beschuldigung, lediglich seinem Verspäten sei der unglückliche Ausgang dieses Tages zuzuschreiben, mehr aus leidenschaftlichem Unmuth, als aus unbefangener Würdigung der Verhältnisse hervorgegangen ist. Gewiß hätte das rechtzeitige Eingreifen des Prinzen in die Bewegungen des bedrängten linken Flügels eine bedeutsame Wirkung üben können, allein so sicher war doch, wenn man alle Umstände und Hindernisse erwog, auf dessen Kommen nicht zu zählen, daß der Generalissimus davon gleichsam die ganze Disposition der Schlacht abhängig machen durfte. Der Sachverhalt, so weit wir ihn ermitteln können, war folgender.

Erzherzog Johann stand in Presburg, auf welches in den letzten Tagen des Juni die Franzosen heftig gedrängt hatten. Um sich des Platzes rasch zu bemächtigen, boten sie Alles auf; sie übten sogar die allem Kriegsrecht widersprechende Barbarei, die unbefestigte Stadt zu beschießen und einen Theil in Asche zu legen. Ueber die Entwürfe des Generalissimus wußte man im Hauptquartier seines Bruders nur so viel, daß der Plan sei, eine Defensivschlacht an der Donau zu liefern, und daß man mit einer gewissen Zuversicht auf die Befestigungen hinwies, die der Feind beim Uebergang des Stromes zu überwinden habe. Erzherzog Johann, so versichern die Berichterstatter seines Hauptquartiers,***) und der Palatinus boten schon am 30. Juni

*) Marmont III. 241. Denkwürdigkeiten eines Livländers I. 129. 130.

**) Die gleichzeitige Debatte nebst der Relation des Generalissimus, die den Anstoß dazu gab, findet sich ziemlich vollständig in Posselt's Annalen 1810.

***) S. Heer von Inneröfterreich S. 231.

ihre kräftige Mitwirkung an, fanden aber damit kein Gehör. Vielmehr gab man dort, als der Feind die ersten Vorbereitungen des Ueberganges getroffen, dem Erzherzog Befehl, den Feind auf jede Weise zu beschäftigen, damit er nicht zur bevorstehenden Schlacht alle detachirten Corps an sich ziehen könne. So lautete die Ordre, die Johann am Morgen des 3. Juli empfing. Er rüstete sich, um aus dem Brückenkopfe hervorzubrechen und den Feind auf dem rechten Donauufer anzugreifen, und hatte die Ausführung dieses Planes auf den Mittag des 5. Juli festgesetzt, als er am Morgen dieses Tages spät genug*) den schon früher erwähnten Befehl aus dem Hauptquartier erhielt, die Position bei Presburg nur mit sehr wenig Truppen besetzt zu halten, dagegen sofort mit allen übrigen nur immer verfügbaren Truppen, mit Zurücklassung des Gepäcks und alles unnöthigen Trains, sich nach Marchegg in Marsch zu setzen und entweder den Feind dort in die Flanke zu nehmen, oder „sonst nach Umständen zu dem großen Zweck mitzuwirken." Am Abend kam ein weiterer Befehl, der, am frühen Morgen des 5. Juli erlassen, diese Anordnung wiederholte und dem Erzherzog vorschrieb, nach einer Rast von drei Stunden, die er bei Marchegg halten könne, alsbald nach Siebenbrunn auf das Schlachtfeld aufzubrechen. Die Berichterstatter aus Johanns Hauptquartier versichern auf das Bestimmteste, daß der Prinz gleich nach Empfang der ersten Marschordre, die ihm am 5. Juli Morgens 5 Uhr zukam, die Vorbereitungen zum Aufbruch getroffen habe. „Ich breche", schrieb er seinem Bruder, „heute Nacht um 1 Uhr auf und rücke nach Marchegg; den ersten Befehl erhielt ich heute früh um 5 Uhr und machte gleich meine Anstalten; da ich aber den größten Theil meines Geschützes und meine Truppen in den Verschanzungen vertheilt habe, so kann ich nicht eher aufbrechen." So erfolgte nach Mitternacht der Aufbruch; allzuschnell konnte wohl auf beschwerlichen Wegen der nächtliche Marsch nicht vollzogen werden; erst um 10 Uhr Morgens (6. Juli) war die Spitze in Marchegg. Das war der Augenblick, wo Napoleon bereits bei Siebenbrunn Arrighi's Reiterei zwischen den Erzherzog und Rosenbergs Corps eingeschoben hatte. In Marchegg traf den Prinzen ein letzter Befehl des Generalissimus: ohne Rast auf das Schlachtfeld weiter zu marschiren. Der Erzherzog erwiederte, er wolle nur sein Geschütz und den Rest der Truppen erwarten, um dann sogleich aufzubrechen. Wie die Colonne in den frühen Nachmittagsstunden sich Schönfeld näherte, kamen schon die ersten Nachrichten, es sei Alles entschieden, Fürst Rosenberg im Rückzug, und als sie um 5 Uhr in Siebenbrunn eintraf, erfuhr Johann bald den ganzen Verlauf der Ereignisse. Er soll sich zu Feldmarschallieutenant Frimont gewandt und ihm in Gegenwart aller

*) Nach der angeführten Biographie Radetzky's S. 89 hatte der Officier, der die Depesche überbrachte, keine Kenntniß von dem Abbrechen der Donaubrücke bei Neudorf und verlor über dem Aufenthalt sechs Stunden.

Officiere gesagt haben: „Sie wissen, ob wir hätten früher kommen können! Wir sind noch eher da, als ich es gemeldet hatte. Sie werden sehen, unser vermeintlich zu spätes Eintreffen wird alle Schuld der verlorenen Schlacht tragen müssen! Das wird Manchem höchst willkommen sein."*)

Man mochte sich wohl im Hauptquartier des Generalissimus erinnern, daß der Erzherzog sich früher nicht allzusehr beeilt, den ihm zugekommenen Befehlen wörtlich und ungesäumt zu folgen, und darum glauben, er habe auch jetzt über Gebühr gezögert. Um ein paar Stunden hätte auch, nach dem Eingeständniß seiner Vertheidiger, sein Marsch beschleunigt werden können. Selbst wenn das aber geschah, kam er doch ohne Zweifel zur Entscheidung zu spät. Es waren größere Versäumnisse vorausgegangen. Wären nur die sechs Wochen zum Schutz der Donau besser benutzt, der Uebergang selbst schärfer bewacht oder rechtzeitig gehindert und schon in den ersten Tagen des Juli (statt erst am 5.) alle detachirten Corps von der Donau, aus Inneröstereich, aus Sachsen, aus Polen, also auch das Johanns nach dem Marchfelde beschieden worden, so hatte man gewiß eine festere Bürgschaft des Gelingens, als sie das zweifelhafte Erscheinen des erst im letzten Momente der Noth gerufenen Erzherzogs hat geben können.

Wie viel der Kampf der blutigen zwei Tage gekostet hat, läßt sich nur ungefähr angeben. Die Oesterreicher rechnen, freilich mit Einschluß der nachfolgenden Gefechte bis zum Waffenstillstand, gegen 24,000 Todte und Verwundete, unter denen allein 753 Officiere, außerdem gegen 7600 Gefangene, die sie verloren. Die Angaben der Franzosen gehen sehr auseinander; wenn man indessen auch nur die mißlungenen Angriffe vom Abend des ersten Tages, den unglücklichen Sturm, den Massena am anderen Morgen auf Aderklaa unternahm, und die Verluste in Betracht zieht, welche der große Angriff auf Süßenbrunn gekostet hat, so ist kaum anzunehmen, daß ihr Verlust viel geringer war, als der der Oesterreicher.**)

An Trophäen war noch keine glückliche Schlacht ärmer für Napoleon gewesen, als diese. Er hatte 9 Geschütze, deren Bespannung getödtet war,

---

*) Die Worte (s. Hormayr, Heer von Inneröstereich S. 236) bezeichnen jedenfalls die Stimmung. Im Hauptquartier des Generalissimus dagegen beschuldigte man den Erzherzog, er habe sich zu lange bei seinen Anstalten zu dem (übrigens ihm befohlenen) Ausfall bei Presburg verweilt und darin eine Gelegenheit erblickt, „für sich allein Lorbeeren zu ernten". So berichtet eine handschriftliche Aufzeichnung Valentini's.

**) Das deutet auch Pelet IV. 340 an. Auch Thiers versteht sich zu 15—18,000 Mann. Dagegen hat das 25. Bulletin die Effronterie, von 1500 Todten und 3—4000 Verwundeten zu reden! Selbst Thiers findet dies zu arg und meint doch, diesmal hätten die Bulletins „exagéré au delà de toute vérité". Das haben sie aber immer und überall gethan, gemäß dem von Napoleon in einem Briefe an seinen Bruder Joseph ausgesprochenen Grundsatze: im Kriege ist Alles moralisch.

und 1 Fahne genommen; die Oesterreicher hatten 11 Kanonen bei Aspern erobert, 7000 Gefangene gemacht und führten 12 feindliche Adler und Fahnen als Trophäen mit. Erwog man dies und sah man die Oesterreicher nach zweitägigem Ringen ruhig wie auf dem Exercierplatz ihren Rückzug antreten, so empfing man den Eindruck einer freiwillig abgebrochenen, nicht einer verlorenen Schlacht.

Aber sie war doch verloren. Worauf Europa seit sechs Wochen mit gespannter Aufmerksamkeit gewartet, das Schlußergebniß der Schlachten vom 21—22. Mai war jetzt erfolgt, und zwar zu Gunsten der Franzosen. Sie hatten das Wagestück von Aspern, im Angesicht von mehr als 100,000 Feinden einen großen Strom zu überschreiten, jetzt vorsichtiger und glücklicher durchgesetzt, sich den Weg nach Ungarn geöffnet und die letzte große Armee Oesterreichs zum Rückzug gegen Mähren genöthigt. Die politische Wirkung dieses Ereignisses war unübersehbar. Tirol hatte sich eben zum zweiten Male frei gemacht, Braunschweig erhob sich in Mitteldeutschland, der Norden war fortwährend in Gährung, England rüstete eine Landung, Preußen schwankte und wollte noch eine glückliche Schlacht abwarten. Eine Niederlage der Franzosen im Marchfelde gab dem allem einen mächtigen Anstoß, weckte alte und neue Feindschaften und machte die Lage Napoleons wahrhaft bedenklich; aber ein Sieg lähmte auch ohne Zweifel die Entschlüsse der noch schwankenden stillen Gegner und schlug die Hoffnungen einer allgemeinen Erhebung vielleicht noch nachhaltiger zu Boden, als die unglücklichen Ereignisse vom April.

Napoleon folgte dem Feinde nur langsam. Die Schlacht war nicht so entscheidend gewesen und seine eigene Armee hatte viel zu sehr gelitten, als daß er daran denken durfte, den Sieg mit der unaufhaltsamen Gewalt zu verfolgen wie zu Austerlitz, Jena und Friedland. Darum enthielten Napoleons erste Schritte nach der Schlacht Maßregeln der Vorsicht. Wien wurde in Vertheidigungszustand gesetzt, Vorräthe und Munition für Monate dort aufgehäuft, Raab vollends ausgerüstet, die Vollendung der Arbeiten zu Melk, Linz und Passau beschleunigt. Wie wenn der Krieg jetzt erst weite Dimensionen annehmen sollte, ward auf die besetzten österreichischen Gebiete eine Kriegssteuer von zweihundert Millionen Francs gelegt. Wien selbst zu decken, blieb der Vicekönig von Italien zurück; in der Nähe stand das sächsische Corps, Vandamme mit den Württembergern ward näher an die Hauptstadt herangezogen.

Ungewiß darüber, wohin die Oesterreicher ihren Rückzug genommen, ließ Napoleon seine Colonnen in verschiedenen Richtungen aufbrechen. Massena und nach ihm Macdonald zogen mit ihren Corps und einigen Reiterdivisionen die Straße, die vom Marchfelde über Kornneuburg und Znaim nach Böhmen führt, Marmont, Davoust, Wrede und ein Theil der leichten

Reiterei schlugen von Wolkersdorf in der Richtung auf Nikolsburg den Weg nach Mähren ein; zwischen beiden befand sich Napoleon selbst mit den Garden, mit Oudinots Corps und Nansouty's Kürassieren. Die Oesterreicher hatten ihren Rückzug auf Znaim und Iglau genommen; ihre Hauptmasse bewegte sich auf der Znaimer, Rosenberg auf der Brünner Straße. Der Feind drang wohl nach und es kam zu hitzigen Nachhutgefechten, aber es blieb ihnen doch Zeit, die ersten Tage nach der Schlacht ihren Marsch so langsam, wie es die Umstände nothwendig machten, fortzusetzen. Trotz der Enge des Weges und der Masse von Geschütz und Train, die das Vorrücken erschwerte, näherten sie sich ungefährdet Znaim. Erst am 9. und 10. Juli ward der Marsch, so gut es ging, beschleunigt; es hieß, der Feind mache von der mährischen Straße eine Schwenkung herüber und werde wahrscheinlich das Defilee von Znaim vor den Oesterreichern erreichen. Allerdings hatte Napoleon jetzt die Richtung des feindlichen Rückzuges erkannt und ließ den größten Theil der Truppen, die er vorher auf der mährischen Straße und in der Nähe entsendet hatte, den Weg gegen Znaim einschlagen. Am Morgen des 10. Juli kam Marmont heran; er stieß aber schon auf Liechtenstein mit den Grenadieren und der Reservereiterei, den der Erzherzog vorausgesandt hatte, um das Defilee zu decken. Sein Widerstand beschäftigte den feindlichen General, indeß der größte Theil der österreichischen Heeresmasse Zeit fand, herbeizuziehen und sich um Znaim zu vereinigen; allein auch die Franzosen näherten sich jetzt; Massena kam am Morgen des 11. Juli heran und der Kaiser selbst erschien gegen Mittag mit einem Theil der Reiterei. Den größten Theil des Tages ward dann um Znaim hartnäckig und ohne Entscheidung gekämpft; Massena drängte von der großen Straße nachdrücklich auf die Stadt los, Marmont griff von der anderen Seite an. Ein furchtbares Unwetter brachte in den Nachmittagsstunden das Gewehrfeuer eine Zeit lang zum Schweigen und man schlug sich mit der blanken Waffe. Oesterreichische Grenadiere drangen einen Augenblick gegen Massena glücklich vor, wurden aber dann von den feindlichen Kürassieren niedergeritten und es gelang dem Marschall, die Verbindung mit den übrigen französischen Streitkräften herzustellen. Schon war Znaim selbst gefährdet und nur der tapfere Widerstand des Reuß'schen Corps schützte noch den wichtigen Schlüssel der Stellung. Der Tag neigte sich zu Ende und der Kampf war auf der ganzen Linie mit neuer Heftigkeit entbrannt, als die plötzliche Botschaft eines Waffenstillstandes die kämpfenden Parteien trennte.

Im österreichischen Hauptquartier erschien eine Waffenruhe dringend nöthig, um die erschöpfte Armee zu erholen und neue Kräfte zu sammeln zum Widerstand.*) Dem Erzherzog selbst mögen wohl ähnliche Friedensge-

*) Daß der Anstoß zum Waffenstillstand von da und nicht vom Kaiser ausging, zeigt der Brief des Letzteren bei Hormayr, Heer von Innerösterreich S. 241. Vgl. Gentz, Tagebücher S. 120. 129. 198.

danken gekommen sein, wie im April nach den Schlachten an der Donau. So ward Fürst Johann Liechtenstein ins feindliche Lager geschickt; er hatte früher Beweise der Achtung vom Feinde erlangt, dem es auch jetzt wohl schmeicheln mochte, den „ersten Soldaten von Aspern“ als Friedensboten vor sich zu sehen. Die Franzosen erzählen, Napoleon habe mit Berthier, Duroc und Maret Rath gepflogen, was zu thun sei; noch einmal sei der verwegene Gedanke aufgetaucht, den Krieg bis zur Zertrümmerung der österreichischen Monarchie fortzusetzen, dann habe aber doch die mäßigere Ansicht gesiegt. Es ist genug Blut geflossen, soll der Kaiser selbst geäußert haben; schließen wir Frieden. Eine besonnene Politik konnte ihm kaum etwas Anderes rathen. Den Kaiserstaat zu vernichten, war eine Bravade, die sich leichter drohen als ausführen ließ; der Verlauf des Krieges hatte zur Genüge gezeigt, welch einen Widerstand man im äußersten Falle zu erwarten hatte. Die ganze deutsche und europäische Lage, die Situation des Napoleonischen Reiches selbst, die Wucht des spanischen Krieges, das schon erkaltete Verhältniß zu Rußland machten es räthlich, zum Frieden zu greifen, statt einem abenteuerlichen Ziele von unberechenbarem Ausgang nachzujagen. In der Hoffnung, den Frieden damit zu erlangen, über den die Verhandlung sofort beginnen sollte, gewährte Napoleon den Waffenstillstand.

Noch am Abend traten Berthier und Wimpfen in Znaim zusammen, und als der Tag anbrach, war der Vertrag unterzeichnet, der dem Feinde die Mittel gab, den Frieden zu erzwingen. Die Demarcationslinie, die der französischen Armee eingeräumt ward, umfaßte das ganze Erzherzogthum Oesterreich, von Mähren den Znaimer und Brünner Kreis, den nordwestlichen Theil von Ungarn, Steiermark, Kärnthen, Krain, Istrien mit Fiume, Tirol und Vorarlberg, deren Räumung Oesterreich versprach. Die Citadellen von Brünn und Gratz und die Veste Sachsenburg wurden dem Feinde ausgeliefert; in Polen sollten die Armeen die Linien behalten, die sie am 12. Juli inne hatten. Der Waffenstillstand sollte einen Monat dauern und 14 Tage vor dem Beginn der Feindseligkeiten gekündigt werden. Es waren ohne Tirol und Vorarlberg ungefähr 4000 Quadratmeilen mit neunthalb Millionen Einwohnern, die der Vertrag dem Feinde überließ; die Waffenruhe war also mit der Räumung eines Drittheils der ganzen Monarchie erkauft. Gleichwohl hielt man im Hauptquartier den Preis nicht für zu hoch; es gelte vor Allem, äußerte Wimpfen, die verlorene Gemeinschaft mit Ungarn wieder zu erlangen, Friede sei keiner zu erwarten.*)

So weit unsere Nachrichten reichen, war es nur der Generalissimus, der zum Frieden neigte. Seine Haltung vor dem Kriege, sein eiliges Friedensanerbieten nach der Räumung von Regensburg, seine tiefe Verstimmung über

*) So berichtet Valentini nach einer Unterredung mit Wimpfen, in einem Schreiben d. d. 25. Juli.

und 4 österreichische Bataillone mit einer Schwadron über Chemnitz und Zwickau nach der bairischen Grenze. Während das sächsisch-westfälische Corps den Triumph genoß, in das von den Oesterreichern preisgegebene Dresden einzurücken (30. Juni), und die Zeit in unfruchtbaren Kreuz- und Querzügen im Erzgebirge verlor, erreichte die vereinigte Colonne ungestört das fränkische Gebiet, wo so eben Junot mit einer Macht von gegen 10,000 Mann das schwache Streifcorps von Radivojevich aus Baireuth hinausgedrängt hatte. Freilich hatte sich jetzt auch der Westfalenkönig von Dresden wieder aufgemacht und es drohte die Gefahr, von zwei feindlichen Corps, deren jedes der Macht Kienmayers an Zahl gewachsen war, in die Mitte genommen zu werden. Kienmayer faßte darum den muthigen Entschluß, sich erst auf Junot, dann auf Jerome zu werfen. Am 7. Juli war die vereinigte Colonne Braunschweigs und der Oesterreicher auf der Straße von Hof nach Baireuth angelangt und zog die weichende Schaar Radivojevichs an sich. Damit war eine Macht von 9000 Mann beisammen, also stark genug, Junot anzugreifen und seine drohende Vereinigung mit Jerome zu hindern. Zwischen Gefrees und Berneck ward dann (8. Juli) den Franzosen ein hitziges Gefecht geliefert, in dem einer von des Herzogs tüchtigsten Officieren, Hauptmann Korfes, durch einen Angriff auf die feindliche Flanke Junot zum Rückzug zwang. Junot wich, obwohl von den erschöpften Gegnern nur matt verfolgt, bis gegen Amberg zurück; Baireuth war wieder frei geworden.

Nun nahm auch der unblutige Siegeszug des Westfalenkönigs ein rasches Ende. Er war gegen Plauen aufgebrochen, wie es schien, um den Herzog und die Oesterreicher, die mit ihm waren, aufzusuchen. Damit war Dresden den Oesterreichern wieder preisgegeben; Am-Ende rückte, halb wider seinen Willen, abermals dort ein. Aber auch die aus Franken zurückgekehrte Colonne war von Hof nach Plauen im Anmarsch; ihr Erscheinen bewog Jerome, rasch nach Schleiz auszuweichen (12. Juli). Die Hoffnung des Herzogs, durch einen raschen Coup auf Schleiz vielleicht den Bruder Napoleons selber abzufangen, blieb zwar unerfüllt, allein Jerome säumte doch nicht, zu retiriren und die Truppen unter d'Albignac und Thielmann an sich heranzunehmen. In den nächsten Tagen hatte er sich bis unter die Mauern von Erfurt zurückgezogen.

In diesem Augenblick, wo für den Herzog eine rühmlichere Thätigkeit begann und die westfälische Kriegführung sich in ihrer ganzen Nichtigkeit enthüllte, traf die Kunde vom Waffenstillstand ein. Das war ein Schlag, der alle frisch erwachten Hoffnungen zerstörte. Für die Truppen von der Linie war der Kampf damit zu Ende; Kienmayer traf sogleich sein Abkommen mit dem Feinde; Am-Ende räumte, wie jetzt Thielmann in raschen Märschen herankam, bereitwillig das ihm unheimliche Dresden und wich (21. Juli) nach Böhmen zurück. Es fragte sich nur, was sollte der Herzog und seine Freischaar beginnen? Friedrich Wilhelm theilte die Hoffnung Derer nicht, die

in dem Vertrage von Znaim die Aussicht auf eine kraftvolle Erneuerung des Kampfes begrüßten; er sah darin nur die Entwaffnung Oesterreichs und einen demüthigenden Frieden. Unterwarf er sich dem Waffenstillstande und bezog er die ihm angewiesenen Quartiere in Böhmen, so war ein ruhmloser Ausgang gewiß. Seine Freischaar ward wahrscheinlich aufgelöst oder im besten Falle dem österreichischen Heere einverleibt; er selbst verlor die Selbständigkeit, die sein persönliches Verhältniß in diesem Kriege bezeichnete, er ergab sich auf Gnade und Ungnade der österreichischen Politik, die vielleicht in diesem Augenblick schon auf Frieden sann. Als „deutscher Reichsfürst“ und als Verbündeter des Kaisers, nicht als österreichischer General, war er in den Kampf eingetreten; so wollte er ihn auch verlassen, nicht zum Spott der Feinde als länderloser Fürst eine Zuflucht im kaiserlichen Friedensdienste suchen. Sein Unternehmen hatte mit so kühnen Hoffnungen begonnen, daß ein lautloses Verschwinden schlimmer als eine Niederlage war. Gelang es ihm auch nur, in stolzer kriegerischer Haltung den Weg zur deutschen Küste zu gewinnen und sich einzuschiffen nach der letzten freien Stätte, die Europa noch bot, so schied er mit Ehren aus dem Kampfe, und der Eindruck seiner That war für Deutschland nicht verloren.

Noch hatte der Herzog freilich nicht auf die Möglichkeit verzichtet, im Norden dem Kampfe einen neuen Aufschwung zu geben; die Gerüchte von einer britischen Landung nährten diese Hoffnung. Er sandte insgeheim Dörnberg und Oppen weg, um die Stellung der Engländer zu erkunden und mit ihnen Einverständnisse anzuknüpfen. Mit seinem Corps brach er (24. Juli) von Zwickau nach Altenburg auf, also nicht nach Böhmen. Von nun an war es unmöglich, den Seinen zu verbergen, was er im Schilde führte. Vielleicht waren nicht Alle entschlossen, die Gefahren eines verzweifelten Zuges mit ihm zu theilen; dann besser eine kleine Schaar, als eine unzuverlässige. In der That waren Bedenken wach geworden in der Mannschaft; das Beispiel von Stralsund stand noch in frischer Erinnerung. Auch im Kreise unerschrockener Männer konnte die Erwägung aufkommen, ob es nicht besser sei, sich für eine günstigere Zeit zu sparen, als sich in erfolglosem Widerstande für eine Sache zu opfern, die von größeren Mächten vorerst aufgegeben schien. Beim Ausmarsch aus Zwickau versammelte der Herzog die Officiere um sich und verkündete ihnen seinen Entschluß: sich niemals Bonaparte zu unterwerfen, sondern sich nach der Nordküste Bahn zu brechen, um den Engländern die Hand zu reichen. „Wir sind es der Sache, für die wir das Schwert gezogen haben, schuldig, dasselbe nicht ruhen zu lassen, so lange noch irgendwo in und für Deutschland gekämpft wird.“ Doch wies er zugleich auf die Gefahren eines solchen Entschlusses und entband diejenigen ihres gegebenen Wortes, die sich durch andere Rücksichten oder Pflichten abgehalten sähen, ferner auszuharren. Nach einer ernsten Pause erklärten gegen 30 Officiere, meist vom Husarenregiment, ihren Austritt. Der Herzog war betroffen und

auf seinen Zügen malte sich Enttäuschung und Unwille; er hatte gehofft, es würden Alle bleiben. Aber er verlor seine Entschlossenheit nicht; er gab den Austretenden den Abschied und ernannte sofort ihre Nachfolger. Nachdem die Officiere sich entfernt, richtete er auch an die Mannschaft seine Aufforderung; es folgten etwa 200 dem Beispiel der ausgetretenen Führer. Der Rest erklärte unter begeistertem Zuruf, er wolle mit dem Herzog leben und sterben! Es waren 1300 Mann Fußvolk, 650 Reiter und 4 Geschütze mit 80 Mann Bedienung, die entschlossen waren, sich aus Thüringen den Weg nach der Nordsee zu suchen.

Nun ging der Marsch über Altenburg nach Leipzig; in der Nähe der Stadt bestand die Freischaar mit einem sächsischen Reitercommando, das nach Dresden zog, ein heftiges Scharmützel (26. Juli) und rückte dann in die Stadt ein, deren Zeitungen schon vor Wochen die Vernichtung der schwarzen „Räuberbande" verkündet hatten. Die bestürzten Bewohner besorgten Plünderung und es kamen auch anfangs Unordnungen vor, denen indessen der Herzog rasch steuerte. Er begnügte sich mit einer Contribution von 17,000 Thlrn. und einigen Requisitionen für seine Truppe. Noch am Mittag erfolgte der Aufbruch gegen Halle; schon am nächsten Tage erschien Thielmann mit etwa 1300 Mann. Dem Herzog gleich auf dem Fuße nachzudrängen, waren die Sachsen zu ermüdet, aber auch die weitere Verfolgung unterblieb; vielleicht wollte Thielmann Sachsen nicht verlassen und noch weniger die Verbindung mit den Westfalen erneuern, deren oberste Leitung ihm noch in bitterer Erinnerung war.

In Halle fand die tapfere Schaar gleich herzliche Aufnahme, wie früher Schill; unter allen preußischen Städten war keine dem westfälischen Regiment mehr abgeneigt, als diese. Wie Befreier wurden die Schwarzen begrüßt, die westfälischen Wappen abgerissen, Freiwillige meldeten sich zum Eintritt. Der Ermuthigung bedurfte es hier nicht, eher der Mahnung zur Besonnenheit gegenüber der drohenden Rache des Feindes. Am Mittag des 27. Juli brach der Herzog gegen Quedlinburg und Halberstadt auf; hier zuerst stieß er unerwartet auf den Feind.

Das Armeecorps, das der König von Westfalen in Sachsen hin und her geführt, haben wir bei Erfurt verlassen. Auf die Nachricht vom Waffenstillstand war Jerome, der den Krieg just so geführt wie die Regierung, nach Cassel heimgekehrt; mit ihm der Troß von Officieren und Höflingen, deren keiner zu befehlen und keiner zu gehorchen verstand. Nur die Division Gratien war bei Erfurt geblieben; ein Corps von etwa 5000 Mann unter Reubel, einem der unfähigsten Lieblinge des Königs, ward auf die Kunde, daß ein paar hundert Engländer in Cuxhaven gelandet seien, nach Hannover entsendet. Ihn sollte von Magdeburg das fünfte westfälische Infanterieregiment verstärken; dasselbe war eben in Halberstadt eingerückt, als sich der Herzog näherte (29. Juli). Er beschleunigte seinen Marsch aufs Aeußerste,

damit der Feind sich nicht unter die Mauern von Magdeburg zurückziehe und die schwarze Schaar dann in Gefahr komme, zwischen die Garnison der Festung, zwischen Reubels Corps und die von Erfurt heraneilende Division Gratiens eingeklemmt zu werden. Durch seine Raschheit hoffte er das feindliche Regiment unversehens zu überfallen. Das gelang zwar nicht, es war am Mittag die Nachricht von seinem Anmarsch ihm nach Halberstadt vorangeeilt, aber er kam doch schnell genug, um dem Feinde keine Zeit mehr zu lassen zum Rückzug. Der Oberst des westfälischen Regiments war Meyronnet, einer von Jerome's importirten Abenteurern, den er zum Grafen von Wellingerode erhoben hatte; er war früher Officier in der Marine gewesen und zeichnete sich vor dem anderen Casseler Troß wenigstens durch eine Tugend, durch militärischen Muth aus. Die Leitung Jerome's und seiner Sippschaft hatte in den letzten Wochen die westfälische Armee in tiefen Mißcredit gebracht; von ihrer militärischen Promenade in Sachsen war nichts zu erzählen als Thaten der Zuchtlosigkeit. Hier in Halberstadt zeigte sich, was aus dem gleichen Stoffe ein entschlossener Mann zu machen wußte. Halberstadt war noch von alter Zeit her befestigt; die Mauer war in gutem Stande und hatte außer mehreren Thürmen eine mit Schießscharten versehene Brustwehr. Auf die erste Nachricht vom Anmarsch der Schwarzen ließ Meyronnet die Eingänge in die Stadt verrammeln, Thore und Mauern besetzen; ein paar Compagnien wurden auf der Quedlinburger Straße den Braunschweigern entgegengeschickt. Aber diese drängten schon heran und trieben die vorgeschobene Abtheilung in die Stadt zurück; es fehlte nicht viel, so wären sie mit ihnen eingedrungen. Der Herzog ordnete seine Leute zum Angriff; die nach Magdeburg und Braunschweig führenden Ausgänge wurden nur beobachtet, gegen das Kühlinger und Harsleber Thor setzten sich zwei Sturmcolonnen, die letztere vom Herzog, die andere von Korfes geführt, in Bewegung. Zwei Compagnien unter Hauptmann Rabiel wurden gegen das Johannisthor commandirt. Ohne Säumen begann der Sturm; die Schwarzen drangen mit Todesverachtung vor, aber von den Mauern und Thürmen wüthete ein Feuer, das ihre Reihen gewaltig lichtete. Die Bedienung des Geschützes namentlich hatte stark gelitten. Nach wiederholtem Mißlingen gelang es endlich dem Major Korfes, der mit den Lieutenants Platz und Genderer das Geschütz bedienen half, das Kühlinger Thor einzuschießen; sogleich warfen sich die Jäger in die Bresche, räumten die Barricaden weg und stürmten mit dem Rufe „Sieg oder Tod" in die Stadt hinein. Am Harsleber Thor ward gleich hartnäckig gefochten und die Barricaden in Brand gesteckt, indeß Rabiel nach einem verzweifelten und verlustvollen Kampfe eine Nebenpforte am Johannisthor mit Aexten aufhauen ließ und in die Stadt drang. Mitten im dichtesten Gewühle war auch der Herzog. Die Nacht war angebrochen, als sich die Schwarzen so von zwei Seiten her Bahn gebrochen hatten in die Stadt. Eine Abtheilung der Westfalen, als Reserve aufge-

stellt, sah sich jetzt von zwei Seiten her angegriffen und streckte die Waffen. Aber die Anderen waren nicht gemeint, sich so leichten Kaufes hinzugeben. Es begann ein wilder Kampf in den Straßen und Häusern, ein Kampf der Einzelnen gegen Einzelne, oder auch gegen die sich wieder sammelnden Massen. Ein paar westfälische Compagnien namentlich leisteten hartnäckigen Widerstand; nur nach empfindlichem Verlust wurden sie von Straße zu Straße gedrängt und erst gezwungen die Waffen zu strecken, als die Braunschweiger sie mit Kartätschen beschossen und den Oberst Meyronnet selbst verwegen aus der Mitte herausgeholt hatten. Bis zwei Uhr in der Nacht dauerte der heftigste Kampf, ja ein Haufen von einigen hundert Mann, der sich in einem großen Gebäude verschanzt, hielt sich bis zum anderen Morgen und streckte auch da erst auf Meyronnets Aufforderung die Waffen, als die Braunschweiger drohten, das Haus in Brand zu schießen. Aber der Sieg der schwarzen Schaar war vollständig. Nur ungefähr 100 Mann von dem westfälischen Regiment waren entronnen, ihre Todten und Verwundeten schlugen die Sieger auf mehr als 600 Mann an, die Gefangenen auf 2000 Mann und 80 Officiere.*) Den größten Antheil an der glänzenden Waffenthat hatte das Fußvolk; obwohl sich Alle tapfer schlugen, war es doch besonders seiner unvergleichlichen Bravour zu danken, daß ein tapferer vielleicht an Zahl überlegener Feind in einer festen Stellung durch eine Schaar von 2000 Mann überwältigt ward. Wohlfeil freilich war der Sieg nicht erkauft; auch die Leute des Herzogs zählten ungefähr 400 Verwundete und Todte, darunter 18 Officiere. Die Bewohner der erstürmten Stadt hatten furchtbare Stunden verlebt und es schien einen Augenblick, als sollten alle Schrecken eines nächtlichen Kampfes über ihr zusammenschlagen; auch hat es in der ersten Hitze des Eindringens an Gewaltthaten und Ausschweifungen nicht gefehlt, aber sie waren kaum nennenswerth mit dem, was andere Städte nach einer Erstürmung erlebt hatten. Es gelang doch dem Herzog, die wildesten Gesellen seiner Schaar im Zaum zu halten.**)

Bis zum Mittag nach dem blutigen Kampfe ward gerastet; dann (30. Juli) brach der Herzog gegen Wolfenbüttel und Braunschweig auf. Nach dreijähriger Verbannung sah er sein Stammland und seine Hauptstadt wieder. Das Volk vergaß der fremden Dränger und ihrer drohenden Rache; die Erinnerung an die gute alte Zeit lebte mit aller Frische wieder auf. In begeistertem Jubel ward der Sohn und Erbe Karl Wilhelm Ferdinands empfangen. „Ich bin sein Sohn, sagte er selber in einem Aufruf an die Braunschweiger, ich fühle, welche Verpflichtungen mir dieser Name auferlegt, und ich thue vor Gott und der Welt das feierliche Gelübde, seiner werth

---

*) Nach westfälischen Angaben wäre das ganze Regiment nicht complet, sondern nur 1700 Mann stark gewesen, s. Loßberg, Briefe in die Heimath S. 3.

**) S. das Zeugniß eines Einwohners bei Wachholtz S. 338.

zu sein, Euer Freund und Wohlthäter zu werden, wie er es war." Gegen zweihundert Männer aus der Stadt Braunschweig schlossen sich der Freischaar an. Die feindlichen Gefangenen hatte der Herzog schon vorher heimgeschickt, so weit sie nicht Dienste bei ihm nahmen; nur die Officiere behielt er noch bei sich. Auf dem Wege nach Braunschweig war auch einer der ausgesandten Boten, Hauptmann von Oppen, zum Herzog zurückgekehrt und hatte die Kunde gebracht, daß im Anfang Juli zwar ein Trupp Engländer in Cuxhaven gelandet sei, sich aber auch wieder eingeschifft habe. Dagegen werde eine englische Landung in Holland ausgerüstet. Dörnberg war nach England vorangeeilt, um die Aufnahme der Freischaar vorzubereiten. So war also die Hoffnung, den Kampf in Norddeutschland zu erneuern, vorerst in weite Ferne gerückt; es blieb nur die Zuflucht an die Küste und auf britische Schiffe.

Aber schon ward es zweifelhaft, ob dies noch möglich sei. Am Tage nach der Ankunft in Braunschweig erhielt der Herzog die Nachricht (1. Aug.), daß der Feind im Begriff sei, ihn von zwei Seiten zu umzingeln. Das Corps Reubels, aus zwei westfälischen und einem bergischen Infanterieregiment, einem Regiment Kürassiere, im Ganzen über 5000 Mann und zehn Geschützen bestehend, war von seinem fruchtlosen Streifzug an die hannoversche Küste zurückgerufen worden, um den Herzog abzuschneiden; es stand nur noch wenige Stunden von Braunschweig entfernt. Zugleich eilte von Süden die Division Gratien herbei, um die Schwarzen im Rücken zu fassen. „Der Herzog von Oels, hatte Jerome drei Tage vorher an Thielmann geschrieben, darf uns nicht entwischen." Es war also nicht zu säumen, wenn man der Gefahr entgehen wollte, von zwei überlegenen Corps erdrückt zu werden. Noch am Mittag (1. August) brach der Herzog aus seiner Hauptstadt auf, um Reubel anzugreifen. Eine halbe Stunde von Braunschweig, beim Dorfe Oelper, das die Schwarzen besetzt, erfolgte der erste Zusammenstoß; der Herzog räumte freiwillig das Dorf und concentrirte vor demselben seine Mannschaft. Ein Angriff Reubels auf diese Stellung fand entschlossenen Widerstand; die Westfalen werden zurückgedrängt; einen Augenblick drohen die Braunschweiger sie aus dem Dorfe zu vertreiben. Aber dem Herzog selbst wird das Pferd unterm Leibe erschossen; er stürzt zu Boden, während eine feindliche Kugel zugleich den tapfern Rabiel niederstreckt. Zum Glück fehlte es dem westfälischen Führer an der Fähigkeit und dem Muthe, diesen kritischen Augenblick zu nützen und den weichenden Gegnern eine Niederlage zu bereiten; das Gefecht wurde wieder zum Stehen gebracht. An einzelnen Stellen drangen die Schwarzen von Neuem vor und fochten tapfer fort, bis die Nacht den Kampf unterbrach. Freilich die Lage war bedenklich. Der doppelt überlegene Feind konnte am anderen Morgen den Angriff vielleicht mit besserem Erfolg erneuern, indessen Gratien herankam und die Niederlage der umzingelten Truppe vollendete. Schon dachte der Herzog

land nieder. Erst im Frühjahr 1810 ward der Wunsch der Truppe in anderer Weise erfüllt und sie in britischem Dienste nach der pyrenäischen Halbinsel geführt.

Der kühne Zug aus Sachsen nach der Nordsee machte allenthalben großen Eindruck. Auch die Feinde wurden unwillkürlich von Achtung ergriffen gegen die „brigands", die sich bei Halberstadt und Oelper so tapfer schlugen und mitten durch überlegene feindliche Corps ihren stolzen Abmarsch nach der See vollbrachten. Das ist ein tapferer Kriegsmann, soll Napoleon selbst in Schönbrunn gesagt haben, und einer seiner ergebensten Bewunderer meint*), der Herzog habe sich solcher Erfolge würdig erwiesen und noch ein einziger Sieg hätte hingereicht, ihn zum Herrn von Westfalen zu machen. Selbst die unter rheinbündischer Censur erscheinenden Zeitschriften zollten dem „unbesiegten Welfen" und seinen Kameraden ihre Bewunderung. Wie kläglich nahm sich dagegen die militärische Rüstung und Führung des westfälischen Königreichs aus, das doch unter den Rheinbundstaaten die zweite Stelle hatte! Wie morsch mußte hier Alles sein, wenn eine Handvoll tapferer Leute, sogar unter dem Eindruck des Sieges von Wagram, im Stande war, dies ganze Gebäude in seinem Grunde zu erschüttern! Das ist denn auch der nachwirkende Erfolg des Herzogs gewesen: er zerstörte vollends den Nimbus der Bonaparte'schen Königreiche und überzeugte die Welt, daß am Tage einer Katastrophe Napoleons schon ein mäßiger Stoß genügen werde, diese Vorwerke seiner Macht zu zertrümmern. Der Zug Friedrich Wilhelms war ein drohender Schatten, den kommende Ereignisse vor sich her warfen. Vier Jahre, nachdem der Herzog in sein Stammland im Triumphe eingezogen, reichte ein Haufe Kosaken hin, den ganzen Schwarm Jerome's in Flucht und Auflösung zu bringen.

Ruhmvoll aber tragisch wendeten sich die Geschicke Tirols. Sich selbst überlassen und von der überlegenen Macht des Feindes angegriffen, erfocht das tapfere Bergvolk zum dritten Male seine Freiheit und behauptete sie in Ehren, um dann doch geopfert und mit gebundenen Händen dem dreimal überwundenen Gegner preisgegeben zu werden.

Nach dem Siege vom 29. Mai war Tirol zunächst des Feindes entledigt. Die Mannschaft vom Etschland zog heim, die Grenzgemeinden wies Hofer an, wachsam zu sein, die Pässe und Eingänge zu beobachten. Die Schützen aller Orte sollten sich immer bereit halten, damit sie augenblicklich gerufen werden und zu Hülfe kommen könnten. Vorerst schien indessen ein Angriff kaum zu fürchten. Napoleon rief nach dem Mißlingen von Aspern alle Mannschaft, die irgendwie entbehrlich schien, zu sich heran, um den

*) Pelet IV. 299. 300.

zweiten Schlag an der Donau mit voller Ueberlegenheit führen zu können. Was vom bairischen Heere zurückblieb, reichte nur eben nothdürftig hin, das eigene Gebiet zu decken. Die österreichischen Truppen hatten durch Kriegsgefangene, die sich selbst frei gemacht, nicht unbeträchtlichen Zuwachs erhalten; Buol befand sich mit beinahe 2700 Mann zwischen Innsbruck und dem Brenner, ein paar Compagnien waren nach der bairischen Grenze und zur Einschließung von Kufstein entsendet, in Südtirol stand Leiningen mit etwa 700 Mann, ein paar gleiche starke Abtheilungen von Chastelers Corps waren noch am Eingange des Pusterthals entweder zurückgeblieben oder wieder dahin umgekehrt. Nur Chasteler selbst blieb seit seiner rathlosen Flucht aus Tirol dem Lande und seinen Kämpfen für immer entfremdet.

Die Waffenruhe, deren Tirol vom Ende des Mai bis in die zweite Hälfte des Juli genoß, ward nur durch einzelne Ausfälle der Tiroler nach Oberbaiern unterbrochen. Erst ward von der Leutasch und Scharnitz aus ein Anschlag auf die bei Mittenwald aufgestellte bairische Abtheilung versucht, der diese zum Rückzug zwang; dann wurden nach Füssen, nach Partenkirch, nach Miesbach hin mit wechselndem Erfolge Streifzüge unternommen. Meistens waren es nur Razzias, die einige Beute einbrachten, ohne der Tiroler Sache zu nützen. Ein größeres Unternehmen ward noch am 17. und 18. Juli versucht; in vier Colonnen, deren Aufstellung sich von Mittenwald bis Füssen ausdehnte, sollte in Oberbaiern eingefallen, namentlich Murnau und Weilheim überrascht werden. Der Versuch schlug völlig fehl; die verschiedenen Colonnen griffen nicht in einander ein und die eine, die unter Teimer's Leitung von Murnau auf Weilheim vorging, ward in ein ungünstiges Gefecht mit der bairischen Reiterei verwickelt, das sie zum Rückzug nöthigte.

Glücklicher waren die Vorarlberger in ihren Ausfällen. Als sie am gleichen Tage mit den Tirolern den Feind aus dem Lande gedrängt hatten, war durch die Wahl der Stände Dr. Anton Schneider,*) damals Advokat in Bregenz, an die Spitze gerufen worden. Der zweiunddreißigjährige rüstige Mann, voll Geist und Beredtsamkeit, heiter, lebensfrisch und unerschrocken wie der Volksstamm, dem er angehörte, war ganz die rechte Persönlichkeit, der Bewegung am Bodensee Kraft und Aufschwung zu geben. Es wurden Schützencompagnien gebildet und der Landsturm in ansehnlicher Stärke organisirt. Die Vorarlberger besetzten Weiler und Immenstadt, schlossen Lindau ein, wo eine württembergische Besatzung lag, und schlugen dieselbe zurück, als sie (14. Juni) einen Ausfall gegen Bregenz versuchte. Ein Streifzug gegen Wangen, der am gleichen Tage unternommen ward, brachte eine feindliche Truppenabtheilung in die Gefangenschaft der Vorarlberger; nur nach Kempten vermochten diese nicht einzudringen. Trefflich gelang dagegen ein

*) S. über ihn die Geschichte A. Hofers II. 288 f.

wurden die Tiroler mit erlogenen Siegesnachrichten gefüttert, um sie in trügerische Sicherheit einzuwiegen. Bald wurde vom Intendanten und seinen Organen verkündigt, daß Napoleon in voller Retirade sei, bald hieß es, Bellegarde und Kollowrath hätten ihm bei Linz schon den Rückzug abgeschnitten, bald wurde die feindliche Armee als in Auflösung begriffen geschildert oder versichert, Napoleon habe Friedensanträge gemacht, sei aber damit zurückgewiesen worden. Die Innsbrucker Zeitung that es in solchen und ähnlichen Nachrichten wo möglich den Bonaparte'schen Bülletins noch zuvor.

So lebte der Tiroler in träumerischer Zuversicht, ohne an die Möglichkeit eines Umschwunges zu denken. Kaum erinnerten ihn die Zeitungen, die Ausfälle an der Grenze und die unentbehrlichsten militärischen Vorkehrungen daran, daß er in einen gewaltigen Krieg verwickelt war; im Innern des Landes war Alles in tiefem Frieden, die Behörden trieben die Geschäfte wie in ruhigen Zeiten, der Bauer ging seinen Feldarbeiten nach. Auch Hofer war heimgegangen ins Passeyr und tauchte nur hie und da einmal bei einer feierlichen Wallfahrt auf, oder wo es galt, die gestörte Eintracht und Ordnung herzustellen. Darüber waren freilich die Anstalten zur Vertheidigung des Landes vernachlässigt worden; das Volk vertraute auf die Hülfe des Kaisers und vergaß in seiner Loyalität, daß es im April und Mai zweimal nur durch eigene Kraft frei geworden war.

Diese arglose Sicherheit hatte den höchsten Gipfel erreicht durch die falsche Botschaft von einem Siege, den die Oesterreicher bei Wagram erfochten haben sollten. Da kamen plötzlich am 16. und 17. Juli die ersten Mittheilungen von Salzburg her und von den bairischen Vorposten: es sei ein Waffenstillstand abgeschlossen, dessen vierter Artikel bestimmte, daß die österreichischen Truppen Tirol und Vorarlberg zu räumen hätten. Abdrücke des Vertrages, freilich aus bairischen und französischen Quellen, wurden vorgelegt. Ein solcher Fall war so völlig außer Berechnung, daß Niemand in Tirol daran glaubte. Es ist eine Kriegslist des Feindes, sagten Alle. Hofer gab (22. Juli) dieser Meinung in einem Aufruf an die Tiroler einen öffentlichen Ausdruck und erklärte alle Vertheidiger und Verbreiter des Waffenstillstandes für Feinde des Vaterlandes. Aber es häuften sich die Nachrichten, die den Stillstand bestätigten, und im Unterinnthal konnte man mit eigenen Ohren den Donner der Kanonen hören, der von den Wällen von Kufstein die neuesten feindlichen Erfolge feierte. Es stiegen doch Zweifel und Sorgen auf, zumal nichts geschehen war, das Land vor einem neuen überlegenen Anfall ausreichend zu decken. Ein neuer Zwischenfall stellte die alte Zuversicht wieder her. In der Nacht vom 22—23. Juli kam eine Botschaft, die der Erzherzog Johann gerade eine Woche vorher aus seinem Hauptquartier in Ungarn an Buol hatte abgehen lassen. „Da es sein kann, hieß es da, daß ein feindlicher Parlementär Ihnen den Befehl bringt, Tirol in Folge eines

Waffenstillstandes zu räumen, so haben Sie diesem Befehl nicht nachzukommen, ausgenommen, er wäre von mir unterfertigt.“ *)

Das hatte noch gefehlt, um die Verwirrung vollständig zu machen. Man jubelte über den angeblichen Wagramer Sieg und wies die Nachricht vom Waffenstillstand mit Entrüstung zurück, indeß freilich Alles, was ringsum geschah, nur zu sehr geeignet war, die Unglücksbotschaft zu bestätigen. Schon rückte der Feind mit Uebermacht heran, das Land zu unterwerfen. Der Waffenstillstand gab ihm ja volle Freiheit, Tirol zu bezwingen und sich dadurch für alle Fälle, mochte nun Friede geschlossen oder der Kampf neu begonnen werden, in Vortheil zu setzen. So wurde Lefebvre angewiesen, mit den beiden bairischen Divisionen Kronprinz (jetzt Raglovich) und Deroy, nebst den Abtheilungen, die bisher Arco und Oberndorf geführt und die jetzt Montmarie commandirte, nach Nordtirol einzurücken; die Contingente der kleineren Rheinbundsfürsten, von Nassau und den thüringischen an, die bis jetzt General Rouyer als eine Division bei Passau vereinigt, sollten sich daran anschließen; Beaumont mit seinem Reservecorps, das in Schwaben und im Allgäu stand, hatte sich gleichzeitig der nordwestlichen Eingänge Tirols von der Scharnitz an bis über Füssen zu versichern. Auf Vorarlberg warf sich der Kronprinz von Württemberg mit seinen und einer Abtheilung badischer Truppen. Aus dem Drauthal sollte Rusca nach dem Pusterthal, aus Oberitalien Castella und Peyry gegen das Etschthal aufbrechen. Es waren im Ganzen wohl 50,000 Mann, die sich so gegen Tirol und Vorarlberg in Bewegung setzten.

Die Lage des braven Gebirgsvolkes wäre dadurch schon peinlich genug geworden; sie ward vollends verzweifelt durch die Ungewißheit, die jedes gemeinsame planmäßige Handeln unmöglich machte. Es konnte so kommen, daß ein Theil des Landes sich rathlos und überrascht dem andringenden Feinde unterwarf, indeß ein anderer sich zu verzweifeltem Widerstand aufraffte. Das Widersprechendste geschah neben einander; hier setzten sich Schützencompagnien und Landsturm nach der Grenze in Bewegung, dort mahnten angesehene Stimmen, wie z. B. der Fürstbischof von Chiemsee, zur Unter-

*) Am 15. Juli hatte der Kaiser ein Handbillet an den Erzherzog Johann erlassen (s. Heer von Innerösterreich S. 241), das die Gerüchte von einem Waffenstillstand als unsicher bezeichnete und ihm befahl, sich „blos an solche Befehle zu kehren, die diesfalls von mir eigenhändig unterschrieben zukommen sollten.“ Demgemäß hatte der Erzherzog (d. d. Teth am 16. Juli) die Botschaft an Buol gesandt und ähnliche Ordres an den Banus und Bianchi gegeben. Die Angabe des 16., die Hormayrs Ministerialbericht (bei Rapp S. 459) giebt, ist die allein richtige, nicht der 18., wie es im Heer von Innerösterreich wiederholt heißt, denn eben aus letzterem Buche (S. 244. 245) ergiebt sich, daß der Erzherzog am 16. in Teth, am 18. in St. Groth stand. Damit löst sich auch der Widerspruch, auf den die Gesch. der Kriege VIII. 218. Anm. hingewiesen hat.

werfung. Indessen brach am 24. Juli die Division Deroy's von Salzburg auf, um durch den Luegpaß ins Pinzgau und Zillerthal einzudringen. Der Paß war unbesetzt; erst bei Taxenbach stießen die Baiern auf einen Haufen Landstürmer, deren hartnäckiger Widerstand wie früher im Mai blutig an dem Orte gerächt ward. Von dort ward der schwierige Marsch über den Gebirgspaß, der nach Zell im Zillerthale führt, ungehindert angetreten und von da ins Innthal eingebogen. Lefebvre selbst brach mit der andern bairischen Division und dem Corps von Rouyer am 27. Juli von Salzburg auf und fand diesmal den Strubpaß, der im Mai so schwere Opfer gekostet, unbesetzt. Ueberall wichen die vereinzelten Haufen von Soldaten, Schützen und vom Landsturm vor der Uebermacht zurück, auch die Bewohner flüchteten in Erinnerung der früher erlittenen Gräuel. Ohne Widerstand, durch zum Theil menschenleere Ortschaften rückte der französische Marschall über St. Johann nach dem Innthal und stand schon am 29. im Anmarsch auf Innsbruck. Mit den übrigen bairischen Abtheilungen kam Montmarie durch's Achenthal heran und eine andere feindliche Colonne näherte sich der Scharnitz; auch im Süden waren die zum Einfall in Tirol bestimmten Truppen im Anmarsch.

Das Alles war in vollem Gange, als endlich am 27. Juli die officielle österreichische Mittheilung über den funfzehn Tage vorher geschlossenen Waffenstillstand in Tirol ankam. Der Eindruck läßt sich nicht beschreiben. Je treuer die Hingebung der Tiroler für die kaiserliche Sache sich bewährt, desto namenloser war jetzt der Schmerz und die Erbitterung, getäuscht zu sein. Es war ein sehr dürftiger Trost, wenn General Buol mit der Ankündigung seines Abmarsches die Zusage verband, er habe die Tiroler dem Schutze des französischen Marschalls empfohlen. Vergebens suchte man in dem Waffenstillstande nach einer Bestimmung, die dem Lande die feindliche Occupation ersparte, oder auch nur in einem dürftigen Worte eine Bürgschaft gegen die Willkür des Siegers verhieß. Etwas trostvoller klang das Schreiben, womit Erzherzog Johann den Vertrag begleitete. Eben dies Schreiben war freilich der deutlichste Beweis, welche Unklarheit in den kaiserlichen Hauptquartieren selber herrschte. Statt die ganze herbe Wahrheit herauszukehren und jede Illusion unerbittlich zu zerstreuen, gab es die Zuversicht auf eine glücklichere Wendung noch nicht auf und weckte damit neue fruchtlose Hoffnungen. Der Erzherzog bezeichnete den Stillstand selbst als „sonderbar", war zweifelhaft darüber, ob eine Occupation des Landes oder eine Amnestie eintreten würde oder nicht, verhieß aber doch in bestimmten Worten, der Kaiser werde das Aeußerste thun, um für Tirol zu sorgen. Sein Rath war, Zeit zu gewinnen, die Räumung nur langsam zu vollziehen, den Bewohnern Munition zurückzulassen; schon die nächsten Tage würden dann zeigen, ob Krieg oder Frieden folgen werde. Vielleicht, fügte er hinzu, fallen den Männern in Tirol Mittel ein, die besser sind, als alle jene, über die wir uns die Köpfe zerbrechen.

Das hieß eher zu neuem Widerstande, als zur Unterwerfung mahnen. Wer wollte es den Tirolern verdenken, wenn sie nach Allem, was sie erfahren, die Truppen mit Gewalt zurückhielten? Rieth doch der Erzherzog selbst unverblümt dazu!*) Möglich, daß in einzelnen heißen Köpfen auch gewaltthätige Gedanken wach geworden sind; Volksaufstände haben oft nach geringeren Täuschungen, als die hier erlebten waren, blutige Rache an den Unschuldigen genommen. Doch weisen die Tiroler die Anschuldigung entrüstet von sich, als habe auch nur einen Augenblick der Plan auftauchen können, die Gefangenen zu morden, die Mitschuld solch einer That auf die Soldaten zu werfen und damit sie zum Bleiben zu zwingen.**) Thatsache ist es, daß nach dem ersten Aufflammen gerechten Zornes die Stimmung sich beruhigte und der Abmarsch der Truppen ohne Störung vor sich ging. Buol war noch vor Ende Juli über den Brenner zurückgegangen und hatte seine Truppen bei Schabs zusammengezogen; in den ersten Augusttagen begann der Abmarsch durch das Pusterthal. Von den Tiroler Häuptlingen selbst hatten sich mehrere bestimmen lassen, mitzugehen. Der Marsch ging rascher, als der Erzherzog gerathen; auch seine Weisung, alle entbehrliche Munition zurückzulassen, ward nicht befolgt. Die militärischen Führer, Leiningen ausgenommen, fühlten sich unheimlich in dem Lande; der gemeine Soldat empfand vielleicht noch am ersten die Schmach, die in dem Abzuge lag.

Jetzt war auch Lefebvre in Innsbruck eingerückt (30. Juli). Beim Einmarsch ins Land hatte er strenge Mannszucht anbefohlen; nur von den Sachsen war aber zu rühmen, daß sie dem Befehle folgten; die bairischen Soldaten bezeichneten auch jetzt ihre Schritte durch Gewaltthat und Verwüstung. Wie früher Schwatz, so ward jetzt Seefeld ein Raub der Flammen. Der Marschall selbst schien anfangs Mäßigung zeigen zu wollen. Er ordnete die Entwaffnung an, befahl allen Insurgentenführern, sich bis zum 10. August im Hauptquartier zu stellen, und sagte denen, die sich unterwerfen würden, Schutz und Sicherheit zu. Nur die der Ladung nicht folgen würden, waren mit den strengsten Strafen bedroht; ausgeschlossen von der Amnestie blieb seltsamer Weise nur Teimer. Es deutet Manches darauf hin, daß bei Napoleon einen Augenblick der Gedanke überwog, durch Schonung das Land zu bezwingen und, in schneidendem Gegensatze gegen das Preisgeben durch Oesterreich, mit berechneten Thaten der Großmuth die Tiroler dem angestammten Herrn desto sicherer zu entfremden.

Anders sahen die bairischen Staatsmänner die Sache an. Sie ließen

*) „Die Bewohner, hieß es in dem Schreiben, werden entweder die Truppen gehen lassen — — oder unsere Truppen gar nicht hinausgehen lassen, welches zwischen beiden Fällen wohl das Bessere wäre."

**) S. Rapp S. 506. 507.

im Namen des guten Königs Max, der gegen die Insurgenten bei mehr als einem Anlaß sein angebornes Wohlwollen nicht verläugnet hat, Instructionen für ihre Civilcommissäre ausfertigen, deren sich der Convent nicht hätte schämen dürfen. Darin waren von der Amnestie alle Anstifter und Rädelsführer ausgenommen; als Anstifter konnte aber auch der betrachtet werden, der nur Sturm geläutet hatte. Alle Einwohner sollten für den durch den Aufruhr begangenen Schaden haftbar sein; auf das Denunciren und Einliefern der nicht Amnestirten waren hohe Geldprämien gesetzt.*) Eine unsinnige Taktik, die rasch ähnliche Früchte trug, wie die Mordbrennereien vom Mai.

Vorerst freilich schien Alles zu Ende. Nach Lefebvre näherte sich Deroy der Hauptstadt; im Norden waren Beaumont und Montmarie ungestört eingerückt; die gemischte Division unter Rouyer verließ am 1. Aug. Innsbruck, um über den Brenner nach Brixen vorzugehen und dort den im Etsch- und Pusterthal erwarteten Colonnen die Hand zu reichen. Auf Widerstand ward nicht mehr gerechnet. Eben bereitete sich auch die Unterwerfung Vorarlbergs vor; es schien nicht zu fürchten, daß Tirol noch einen Versuch wagen würde, dem man mehr als je mit aller Zuversicht rasche Niederlage weissagen konnte.

Und doch, nur vier Tage, nachdem Lefebvre die Hauptstadt besetzt, flammte, kaum vorbereitet, der Aufstand mit frischer Kraft wieder auf, errang Sieg auf Sieg, trieb die fremden Dränger, die eben erst ihre drakonischen Gesetze verkündet, mit Schimpf zum Lande hinaus und errang für sich allein und ohne jede fremde Hülfe seine dritte und glorreichste Befreiung. Nie hat sich in einer Erhebung des Volkes das hochherzige Vertrauen auf eine gute Sache und die Hingebung an die legitime Gewalt, die sich selbst aufgab, großartiger und rührender zugleich bewährt.

Auf die erste gewisse Kunde vom Waffenstillstande, so niederschlagend sie war, hatten doch Viele noch gemeint, das Land werde nur geräumt, nicht aber vom Feinde besetzt werden. Das war auch Hofers Glaube. Darum ließ er seinen Getreuen melden, man solle den Vertrag halten, falls ihn die Gegner hielten. Wie aber der Einmarsch erfolgte, sah er darin einen Bruch des Waffenstillstandes. Ein feuriger Aufruf (28. Juli) rief das Volk südlich vom Brenner auf's Neue zu den Waffen, um das Höchste und Heiligste gegen den „Feind des Himmels und der Erde" zu beschützen. „Das einzige und letzte Loos von uns Allen sei: für Gott und den Kaiser Franz siegen oder sterben." Auch der wackere Straub faßte wieder Muth; bis Mariä Himmelfahrt, schrieb er flüchtend seinem Weibe, hoffe er wieder in Innsbruck zu sein. Speckbacher, der sich in der Zeit der Ruhe bei der Blokade von Kufstein eifrig zu thun gemacht und manch verwegenen Streich geführt, hatte sich erst bereden lassen, mit Teimer, Eisenstecken, Sieberer u. A. den Oesterreichern

*) S. bair. Regierungsblatt 1809. Nr. 54. S. 1219 ff.

zu folgen; wie ihm aber Hofer bei Brunecken begegnete und treuherzig zurief: „Seppel, willst mich auch im Stich lassen?“ sprang er eilig vom Wagen herunter und eilte mit Hofer zurück in's Land. Das Plündern, Brennen und Morden der Sieger und der Schrecken, womit sie drohten, war für muthige Herzen nicht dazu angethan, zur Geduld und Unterwerfung zu stimmen. Wenn die Sache so aussieht, hörte man wohl sagen, dann bleibt uns nichts übrig, als Widerstand bis auf's Aeußerste. Aerger, als es jetzt ist, kann man es gegen uns nicht treiben; vielleicht gelingt es, durch verzweifelten Kampf bessere Bedingungen zu erlangen. Das Zögern Lefebvre's gab Zeit und Muth zu solchen Betrachtungen.

So sammelten sich südlich vom Brenner, in dem Augenblick, als Lefebvre in Innsbruck eingezogen war, wieder Haufen bewaffneter Bauern. Hofer erließ aus der Nähe von Sterzing ein Landsturmaufgebot, während im Passeyr und bei Meran die Gemeinden und Gerichte beschlossen, ihre Mannschaften wieder in Bereitschaft zu setzen (1. Aug.). Indessen drängten sich die widersprechendsten Eindrücke und Nachrichten. Die Oesterreicher zogen ab, ein Theil der Bauernführer folgte ihnen, der Anmarsch überlegener feindlicher Massen ward schon angekündigt. Dann blieb es wieder ruhig und der Feind schien noch fern. Dies Schwanken prägt sich auch in den Schritten Hofers und seiner Freunde aus, die bei Sterzing Rath hielten. Der Landsturm ward erst aufgeboten, das Aufgebot dann widerrufen, gleich darauf (2. Aug.) erneuert. Wie im Mai, vor dem Treffen am Isel, waren es lakonische Zettel, welche den Ruf zum Kampfe rasch durch die Thäler trugen. Zuerst sammelte sich, was in der Nähe wohnte; angesehene Männer, wie Peter Mayr, der Wirth in der Mahr bei Brixen, und der Schabser Wirth Peter Kemnater, setzten sich auf den Ruf in Bewegung; auch Haspinger bot seine Schützen auf und zog gegen Brixen. Schon am Abend des 2. August waren die ersten Zuzüge auf dem Wege von Brixen nach Sterzing.

Das war derselbe Tag, an dem die Division Rouyer, 7 Bataillone und 4 Schwadronen stark, den Brenner passirt und in Sterzing eingerückt war. Hofer und die Seinen hatten sich, als der Feind herankam, seitwärts nach dem Jaufen hingezogen; der Sandwirth, den in den nächsten Tagen ein feindlicher Aufruf (5. Aug.) für vogelfrei erklärte, hielt sich in einer Schlucht an der Grenze des Passeyrthales verborgen und erließ von dort seine Mahnrufe zur Bewaffnung.*) So rüstete sich schon Alles zum neuen Kampfe, als Rouyer mit seinen Truppen zu Sterzing lagerte. Er hielt da einen Rasttag (3. Aug.), der ihm verhängnißvoll geworden ist. Die Tiroler, unter Haspingers, Mayrs und Kemnaters Leitung, denen sich jetzt auch Speckba-

*) Von hier erließ er ein Schreiben, das unterzeichnet war: „Euer treues Herz Andre Hofer, Obercommandant von Passeyr, dermalen wo ich bin.“ Daß er sich mit den oft angeführten Worten „dermal unwissent wo“ unterzeichnet habe, erklärt Rapp a. a. O. 509 für eine „böswillige Erdichtung.“

cher angeschlossen, sammelten ihre Mannschaft bei Brixen, legten Verhaue auf der engen Eisackstraße an und ließen an den steilen Berglehnen Felsstücke und Baumstämme bereit halten, um sie auf den vorbeiziehenden Feind herabzurollen.

Am Morgen des 4. August brach Rouyer von Sterzing gegen Brixen auf; bei Mauls stieß er auf die ersten Haufen der Insurgenten und warf sie zurück bis gegen Mittewald und nach der Brücke von Oberau. Die Brücke ward aber von den Tirolern zerstört; die feindliche Vorhut, zwei leichte sächsische Bataillone, einige Reiterei und zwei Geschütze, die bis dahin vorgedrungen, sah sich trotz tapferen Angriffs hier aufgehalten; der größere Theil der Division war noch zurück und konnte der Verhaue wegen nur langsam folgen. Zugleich waren den ganzen Weg entlang, wo sich das Thal verengert, Bäume und Steinmassen bereit, um sie auf den Feind herabzustürzen. Durch zähe Aeste oder leicht bewegliche Unterlagen gehalten, konnten sie auf ein gegebenes Zeichen mit Blitzesschnelle losgelassen werden in die Tiefe. Als die Masse des Feindes in die Thalschlucht eingetreten, erfolgte das Signal. Unter betäubendem Getöse rollten die Bäume und Felsstücke herab, die feindliche Mannschaft unter ihrer Wucht zu begraben oder in den brausenden Eisack zu schleudern. Die Wirkung war entsetzlich. Den Getroffenen mochte es vorkommen, als wenn die Berge über ihnen zusammenstürzten; einen Augenblick trat dumpfe Stille ein, dann drang aus den Staub- und Schuttwolken das Jammergeschrei der Verstümmelten und Sterbenden hervor.

So sahen sich die Truppen tiefer in die Schluchten gelockt, wo sie, eingeengt und im Rücken schon durch neue Aufgebote bedroht, eine sichere Zielscheibe waren für die Tiroler, deren Kugeln aus sicherer Stellung auf sie abgefeuert wurden. Schon hatte dieser Tag mehrere hundert Mann gekostet, und noch stand das Schlimmste bevor. Die Avantgarde war von dem Hauptcorps losgerissen, der Führer des Letzteren verlor den Muth weitern Widerstandes und wich vor Tagesanbruch nach Sterzing zurück, von dem er fürchten mochte abgeschnitten zu werden. Die Vorhut stand die Nacht über eingeschlossen bei den wenigen Häusern und Scheunen von Oberau. Am andern Tage (5. Aug.) sahen sie sich mit Macht angegriffen. Die Zuzüge der Bauern waren gewachsen, sie selber umzingelt, ohne Nahrung, bald ohne Munition. Die kleine Truppe leistete, was in so schlimmer Lage zu leisten war; allein jeder weitere Widerstand konnte nur mit völliger Vernichtung enden. Erschöpft und ausgehungert streckten sie am Abend die Waffen; ein Tiroler Bericht zählte an Gefangenen 683 Mann, im Ganzen hatten die zwei Tage dem sächsischen Regiment, das vorher 2190 Mann gezählt, 946 Gemeine und 36 Officiere gekostet. Im Munde des Volkes heißt die Thalschlucht zwischen Oberau und Mittewald noch jetzt die „Sachsenklemme“.

General Rouyer zog alles das, worüber er noch verfügen konnte, auch die Abtheilungen, die er auf der Brennerstraße zurückgelassen, nach Sterzing zusammen; es war schon zweifelhaft, ob er sich hier behaupten konnte. Speckbacher hatte die Mannschaft auf den Höhen und in den Thälern rechts vom Eisack aufgeboten, Hofer war mit den Passeyrern und Meranern im Anzug über den Jaufen (6. Aug.). Auch in den Seitenthälern, die nach der Brennerstraße ausmünden, regte sich bereits der Aufstand und drohte die Verbindung mit Innsbruck zu stören.

Marschall Lefebvre hatte sich durch die mühelose Einnahme des untern Innthals blenden lassen; er hielt Tirol für unterworfen und schwelgte zu Innsbruck im Genuß des leichten Sieges. Es war ihm eine bittere Ueberraschung, als am 5. August die Nachricht von den Ereignissen im Eisackthal nach der Hauptstadt kam. Ohne Säumen brach er mit der bairischen Division Kronprinz nach dem Brenner auf; mit übermüthiger Zuversicht drohte er die Bauern zu züchtigen. Schon war die Brennerstraße nicht mehr sicher; die Kugeln der Tiroler Schützen schlugen in seine Colonnen. Aus Rache ließ er das Dorf Ried in Brand stecken. Den Sachsen in Sterzing machte er bittere Vorwürfe, als wenn sie und nicht seine eigene unbesonnene Leitung das Unglück von Oberau verschuldet hätten. Rouyer wurde auf den Brenner zurückgeschickt, Arco's Abtheilung herangezogen. Am andern Morgen (7. Aug.) ging er zum Angriff vor. Seine beiden Flügel sollten die steilen Höhen säubern, während das Centrum auf Mauls vordrang. Aber die Bauern waren jetzt schon mächtig angewachsen, das Terrain ihnen bekannt und günstig. Vergebens suchte der Marschall durchzubrechen; alle seine Anstrengungen waren nicht glücklicher als die der Sachsen. Kaum gelang es seinen frischen und zahlreicheren Truppen, bis Mauls vorzudringen; hier brach sich der Angriff an der Gewalt der natürlichen Hindernisse. Der Marschall gab es auf, die Eisackstraße frei zu machen; er lagerte sich bei Sterzing, um zu warten, bis ihm die anderen Colonnen, die vom Pusterthal und von der Etsch heraufdringen sollten, und die Abtheilung, die er selbst nach dem oberen Inn entsendet, Luft machten. Drei Tage blieb er so bei Sterzing stehen, erwartend, ob ihm nicht von anderer Seite Hülfe kommen würde, und in bitterer Verlegenheit, wie er auf dem engen Winkel, auf den er hingedrängt war, seine Truppen verpflegen sollte. Es wurden selbst, wiewohl vergebens, mit den Bauern, die er hatte züchtigen wollen, Unterhandlungen angeknüpft.

Aber der erwartete Entsatz kam nicht; vielmehr die Kunde neuer Niederlagen. Von Süden her zeigte sich keine Hülfe; Botzen und Trient blieben unbesetzt. Von Osten war Rusca (4. Aug.) nach dem Pusterthal aufgebrochen, hatte bei Lienz den ersten Haufen der Aufständischen zurückgeworfen, stieß aber an der Lienzer Klause auf die heldenmüthige Gegenwehr eines kleinen Häufleins auserlesener Schützen. Mit empfindlichem Verlust wich

der General zurück, in ohnmächtiger Wuth seine Schritte durch Mord und Verwüstung bezeichnend. Am 11. August war er wieder auf dem Wege nach Klagenfurt.

Schlimmer noch erging es einer Colonne, die der Marschall vor seinem Aufbruch von Innsbruck nach dem obern Innthal entsendet, um den Vintschgau und Meran zu besetzen. Ein bairisches Infanterieregiment, eine Escadron Dragoner und zwei Kanonen, im Ganzen etwa 1400 Mann, sollten unter Oberst Burtscheid, dem der Franzose Vasserau beigegeben war, von Landeck nach Finstermünz hin aufbrechen und den Aufstand im Rücken bedrohen; einige andere Bataillone und eine Reiterabtheilung blieben bei Landeck und Imst zurück. Auch im obern Innthal war der Aufstand schon in vollem Gange; bei Prutz sammelten sich bewaffnete Haufen, aus den benachbarten Thälern, namentlich von Kauns, rasch durch Zuzüge verstärkt. Von Landeck nach Prutz zieht sich die Straße, zwischen steile Höhen und das Bett des Inn eingeengt, auf und ab, an der Berglehne meistens nur wie ein schmaler Weg hingeschlängelt, bisweilen durch die Felsmassen hindurchgesprengt. Erst jenseits der Pontlatzer Brücke führt die Straße in ein etwas lichteres Thal; an der Brücke selbst, über deren Eingang eine steile, hohe Felswand emporragt, sieht das Thal einer finsteren, schauerlichen Schlucht gleich. Hier hatten schon 1703 die Baiern ihr unbesonnenes Vorgehen blutig büßen müssen, und die Stelle war wie geschaffen, einer weichenden Truppencolonne einen tödtlichen Schlag zu versetzen. Auch jetzt waren auf den Höhen Steine gleich einer Mauer aufgeschichtet, welche durch eine leichte Bewegung auf die Straße gerollt werden konnten. Noch war freilich nichts geschehen, den Widerstand dort zu organisiren; als die ersten Schützen nach der Pontlatzer Brücke kamen, sahen sie schon einen Trupp bairischer Reiter; kaum vermochten sie noch zu entrinnen. Es war der Vortrab der feindlichen Colonne, die Burtscheid am Morgen des 8. August von Landeck weggeführt. Ohne Hinderniß passirten die Baiern noch die Pontlatzer Brücke; es war kurz nach Mittag. Aber jenseits sammelten sich rasch die Haufen der Bauern; in allen Dörfern läuteten die Sturmglocken zum Aufbruch. Um die Dörfer Prutz und Ladis, um den Uebergang über den Inn, dessen Brücke dort die Aufständischen zerstört, entspann sich bis zum Abend ein hitziger, aber vergeblicher Kampf; die Baiern mußten die Hoffnung aufgeben, sich den Weg nach Finstermünz hin zu öffnen. Die nähere Sorge war jetzt, die Truppen unversehrt zurückzubringen durch die Felsschluchten am Inn. Unter dem Schutz der Nacht versuchten sie den Rückzug; die Steinbatterien über der Pontlatzer Brücke waren aber jetzt besetzt und, meist von Weibern, bedient, auch Schützen auf den Höhen aufgestellt. Nur ein Theil der Colonne vermochte lautlos über die Brücke gegen Landeck hin zu entkommen; auf das erste Geräusch begannen die Schützen zu feuern und zugleich wurden die Baumstämme und Steinmassen auf die Flüchtigen losgelassen. Die ganze

Enge war augenblicklich gesperrt, Mannschaft und Pferde in den Inn geschleudert, Munitionswagen und ein Geschütz zertrümmert. Was nicht getroffen war, mußte zurückflüchten in das eben verlassene Lager von Prutz. Abgeschnitten von Landeck und außer Stande, sich einen andern Weg zu öffnen, hatte die Truppe keinen anderen Ausweg, als sich zu übergeben. Es waren 800 Mann, unter ihnen Burtscheid und Basserau selbst, die am Morgen des 9. Aug. vor den Bauern die Waffen streckten.

Auch die Vorhut, die noch unversehrt über die Brücke entkommen, entging kaum dem Verderben. Bei Landeck, wo sie sich mit dem dort gebliebenen Bataillon vereinigte, sammelte sich schon der Landsturm; in dem Stanzer und dem Patznauner Thal war der Aufstand in vollem Gange (9. Aug.). Mit Mühe und mit empfindlichem Verlust eilten sie bis Imst; das Bataillon, das hier gestanden, fanden sie schon im heftigsten Kampfe. Vom Inn her und aus allen Seitenthälern wogten die Bauern heran; alle steilen Abhänge waren mit Bäumen und Felsstücken besetzt. Bei Nassereit, bei Miemingen, bei Telfs kam es zu heftigen Gefechten; einem Wilde gleich gehetzt und tief erschöpft, eilten die Baiern nach Zirl. Ein Regiment, das ihnen Deroy von Innsbruck zu Hülfe entgegengesandt, ward mit in den unglücklichen Kampf verflochten. Die beiden Tage hatten den Baiern 1067 Mann, 22 Officiere nebst drei Geschützen gekostet.

So waren alle die Hoffnungen, auf die Lefebvre gebaut, vereitelt; es war hohe Zeit, daß er Sterzing verließ. In der Nacht vom 10—11. Aug. brach er nach dem Brenner auf, von dem zu gleicher Zeit Rouyer ins Innthal herabzog. Lefebvre's Marsch ließ ihn alle Schrecken eines Rückzuges empfinden. Schon drängten die mächtig angeschwollenen Schaaren der Aufständischen dem Heere nach, aus den Thälern und Schluchten des Brenners kamen Schützen und schossen von den Höhen oder wälzten in den Engwegen Steine auf die rückziehende Colonne herab. So unaufhörlich gedrängt und stark gelichtet, ohne Ruhe und Rast, kam die Truppe nach einem ununterbrochenen Marsch von achtzehn Stunden am Abend des 11. August in der Hauptstadt an; es läßt sich denken, in welchem Zustand*). Der Marschall selbst hatte nach Tiroler Berichten, zu Fuß und in einen gemeinen Soldatenmantel eingehüllt, einen Theil des Weges zurückgelegt. Die Baiern, deren soldatische Tüchtigkeit in dieser Krisis die schwerste Probe bestanden, gönnten dem übermüthigen Mann, der bei jedem Anlaß sich geringschätzend über die früheren Kämpfe ausließ, die bittere Züchtigung; „ich bin darüber, schrieb einer ihrer Officiere, ganz und gar nicht verdrießlich, damit diesen Herren einleuchtend werden möge, was Tirol sei".

*) „Die Erbärmlichkeit des Einzuges dieses Feldherrn, der so stolz ausgezogen war, vermag keine Feder zu schildern", sagt Rapp S. 535. Ebendas. 537 f. sind auch Auszüge aus aufgefangenen Briefen der Baiern, die das bestätigen.

Lefebvre war entschlossen, das „verwünschte Land“ zu räumen. Er sandte gleich nach seiner Ankunft in Innsbruck Truppenabtheilungen voraus, um die Zugänge nach Baiern und die Verbindung mit Kufstein zu decken. Der Führer einer dieser Colonnen, Graf Arco, fand nicht weit von Schwatz bei einem Verhau, den die Bauern angelegt, durch eine feindliche Kugel seinen Tod. Um Innsbruck selbst drängten die Massen der Insurgenten bald von allen Seiten heran; die Höhen nach dem Brenner waren wieder, wie im Mai, von vielen Tausenden von Landstürmern und Schützen bekränzt, und in der Ebene, im Angesicht der Stadt, hatte sich schon gleich nach dem Mißgeschick von Landeck und Imst der Zug der Oberinnthaler genähert. Noch einmal ward am Berge Isel um den Besitz von Tirol gestritten. Aehnlich, wie am 29. Mai, griffen jetzt am 13. August die Tiroler in drei Sturmcolonnen, deren Mitte wieder Hofer, deren Flügel Haspinger und Speckbacher führten, die feindliche Stellung an; wie damals ward auf der ganzen weiten Linie von beiden Theilen mit ausdauerndem Eifer gefochten. Die Baiern vermochten nicht die Höhen zu erstürmen, die Tiroler nicht ihre mit Geschütz und Reiterei versehenen Gegner aus der Ebene zu verdrängen. Aber bei Lefebvre mochte dieser Kampf den Entschluß des Rückzuges wohl zur Reife bringen; die Verbindung mit Baiern konnte gefährdet werden, die Verpflegung des Heeres ward mißlich. Er blieb noch bis zum Abend des 14. Aug.; dann brach er auf, um das Land zu räumen. Eine Woche später war der letzte feindliche Soldat nach Salzburg und Baiern zurückgewichen. Noch einmal zog der Sandwirth aus Passeyr — am Napoleonstage — in Innsbruck ein; jetzt unterzeichnete er seine Befehle als „Obercommandant in Tirol“ und regierte von der Innsbrucker Hofburg aus in Ruhe das Land, bis der Friede dem kurzen Traume der Selbständigkeit ein tragisches Ende bereitete. Aber diese Bauernregierung bildete eine glückliche Episode in der Tiroler Helden- und Leidensgeschichte von 1809; wie sie in ihrem Kampfe die Weisheit der Kriegsleute vom Handwerk bitter beschämt, so durfte sich auch ihr naives Regiment neben der Staatskunst der Leute vom Fach und von der Feder in allen Ehren sehen lassen.

Nur Vorarlberg ward unterworfen. Es war nach dem Waffenstillstand von zwei Seiten angegriffen worden. Von Tirol aus war die Division Beaumonts über den Arlberg eingedrungen, indeß die Württemberger unter dem Kronprinzen von der anderen Seite her Bregenz besetzten (6. August). Dr. Schneider suchte, mit Aufopferung der eigenen Person, durch ein Abkommen dem Lande eine schonende Behandlung zu sichern; doch drohte der leidenschaftliche Groll des Volkes Alles zu vereiteln. Der Vertrag, den er verabredet, ward vernichtet, er selbst zum Gefangenen gemacht. Gern hätten die Franzosen an dem muthigen und patriotischen Mann ihre Rache gekühlt, aber der Kronprinz von Württemberg, in dessen Hände er gekommen war, zeigte mehr fürstlichen und ritterlichen Sinn, als sonst im Rheinbunde hei-

misch war; er verweigerte die Auslieferung. Schneider blieb dann längere Zeit in württembergischer Haft, bis er zu Anfang des Jahres 1811 seine Freiheit erlangte.

Während Tirol die Botschaft von Wagram und Znaim mit neuen Erfolgen erwiederte, waren auch im deutschen Norden die Hoffnungen auf eine glückliche Wendung frisch erwacht. Die Zuversicht, daß der Waffenstillstand nur geschlossen sei, um den Kampf besser gerüstet zu erneuern, hielt die Gemüther der Patrioten noch aufrecht; sie nährten sich mit der Erwartung, daß England es nicht versäumen werde, durch eine kraftvolle Diversion den glimmenden Stoff eines Volksaufstandes im Norden zum Ausbruch zu bringen.

Der Gedanke, daß die britische Politik durch eine Landung an der Nordseeküste Hannover, Braunschweig, Hessen sammt dem ganzen westfälischen Königreich in Bewegung setzen und den Schilderhebungen im Innern dieser Gebiete einen starken Rückhalt geben werde, war nicht erst jetzt erwacht; er stammte aus den Anfängen dieses Krieges. Die ersten Entwürfe Dörnbergs waren auf solch eine Unterstützung berechnet; den Unternehmungen Schills und Braunschweigs lag die gleiche Hoffnung zu Grunde. In England hatte man gezögert, bis alle diese einzelnen Versuche gescheitert waren. Es wird uns unter den Staatsmännern dort nur der eine Georg Canning genannt, der mit vollkommener Einsicht in die Lage und mit unverdrossenem Eifer die Sache verfocht; ihn unterstützten Graf Münster und die österreichische Diplomatie; allein sie vermochten nicht durchzudringen. Nicht das Mißlingen der vorangegangenen Handstreiche, auch nicht die Verspätung war der wirkliche Grund; vielmehr wäre gerade jetzt noch ein günstiger Moment gewesen, die Stimmungen, die sich bei Braunschweigs Zug durch Norddeutschland unzweideutig kundgegeben, zu nützen und der vielleicht erwachenden Friedensneigung in Oesterreich durch einen kraftvollen Schlag an der Weser und Elbe zu begegnen. Hing ja doch die ganze Hoffnung auf Preußens Mitwirkung wesentlich davon ab, daß solch eine Diversion seiner peinlichen Isolirung ein Ende machte.

Allein es ist der britischen Politik, deren zähe Unnachgiebigkeit und Ausdauer in diesem Weltkampfe der höchsten Anerkennung werth ist, bisweilen in einem entscheidenden Augenblick begegnet, daß sie sich durch die Lüsternheit nach einem egoistischen Gewinn über die ganze Situation verblenden und von dem wahrhaft staatsmännischen Wege ablenken ließ. So hatte sie früher im Sommer 1793 mit ihrer unseligen Unternehmung auf Dünkirchen einen unwiederbringlich glücklichen Moment verlieren machen; so lag ihr auch jetzt die Schelde mehr im Sinn, als die Landung in Deutschland. Die Staatsmänner wie das Volk sahen mit Ungeduld die französische Flotte bei Vlies-

Aber die Ereignisse gingen langsamer, als Steins Hoffen und Wollen. Zuerst kam die Enttäuschung, daß das englische Landungsheer nicht nach der Weser, sondern nach der Schelde ging, dann trafen aus Oesterreich sehr abkühlende Nachrichten ein. Die kühnen Entwürfe einer Erhebung wurden gelobt, aber ihre Ausführung in ungewisse Ferne geschoben. Auf unserer Seite, schrieb Gentz am 27. August, ist der Wunsch nach Frieden, wenn dieser auf erträgliche Bedingungen zu erlangen wäre, ohne allen Zweifel der herrschende. Noch gab Stein die Hoffnung nicht auf. Er schlug (Septbr.) vor, Hessen, Hannover, Braunschweig und Oranien-Fulda sollten einen „deutschen Bund" unter dem Schutze des deutschen Kaisers schließen zur Wiederherstellung deutscher Unabhängigkeit und zur Zerstörung des Rheinbundes. Ein Bundesrath sollte das Ganze leiten, eine deutsche Armee mit gewählten Officieren geschaffen werden, Fahnen, Farben und Symbole zugleich an die Befreiung, für die man sich erhob, und an die Einheit Deutschlands, die man erstrebte, erinnern. Ein Manifest, das „alle Ideen von Nationalehre, einen tiefen Unwillen über die erlittenen Unterdrückungen über das Gewebe von roher Gewalt, von Niederträchtigkeit und Feigheit erregte", sollte die Nation zu den Waffen rufen. Allein die Ausführung aller dieser patriotischen Entwürfe war auf die zwei Voraussetzungen gebaut, die nicht eintrafen: eine britische Landung in Norddeutschland und die kräftige Mitwirkung Oesterreichs. Die britische Landung wurde durch das vorauszusehende Mißlingen auf Walcheren vollends auf lange hin zweifelhaft; die Thätigkeit Oesterreichs war durch die Hoffnung auf einen raschen Frieden gelähmt. Noch war zwar einer der österreichischen Emissäre, der des Erzherzogs und Stadions Vertrauen besaß, der Graf von Waldstein-Dux, bemüht, im Sinne der ihm vor der Schlacht von Wagram gegebenen Instructionen zu handeln; er erörterte noch, wahrscheinlich durch Stadion veranlaßt, um Mitte October mit dem britischen Ministerium die Frage einer norddeutschen Erhebung und des Anschlusses von Preußen,*) allein eben jetzt setzte der zu Wien abgeschlossene Friede allen weiteren Entwürfen ein Ziel.

Die Friedensunterhandlungen hatten erst einen Monat nach dem Waffenstillstande, der verlängert war, ernstlich angefangen. Napoleon benutzte die Zeit, wo der Kampf ruhte, mit rastloser Thätigkeit zur Verstärkung seiner Streitkräfte; es wurden Ergänzungsmannschaften herangezogen, Rekruten einberufen, Artillerie, Munition und Vorräthe ansehnlich vermehrt. Nach französischen Quellen ist sein Heer in dieser Zeit um 80,000 Mann und einige hundert Geschütze stärker geworden; er konnte also, wenn die Unterhandlungen fruchtlos waren, den Kampf in ganz entschiedener Ueberlegenheit

*) S. Lebensbilder III. 55—63.

erneuern. Auch in Oesterreich schien man eher an neue Rüstungen, als an Frieden zu denken. Nachdem freilich ein großer Theil der Monarchie vom Feinde besetzt war, konnte die Hoffnung nicht sowohl auf die eigenen Mittel, als auf fremde Hülfe gestellt sein. Drum zählte man auf eine britische Landung, die einen Aufstand in Norddeutschland und die Hülfe Preußens nach sich zog.

So zeigte kein Theil drängende Eile mit der Unterhandlung. Die ersten Wochen vergingen mit nutzlosen Erörterungen über einen Präliminarvertrag, den Napoleon durch seinen Minister Champagny vorschlagen ließ. Darnach sollte Oesterreich die Landwehr beseitigen, das stehende Heer auf die Hälfte vermindern und alle in seinen Diensten stehenden Personen entlassen, welche aus Gebieten stammten, die gegenwärtig zum französischen Kaiserreich gehörten. Es mag Napoleon mit diesen Forderungen wohl selbst nicht ganz Ernst gewesen sein; wenigstens führten die Unterredungen darüber zu keinem Resultat. Dagegen zeigte er sich nach fünfwöchentlichem Zaudern bereit, die Friedensverhandlungen zu beginnen.

Am 17. August trat Champagny mit Metternich und Nugent in Ungarisch-Altenburg zusammen, um über den Frieden zu verhandeln. Die Situation war nicht mehr dieselbe, wie kurz nach dem Waffenstillstande von Znaim. Napoleon hatte an Stärke ungemein gewonnen; die Hoffnung auf eine britische Landung war mittlerweile vereitelt und an ihre Stelle die Expedition nach Walcheren getreten, der man schon jetzt ein schlimmes Ende weissagen durfte. So neigten denn auch die Stimmungen im österreichischen Lager zum Frieden, wenn dieser nur auf „erträgliche Bedingungen" zu erlangen war. Erträgliche Bedingungen, schrieb damals Gentz, nennt man bei uns solche, die uns nicht unmittelbar zu Grunde richten, oder klar und deutlich um Ehre und Reputation bringen. Der Kaiser allein, fügte Gentz hinzu, scheint die Fortsetzung des Krieges jedem Opfer vorzuziehen. In diesem Sinne sprach sich auch Franz am Vorabend der Friedensverhandlungen in einem Aufruf an seine Unterthanen aus. „Mein Wunsch, sagte er, ist ein ehrenvoller Friede, ein Friede, in dessen Bestimmungen Möglichkeit und Aussicht seiner Dauer liegt. Die Tapferkeit meiner Kriegsheere, ihr unerschütterlicher Muth, ihre warme Vaterlandsliebe können mir nie gestatten, Bedingungen, welche die Grundfeste der Monarchie zu erschüttern drohten und uns entehrten, nach so großen und edlen Aufopferungen einzugehen."

Ueber das, was Napoleon wollte, schien es schwerer als je eine klare und bestimmte Anschauung zu gewinnen. Im österreichischen Lager ward darüber geklagt, daß alle Versuche, ihn zu erforschen, vergeblich seien; nach einigen hingeworfenen Aeußerungen hätte es geschienen, der Friede würde sehr leicht, nach andern wieder, er würde so gut als unmöglich sein. Der französische Kaiser sei im eigentlichsten Sinne des Wortes „undurchdringlich" geworden. Die ersten Verhandlungen waren nicht dazu angethan, dieses Dun-

kel zu erhellen. Beschwerden und Gegenbeschwerden, Klagen von der einen und Drohungen von der anderen Seite eröffneten die Friedensconferenzen. Die Oesterreicher wiesen auf die enormen Contributionen hin, die Napoleon dem Lande auflegte; der französische Bevollmächtigte dagegen drohte, man werde das eroberte Gebiet völlig in Besitz nehmen, die Feudalität abschaffen und das Napoleonische Recht einführen. Während jene den Ursprung des Krieges in dem unersättlichen Vordringen des französischen Systems suchten, klagte dieser die Unzuverlässigkeit der österreichischen Politik an, die nach jedem Frieden nur von Neuem auf Krieg gesonnen habe.

Es dauerte einige Zeit, bis sich Champagny über die Bedingungen des Friedens deutlich vernehmen ließ; als dessen Grundlage ward der gegenwärtige Besitzstand bezeichnet. Das hieß genau genommen ungefähr 9,000,000 Einwohner, also einen großen Theil der Monarchie fordern! In der That schien der Sieger entschlossen, Salzburg und Oberösterreich an Baiern, Kärnthen, Krain und Kroatien bis zur Save an das italische Königreich, einen Theil von Böhmen an Sachsen, von Galizien ein Stück an Polen abzutreten. Darnach wären noch Ungarn und Siebenbürgen mit einzelnen Stücken von Böhmen, Mähren, Niederösterreich und Kroatien vom Kaiserstaate übrig geblieben.

Es war freilich mit dieser ungeheuren Forderung nicht buchstäblich zu nehmen. Napoleon wollte wohl einen Frieden, der Oesterreich unschädlich machte und ihn ungestört seine Entwürfe im Westen verfolgen ließ; drum je mehr an Abtretungen zu erlangen war, desto wünschenswerther schien es ihm. Aber er verhehlte sich doch auch nicht, daß Forderungen, wie die eben aufgestellten, erst nach einem letzten Verzweiflungskampfe, in dem Oesterreich alle seine Kräfte verbraucht, durchzusetzen waren. Er wollte darum nur möglichst viel verlangen, damit ihm, auch wenn er Beträchtliches davon fallen ließ, immer noch eine reiche Beute für Filialkönige und Vasallen übrig blieb.

Die Stimmungen in Oesterreich schwankten noch zwischen Kampf und Frieden, aber die ganze Situation deutete mehr auf Unterwerfung, als auf äußersten Widerstand. Jener heroische Schwung, womit man in den Krieg eingetreten, wich allmälig unter dem Drucke des Mißgeschicks, und es machten sich mehr und mehr die Verhältnisse und Persönlichkeiten wieder geltend, deren Macht in diesem Staate wohl zurückgedrängt, aber nicht überwunden war.

Vor Allem fehlte es an einem militärischen Namen, um den sich die Stimmungen des Widerstandes in rückhaltlosem Vertrauen sammeln konnten. Erzherzog Karl hatte dies Vertrauen völlig eingebüßt. Auch Solche, die nicht in den Ton bitterster Anklagen einstimmten und ihn den Zerstörer der Monarchie nannten, oder die ihm vorwarfen, es genüge seiner Selbstsucht der einmal erworbene Ruhm eines Sieges über Napoleon, alles Uebrige sei ihm

gleichgültig*), auch mildere Beurtheiler räumten ein, daß er sich für die Zukunft des Krieges unmöglich gemacht hatte. Denn in der Armee blieben die Mißgriffe vom April unvergessen und es war eine weit verbreitete, von einzelnen Generalen laut ausgesprochene Ansicht, daß vor Allem der panische Schrecken, den ihm Napoleons Anwesenheit erweckte, ihn Fehler auf Fehler begehen ließ. Ueber die Tage von Aspern cursirte die Erzählung: der Erzherzog habe erst die Stellung am Ufer gar nicht vertheidigen wollen, und sei dann am zweiten Schlachttage zum Rückzuge entschlossen gewesen, als die Feinde ihm darin zuvorkamen. Auch über seine Leitung des Kampfes von Wagram und den Conflict mit seinen Brüdern waren theils ungünstige, theils geradezu ärgerliche Anecdoten verbreitet. Wir möchten für die Richtigkeit derselben nicht einstehen; es scheint schon schlimm genug, daß sie damals Verbreitung und Glauben fanden. Und waren nicht die Vorgänge vom April, die Unthätigkeit im Juni, die Ueberraschung bei Wagram, das vorschnelle Bemühen, von Napoleon Frieden zu erbitten, die mindestens zweifelhafte Haltung gegen Erzherzog Johann — waren das nicht Thatsachen genug, um auch den Glauben an Aergeres zu rechtfertigen? In jedem Falle war eine Persönlichkeit, die so weit unter der allgemeinen Erwartung zurückgeblieben war und die man jetzt laut im Lager der „schmählichsten Unfähigkeit“ bezüchtigte, als Oberfeldherr der Armee moralisch unmöglich geworden.

Indessen das Uebel ging weiter. Wir reden nicht von den Brüdern des Generalissimus, deren Haltung nur wenig Lob auch bei denen fand, die den Letzteren hart getadelt haben, und deren Uneinigkeit in der Armee bekannt genug war, um ihre Autorität zu erschüttern. Aber auch an der höchsten Stelle selbst sahen die Dinge keineswegs hoffnungsvoll aus. Noch vor der Entscheidung von Wagram ward geklagt über die Schwankungen und den Mangel an Festigkeit am Hofe, ja selbst einen gewissen Grad von Leichtsinn, der grell abstach von dem furchtbaren Ernst der Lage. Die Kaiserin zwar blieb beharrlich in ihrer edeln Haltung und erklärte jetzt wie früher, man müsse eher Alles dulden, als sich durch demüthigende Schritte zu retten suchen, aber Kaiser Franz vermochte seine Natur nicht zu ändern. Ein Mann wie Stadion hat auf ihn nie einen beherrschenden Einfluß geübt, schon weil der Kaiser in der Athmosphäre der Thugut, Colloredo und Cobenzl groß geworden war; es war aber zudem auch seine Weise, in kleinen wie in großen Fragen eine Menge von Personen zu Rathe zu ziehen und dann häufig einer ganz untergeordneten Einwirkung lieber zu folgen, als dem leitenden Minister. Wer die Individuen kannte, die seine nächste Umgebung bildeten, von Rollins Zeit an bis zu Kutschera, der weiß, was das zu bedeuten hatte! Seine Unempfindlichkeit für die Bedrängniß des Staats erschien so groß, wie seines

*) So in den Tagebüchern von Gentz S. 90 f. 99. 101. 108.

Bruders Unthätigkeit; er sprach über die Dinge, wie ein Mann, den sie nur von Weitem berührten.

Es begreift sich wohl, daß bei so trostloser Lage Männer, die ihr Leben diesem Staate gewidmet haben, anfingen an dieser Dynastie zu verzweifeln. Nicht nur Gentz sprach es vertraulich aus, daß der Kaiser wie die Prinzen des Hauses unfähig seien, ihre Stelle auszufüllen; ein Mann wie Radetzky erörterte im Gespräch mit ihm ruhig die Frage, welche Vortheile dem Kaiserstaat aus einem gänzlichen Wechsel der Dynastie erwachsen müßten. Eine Ansicht, die nicht vereinzelt gewesen zu sein scheint. Wenigstens schreibt Gentz in seinem Tagebuch: Viele Officiere von Auszeichnung sind von der Unfähigkeit, von der völligen und unheilbaren Nullität unserer Regierung so tief durchdrungen, daß der Gedanke, das gegenwärtige Herrscherhaus untergehen zu sehen, weit entfernt sie zu erschrecken, ihnen vielmehr zu gefallen anfängt*).

Es war unter solchen Umständen ungemein schwer zu sagen, wie die Verhältnisse sich gestalten würden; auch die am tiefsten Eingeweihten gingen in ihren Ansichten darüber weit auseinander. Auf der einen Seite hörte man laut und nachdrücklich versichern, daß vorerst kein Gedanke an Frieden bestehe und man berief sich dabei namentlich auf die Anschauung des Kaisers und der Kaiserin, daneben tauchte aber doch gleich nach dem Waffenstillstand das Gerücht von Stadions Entlassung auf und Persönlichkeiten, die nicht zu den Verzagten gehörten, wie Fürst Johann Liechtenstein, oder Leute, die zu Stadions Freunden zählten, wie Gentz, wurden unter denen genannt, welche eine Fortsetzung des Kampfes für unmöglich erklärten.**) Ja dieselben waren innerlich überzeugt, daß der Minister selbst an der Möglichkeit des Krieges bereits verzweifelte. Wenigstens war seit Wagram seine Haltung eine andere geworden, er erschien seinen Freunden erschüttert und gebeugt. Dazu kam, daß Metternich als Friedensunterhändler nach Altenburg geschickt war; von ihm glaubten Alle, daß er den Frieden wolle und nichts versäumen werde, um ihn zu erlangen. Selbst solche, die nicht ohne Sorge in Metternich den Nachfolger Stadions erblickten, wollten dies nicht einmal tadeln; hätten wir, sagte damals Bubna, eine Million Soldaten an der Donau stehen, so müßten wir doch verzweifeln: denn wir hätten Niemanden, der sie führen könnte.

Unter diesen Schwankungen, die sich noch Wochen lang fortsetzten, war es immerhin eine bemerkenswerthe Thatsache, daß Kaiser Franz am 15. August den General Bubna an Napoleon gesendet hatte, um ihm zu seinem Namenstage Glück zu wünschen. Auch in den Conferenzen zu Altenburg trat eine leise Wendung ein; die Forderung des uti possidetis ward stillschweigend beseitigt und Napoleon bezeichnete sie nachher als einen „schlechten

*) Tagebücher von Friedrich von Gentz S. 78. 89. 100. 191. 196. 203.

**) Ebendas. S. 98. 100. 106. 108. 112. Vgl. 114. 119. 123—126.

Spaß" seines Unterhändlers. Champagny gab zu verstehen, daß sich sein Herr mit einer Abtretung von 4 — 5 Millionen Einwohnern „begnügen" werde. Aber nur tropfenweise ließ er sich darüber vernehmen, worin diese Abtretungen bestehen sollten. Zunächst ward Oberösterreich bis zur Enns verlangt; Baiern, dadurch bereichert, sollte bis vor die Thore von Wien vorrücken. Wie dann die österreichischen Unterhändler die ganze Summe der Forderungen zu erfahren wünschten, verlangte er auf der italienischen Seite Kärnthen, Krain und alles Gebiet rechts von der Save bis an die Grenze von Bosnien. Andere Ansprüche waren noch im Rückhalt: zum Schutze Sachsens sollte das nördliche Böhmen mit dem sächsischen Königreich vereinigt, außerdem die Hälfte von Galizien abgetreten werden. Das Alles zusammen enthielt mindestens die fünf Millionen Bewohner, die Napoleon forderte.

So weit war man bis in die erste Woche des September gekommen. Die österreichischen Unterhändler hatten bis jetzt auf dem Friedenscongreß mehr die Prätensionen des Gegners angehört, als eigene Anträge gestellt. Denn ihr gleich anfangs schüchtern vorgebrachter Vorschlag, den Besitzstand vor dem Kriege als Grundlage anzunehmen, war von den französischen Forderungen so ungemein weit entfernt, daß sich eine Verhandlung daran nicht knüpfen konnte. Indessen war im Laufe der Friedensverhandlung die Lage des Kaiserstaates nicht besser geworden. Napoleon hatte sich gewaltig verstärkt und Oesterreichs eigene Rüstungen konnten, auch bei größter Thätigkeit, mit seinen Mitteln nicht mehr gleichen Schritt halten. Die Unternehmung auf Walcheren nahm einen immer bedenklicheren Verlauf; auf eine Landung in Norddeutschland, also einen Aufstand und den Beitritt Preußens, war darnach kaum mehr zu hoffen. Auch Rußland war keine Stütze; Alexander gab eben jetzt die Friedensunterhandlung in Napoleons Hand; zwar legte er seinem Verbündeten Mäßigung an's Herz, aber er empfahl zugleich dem österreichischen Monarchen Nachgiebigkeit.

So waren die kriegerischen Gedanken, mit denen man noch den Waffenstillstand schloß, durch die Ereignisse stark herabgestimmt und der Friede wäre wohl entschieden gewesen, hätte man nur irgend erträgliche Bedingungen vor Augen gesehen. Wenn darum im September die Aussichten sich wieder kriegerisch anließen, so lag die Ursache nicht etwa in einer günstigeren Gestaltung der Hülfsmittel Oesterreichs, sondern wesentlich in dem Mangel einer annehmbaren Friedensbasis.

Indessen versuchte es Kaiser Franz mit einer neuen Art der Verhandlung; er sandte Bubna direct an Napoleon, in der Hoffnung, daß dieser Weg rascher zum Ziele führen werde, als der bis jetzt so unfruchtbare Friedenscongreß in Altenburg.

Bubna's erster Empfang ist denn auch nicht unfreundlich gewesen. Napoleon schien geneigt, sich mit mäßigeren Forderungen zu begnügen, wenig-

stens war auf die Abtretung oberösterreichischer und böhmischer Gebiete verzichtet. Im Gespräch zeigte sich der französische Kaiser offener und vertraulicher, als er es bis jetzt in diesem Kriege gewesen war. Ihr bleibt immer noch, außer Frankreich, die stärkste Macht auf dem Festlande; ich hätte nie geglaubt, daß ich im Bunde mit Rußland noch einen ernsthaften Krieg würde zu bestehen haben, und doch, was für einen Krieg! Frankreich wird nicht immer so bleiben, wie es ist; Ihr könnt dann von Neuem treiben, was Ihr wollt. Wie drohend fügte er dann hinzu: ich weiß, ich habe jetzt wenig Freunde in diesem Lande, aber wenn Ihr mich zwingt, wieder anzufangen, werde ich mir solche zu schaffen wissen. Ich werde die eroberten Gebiete theilen und die Lehnsrechte abschaffen, das wird mir schon Anhänger erwerben.*) Indessen das Bedeutsamste war, daß Napoleon Bedingungen in Aussicht stellte, die wenigstens von den ersteren Forderungen sehr weit herabgingen. In einem Schreiben an den Kaiser Franz (15. Sept.), das er Bubna mitgab, erklärte er sich bereit: gegen die Abtretung eines Gebiets mit 1,600,000 Seelen am Inn und in Italien und der kleineren Hälfte von Galizien Frieden zu schließen. Weiter könne er nicht gehen, ohne sich den Vorwürfen der französischen Nation auszusetzen.**)

War dieser erste Versuch einer directen Unterhandlung unzweifelhaft ermuthigend, so erschienen dem österreichischen Monarchen die französischen Forderungen doch immer noch zu hoch, um darauf eingehen zu können. In seiner Antwort an Napoleon, die Bubna am 21. Sept. nach Schönbrunn brachte, nahm Kaiser Franz die Miene an, als finde er noch keine wesentlichen

*) Die Mittheilungen in Gentz' Tagebüchern S. 150 f. weichen hier von den französischen Berichten insoweit ab, als sie die bekannten leidenschaftlichen Ausbrüche Napoleons erst in die Zeit der späteren Sendung Bubna's verlegen, und, wie sich uns aus dem Zusammenhang zu ergeben scheint, mit Recht. Nur Andeutungen auf die Abdication des Kaisers Franz scheinen auch bei der ersten Unterredung gefallen zu sein. (A. a. O. 160. 166.)

**) Der Brief findet sich als Beilage einer Depesche Wilhelm von Humboldt's vom 8. Oct. 1810, welche Aufschlüsse über die Ursachen des Wiener Friedens giebt. Er beginnt mit den Worten: La base de l'uti possidetis est considerée par V. M. comme destructive des principes de sa monarchie. Cela étant, mon frère, j'y renonce et je suis prêt à faire la paix avec V. M. moyennant une cession sur la frontière de l'Inn et sur celle d'Italie, équivalente à 1,600,000 âmes, et de la cession de moins de la moitié de la Galizie au Roi de Saxe et à l'Empereur de Russie. Er betont dann, wie weit damit von der ersten Forderung herabgegangen sei, pour me reduire à ce que je crois l'ultimatum, ce qu'il m'est permis à faire, sans encourir les reproches de ma nation et sans manquer aux miens, qui par le sacrifice de leur vie ont mis mes armes dans la position prospère où elles sont. Das sind ohne Zweifel die Bedingungen, von denen Gentz am 17. schreibt: Tout le monde est dans une espèce de stupeur sur ce que l'empereur peut balancer encore à entrer dans des propositions aussi modérées.

Spuren von Nachgiebigkeit.*) Aber Bubna fand diesmal eine sehr unfreundliche Aufnahme. Ueberzeugt, daß er eine große Probe seiner Mäßigung gegeben, zeigte sich Napoleon sehr aufgebracht, daß man seine Großmuth so wenig zu würdigen wisse. Zugleich griff er zu einer Taktik, die er schon früher einmal angedeutet und die wohl mehr als alles andere dazu angethan war, auf Kaiser Franz Eindruck zu machen. Napoleon that Bubna gegenüber, als sei er sogleich zum Frieden bereit, wenn er es nur mit einem andern Manne zu thun hätte, als Kaiser Franz war. Es war ihm wahrscheinlich kein Geheimniß, wie zäh und eifersüchtig der österreichische Monarch an seiner Gewalt hing und wie der Gedanke, sie einzubüßen, ihn mehr erschreckte, als alle Opfer an Land und Leuten. Drum hat das gewiß seine Wirkung nicht verfehlt, was Napoleon jetzt dem Kaiser durch einen seiner Officiere zu Gehör sprach. „Wenn man offen mit mir verhandelt, äußerte er, so können wir in 48 Stunden Frieden haben. Mein Interesse gebietet, entweder die österreichische Monarchie aufzulösen, indem ich die Kronen Oesterreichs, Böhmens und Ungarns trenne, oder Oesterreich durch eine enge Allianz an mich zu knüpfen. Wie soll ich aber von Kaiser Franz einen aufrichtigen Bund erwarten? Ich will mit einem Manne zu thun haben, der Erkenntlichkeit genug hat, mich in Zukunft ruhig zu lassen. Löwen und Elephanten haben bisweilen solche Empfindungen; Ihr Herr ist ihrer nicht fähig.**) Ja, wenn er sich entschlösse, die Krone niederzulegen zu Gunsten seines Bruders, des Großherzogs von Würzburg! Ich würde dann nichts verlangen, vielleicht selbst Tirol zurückgeben, Oesterreich sofort räumen.“ Bubna meinte, seinem Kaiser würde kein Opfer zu groß sein, um den Staat zu retten. „Gut, erwiederte Napoleon, man kann darüber keine förmlichen Vorschläge machen, aber ich werde mich für gebunden achten, wenn es dazu kommt. Indessen glaube ich nicht, daß Ihr Kaiser das Opfer bringt.“

---

*) Humboldt berichtet in der erwähnten Depesche: L'empereur d'Autriche y fit une réponse, que je n'ai pu me procurer, dans laquelle il vouloit d'une manière tout aussi peu adroite que peu conforme à la vérité prouver, que les demandes faites alors par l'Empereur Napoléon étaient les mêmes que l'utipossidetis.

**) So versichert Napoleon selbst, zu Bubna geredet zu haben; s. Bignon VIII. 363, und allerdings war nach den Bulletins und Proclamationen, die vorausgingen, jede Insulte glaublich. Daß Napoleon jene Drohung ausgesprochen, ist übrigens auch von österreichischen Quellen bestätigt. Während von den ersten Unterredungen Bubna's ausdrücklich in Gentz Tagebüchern (S. 151) gesagt ist: il a été en général doux, modéré et décent, n'a fait des sorties contre personne — heißt es später (S. 166): il a proposé et itérativement proposé, de restituer la monarchie dans son integrité, si l'empereur voulait céder la couronne au grand-duc de Würtzbourg. Il avait déjà énoncé cette idée lors du dernier voyage de Bubna; cette fois-ci, l'ayant reproduite, il a formellement autorisé Bubna à la communiquer à l'empereur!

Es ward ein ausführlicher Brief an Kaiser Franz entworfen, voll von Vorwürfen und in beleidigendem Tone gehalten, der freilich nicht abgesandt ward, weil es nach seinen eigenen Worten nicht schicklich sei, daß zwei Souveraine in dieser Weise mit einander redeten. Aber Bubna erfuhr doch, daß ein solcher Brief geschrieben war; der Zweck war also erreicht. Zugleich ward an die Friedensgesandten zu Altenburg eine Note gesandt, die den herbsten Ton anschlug; niemals, hieß es, sei in einer Unterhandlung weniger Geschick, Versöhnlichkeit und Geschmeidigkeit bewiesen worden. Die österreichischen Bevollmächtigten gingen keinen Schritt vorwärts, hinderten Alles und führten nur Drohworte im Munde.

Wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, daß hier eine wohl berechnete Scene gespielt ward. Napoleons Erklärung, daß die letzten Vorschläge sein Ultimatum enthielten, und wenn nicht sofort eine befriedigende Antwort komme, er den Krieg erneuern werde, erhielt einen drohenden Nachdruck durch die Zornausbrüche gegen Kaiser Franz und seine Unterhändler. Der Imperator kannte seine Leute zu gut, um nicht eine Taktik zu versuchen, die er seit Campo Formio und Luneville wiederholt mit bestem Erfolg angewendet. Hier die Hindeutung auf die Abdication, dort das Drohen mit einem neuen Kampfe in fast hoffnungsloser Lage — es war kaum zu zweifeln, daß Kaiser Franz sich den Bedingungen unterwarf, die ihm das Bonaparte'sche Ultimatum auferlegte.

Die nächsten Tage mußten die Entscheidung bringen. Schon war die Partei des Krieges gewaltig gelichtet; die namhaftesten Männer in der Armee sprachen für den Frieden. Die Kriegspartei, versicherte Gentz, besteht nur noch aus dem Kaiser, der Kaiserin, ihrem Bruder Ferdinand, Baldacci und einigen namenlosen Leuten, deren Aufrichtigkeit nicht einmal außer Zweifel steht. Selbst von Stadion waren die Verfechter des Friedens überzeugt, daß er dessen Nothwendigkeit einsehe, und nur aus Besorgniß, den Schein von Inconsequenz auf sich zu laden, sich dagegen sträube. Daß auf den Kaiser kein Verlaß sei, gab der Minister zu; nach einer verlorenen Schlacht, so lautete eine seiner Aeußerungen, wird er sich aus dem Staube machen und uns dem lieben Gott überlassen. Das war denn freilich eine Unterstützung mehr für die Anhänger des Friedens. Wie oft hat Stadion damals den Vorwurf hören oder doch errathen können: es sei leichtfertig gewesen, bei seiner Kenntniß von der Natur dieses Fürsten sich in solch einen Kampf einzulassen. Aber auch Stadion war nicht mehr derselbe, wie zur Zeit, wo er in den Krieg eingetreten; seine Energie und sein Selbstvertrauen war tief erschüttert. Ich betrachte mich als todt, sagte er einmal zu Gentz, und existire nur noch für meine Kinder.*) Der Graf Stadion, schrieb später Wilhelm

---

*) Vgl. Gentz Tagebücher S. 154—162. 166. Die Aeußerung Humboldts ist der erwähnten Depesche vom Oct. 1810 entnommen.

von Humboldt, hat die Energie nicht, die in so kritischen Lagen allerdings nur das Eigenthum höherer Naturen ist. Er bekämpfte die Friedensentwürfe mehr, um sich nicht ein Dementi zu geben, als um seine Ansicht durchzusetzen. Der Kaiser aber hat zu wenig Vertrauen in sich selbst, um allein den Anstoß zu geben; er hätte gern gewünscht, daß seine Minister die Verantwortlichkeit auf sich nähmen und ihn gewissermaßen zu dieser Ansicht drängten.

Dazu stimmte im Ganzen die Meinung, wie sie sich in den diplomatischen Kreisen zu Wien gestaltet hatte.*) Auch dort ward über die Unberechenbarkeit des Kaisers geklagt und erzählt, er höre Jeden, um schließlich irgend einer eigenwilligen Eingebung oder einem ganz untergeordneten Rath zu folgen. Stadion selbst habe niemals den Einfluß auf den Monarchen gehabt, der eine durchgreifende Thätigkeit möglich machte. Ueber die Erzherzoge sammt und sonders bestand in diesen Kreisen dieselbe ungünstige Meinung, von der wir früher Aeußerungen erwähnt haben. Gleichwohl ward die Entlassung des Generalissimus als eine Förderung des Friedens betrachtet. Weder Liechtenstein noch Bellegarde vermochten ihn ganz zu ersetzen; es fehlte sowohl die Macht als die Einheit des Willens, welche die Armee meistern konnte. Auf diese letztere übte aber der Waffenstillstand keine günstige Wirkung. Unter den Führern wuchs die Abneigung gegen den Krieg, theils aus Eifersucht der Einen gegen die Andern oder aus ängstlicher Sorge vor weiteren persönlichen Einbußen, theils aus Verzweiflung an der Möglichkeit besserer Erfolge. So schwand, wie Finkenstein sagt, mehr und mehr der hohe Gedanke, in dem der Krieg unternommen war; Mangel und Noth thaten das Uebrige.

Von den Schwankungen zwischen Kriegs- und Friedensneigungen erzählte man sich in diesen diplomatischen Kreisen bemerkenswerthe Züge. Als Metternich nach Altenburg geschickt ward, galt es am Hofe für ausgemacht, daß man nur Zeit gewinnen wolle; gleich darauf erfolgte aber die erste Sendung Bubna's an Napoleon, die der überraschten Welt die stille Friedensneigung verrieth und den Franzosen die Schwankungen des kaiserlichen Hofes enthüllte. Die Verhandlungen durch Bubna dauerten dann fort, wiewohl der Kaiser wiederholt seinen Entschluß zum Kampf betheuerte und auch Stadion bis zum 20. September an die Erneuerung desselben glaubte. Am lebhaftesten focht für den Krieg bis zuletzt die Kaiserin. Graf Ferdinand Palffy, der lange Zeit selbst in diesen Ton eingegangen, übernahm es, sie umzustimmen. Er schilderte die trostlose Lage des Heeres, den Mangel eines geeigneten Führers, die Friedensneigung im Volke. Auch Liechtenstein und Bellegarde redeten in dem Sinne. Stadion zürnte wohl und fragte vorwurfsvoll, warum sie nicht vor zwei Monaten so gesprochen, wo man einen

*) Das Folgende aus einem besonderen Berichte Finkensteins, den er am 24. Dec. 1809 unter dem Titel: mémoire qui contient en résumé tout ce qui a améné cette paix, nach Berlin gesendet hat.

vortheilhafteren Frieden erlangen und dem Lande unendlichen Druck ersparen konnte, aber ausreichende Mittel wußte auch er nicht zu nennen. In einer dreistündigen Audienz bei der Kaiserin (Stadion nannte dies die peinlichsten Stunden seines Lebens), nach einer schmerzvollen und leidenschaftlichen Unterredung, aus der die Kaiserin ohnmächtig weggetragen ward, kamen auch die Beiden zum Ergebniß, daß die vorhandenen Mittel wie die leitenden Persönlichkeiten eine Fortsetzung des Kampfes nicht gestatteten. Damit war der Friede entschieden; wenn der Kaiser sich bisweilen noch, z. B. gegen Baldacci, in anderem Sinne äußerte, so geschah es nur, um den beschlossenen Rückzug zu maskiren.

Am 25. September fand die entscheidende Berathung statt. Bellegarde und Liechtenstein fochten für den Frieden, Stadion setzte sich dem nicht entgegen, nur glaubte er dann von den Geschäften zurücktreten zu müssen. Der Kaiser, dessen Weisungen und Instructionen an den Minister bis zuletzt kriegerisch gelautet, war jetzt auch für den Frieden. Es wurde beschlossen, Bubna und Liechtenstein an Napoleon zu senden, damit sie auf Grund der Vorschläge, die er sein Ultimatum genannt, über den Abschluß unterhandelten; nur sollten sie noch zu retten suchen, was irgend möglich sei. Ihr Erscheinen gab dem französischen Kaiser die volle Gewißheit des nahen Friedens; noch am Tage ihrer Ankunft (27. Sept.) gab er Befehl, die Truppencolonnen und die Wagenzüge mit Kugeln und Munition, die auf dem Wege waren, halten zu lassen; der Friede werde wohl in wenig Tagen unterzeichnet sein.

So war es; den Grundlagen hatte sich Oesterreich gefügt, es handelte sich nur noch um kleine Modificationen der Ausführung. Die Abtretungen nach Italien, Dalmatien und Kroatien hin wurden so gewährt, wie sie Napoleon gefordert hatte; er selbst hatte vorher schon erklärt, daß er darauf den Hauptwerth lege; ob Baiern, Sachsen oder Polen einen Länderzuwachs erwerbe, sei im Ganzen großer Mühen nicht werth, aber die Ausdehnung der ihm unterworfenen Gebiete bis an die Save und die unmittelbare Berührung mit dem osmanischen Reiche sei ein Gegenstand französischer Ambition. Um so eher konnte er in den andern Punkten, wo er seine Forderungen vorher so hoch gespannt, noch etwas nachlassen; das weckte einen Schein der Mäßigung, ohne seinen Interessen Eintrag zu thun. So wurde die Abtretung an Baiern auf Salzburg, Berchtesgaden, einen Theil des Inn- und Hausruckviertels beschränkt, nicht wie früher der größte Theil von Oberösterreich gefordert. Die böhmischen Abtretungen an Sachsen wurden auf einige Enclaven ermäßigt; auch in Galizien, wo Napoleon anfangs die gute Hälfte für Polen und Rußland gefordert hatte, wurde die Forderung etwas reducirt und das für Rußland bestimmte Loos vermindert.

Ueber diese Abtretungen war man noch vor Ausgang des September in der Hauptsache einig; auch die verlangte Verminderung des Heeres hätte wenig Schwierigkeit mehr gemacht, nur die enorme Forderung von hundert

Millionen Franken Contribution, außer allem dem, was schon erpreßt und requirirt worden war, verzögerte noch den Abschluß. Den Frieden hätte Kaiser Franz deshalb nicht preisgegeben, zumal Napoleon auch jetzt die Taktik festhielt, mit dem nahen Ausbruche des neuen Kampfes jederzeit zu drohen, Truppen und Stellungen mit sichtbarer Ostentation zu inspiciren; allein die finanzielle Noth des Staates machte es doch erklärlich, daß man über diesen Punkt sich am längsten besann. Funfzig Millionen wollte Oesterreich geben; über die andere Hälfte der Forderung ward noch in den ersten Tagen des Oktober hin und her verhandelt; doch war es klar, daß an diesem Punkte der Friede nicht scheitern würde. Im österreichischen Lager galt es für ausgemacht, daß die Fortsetzung des Krieges eine Unmöglichkeit sei; nach der ersten verlorenen Schlacht, schrieb Gentz, wäre nicht ein Stein mehr auf dem andern geblieben. Auch für Napoleon war es des Bedenkens werth, ob er nach den bitteren Erfahrungen dieses Feldzuges um funfzig Millionen den Krieg erneuern sollte. Eben jetzt kam ihm eine Warnung des Schicksals, die zum raschen Abschluß mahnte.

Am 12. Oktober, als Napoleon in Schönbrunn eine Revue seiner Truppen hielt, drängte sich ein junger Mann in seine Nähe, mit dem Vorgeben, er wolle den Kaiser selbst sprechen, oder ihm eine Bittschrift überreichen. Wiederholt von dem militärischen Gefolge zurückgewiesen, suchte er doch heranzukommen; seine Hartnäckigkeit fiel Rapp und Berthier auf, sie ließen ihn durch Feldgensdarmen festnehmen und bei Seite bringen. Man fand ein langes Küchenmesser bei ihm; auf die Frage, was er damit gewollt, erklärte er mit kaltblütiger Offenherzigkeit: Napoleon ermorden.

Der junge Mann war noch nicht achtzehn Jahr alt, sein Aussehen sanft und kindlich, fast mädchenhaft. Er war der Sohn des Predigers Staps zu Naumburg, hatte als Lehrling in einer Fabrik zu Erfurt gearbeitet und war dann plötzlich in den letzten Tagen des September von dort entflohen, um Napoleon zu tödten. Was wir von seinem früheren Leben wissen, zeigt ein Gemüth, das zu allem Anderen eher angelegt schien, als zu Mordgedanken. Der junge Friedrich Staps war eine zarte, kindliche Natur, voll Pietät gegen die Eltern, streng religiös erzogen, treu in seinem Beruf und von musterhafter Sittlichkeit. Die großen Ereignisse der Welt hatten ihn früher theilnahmlos gelassen. Er hatte 1808 Napoleon zu Erfurt gesehen, aber mit mehr Neugierde als Antipathie. Erst durch die Kämpfe dieses Jahres und die wachsende Noth des Vaterlandes war in diesem weichen Jünglingsgemüth ein unbegrenzter Haß angefacht worden gegen den Unterdrücker Deutschlands; mit der Verschlossenheit eines stillen Schwärmers faßte er den Gedanken des Tyrannenmordes gleich einer Sendung von oben, der er sich nicht entziehen dürfe.*)

---

*) Im Jahre 1843 ist zu Berlin eine Biographie von F. Staps, angeblich aus

Es war ein merkwürdiges Symptom der Zeit, daß sich in solchen Gemüthern anfingen Mordgedanken zu regen. Dies fühlte Napoleon selbst am tiefsten. Er ließ gleich nach der Verhaftung Staps vor sich bringen und verhörte ihn. Was wollten Sie mit Ihrem Messer machen? „Sie tödten." Sie sind ein Narr oder ein Illuminat. „Ich bin kein Narr und weiß nicht, was ein Illuminat ist." Dann sind Sie krank. „Nein, ich fühle mich ganz gesund." Warum wollten Sie mich tödten? „Weil Sie das Unglück meines Vaterlandes sind."

In diesem Tone beantwortete Staps nach dem Bericht der französischen Augenzeugen alle Fragen des Kaisers ruhig und entschlossen. Vergebens suchte ihn Napoleon wie einen unschädlichen Thoren hinzustellen; die Antworten des Jünglings waren alle klar und verständig. Der Arzt Corvisart mußte seinen Puls untersuchen; der war ruhig. „Nicht wahr, ich bin gesund?" fragte Staps den Doctor. Nun schlug der Kaiser andere Saiten an. „Sie sind ein exaltirter Kopf, ich will Ihnen verzeihen und das Leben schenken." „Ich will keine Verzeihung", erwiederte Staps. Und auf die Frage: „Würden Sie mir es danken, wenn ich Sie begnadigte?" antwortete der Gefangene kaltblütig: „Ich würde Sie doch zu tödten suchen."

Auf Napoleon machte der Vorgang tiefen Eindruck. „Es ist unerhört, äußerte er gegen Rapp, daß ein junger Mensch von diesem Alter, ein Deutscher, ein Protestant und von guter Erziehung, solch ein Verbrechen hat begehen wollen." Das Attentat that vor ihm den Abgrund auf, an dem er stand; es zeigte ihm, daß aller Haß und alle Verantwortlichkeit des Elendes, das die Welt bedrängte, sich an seinen Namen hing. Darum sollte die Sache der Welt verborgen bleiben. Staps ward von einer Militärcommission verurtheilt und in aller Stille erschossen. An seinen Polizeiminister schrieb Napoleon am Tage des Ereignisses: „Ich hoffe, daß die Sache nicht durchdringen wird; sollte aber davon die Rede sein, so müßte man den Menschen für verrückt ausgeben." In der That gelang es, das Geheimniß ziemlich sicher zu bewahren; keine Zeitung und kein Brief gab Bericht über das Schönbrunner Attentat; der Vater des Unglücklichen selbst hat erst geraume Zeit nachher über das Schicksal seines Sohnes einige Gewißheit erhalten. Der unmittelbare Eindruck der That war auf diese Weise wohl zu verwischen, aber die Gedanken und Stimmungen nicht, aus denen sie entsprungen war.

Das Attentat von Schönbrunn beschleunigte den Abschluß des Friedens. Die Forderung der 100 Millionen Franken ward nun auf 85 ermäßigt und am 14. Oktober der Vertrag zu Wien unterzeichnet.*) Für die Bestätigung

den hinterlassenen Papieren seines Vaters, erschienen, die manche brauchbare Notiz über ihn enthält.

*) Kaiser Franz war mit Bubna nicht ganz zufrieden, wie die Mittheilungen von Gentz S. 212 zeigen. Die oben erwähnte Denkschrift von Finkenstein erzählt, in der

war nur eine ganz kurze Frist angesetzt; Napoleon ratificirte schon am Tage nach der Unterzeichnung. Dann reiste er ab und überließ Berthier die Ausführung. Eilig wurden die Befestigungen von Wien geschleift und am 27. Oktober ein Vertrag über den Abzug der Truppen geschlossen, wonach Mähren, Ungarn, Oesterreich alsbald in den ersten Wochen des November geräumt werden und bis zum 4. Januar 1810 der vollständige Abmarsch der Franzosen vollzogen sein sollte.

In dem Friedensvertrage vom 14. Oktober trat Oesterreich an den Rheinbund ab: die Gebiete von Salzburg und Berchtesgaden sammt dem Theil von Oberösterreich, welcher das Innviertel und einen Theil des Hausruckkreises bildet. An den Kaiser der Franzosen fielen die Grafschaft Görz, das Gebiet von Montefalcone, das Gouvernement und die Stadt Triest, Krain mit seinen Enclaven im Meerbusen von Triest, der Villacher Kreis in Kärnthen und alle auf dem rechten Ufer der Save gelegenen Länder, von dem Punkte angefangen, wo dieser Fluß aus Krain tritt, und seinem Laufe folgend bis an die Grenze von Bosnien. Aus allen diesen Gebieten wollte Napoleon ein eigenes Gouvernement unter dem Namen „illyrische Provinzen“ schaffen. Ebenfalls an den französischen Kaiser trat Oesterreich seine Enclave in Graubündten, die Herrschaft Razüns, ab. An Sachsen gingen die Enclaven über, die bis jetzt Oesterreich noch auf dem sächsischen Gebiet besessen hatte. An den sächsischen Monarchen, als Herzog von Warschau, überließ Oesterreich ganz West- oder Neugalizien, einen Bezirk um die Stadt Krakau und den Zamosker Kreis in Ostgalizien; Wiliczka und das Gebiet der Salzbergwerke gehörte beiden gemeinschaftlich. An Rußland sollte in dem östlichen Theile von Altgalizien ein Strich Landes mit einer Bevölkerung von 400,000 Seelen fallen. Außerdem erkannte Oesterreich die Aufhebung des deutschen Ordens an, die im Gebiete des Rheinbundes verfügt worden, und begab sich des Großmeisterthums, das der Erzherzog Anton dort geübt hatte. Für die Bewohner Galiziens, die an der nationalen Erhebung im letzten Kriege Theil genommen, sagte Kaiser Franz eine Amnestie zu, wogegen Napoleon sich verpflichtete, den Bewohnern von Tirol und Vorarlberg das Gleiche auszuwirken. Frankreich garantirte den gegenwärtigen Besitzstand des österreichischen Kaiserstaates, dagegen erkannte Oesterreich alle Veränderungen an, die in Spanien, in Portugal und in Italien eingetreten waren oder noch eintreten konnten. Mit England sollte Oesterreich alle freundschaftlichen Beziehungen wieder abbrechen und sich für die Dauer des Seekrieges dem

---

Nacht vom 13—14. October seien die Unterhändler von Champagny halb drohend zur Unterzeichnung gedrängt worden; Liechtenstein habe ermüdet unterzeichnet, mit der mündlichen Erklärung, er betrachte das „uniquement comme une ébauche du traité et nullement en vertu de ses pleinpouvoirs“; schon am Morgen habe dann Napoleon durch Kanonensalven und Proclamationen den Abschluß bekannt machen lassen.

Sperrsystem anschließen, das Frankreich und Rußland angenommen hatten. An diesen öffentlichen Vertrag schlossen sich vier geheime Artikel, in deren erstem die Bestimmungen des Friedens auch für Rußland verbindlich erklärt wurden; dann versprach Oesterreich die Reduction der Armee auf 150,000 Mann, die Entlassung aller Angestellten, die in Frankreich, Belgien, Piemont oder Venedig geboren waren, und die Bezahlung einer Contribution von 85 Millionen.

Von den vier Friedensverträgen, die Oesterreich seit zwölf Jahren mit Frankreich geschlossen, war keiner für den Kaiserstaat so ungünstig wie dieser. Er legte Oesterreich nicht nur den Verlust von 2000 Quadratmeilen mit vierthalb Millionen Bewohnern und eine Kriegssteuer auf, die bei der finanziellen Lage des Staates fast unerschwinglich war, sondern er veränderte die ganze Situation des Staates zum offenbarsten Nachtheil. Wichtige und einträgliche Gebiete waren verloren, die Verbindung mit dem Meere abgeschnitten, Baiern bis nahe vor Wien vorgerückt, die Grenzen nach allen Seiten hin offen, der Zusammenhang mit Deutschland auf's Aeußerste geschwächt. Mit einem so verminderten Gebiet, mit diesen schutzlosen Grenzen und seinen, nur noch bescheidenen deutschen Besitzungen vermochte der Kaiserstaat kaum mehr seine bisherige Stellung einzunehmen; er war nach Osten zurückgedrängt und zum großen Theil auf halb cultivirte Gebiete reducirt. Es ist vollkommen begreiflich, daß damals der Gedanke hat auftauchen können, der Kaiser müsse seine Residenz von Wien weg, das beinahe Grenzstadt geworden war, tief nach Ungarn verlegen und dies Land, wie es jetzt das ansehnlichste Gebiet des Reiches bildete, auch zu dessen Mittelpunkt machen.

In ganz Deutschland, so weit es patriotische Stimmungen gab, war der Eindruck des Friedens tief und schmerzlich. Je höher die Hoffnungen gespannt gewesen waren, desto bitterer nun die Enttäuschung. Statt der ersehnten Befreiung hatte man schwerere Ketten eingetauscht; denn es ließ sich mit Gewißheit voraussehen, daß nun erst der Bonapartismus seine schrankenloseste Gewaltherrschaft entfalten werde.

Am aufgeregtesten war die Stimmung in Preußen; die deutsche Partei dort war schon vorher leidenschaftlich bewegt gewesen, jetzt besorgte sie, den Untergang Preußens mit gebundenen Händen erleben zu müssen. Kurz vor dem Abschluß des Friedens hatte Blücher geschrieben (2. Oct.): „Das Glück ist den kühnen holld; ich habe dem König die ernste vorstellung gemacht und ihm geradehin gebehten, mich mit ein Corps seiner Truppen über die Elbe zu lassen; ich glaubte eine ungnedige antwohrt zu erhalten; der unglückliche Waffenstillstand gab dem König Stoff, mich zu begegnen. Sollte nun die Fehde neu beginnen, so würde ich auch neu stoff bekommen, noch dringender zu werden ..... die Stimmung in Westfalen ist vortrefflich, täglich erhalde ich eine ladung briffe, ich habe dieses alles ohne Rückhald den König ge-

schrieben ..... gesund bin ich wie Ein fisch, aber die liebe langeweille, der schreibtisch und das Ewige einerley sind mich gift*)".

Es war also bis zum letzten Augenblick die Hoffnung noch nicht geschwunden, daß es zum Schlagen kommen werde. Da zerstörte die Friedensnachricht unerbittlich jede Illusion. Der Eindruck, den die Botschaft in den eifrigsten Patriotenkreisen machte, läßt sich schwer beschreiben. Man dachte nicht anders, als der Sieger werde nun Preußen züchtigen für die Sympathie, mit der Land und Volk dem Kriege in Oesterreich zugethan war. Zwischen Rußland und Napoleon eingeengt, glaubte man ungerüstet den Schlag ertragen zu müssen, der Preußen vollends vernichtete. Man wollte sogar wissen, ein geheimer Friedensartikel sei geradezu gegen Preußen gerichtet. Und entbehrten etwa solche Besorgnisse aller innern Wahrscheinlichkeit? Wenn Napoleon nur auf der pyrenäischen Halbinsel fertig gewesen wäre und nicht eben jetzt nach dem Frieden die Lage dort alle Sorge und alle Kraft verlangt hätte, was konnte ihn wohl abhalten, seinem nicht mehr verhaltenen Groll gegen Preußen nachzugeben? Kaum die Rücksicht auf Rußland; zeigte es sich doch bei mehr als einem Anlaß, daß die Zeit vorüber war, wo diese Rücksicht ihn bestimmte.**)

Wir heben statt vieler Zeugnisse für die Stimmungen im Kreise der preußischen Patrioten nur einen Brief Blüchers hervor. „So werden wir, schrieb er, den lohn unseres zauderns einerndten, ich habe dem König ohne zurückhaltung gesagt, sein loß würde das des Kuhrfürsten von Hessen seyn; zugleich habe ich um bestimmte Verhaltung gebehten, ob ich eine versterkung der jetzt schwachen Garnison von Stettin und Küstrin zulassen solle oder nicht. ...... Mein Rath ist zu den Waffen unsere und die gantze deutsche Nation aufzuruffen, den vaterländischen boden zu verteidigen, die waffen im allgemeinen nicht ehender niederzulegen, bis ein Volck daß uns unterjochen wollte vom dießseitigen Reinufer vertrieben sei; jeder deutsche, der mit den waffen wider uns getroffen werde, habe den Tod verwürkt; ich weiß nicht warum wihr uns nicht den Tihrollern und Spaniern gleich achten wollen. .... Führ meine Person ist mein entschluß genommen, ich unterlasse nichts um den König zu bewegen, sich mit seiner Armee und seinem Volke zu vereinigen, einen ehrenvollen Tod der Sclaverei forzuziehen, hilft alles nichts so gehe ich über land und mehr***)."

Noch war die Gefahr, vollends zum Opfer Napoleonischen Hasses zu

---

*) Aus dem Originalschreiben in der Götzenschen Correspondenz.

**) Nach einem Gesandtschaftsbericht aus Paris (d. d. 7. Nov.) erfuhr Krusemark in einer Audienz bei Napoleon „les explosions les plus fortes de sa colère, qui portoit sur l'affaire de Schill, sur le duc d'Oels, le Prince d'Orange, sur les gazettes de Berlin, sur l'affaire de Brandebourg, sur le public, le ministère et sur une quantité de choses et de personnes."

***) Aus der angef. Correspondenz.

werden, für den Moment abgewandt; den Imperator beschäftigten jetzt andere Sorgen*). Aber nur zwei Jahre nachher drohte das wirklich, was jetzt der patriotische Argwohn fürchtete.

So niederschlagend indessen die Kunde vom Frieden war, die Stimmungen waren darum doch nicht allenthalben so düster und hoffnungslos. Dieser Krieg hatte trotz allen Mißgeschickes erhebende und glückliche Momente so viele gehabt, daß man nicht verzweifeln durfte. Die Kriegsleitung vom Handwerk zwar hatte sich nicht eben mit Ruhm bedeckt, aber sie hatte doch den Zauber von Napoleons Unüberwindlichkeit gebrochen. Und je rathloser und verworrener die militärischen Hauptquartiere erschienen, desto glanzvoller hob sich alles das hervor, was die eigene Kraft des Volkes unternommen. Das alte Deutschland war nicht mehr. Ueberall waren doch Stimmungen thatkräftigen Hasses erwacht, in einem ruhigen und contemplativen Volke hatte der Keim gewaltsamen Widerstandes Wurzel geschlagen, und die ersten Proben dieses Widerstandes trugen wenigstens die Schuld nicht, daß der Erfolg nicht glücklicher gewesen war. Die Thaten des Feindes, seine gesteigerte Willkür, die Märtyrer, die er schuf, ließen die Erinnerung an die Tage des Hasses und Kampfes nicht einschlummern.

Wie hätte man darum zweifeln können, auch wenn die nächste Zukunft trostlos genug war? Daß selbst eine weiche, sinnliche Natur wie Gentz damals sich in der Hoffnung auf eine bessere Zeit gehoben fühlte, war ein Zeugniß für diese Stimmungen. „Es ist sonderbar, schrieb er kurz vor dem Frieden, daß ich gerade in dieser letzten Zeit und mitten unter diesen niederschlagenden Katastrophen mehr als zuvor in dem Glauben stark geworden bin, daß die Unterjochung Europa's nicht gelingen kann. Der Tyrann ist doch zu klein, um dies Zeitalter zu bezwingen. Der Widerwille ist zu allgemein, zu lebendig; er kann es nicht durchsetzen. Wir sind nur verloren, wenn wir uns verloren geben."

Auch Stein hegte die Zuversicht. „Das Bonaparte'sche Gebäude, sagte er, beruht auf zu faulen Grundlagen, auf Gewalt und den gemeinsten Regierungskünsten; es liegt im Ganzen nicht ein Zug von Menschlichkeit, Größe, Edelmuth; Alles ist auf den Einzelnen, auf seine Umgebungen mit dem knech-

*) A. a. O. findet sich auch ein Brief Scharnhorsts d. d. 27. Nov. 1809, der die Hoffnung ausspricht, daß es vorerst ruhig bleiben werde. „Ueber die Aufnahme von dem Oberst von Krusemark bei dem Kaiser Napoleon wird hier viel gesprochen; die Wohlunterrichteten behaupten, der Kaiser habe über unser Betragen, über manche Vorfälle in unseren Provinzen u. s. w. sehr heftige und ungnädige Klagen und Aeußerungen geführt, aber dennoch einen sehr freundschaftlichen guten Brief geschrieben, der mehr beruhigend sei, als daß er Unruhe erwecken könnte." Nach den Gesandtschaftsberichten aus Paris hatte er den heftigen Ergüssen gegen Krusemark doch zugleich die Versicherung beigefügt: qu'il ne voulait pas faire la guerre à la Prusse, parcequ'il avait besoin de ses troupes, et qu'il ne voulait pas se brouiller avec la Russie.

tischen Sinn berechnet.“ Auch der unglückliche Friede vermochte zunächst diese Zuversicht in ihm nicht zu erschüttern. „Alle die unglücklichen Ereignisse, die uns zermalmen, schrieb er am 2. Nov., werden das gerade Gegentheil von dem bewirken, was er erwartet; sie stählen die Seelen, sie werden die Verbindungen der Colonien mit Europa zerstören und dadurch die Ausbreitung der Bildung begünstigen. Man muß sich nicht niederschlagen lassen; man muß an den Grundsätzen einer edeln und großherzigen Politik festhalten, durchaus nicht weichen und die schwachmüthigen, aber wohldenkenden Seelen ermuthigen.“

Auch Niebuhr hoffte auf bessere Zeiten. Mit Recht rühmte er den neuen Geist, auch wenn er eingeengt und gedrückt war; er sei doch besser, meinte er, als jener kleinbehagliche Zustand der vorausgegangenen Tage und jenes ziellose Herausstreben, das so sehr wie die allgemeine Erschlaffung zum Unheil dieser Zeiten beigetragen habe*).

Noch eines traurigen Nachspiels zu dem großen Kriege von 1809 müssen wir in Kürze gedenken: der letzten Kämpfe in Tirol.

Seit das Land im August seine Freiheit zum dritten Male erfochten, war die Besorgniß vor einem Umschwung beinahe gewichen. Andreas Hofer hatte in der Hofburg zu Innsbruck seinen Wohnsitz aufgeschlagen und regierte schlicht und geräuschlos das Land. Auch in dieser neuen Glorie blieb der tapfere Sandwirth, was er vorher gewesen — der einfache Bauer aus dem Passeyrthale, der mit seines Gleichen die gewohnte Lebensweise unverändert festhielt. Nur die Passeyrer Schützen, die an der Hofburg Wache hielten, mahnten daran, daß hier der Obercommandant hauste; jeder Bauer und jeder Geistliche hatte ungemeldet bei ihm Zutritt. In seinen Gemächern in der Burg sah es ungefähr aus wie in seiner Wirthschaft am Sand; in zwanglos bäuerlicher Sitte und in gleicher Frugalität lebte er dort mit seiner Umgebung; erlaubter Scherz, Spiel und Gesang waren die einzigen Genüsse dieses Hofes; auf Zucht, Ehrbarkeit und pünktliche Erfüllung religiöser Pflichten ward streng wie in der Heimath gehalten. Den Bauer hat er nie verleugnet. Wenn das Alpenvieh durch die Hofgasse bei der Burg vorübergetrieben wurde, eilte er auf den Altan und sah vergnügt auf die geschmückten Kühe. Er harrte immer aus, bis der Zug ganz vorüber war**). Das Regiment, wie es der Sandwirth führte, war trotz mancher wunderlichen und naiven Einfälle das verständigste und ruhigste, das Tirol seit Jahren gehabt hatte; er regierte so, wie es den Bedürfnissen und Gewohnheiten des Volkes entsprach, restaurirte, so gut es ging, die alten Ordnungen, und wo

*) Niebuhr, Lebensnachr. I. 419.

**) Rapp a. a. O. 582.

es galt, einzugreifen, ließ ihn sein schlichter Verstand in der Regel das Rechte finden.

An Unterwerfung dachte Niemand; der Waffenstillstand erschien nur als die nothwendige Frist, um Oesterreich neue Mittel zum Widerstande zu schaffen. Eine mündliche Botschaft vom Erzherzog Johann bestätigte das; die Tiroler, so ließ er Hofer sagen, sollten sich tapfer und standhaft vertheidigen, Oesterreich werde keinen Frieden schließen. Der Kaiser selbst aber gab ein Lebenszeichen, das auf den Sandwirth und das ganze Land den tiefsten Eindruck machte. Am 29. Sept. erschienen Sieberer und Eisenstecken, die zwei Monate früher sich dem abziehenden Militär angeschlossen, als Abgesandte des Kaisers in Innsbruck und überbrachten Hofer außer einer Geldsumme die große Ehrenmedaille mit der goldenen Kette. Das Geschenk erregte im ganzen Lande die herzlichste Freude; Hofers Obercommandantschaft schien damit feierlich bestätigt und dem Tiroler Volke die feste Bürgschaft gegeben, daß Kaiser Franz es nimmer verlassen werde.

Der Krieg hatte während dieser Zeit auch in Tirol geruht. Erst in den letzten Tagen des September war auf Haspingers Andringen, und unter seiner Leitung (25. Sept.) ein Angriff auf die Päffe Luftenstein und Lueg gemacht worden, den eine Umgehung der Baiern im Rücken glücklich unterstützte. Sie wurden mit ansehnlichem Verlust in die Flucht geschlagen, Hallein und Berchtesgaden von den Bauern besetzt. Der Schlag machte tiefen Eindruck auf den französischen Kaiser; in einem zornigen Schreiben an Wrede ward die Schuld der Niederlage auf die Baiern und ihre Führer geworfen, aber doch zugleich Lefebvre abgerufen. Es half dem Marschall nichts mehr, daß er mit verstärkter Macht die Bauern angriff (3—5. Oct.), sie aus ihren jüngst gewonnenen Stellungen wieder herausdrängte; er mußte den Oberbefehl an Drouet d'Erlon abgeben. Auch in Südtirol ward um dieselbe Zeit heftig und mit wechselndem Glück gefochten; weiter aufwärts an der Etsch vorzudringen wollte den Franzosen nicht gelingen, aber Trient hatten sie besetzt und gegen alle Angriffe glücklich behauptet.

An den nahen Abschluß des Friedens glaubte kein Mensch in Tirol; Briefe aus dem kaiserlichen Hoflager bestätigten noch am 6. Oct. diese Meinung. In jedem Falle werde auch der Friede das Land nur an Oesterreich zurückgeben, drum solle man ausharren in seiner Vertheidigung. Um Mitte October kam Roschmann als Landes- und Kriegscommissär des Kaisers mit ähnlichen Versicherungen. Er war erst abgereist, als der Entschluß, Napoleons Ultimatum anzunehmen, schon gefaßt war!

Indessen hatte Napoleon seine Anstalten zur Bezwingung des Landes getroffen. Es waren im Ganzen ungefähr 50,000 Mann, die er unter dem Oberbefehl des Vicekönigs von Italien dazu bestimmte; im Norden sollte das bairische Corps auf Innsbruck losbrechen; drei Divisionen der italienischen Armee durch das Pusterthal gegen Brixen vordringen, einige andere Abthei-

lungen von Trient aus das Etschthal und Botzen besetzen. Schon am 16. October setzten sich die Baiern in Bewegung, warfen im Salachthale die überraschten und umgangenen Haufen Speckbachers bei Unken und Melek zurück und drangen nach dem Unterinnthale vor. Nach diesem verlustvollen Gefechte, in dem Speckbacher selbst kaum der Gefangenschaft entging, sein muthiger Knabe „Anderl“ in die Hände der Baiern fiel, gab auch Haspinger die Stellung am Luegpaß auf; der Nordosten Tirols war dem Feinde geöffnet. In dichten Massen wälzten sich nun die bairischen Divisionen ins Innthal; wenn sie auch hie und da noch auf Widerstand stießen, war doch ihr Vordringen nicht mehr aufzuhalten; acht Tage nach dem Aufbruch von der Salzburger Grenze waren die Divisionen des Kronprinzen und Wrede bis Hall und Innsbruck hin vorgeschoben. Am 25. Oct. drangen die ersten bairischen Truppen in die Hauptstadt ein, Mittags hielten der Kronprinz, Drouet und Wrede ihren Einzug.

Hofer war von diesen Vorgängen gewaltig überrascht worden; er hatte nur eben noch Zeit gehabt, seine Mannschaften nach dem Berge Isel zurückzuziehen. Die Botschaft, die ihm Drouet jetzt zukommen ließ, daß am 14. Oct. zu Wien ein Friede unterzeichnet sei, machte aber nicht mehr Eindruck, als früher die erste Nachricht vom Waffenstillstande. Der Sandwirth wies sie fast mit Hohn zurück. Allein am Morgen des 29. Oct. kam einer der Tiroler, die man ins kaiserliche Hoflager gesandt und brachte die unzweifelhafte Bestätigung. Ein lakonisches Schreiben des Erzherzogs Johann beseitigte jeden Zweifel und gab den Wunsch des Kaisers kund: die Tiroler möchten sich ruhig verhalten und sich nicht zwecklos aufopfern. Auch Hofer, so entsetzlich die Täuschung war, konnte sich nun dem Eindruck dieser Thatsache nicht verschließen; er folgte dem Drängen Roschmanns und ließ es ohne Widerstand geschehen, daß nach allen Seiten Depeschen mit seiner Unterschrift ausgingen, die zur Einstellung der Feindseligkeiten mahnten. Ja er war einen Augenblick entschlossen, rasch zu thun, was ihm nicht unklug angerathen ward: sich gerades Weges ins bairische Lager zum Kronprinzen zu begeben, bei dem er einer wohlwollenden Aufnahme sicher war. Nach den Tiroler Berichten war es vornehmlich Haspinger, der, jetzt angekommen, mit heftigen Vorstellungen den Sandwirth zurückhielt. Der Friede sollte nichts als eine List des Feindes sein, um das tapfere Volk tückisch zu entwaffnen. Der Zufall wollte, daß der Ueberbringer der Botschaft, ein Freiherr von Lichtenthurn, von Jugend auf an Epilepsie leidend, sobald er die Nachricht verkündet, von einem seiner Anfälle überrascht schreiend zu Boden stürzte; das galt als ein Zeichen des Himmels, daß die Nachricht erdichtet sei.

Hofer schwankte; von zwei Seiten bestürmt, wußte er nicht, wem er folgen sollte, dem Rath zur Unterwerfung oder der Kampfeslust des Kapuziners. Er zweifelte wohl nicht mehr an der Wahrheit der Friedensbotschaft, aber er wollte auch nicht zurückbleiben, wenn das Volk irgendwo entschlossen

war, sich zu widersetzen. So gab er neue Befehle zum Kampfe. Allein die Lage war eine andere, als in den glorreichen Tagen des Mai und August. Die Bauern waren in ihren Meinungen selber schon getheilt, ihre Anstalten mangelhaft, der Feind sehr überlegen. Derselbe näherte sich (1. Nov.), vom Nebel begünstigt, den Aufstellungen auf dem Berge Isel, eröffnete dann ein gewaltiges Feuer und durchbrach die Linie der Tiroler. Nach einem Kampf von wenig Stunden war der Isel von den Baiern besetzt, die Bauern auf der Flucht nach dem Brenner. Nun mochte Hofer doch einsehen, daß er eine verzweifelte Sache führe. Ein französischer Courier, den Straubs Leute auffingen und nach Matrey zu ihm brachten, führte Depeschen bei sich, aus denen sich nicht nur mit aller Bestimmtheit ergab, daß es Ernst war mit dem Frieden, sondern daß auch der Vicekönig den guten Willen hatte, mit Schonung zu verfahren.*) Jetzt widersetzte sich Hofer der Unterwerfung nicht mehr. Auch Speckbacher und Haspinger, die er herbeigerufen, verzichteten auf weiteren Kampf. Zu Steinach ward sofort (2. Nov.) ein Schreiben in dem Sinne an den Stiefsohn Napoleons entworfen, das Sieberer und der Priester Donay persönlich überbringen sollten. Beide Abgeordnete kamen ungefährdet (5. Novbr.) nach Villach, wo der Vicekönig sein Hauptquartier hatte; Eugen nahm sie freundlich auf und ertheilte ihnen für die angesehensten Führer des Volkes die gewünschten Sicherheitspäffe. Er sandte einen seiner Verwandten, den jungen Grafen Tascher, ins Land, damit er sich wo möglich mit Hofer persönlich verständige und ihn berede, ins Hauptquartier nach Villach zu kommen.

So schien es, als würde Alles ein friedliches Ende finden. Im französischen und bairischen Lager waren verständigere Ansichten als früher zur Geltung gekommen, nur hie und da ward wieder die alte Neigung laut, durch Schrecken zu wirken. So erließ Drouet am 4. Novbr. einen Befehl, wonach Jeder, der nach 24 Stunden noch mit den Waffen ergriffen würde, als Straßenräuber hingerichtet werden sollte. Dergleichen goß freilich Oel ins Feuer und kam den Rathschlägen Derer zu Hülfe, die zum Kampfe mahnten. Gleichwohl drang in der Masse des Volkes die Ueberzeugung durch, daß nichts übrig bleibe, als die gebotene Amnestie anzunehmen. Aber die wilden Schwarmgeister, die sich an jede Volksbewegung anhängen, waren unzufrieden; ihnen hieß die Ergebung in das Unvermeidliche Feigheit und Verrath, sie wollten ihr eignes tolles und planloses Gebahren als die rechte Probe patriotischer Gesinnung angesehen wissen. Auch Tirol zählte solche Terroristen; einer der ärgsten war Johann Nepomuk von Kolb, der Commandant in Lienz, eine

*) Es ist überaus charakteristisch für die Rheinbundszeit, daß diese milde Gesinnung eines französischen Soldaten das höchste Mißfallen der bairischen Regierung erregt hat. Es entspann sich darüber eine Correspondenz zwischen Eugen Beauharnais und seinem Schwiegervater. Mémoires du prince Eugène VI. 106. 165—167. 183 f.

Persönlichkeit, in der Schwärmerei und Narrheit, Poltronerie und revolutionäre Raserei wunderlich gemischt waren. Er hatte früher die tollsten Lügennachrichten über die Niederlagen der Franzosen ins Land gebracht, er trieb auch jetzt im Pusterthal sein wildes Wesen und forderte unter Todesdrohungen zum Kampfe auf. Wie die Deputation aus Villach zurückkam, fand sie auf dem Wege wieder Alles in Kampf und Gährung, Kolb und seine Genossen jedem vernünftigen Rathe unzugänglich. Nicht allein Männer wie Peter Mayr, der bei den Kämpfen vom August sich rühmlich hervorgethan, sondern auch Hofer selbst hatte sich bethören lassen. Theils fehlte ihm die gebieterische Energie, solchem Treiben ein Ziel zu setzen, theils wollte er nicht zurückbleiben, so lange noch eine Aussicht auf Widerstand war. Er saß jetzt in Sterzing und hatte sich durch die Drohungen der Wüthenden bestimmen lassen, während seine Unterwerfungsdeputation nach Villach abging, das Volk abermals zu den Waffen zu rufen. An Straub und Speckbacher wurden Befehle zum Kampfe abgesandt und ihnen angekündigt, er werde binnen Kurzem wieder vorrücken. Ein Schreiben, das Hofer am 7. November von Sterzing erließ, zeigte, daß er einen Augenblick ganz betäubt war von den verrückten Lügen, die Kolb und seines Gleichen ausstreuten. Da waren gewaltige Siege auf allen Seiten verkündigt; der Erzherzog Johann sollte in der Nähe sein, die Schweizer mit 60,000 Mann Hülfe sich nähern. Aber er war doch auch ruhigem Rathe zugänglich und überzeugte sich schon in den nächsten Stunden, daß aller Widerstand fruchtlos, die Masse des Volkes selbst ermüdet, das Gebahren Kolbs und der Seinen eine Calamität für das Land sei. So entschloß er sich am 8. Nov. einen Aufruf ergehen zu lassen, worin die Friedensbotschaft bestätigt und das Volk ermahnt ward, sich zu unterwerfen. Rasch ward diese wichtige Kunde durch das Land getragen; die meisten Führer leisteten augenblicklich Folge und mahnten ihre Aufgebote, dasselbe zu thun. Nicht überall war in kurzer Zeit der gleiche Erfolg zu erreichen, aber in der nächsten Umgebung lösten sich doch die bewaffneten Massen rasch auf und zogen ruhig nach Hause. Auch Hofer war über den Jaufen in sein Passeyrthal zurückgekehrt. Auf allen Seiten überzogen die Truppen das Land; der Widerstand, der sich da und dort noch gezeigt, ward überwältigt. Im Pusterthal stellte sich eine Macht von 10 Bataillonen auf; 17 deckten das Eisackthal von Sterzing bis Botzen, kleinere Colonnen zogen gegen Meran und Trient, um den Vintschgau und das Etschthal zu decken. So neigte sich Alles zum Frieden und zur Unterwerfung.

Nur in der Umgebung von Meran wollte es nicht ruhig werden. Die Entwaffnung hatte hier kaum begonnen, als auch schon aus dem Passeyr und den benachbarten Thälern Massen von Bauern, namentlich jüngere Leute, sich sammelten und zum Widerstande hetzten. Eingebildete Gefahren für die Religion und die Sorge vor einer großen Aushebung wurden als wirksamste Hebel benutzt, die kaum eingeschläferte Lust des Kampfes neu zu wecken. Es

waren nicht allein die Tollköpfe von Kolbs Schlag; noch schlimmere Elemente, denen das wilde, regellose Treiben des Aufstandes mehr zusagte, als die Rückkehr zur Ordnung, halfen eifrig schüren. Sie alle stürmten auf Hofer ein, der sich wieder in sein Wirthshaus am Sand begeben hatte. Anfangs zeigte er sich zwar entschlossen, seinem Aufrufe vom 8. November treu zu bleiben. Wie man aber mit Bitten und Drohungen in ihn drang, eingebildete Gefahren für das Land ihm vorhielt, erlogene Siegesnachrichten aus der Nähe und Ferne zusammentrafen, auch einzelne Verwandte und Kampfgenossen der allgemeinen Bethörung folgten, da brach er seine Zusage und erließ schon am 12. Nov. vom Sande aus einen neuen Aufruf zum Kampfe. Haspinger, der sich zur Flucht nach der Schweiz aufgemacht, wurde bei Meran angehalten und zu Hofer gebracht. Auch der kampflustige Mönch sagte dem Sandwirth: „du bist betrogen, du kennst doch den wahnsinnigen Kolb", aber er konnte sich der Theilnahme an dem neuen Ausbruch nicht entziehen. Halb unfreiwillig machte er die letzten Kämpfe mit, um dann noch im letzten Moment sich nach der Schweiz zu retten.*)

So kam es zu einem letzten fruchtlosen Zusammenstoß, der nur den Urhebern und dem Lande Verderben bringen konnte. Schon am 14. Novbr. schlug man sich bei Meran, vergebens suchte eine Colonne unter Rusca ins Passeyrthal einzudringen, sie sah sich von hier und zugleich vom Vintschgau her mit Macht angegriffen (16. Novbr.) und vermochte nur mit Mühe den Rückzug nach Botzen zu gewinnen. Eine andere Abtheilung, die von Sterzing über den Jaufen herüberkam, um sich mit Rusca's Truppe im Passeyrthale zu vereinigen, sah sich unerwartet von den aufrührerischen Haufen auf allen Seiten bedroht und mußte, nachdem sie vergebens versucht sich durchzuschlagen, bei St. Leonhard die Waffen strecken (22. Novbr.). Dieser Erfolg raubte dem Sandwirth den Rest von Besonnenheit, den ihm die Aufregung der letzten Tage noch gelassen hatte. Er erließ Aufrufe und Proclamationen und verkündete gläubig die ungeheuerlichsten Fabeln von einem neuen Umschwung und einer Erhebung Oesterreichs. Es war eine Veränderung in ihm vorgegangen; auch seine frühere Milde und Treuherzigkeit war jetzt durch fanatischen Eigensinn verdüstert. Er hielt ein Kriegsgericht und ließ einen Spion hinrichten, er empfing den alten Waffengefährten Sieberer, der ihn aufzuklären und zur Flucht nach der Schweiz zu bewegen suchte, wie einen Verräther, drohte ihm und andern Friedensmahnern mit dem Tode. Und doch gestand er in demselben Augenblick ein, daß er habe die Waffen ergreifen müssen, um des Lebens sicher zu sein.

Schon nach wenig Stunden mußte die Täuschung vollends zerrinnen. Am 23. November rückte General Baraguay d'Hilliers mit einer starken Colonne von Botzen nach Meran, indessen eine andere unter Barbou über

*) Schallhammer, Biographie Haspingers S. 91 ff.

den Jaufen ins Passeyr eindrang. Aller Widerstand war nun hoffnungslos; in der Umgebung von Meran, im Vintschgau, im Passeyrthal erklärten die Bewohner wiederholt ihre Unterwerfung, und die bewaffneten Haufen verliefen. Die bitteren Rückwirkungen blieben da und dort nicht aus, aber im Ganzen waltete doch an dieser Stelle eine verständige Milde, wie sie nach den letzten Rückfällen kaum zu erwarten war. Baraguay d'Hilliers hat sich in diesen schweren Tagen den seltenen Ruhm erworben, neben der Entschlossenheit des Soldaten ächt ritterlichen Geist und eine großmüthige Schonung gezeigt zu haben, die zur Beruhigung der Gemüther mehr beitrug, als die Ueberlegenheit der Waffen. In den letzten Tagen des Monats und zu Anfang December verschied dann der Aufstand in seinen letzten Zuckungen. Im Patznauner Thale flammte beim Einrücken der Baiern der Widerstand der Bewohner wohl auf und errang einzelne Erfolge, denen aber rasch die Unterwerfung folgte. Am wildesten tobte noch der Kampf im Pusterthal, wo Kolb wieder sein tolles Wesen trieb und manchen tapferen Führer aus den früheren Tagen ins Verderben riß. Bis nach Brixen und ins Eisackthal drängten die Haufen wieder vor, um freilich auch hier nach kurzer Zeit den sinnlosen Widerstand aufzugeben. Traurige Verwüstungen, besonders in der Umgebung von Brixen, und grausame Maßregeln gegen die Unterworfenen waren die einzige Frucht dieser letzten Schilderhebungen. Baraguay's wohlthätiger Einfluß reichte hier nicht aus; Leute wie Rusca, Severoli, Broussier hielten die stricte Handhabung von Schreckensmaßregeln und Martialgesetzen für den besten Weg der Pacification. Der Vicekönig hatte, wie trotz der versprochenen Unterwerfung neue Auflehnungen sich zeigten, am 12. Nov. von Villach aus einen Aufruf erlassen, wonach ein Jeder der Todesstrafe verfiel, der noch fünf Tage nach der Bekanntmachung mit den Waffen in der Hand oder mit verborgenen Waffen betreten ward. Die buchstäbliche Vollziehung dieses Befehls gab reichen Stoff zu Executionen.

Auch Hofer war diesem Gesetze verfallen. Er hatte sich nach dem Einmarsch der Feinde anfangs verborgen gehalten und war dann auf eine Alp in eine verlassene Sennhütte geflüchtet, wohin ihm ein paar Vertraute Nahrung und Kundschaft brachten. Von ihnen wurden auch Briefe ausgebreitet, wonach er glücklich in Wien angelangt sein sollte. Der Gedanke, verkleidet dahin zu flüchten, tauchte auch in ihm selber auf, aber die Liebe zur Heimath hielt ihn fest. Seine Lage wurde bedenklich; wenn auch Baraguay mildere Gesinnungen hegte,*) so war dies nur Einer neben Vielen, die, treu dem Systeme, Rache und Vergeltung wollten. Schon war ein Preis auf den Kopf des Sandwirthes ausgesetzt, der vielleicht den Verräther lockte. Ein

*) Nach glaubwürdigen Tiroler Berichten ließ der General dem Sandwirth versprechen, er werde ihn retten „selbst auf die Gefahr einiger Ungnade", wenn er sich sogleich bei ihm stelle.

gewisser Raffl, ein übel berüchtigtes Individuum aus dem Passeyrthal, spürte das Versteck des Geächteten auf; Hofer schöpfte wohl Verdacht, wie er ihn zuerst sah, aber er konnte sich noch nicht entschließen, die kurze Frist der Rettung, die ihm noch blieb, zu nützen. Indessen gelang es Raffl, seinen Verrath an den General Huard zu bringen; der ließ am 27. Januar 1810 eine Abtheilung italienischer Truppen, von dem Verräther geführt, nach der Sennhütte aufbrechen, wo sich Hofer mit seinem Weibe, seinem Knaben und seinem früheren Schreiber befand. Flucht war nicht mehr möglich; die Hütte war schon umstellt, als man die Soldaten kommen sah. Unerschrocken gab sich der Sandwirth zu erkennen; mit Stricken gebunden und unter schmählichen Mißhandlungen wurde er abgeführt. Erst in Meran ward ihm eine menschlichere Behandlung zu Theil; aber zu retten war er nicht. Er ward nach Mantua gebracht und dort am 19. Februar vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn in Folge der Bekanntmachung vom 12. Nov. zum Tode verurtheilte. Sein Kaiser blieb stumm. Vielleicht um einer möglichen Vermittlung zu begegnen, hatte Napoleon die Weisung ertheilt, binnen 24 Stunden das Urtheil zu sprechen und zu vollziehen; demgemäß ward jetzt telegraphisch von Mailand aus geboten, ungesäumt die Hinrichtung zu vollstrecken.*) Hofer zeigte eine heroische Ruhe und Fassung. Ade, schnöde Welt, schrieb er wenige Stunden vor seinem Tode, so leicht kommt mir das Sterben vor, daß mir nicht einmal die Augen naß werden. Unerschrocken, wie er gelebt, und mit der religiösen Ergebenheit eines Märtyrers ging er am 20. Februar dem Tode entgegen. Stehend und mit unverbundenen Augen commandirte er selber den Soldaten Feuer! Ihre Kugeln trafen unsicher, erst die dreizehnte machte dem kraftvollen Leben ein Ende.

Hatten Hofers letzte Thaten manch gerechten Vorwurf gegen ihn geweckt, so hieß die zwecklose Grausamkeit des Feindes jeden Mißton schweigen; nicht die Fehler, die der edle Todte begangen, sondern seine tapferen Thaten und sein heldenhafter Ausgang lebten in der Erinnerung der Menschen fort. Das Bonaparte'sche System hatte Deutschland einen Märtyrer mehr gegeben. Aus seinen letzten Momenten sprach ein Gottvertrauen und eine Zuversicht auf den endlichen Sieg, die selbst den Gegnern imponirte. Eine Sache, für die solche Opfer fielen, konnte nicht verloren sein. Die Zeit der Befreiung schaffte auch Hofers Gebeinen die verdiente Ruhestatt auf heimathlichem Boden. Nicht auf kaiserlichen Anlaß, sondern durch die Pietät einiger Tiroler Jägerofficiere wurden im Januar 1823 seine Ueberreste in Mantua ausgegraben und nach

*) Eugen Beauharnais hätte ihm gern das Leben gelassen, aber wie bei Palm kam ein unmittelbarer Befehl Napoleons (d. d. 11. Febr.), den Gefangenen binnen 24 Stunden verurtheilen und hinrichten zu lassen. S. das Actenstück in den Mémoires du Prince Eugène. VI. 277.

Tirol gebracht, wo sie in Innsbruck an der Seite von Kaiser Maximilians Mausoleum bestattet sind.

Um Tirol für alle Zukunft wehrlos zu machen, traf Napoleon eine wohlberechnete Anordnung. Vorarlberg ward davon getrennt, der Süden Tirols zum Königreich Italien geschlagen, das Pusterthal mit Illyrien vereinigt, nur der Rest kam an Baiern zurück. Diese Zerreißung in vier Theile, deren jeder dem anderen entfremdet einem verschiedenen Herrn unterworfen war, sollte die Bezwingung des Landes und seine ewige Trennung von Oesterreich besiegeln.

---

auch einem unverzagten Geiste Zweifel entstehen. Wohl war dies neue Cäsarenthum mit dem Wesen und der Entwickelung der abendländischen Welt unverträglich, es diente nur der Macht und Selbstsucht eines Einzigen, schnöde Gewalt und Rechtlosigkeit waren seine Mittel, nach sittlichen Hebeln und Bändern, die es zusammenhielten, suchte man vergebens; aber es stand ihm doch noch eine unermeßliche materielle Macht zu Gebote, die geleitet war von einem Einzigen gegen den zwieträchtigen Widerstand der Vielen! Noch erschien der riesenhafte Mechanismus dieses Reiches vom Roste nicht angetastet, noch bestand auch das Bündniß mit dem Czaren im Osten, dessen Dauer die Knechtschaft der abendländischen Welt verewigen konnte.

Zeigte so der Ausgang des Kampfes den Imperator noch mächtig genug, um jeden einzelnen Widerstand der Gegner zu entwaffnen, der Kampf selbst war doch so beschaffen gewesen, daß er ihm wie eine Warnungsstimme des Schicksals klingen konnte. Es mahnte Alles dazu, Maß zu üben und den gespannten Bogen nachzulassen. Aber weder in Worten noch in den Thaten Napoleons kündigte sich dieser Eindruck an. Noch stolzer als zuvor ließ er in großen und kleinen Dingen seine Ueberlegenheit fühlen; übermüthiger als je mußten die Unterworfenen die Last ihrer Fesseln empfinden, schonungslos wie nie wurden göttliche und menschliche Rechte mißachtet und verletzt. Nichts gleicht dem olympischen Tone, womit er wie ein Weltregent bei seinen öffentlichen Ansprachen sich an Frankreich und Europa wandte, Gnaden und Ungnaden wie ein übermenschliches Wesen austheilte, nichts dem prahlenden Uebermuth, womit er die Ewigkeit und Unüberwindlichkeit seines Reiches pries. „Mein Reich", sagte er den Deputirten von der Dordogne, „hat das Leben der Jugend, es kann nur immer wachsen und sich befestigen; das meiner Feinde ist in seinem Spätjahr, Alles kündigt das Hinwelken an." Und in welchem Tone der Zuversicht verkündeten seine Creaturen und Lobredner, daß der Nachfolger der Cäsaren unerschütterlich fest stehe und die Dauer dieses Reiches gesichert sei bis in die fernsten Zeiten! Nun erst, hieß es in einer bekannten deutschen Zeitschrift zu Anfang des Jahres 1810, sind alle Hoffnungen verwirklicht und Europa eines dauerhaften Friedens versichert.

Aehnliches war überall zu hören. Auch die Werkzeuge des Gewaltigen stimmten einen Ton an, als wenn sie nur die Organe einer unabwendbaren Weltordnung, eines Fatums seien. „Des Kaisers Wille muß geschehen, des Kaisers Wille ist das Schicksal, dem man sich unterwerfen muß", solche und ähnliche Frevelworte waren aus dem Munde seiner Getreuen in Menge zu hören. Ihre Reden waren nur der Reflex seiner Gedanken. Mit den Erfolgen war seine Menschenverachtung gewachsen, die Grenzen des Möglichen fingen an sich ihm zu verwischen, es sollte für diesen Kopf und für diesen eisernen Willen kein Hinderniß mehr geben. Weder auf Recht, Besitz und Herkommen, noch auf das menschliche Bedürfniß und seine Gewöhnung sollte irgend eine Rücksicht mehr bestehen; was er wollte, das mußte er auch können.

Das Ungeheuere und Phantastische übte jetzt eine verführerische Gewalt auf ihn, weil es wie ein Prüfstein seiner Allmacht erschien. Napoleon — so lautet ein treffendes Wort, das damals sein Landsmann, Pozzo di Borgo, an Stein schrieb — regiert nicht, er spielt auf dem Erdkreise; mit der Welt zu spielen ist aber nur Gott erlaubt.

Auch äußerlich kündigte sich dies an. Er verschmähte es noch mehr als früher, mild und gewinnend wenigstens zu scheinen; jeder leise Anklang eines Widerspruches konnte ihn mit Wuth erfüllen. Selbst bei seinen großen feierlichen Audienzen verhehlte er kaum seine Geringschätzung der Welt und der Menschen, aus der Maske des freundlichen Tones brach fast wider Willen Verdruß und Groll hervor, ein flüchtiger Gedanke, der ihm durch den Kopf ging, konnte ihn zu Zornausbrüchen gegen Unschuldige und Unbedeutende reizen. Er sprach kurz, hastig, hingeworfen, und selbst wenn er gütig sein wollte, klang es noch immer zornig.

In keinem Worte und keiner Handlung gab sich kund, daß er zugänglich war für die Schicksalszeichen des Jahres 1809; vielmehr enthält die ganze Geschichte der nächsten Zeit nur eine furchtbare Bestätigung des alten Spruches: wen Gott verderben will, den verblendet er!

Zur dauernden Befestigung des neuen Weltreiches schien dem Gründer jetzt nur noch Eines zu fehlen — ein männlicher Erbe. So tauchte ein Plan, den Unberufene schon 1807 betrieben hatten, von Neuem auf: die Ehe mit Josephine Beauharnais zu lösen und sich in den Palästen der alten Dynastien Europa's eine neue Gemahlin zu suchen. Alsbald nach der Rückkehr aus Oesterreich ging Napoleon an's Werk; noch im November ward Josephinen der Entschluß eröffnet und ihre Zustimmung erlangt. Am 15. December erfolgte die öffentliche Scheidung.

Zur Zeit des Erfurter Congresses, als die Freundschaft mit dem Czaren in höchster Blüthe stand, war der Gedanke an eine russische Verbindung aufgetaucht und hatte bei Kaiser Alexander freundliche Aufnahme gefunden. Auch jetzt kam Napoleon zunächst auf diese Idee zurück. Sie entsprach dem Zweck, den eine legitime Heirath erreichen sollte, und war zugleich mit seiner Politik im Einklang, die wesentlich auf dem Bündniß mit Rußland beruhte. Indessen die vertrauliche Erkundigung, die Caulaincourt in Petersburg einziehen mußte, stimmte nicht ganz zu den Erwartungen des Kaisers; Alexander schien zwar geneigt, eine seiner Schwestern mit Napoleon zu vermählen, aber er verwies auf die Zustimmung der Kaiserin Mutter, die mindestens zweifelhaft war. Es vergingen einige Monate ohne bestimmten Bescheid; der russische Hof lehnte nicht ab, gab aber auch keine deutliche Zusage. Ungeduldig, die Sache zum Ende zu bringen, und zu stolz, auf die Entscheidung aus Petersburg noch länger zu warten, brach Napoleon im Januar 1810

die Verhandlung mit Rußland ab und entschied sich für ein Ehebündniß mit Oesterreich.

Auf den ersten Blick erschien es Vielen noch undenkbarer, Oesterreichs Einwilligung zu erlangen als die Rußlands. Das Haus Lothringen hatte seit achtzehn Jahren fast unablässig gegen die Revolution gekämpft und sich mit der Idee der Legitimität gleichsam identificirt; der Gedanke einer Verschwägerung mit dem Sohne der Revolution mußte, so erschien es dem einfachen Verstande, hier auf natürlicheren Widerwillen stoßen, als an irgend einem Hofe Europa's. Hatte man sich nicht eben noch auf Tod und Leben geschlagen? Sprach nicht aus den Kämpfen bei Aspern und Wagram, aus dem ganzen Verlauf des Krieges, von den Proclamationen Oesterreichs an bis zu den Bulletins Napoleons, ein wilder, leidenschaftlicher Haß zwischen Dynastien und Völkern, der jeden Gedanken an eine solche Verbindung ausschloß? Und doch gab sich kein sichtbares Widerstreben kund, als Napoleon zuerst anklopfen ließ; ja einzelne französische Quellen wollen wissen, die österreichische Diplomatie zu Paris, Metternich und Schwarzenberg, hätte selbst das Bündniß unverblümt genug angetragen. Gewiß ist, daß man mit der Geschmeidigkeit, die diesen hochgeborenen Kreisen eigen ist, sich erstaunlich rasch in der neuen Lage zurechtfand. Die legitimen Bedenken waren vergessen, der Krieg von 1809, dessen edelste Opfer eben noch vor französischen Kriegsgerichten standen, erschien wie eine längst vergangene Sache. Bei Kaiser Franz wog die Furcht, den mächtigen Bewerber zu kränken, schwerer als alle sittlichen und politischen Scrupel; seine Tochter, Erzherzogin Marie Luise, schien sogar mit einer gewissen Freudigkeit der glänzenden Demüthigung, der sie bestimmt war, entgegenzugehen. Die Kaiserin Marie Ludovika war die einzige Persönlichkeit am Wiener Hofe, die diesen raschen Wechsel so leicht nicht verwinden konnte.

Selten ist ein fürstlicher Ehebund so schnell eingeleitet worden, wie dieser. In der zweiten Hälfte des Januar war die Verhandlung mit Rußland abgebrochen und gleich darauf mit Oesterreich angeknüpft worden; in der ersten Woche des Februar ward schon der vorläufige Vertrag über die Heirath mit Fürst Schwarzenberg, dem österreichischen Gesandten, abgeschlossen. Im Anfang März waren dann die Zeitungen erfüllt mit endlosen Schilderungen der Feierlichkeiten, womit Berthier als Brautwerber Napoleons in Wien empfangen und die Procura-Vermählung dort verherrlicht ward. Jede Erinnerung daran, daß dieser Boden bräutlicher Feste eben noch mit dem Blute beider Nationen gedüngt war, schien erloschen; nicht einmal für die Thatsache, daß eben jetzt — zwischen der Verlobung und der Heirath — Andreas Hofer das Opfer eines französischen Blutgerichts ward, war in der feilen Presse jener Tage eine bescheidene Stelle übrig.

Im Volke vermochte man nicht so rasch über diese Gegensätze hinwegzukommen. In und außer Oesterreich betrachtete der schlichte Sinn der

Meisten die neue Heirath wie einen Abfall von Allem, was bisher der Dynastie und dem Volke heilig war; der glorreiche Kampf von 1809 schien damit verleugnet und entweiht; trotz des „Opfers", womit das Bündniß des Gewaltigen erkauft ward, sah sich dies Bündniß selbst doch nur wie eine mildere Form der Knechtschaft an.

In Frankreich war die Ehe nicht populärer. Die geschiedene Kaiserin war beliebt; ihre Verstoßung erschien nur wie ein neuer Bruch mit den Erinnerungen der Revolution. Man begrüßte die vornehme Heirath mit Erstaunen, aber ohne Freudigkeit. Selbst in den officiellen Jubel mischten sich peinliche Erinnerungen an die früheren Ehebündnisse mit Oesterreich, zumal an das letzte. Wie dann kurz nachher die Festlichkeiten im Hause des österreichischen Botschafters durch einen schrecklichen Unfall unterbrochen wurden, verknüpfte damit der Aberglaube des Volkes leicht die Erinnerung an das gleiche Mißgeschick, womit einst die Vermählungsfeste Marien Antoniens tragisch beschlossen und als Vorzeichen künftigen Unheils gedeutet worden waren.

Nur Napoleon selbst sah in dem neuen Bündniß und der Aussicht auf einen Thronerben die Befestigung seines Reiches. Nicht etwa eine maßvollere Politik, nicht das Versöhnen der Gegensätze, die, wenn auch verdeckt, doch in gewaltsamster Spannung vorhanden waren, sondern die legitime Heirath erschien ihm als der haltbarste Kitt des riesigen Baues, den er aufgerichtet. So sehr hatte der große Mann die Erinnerung seines eigenen Ursprungs verloren, daß die trügerische Freundschaft mit den alten Dynastien, das Nachahmen der ihnen gewohnten und vertrauten Formen, das Hervorsuchen altfränkischen Ceremoniels jetzt wie hohe Staatsweisheit galt. Die Verschwägerung mit dem legitimen Blute steigerte seine sorglose Sicherheit; das eigene Volk sammt dem unterworfenen zu schonen mochte ihm fortan noch weniger nothwendig dünken als zuvor. So konnte die Heirath von 1810 vielleicht seine Katastrophe beschleunigen. Schon hatte die Vermählung ihm ein Stück von der russischen Freundschaft gekostet; möglich, daß mit der Geburt eines Erben der Rest von ruhiger Besonnenheit in dem Aberglauben an sein Gestirn verloren ging.

Von Oesterreich freilich war vorerst nicht zu hoffen, daß es sich zu einem zweiten Jahr 1809 erheben werde. Mit Stadions Rücktritt war auch der politische Gedanke verlassen, der seiner Verwaltung Leben und Bedeutung verliehen hatte. Die Gewißheit, daß dem so sei, hatte ihn bestimmt, auf jedes Bleiben zu verzichten. Die Lage schien ihm schlimmer, als nach dem Frieden von Presburg; denn damals hatte man noch unverbrauchte Mittel und unzerstörte Hoffnungen. Jetzt war er mit dem großen Plan einer nationalen Erhebung gescheitert, und wenn die Schuld des Mißlingens auch nicht an ihm lag, so fühlte er sich doch außer Stande, in die neue Strömung ein-

zulenken. Er hatte sich mit der Politik äußersten Widerstandes so sehr identificirt, und sich gegen die übrigen Mächte, die franzosenfeindlich waren, so unzweideutig ausgesprochen, daß es ihm eine moralische Unmöglichkeit schien, in Frieden und Freundschaft mit Napoleon die Geschäfte fortzuführen.

So war er denn geschieden, ohne Sang und Klang, verlassen von dem Schwarm derer, die ihm einst gehuldigt hatten. Nicht ein Hund hat sich gezeigt, schrieb Gentz erbittert, als der Minister abging. Von seinem Nachfolger, dem Grafen Clemens Metternich, hatten die Wenigsten eine hohe Meinung; sein Verhalten in Paris und seine Thätigkeit seit der Friedensverhandlung erregten von seinem Talent wie von seinem Charakter nur mäßige Erwartungen. Der Gedanke, daß er Stadions Nachfolger werden könne, erfüllte die Freunde dieses Ministers mit wahrer Sorge; und darunter waren Solche, die Metternich später ihr Leben lang gedient haben. Ich werde, schrieb Gentz, Metternich niemals die Gleichgültigkeit und den Leichtsinn verzeihen, womit er Stadion abgehen sieht, ebensowenig das wahrhaft anstößige Selbstvertrauen, womit er sich einer so furchtbaren Aufgabe, wie der Leitung der äußern Politik im gegenwärtigen Augenblick, unterzieht. Ein Anderer sprach es offen aus: wie er es zwar Stadion nicht verzeihe, daß er gegangen sei, aber noch weniger, daß er Metternich hinterlassen habe. Er warf dem neuen Minister nicht nur vor, daß er die schwere Last leichtfertig übernommen, sondern auch daß er durch mannigfaltige Intriguen darum gebuhlt habe.*)

Die Lage der Monarchie schien verzweifelt genug. Die Kriegs- oder Friedensfrage, schrieb Gentz wenige Tage vor dem Abschluß, ist für uns eine Sache zweiten Ranges geworden; vor Allem gilt es zu wissen: ob ein Staat, der in dieses Uebermaß von Erstarrung und Leere versunken ist, sich wieder aufraffen, oder ob er, sei es im Krieg sei es im Frieden, ein Jahr lang bestehen kann. In der That war Oesterreich mit offenen und schutzlosen Grenzen aus dem Kriege hervorgegangen; die Innlinie im Westen, die Gebirgsveste im Süden blieb verloren, es war fortan den Franzosen ein Leichtes, durch Baiern auf Wien, durch Kärnthen nach Ungarn vorzudringen. Wohlmeinende riethen nach dem Ende des Krieges geradezu, der Kaiser solle auf jede leitende Rolle in der westlichen Politik verzichten, sich durch die verfallene Beute des osmanischen Reiches entschädigen und vielleicht einst im Archipelagus den Ersatz für das adriatische Meer suchen.

Wie der Friede von Wien geschlossen war, standen sich die kriegerische und die Friedensansicht noch eine Zeit lang schroff gegenüber. Die erstere gab auch jetzt noch die Hoffnung nicht auf, durch alle Mittel eines Völkerkriegs, namentlich durch die Erhebung Deutschlands den Kampf von 1809 glücklicher zu erneuern, während die andere es als unvermeidlich ansah, sich dem Frieden zu unterwerfen. Darin stimmten freilich beide Meinungen völlig

*) S. Tagebücher von Gentz S. 171 f. 193—195. 199.

zusammen: daß das österreichische Gebiet schutzlos und kaum im Stande sei, einem neuen Angriffe mit Erfolg zu widerstehen. Die Aussichten auf eine rasche Erhebung wurden indessen mit jedem Tage schwächer. Das Mißlingen des Kampfes von 1809, dessen Idee und Mittel mit der überlieferten Politik so wenig im Einklang standen, führten naturgemäß dazu, den Rückfall in das alte Wesen zu verstärken. Für Kaiser Franz wenigstens hat der Ausgang des Jahres 1809 gewiß die Folge gehabt, seine autokratische Abneigung gegen alles volksthümliche Mitwirken zu steigern. Auch stand er seitdem mehr als je unter dem Einfluß der Mittelmäßigkeiten, die seine militärische Umgebung bildeten und deren eifriges Bemühen dahin ging, ihn von dem Einfluß seiner Gemahlin und der thatkräftigeren Prinzen abzusperren. Die Brüder des Kaisers waren aber in Folge des Krieges aufs bitterste entzweit und eine ärgerliche Polemik in Zeitungen und Flugschriften enthüllte der Welt die innere Zwietracht wie die Schwächen dieser Dynastie.

In solcher Lage war die Heirath der Kaiserstochter mit Napoleon ein auch für Oesterreich fühlbares politisches Ereigniß. Sie gab der Partei das Uebergewicht, welche in Frieden und Freundschaft mit Napoleon das Verlorene oder dessen Ersatz wieder zu gewinnen hoffte. Eine Denkschrift, die kurz nach der Vermählung ein hoher Militär für den neuen Minister des Auswärtigen verfaßte, sprach die Grundgedanken dieser Politik offen aus. Oesterreichs Grenzen nach Westen und Süden waren darin als ganz offen, die gegen Polen und Rußland als fast schutzlos bezeichnet. Die Lage der Monarchie erschien darnach als ganz verzweifelt, so lange Rußland in „dem unsinnigen System verharrte, sich jedem französischen Zwecke als Mittel hinzugeben.“ Die Aussöhnung mit Frankreich wandte wenigstens die größte Gefahr ab; es galt darum, das neue Verhältniß so nützlich als möglich zu machen. Napoleon besitze jetzt „von Seiten Oesterreichs das kostbarste Pfand des Vertrauens; denn der Kaiser werde sein Kind nicht opfern wollen.“ Oesterreich sei dadurch mit den dynastischen Interessen Napoleons eng verflochten und theile den Haß, der diesen in Europa verfolge. „Eben dieser Haß, womit wir uns belasten, giebt ihm eine neue Bürgschaft unserer Treue.“ Wenn dann Napoleon statt des russischen Bündnisses das österreichische wähle, müsse man dies bereitwillig ergreifen, mit ihm sich gegen Rußland wenden, aber auch reiche Entschädigung für das Verlorene suchen. In gleichem Sinne, wenn auch im Ausdruck vorsichtiger, sprach sich Metternich gegen befreundete Diplomaten aus. Man habe die Heirath schließen müssen, denn sonst habe eine russisch-französische Verbindung gedroht, und man wisse ja seit Tilsit, wessen der russische Ehrgeiz fähig sei.*)

Anschauungen dieser Art leiteten fortan die österreichische Politik. Graf

---

*) Die Briefe s. in den Lebensbildern III. 64 ff. und die Denkschrift ebendas. S. 1—24. Das Uebrige aus Berichten Finkensteins vom 6. Jan. u. 14. März 1810.

Clemens Metternich hatte schon vorher nicht in dem scharfen Gegensatze zu Napoleon gestanden, wie sein Vorgänger; seine Persönlichkeit und seine Antecedentien wiesen ihn eher auf den festeren Anschluß an den französischen Kaiser hin. Nun war die Heirath Marien Luisens das erste bedeutsame Werk seiner Leitung des auswärtigen Amtes; dieselbe mußte dahin führen, daß auch eine politische Annäherung erfolgte. Darüber täuschte man sich auch in Wien selbst nicht; die Gegner Napoleons fürchteten nur, daß Metternich gar zu rasch und ungeduldig das französische Bündniß suchen werde. Der lange Aufenthalt, den er im Sommer des Jahres 1810 in Paris machte und das sichtbare Bemühen, sich mit dem Imperator möglichst freundlich zu stellen, weckte ihm in den franzosenfeindlichen Kreisen der österreichischen Aristokratie eine starke Opposition; man klagte ihn an, daß er sich mit Napoleon tiefer eingelassen, als es das Interesse Oesterreichs gestatte, und Einzelne wollten in Folge davon seinen Rücktritt als nahe bevorstehend prophezeien. Ja es bestand in der diplomatischen Welt die verbreitete Meinung: die Entlassung sei nur unterblieben, „aus Furcht, Napoleon zu mißfallen", eine Ansicht, die, wie Hardenberg damals richtig bemerkte, gleich verdrießlich für den kaiserlichen Hof wie für Metternich war.*) Die Folge hat gezeigt, daß der Letztere vorsichtiger verfuhr, als seine Gegner meinten. Er beeilte sich nicht, allzutiefe Verpflichtungen mit Frankreich einzugehen, sondern suchte sich vielmehr in dem ungleichen Verhältniß möglichst viel Selbstständigkeit zu erhalten, seine Kräfte zu sparen, die Freundschaft mit Napoleon zu pflegen, und wenn es zum Bruch mit Rußland kam, daraus den möglichst großen Nutzen zu ziehen.

Vorerst mußten indessen alle weiterstrebenden Gedanken vor der unmittelbaren Noth des Augenblicks schweigen. Die große und dringende Tagesfrage der österreichischen Politik war die Lage der Finanzen. Die Staatsschuld, die schon 1792 sich auf vierthalbhundert Millionen Gulden belief, betrug jetzt 658 Millionen. Seit dem siebenjährigen Kriege hatte man Papiergeld ausgegeben, das in den folgenden Jahrzehnten, namentlich seit den Revolutionskriegen ins Ungemessene gesteigert und, weil es einer verhältnißmäßigen Unterlage baaren Geldes entbehrte, immer tiefer entwerthet ward. Im Anfang des Jahres 1810 kursirten gegen 900 Millionen solcher Bankzettel, welche wie 1 zu 4 gegen baares Geld standen.

Dieser Ueberfluthung abzuhelfen, wurden seit Jahren fruchtlose Versuche gemacht. Schon im August 1806 erhöhte die Regierung Steuern und Gefälle, mit der erklärten Absicht, die Bankzettel zu vermindern. Die Rüstungen, welche der Krieg zwischen Napoleon und Preußen damals hervorrief, verschlangen rasch den Ertrag der Erhöhung und veranlaßten zugleich eine

---

*) Bericht Finkensteins vom 29. Aug., und Erwiederung des Ministers vom 11. Sept. 1810.

neue außerordentliche Steuer, wonach von allem beweglichen und unbeweglichen Stammvermögen ein halbes Procent erhoben ward (October 1806). Die Abhülfe der Papiernoth blieb ausgesetzt. Im Jahre 1808 trat Graf Zichy, unter dem die Papiernoth und Münzverschlechterung in ungeheurem Maße gewachsen war, von der Leitung der Finanzen zurück und erhielt den Grafen Joseph O'Donnel zum Nachfolger. Sein erster bedeutsamer Act war das Patent vom 14. Sept. 1808, welches den festen Entschluß verkündete, den Werth der Bankzettel aufrecht zu erhalten, und „mit Sehnsucht dem glücklichen Zeitpunkt entgegensah", wo man die Verminderung des Papiergeldes bewirken könnte. Vorerst freilich müsse man sich darauf beschränken, den Werth der Bankzettel soviel wie möglich zu heben. Zu dem Ende ward eine neue Anleihe ausgeschrieben, deren Einlagen in der Tilgungscasse zur Einlösung der Bankzettel hinterlegt werden sollten. Die gewaltigen Rüstungen zum Kriege mußten, der feierlichen Zusage zum Trotz, auch diese Mittel rasch verzehren; der Feldzug ward eben begonnen, als eine neue Anleihe ausgeschrieben ward, welche zur Deckung der Armeebedürfnisse alles baare Metall einforderte, die „todtliegenden Geldvorräthe" so gut wie das „entbehrliche Gold- und Silbergeräthe." Als der Krieg zu Ende ging, war man auch mit allen Hülfsmitteln auf der Neige. Um die ersten Contributionszahlungen zu decken, wurden (Dec. 1809) abermals alle Unterthanen aufgefordert, ihr „leicht entbehrliches Silbergeräthe" gegen Interimsscheine oder Bankzettel bei den Münzämtern einzuliefern. Mit den Interimsscheinen ward ein neues Papiergeld geschaffen und zugleich bei diesem Anlasse das Verhältniß der Bankzettel zum Silber wie Eins und Drei officiell festgesetzt. Dabei blieb es aber nicht; der Credit des Staates war einmal auf's tiefste erschüttert, baares Geld und edles Metall flossen ins Ausland, das Papiergeld strömte, zumal aus den abgetretenen Provinzen, in Masse nach der Hauptstadt. Die Entwerthung nahm in erschreckendem Verhältniß zu.

Ein Patent vom 26. Februar 1810 verhieß die ersehnte Abhülfe. Als Zwecke des neuen Finanzsystems waren darin bezeichnet: die klingende Münze so wie deren „Vorstellungszeichen" in Umlauf zu bringen, die Anzahl der Bankzettel zu beschränken, den Vorstellungszeichen das nöthige Vertrauen zu schaffen. Man hoffte das auf folgendem Wege zu erreichen. Die Bankzettel, deren Summe beiläufig auf 950 Millionen angegeben ward, sollten allmälig eingezogen und zu dem Ende „Einlösungsscheine" ausgefertigt werden. Diese Einlsöungsscheine stellten Conventionsmünze vor; ihren Credit hoffte man zunächst dadurch sicher zu stellen, daß ihre Verfertigung, so wie die Einziehung der Bankzettel und die Verwaltung des Tilgungsfonds einer eigenen Behörde übergeben ward, die man aus Abgeordneten der Provinzialstände und Handelsgremien bildete. Damit sollte jede Ueberschreitung des festgestellten Maßes unmöglich gemacht, zudem alle Jahre ein Theil der Scheine

aus dem heroischen Aufschwung des Jahres 1809 frische Hoffnung geschöpft; er sah mit Theilnahme und Bewunderung auf Land und Volk und erwartete von ihm Großes für die künftige Erhebung. So weit es an ihm war, wies er mit patriotischem Rath auf die Folgen des überlieferten Systems hin, das die geistige Bewegung hemmte und dadurch den Zusammenhang mit Deutschland störte. Er rieth, Männer wie Schön und Niebuhr ins Land zu ziehen, die wissenschaftlichen Anstalten zu verbessern, die blos mechanische Abrichtung durch eine wahrhafte Erziehung zu ersetzen, durch freisinnigere Einrichtungen die Bewegung der Ideen und der Geister zu begünstigen. Aber dazu war keine Aussicht. Man lebte von einem Tag zum andern und fühlte sich erdrückt von den unmittelbaren materiellen Sorgen. Die Eingeweihten klagten bitter über die Hoffnungslosigkeit der Zustände und die Unzulänglichkeit aller leitenden Personen*). Die Hoffnungen des Friedens und der Sicherheit waren einzig auf die Fortdauer des spanischen Krieges gebaut, weitere Combinationen wurden nicht gemacht. Die öffentliche Stimme zeigte einen Unmuth und eine Erbitterung, wie sie in diesem Lande und Volke unerhört war.

In solcher Lage sah sich der leitende Minister, auch wenn er schlau und geschmeidig war, wie Graf Metternich, doch von den Sorgen des Augenblicks viel zu sehr bedrängt, als daß er auf weite Combinationen für die Zukunft hätte denken können. Metternich war von dem patriotischen Aufschwung des Jahres 1809 nicht sehr berührt gewesen und theilte darum auch die tiefe Abneigung nicht, welche die meisten Anderen von Napoleon schied. Das machte ihm die Aufgabe leichter, mit dem Gewaltigen in einem erträglichen Verhältniß von Eintracht zu sein, das sich in dem Maße fester knüpfte, als die Sorge vor dem russischen Ehrgeiz wuchs. Doch war er zugleich bemüht, sich den freundlichen Zusammenhang mit den übrigen Mächten zu erhalten, auch solchen, die man nicht zu den Freunden der napoleonischen Politik zählen durfte.

Das galt namentlich von Preußen. Mit diesem Staate blieb das Verhältniß bestehen, dessen Herstellung und Pflege Stein wie Stadion sich gleichmäßig zur Aufgabe gemacht hatten. Nun war seit September 1810 in der Vertretung Preußens ein bedeutungsvoller Wechsel eingetreten, nicht in den Grundsätzen (denn auch der abgehende Finkenstein war ein sehr eifriger Verfechter der österreichisch-preußischen Allianz gewesen), wohl aber in der Persönlichkeit. Einer der ersten Männer Preußens, Wilhelm von Humboldt, war Gesandter in Wien geworden. Seine Thätigkeit in diesem neuen Kreise hat bis zu den großen Ereignissen des Jahres 1813 fortgedauert und bildet die bemerkenswertheste Episode in der Geschichte der preußischen Diplomatie jener Tage. Denn nicht nur Preußen ist niemals besser in Wien vertreten gewesen, son-

*) S. Gentz bei Pertz, Steins Leben II. 538 f.

dern auch die große deutsche Sache hat damals keinen bedeutenderen diplomatischen Repräsentanten gezählt, als Wilhelm von Humboldt. Er hat in den drei Jahren, die er auf dieser Mission zubrachte, stets mit sicherem Takte den Weg eingehalten, der die Aussicht auf ein gemeinsames Handeln gegen Napoleon gab.*)

Als er im Spätjahr 1810 in Wien eintraf, fand er Oesterreich in der Krisis, welche zu der Erschütterung vom März 1811 geführt hat. Ihm machte die Lage den Eindruck, daß ungeachtet aller Bedrängnisse die innere Situation Preußens ungleich besser sei. Er vermißte vor Allem eine Persönlichkeit, die Fähigkeit und Ansehen genug besaß, die noch übrigen Kräfte des Staates zu sammeln und zu consolidiren. Er sah die Finanzen in größter Zerrüttung, das Volk unzufrieden und ohne rechtes Vertrauen in die Regierung, den Kaiser ohne offene Hingebung an irgend einen seiner Minister, vielmehr schwankend zwischen ganz verschiedenen Einwirkungen. In der äußeren Politik bemerkte er vor Allem ein tiefgewurzeltes Mißtrauen gegen Rußland, das durch Alexanders Vorgehen gegen die Türkei neue Nahrung erhielt. Es ist darum jetzt und später eine von Humboldts wesentlichen Sorgen gewesen, dies Mißverhältniß auszugleichen und zu einer Annäherung der Höfe von Wien und Petersburg den Weg zu bahnen. Er handelte in diesem Punkte natürlich in vollem Einklang mit seinem Ministerium, das auf die Aussöhnung der beiden durch Napoleon entzweiten Staaten den größten Werth legte.**)

Kurze Zeit nach Humboldts Ankunft in Wien war auch Metternich von seiner Pariser Reise heimgekehrt und hatte die Geschäfte wieder übernommen. Der Eindruck, den der preußische Staatsmann aus dessen Haltung empfing, ließ ihn vermuthen, daß über eine Allianz mit Napoleon zwar in Paris verhandelt, aber nichts zum Abschluß gekommen sei. Noch schien also nichts verloren für die Politik, die nach Humboldts Ausdruck vor Allem dahin streben mußte: der Allmacht Frankreichs gegenüber einen Damm aufzurichten. Dazu war aber zunächst eine Annäherung Oesterreichs und Rußlands nothwendig. Es schien Humboldt, als wenn die Schuld der Entfremdung an beiden Theilen liege. Ueberhaupt machte er gleich anfangs die Beobachtung, daß Metternich den Kern der Situation nicht mit der nöthigen Schärfe und Stetigkeit erfasse. Die Politik der Annäherung empfahl sich nicht nur Rußland gegenüber, sondern auch im Verhältniß zu den Rheinbundsfürsten. Metternich dagegen erklärte, auf die Frage Humboldts, wie er sich zu diesen

*) Sein erster Bericht ist vom 26. Sept. 1810. Von da an bis zu seiner Correspondenz zur Zeit des Prager Congresses im Sommer 1813 sind die darin enthaltenen reichhaltigen Materialien für diese neue Ausgabe benutzt worden.

**) Humboldts Berichte vom 6., 17. Oct., 3. u. 24. Nov. Preuß. Minist. am 27. Oct. u. 17. Nov.

stelle: sein System sei, sie zu ignoriren und als ganz abhängig von Frankreich zu behandeln. Humboldt verhehlte nicht, daß ihm diese Taktik bedenklich erschien. Ein solches Verfahren, sagte er, muß die Rheinbündischen erbittern, sie um so fester an Frankreich knüpfen und mit Stimmungen der Rache erfüllen, welche lediglich der französischen Suprematie zu gute kommen.*)

In den Erörterungen über das Verhältniß zwischen Oesterreich und Preußen fand Humboldt bei dem österreichischen Staatsmann Versicherungen freundlichster Gesinnung, aber sobald er auf ein gemeinsames Auftreten hinzielte, jedesmal eine ausweichende Haltung. Oesterreich, schrieb er, ist offenbar nicht in der Lage, Frankreich gegenüber eine etwas imponirende Sprache zu führen. Es scheint sein System zu sein, die Ruhe um jeden Preis zu erhalten, um sich zu befestigen und in Zukunft mit mehr Nachdruck aufzutreten. Das wäre ganz gut, wenn man nur in Wien Alles aufböte, diese Frist möglichst abzukürzen, und wenn nicht die rapiden Uebergriffe Frankreichs thatkräftige Hülfe verlangten.**) Allerdings ist der gegenwärtige Augenblick unendlich schwierig; denn wie peinlich es auch sein mag, davon zu sprechen, die Gefahr kann man sich unmöglich verbergen. Man kann nicht sagen, daß sie noch näher rückt; denn alle Schläge kommen gegenwärtig ganz unversehens. Gleichwohl scheint es bei dem gegenwärtigen Verhältniß der östlichen Mächte, namentlich Rußlands und Oesterreichs, kaum rathsam, für eine rasche Action zu sprechen. Das Klügste mag vielleicht sein, sich durch ein nicht unfreundliches Verfahren vor Napoleons Gewaltthaten, so weit dies möglich ist, sicher zu stellen, um inzwischen an den Mitteln zu arbeiten, die einen bessern Schutz gegen ihn gewähren können.

Die Situation in Wien ließ allerdings vorerst nicht mehr erwarten; aber auch in Berlin fühlte man sich durch diese Haltung Oesterreichs und die Entfremdung mit Rußland gedrückt. Wenn die Lage Oesterreichs, schrieb das Berliner Cabinet***), ihm auf längere Zeit verbietet, mit einiger Energie gegen Frankreich aufzutreten, so ist uns eine noch ungleich größere Behutsamkeit auferlegt; Preußen in seiner gegenwärtigen Schwäche, verlassen von seinen alten Alliirten und ohne kräftigen Rückhalt an Oesterreich, ist so zu sagen Napoleon auf Gnade und Ungnade überliefert. Es schien daher in dieser Lage kaum etwas anderes übrig zu bleiben, als sich mit dem französischen Kaiser „auszusöhnen" und enger an ihn anzuschließen. Dabei konnte

*) Humboldt in einem Berichte vom 17. Nov. Das preuß. Minist. findet in seiner Erwiederung vom 27. Nov. den ausgesprochenen Grundsatz „infiniment judicieux."

**) Am 2. Jan. 1811, also kurz nach den Reunionen in Nord-Deutschland geschrieben.

***) Depesche an Humboldt vom 12. Jan. 1811, die Antwort H.'s ist vom 23. Januar.

immer ein freundliches Verhältniß mit Oesterreich fortbestehen, und es sollte unter allen Umständen Humboldts Sorge sein, dies zu pflegen. Nur durften seine näheren Beziehungen zum Wiener Cabinet in keinem Fall so beschaffen sein, daß sie der französischen Gesandtschaft Grund zur Besorgniß geben.

Humboldt nahm diese Betrachtung über die Möglichkeit eines Anschlusses an Frankreich so ernst, daß er ihr sofort, wie einer nahe bevorstehenden Wendung, entschieden entgegentrat. Wie groß auch immer, schrieb er nach Berlin, das Unglück Preußens sein möge, es blieb ihm immer ein starker und wahrhaftiger Trost in dem Bewußtsein, seine Unabhängigkeit erhalten zu haben, nicht verpflichtet zu sein, Freund und Feind mit Frankreich gemein zu haben, und nicht mitwirken zu müssen zur Ausführung von Plänen, die den Gefühlen des Königs eben so sehr widersprechen, wie den Interessen des preußischen Staates. Noch ist aber die Lage nicht so dringend, um diese Vortheile zu opfern. Napoleon ist in Spanien wahrscheinlich noch lange beschäftigt, Oesterreich noch nicht mit ihm alliirt, ja es scheint gewiß, daß das Wiener Cabinet, ungeachtet seiner vorsichtigen und selbst furchtsamen Haltung daran denke, mit der Zeit eine andere einzunehmen. So lange diese Hoffnung besteht, genügt es für Preußen, seine Verbindlichkeiten gegen Frankreich zu erfüllen, aber nicht mehr.

Von Berlin erhielt Humboldt die beruhigende Versicherung, daß er die frühere Aeußerung zu ernst genommen. Jenes hingeworfene Wort sei vielleicht etwas zu allgemein gefaßt gewesen und habe jedenfalls nicht den Sinn gehabt, auf eine wirkliche Verhandlung zum näheren Anschluß an Frankreich hinzudeuten; davon werde überhaupt erst dann die Rede sein, „wenn es als das geringere Uebel erscheine, dem napoleonischen System zu folgen, als den entgegengesetzten Weg zu gehen." *)

So war also in Berlin wie in Wien zwar keine Neigung vorhanden, die Politik des Landes fester an Napoleon zu knüpfen, allein es fehlte mit der materiellen Macht zugleich die Zuversicht, einem stärkern Druck, der etwa von Paris aus geübt ward, offen zu widerstehen. Der Tag, an dem zwischen Frankreich und Rußland der Bruch erfolgte, müßte auch für dies Verhältniß die Entscheidung bringen.

Wie sich damals die Aussichten in Oesterreich stellten, darüber hat Wilhelm von Humboldt, nach den Erfahrungen seiner ersten Monate in Wien, das Ergebniß in einer Charakteristik Metternichs niedergelegt, dem er schon jetzt eine lange dauernde Amtsführung prophezeite.**) Wir müssen uns darum, schrieb er, so weit dies möglich ist, eine richtige Vorstellung von seinem Charakter und seiner Denkweise zu bilden suchen. Ich sage soviel wie möglich; denn ich halte es für eines der schwersten Dinge, wenn nicht geradezu

---

*) Das preuß. Ministerium an Humboldt d. d. 2. Febr. 1811.

**) In einem Berichte vom 7. Febr. 1811.

für unmöglich, seinen wahren Charakter zu entziffern und je nach den Umständen, die eine große Macht auf ihn üben, vorauszusagen, was er zu thun im Stande wäre und was nicht. Da Graf Metternich in Berlin hinlänglich gekannt ist, so brauche ich nicht zu sagen, daß er äußerst kalt und zurückhaltend ist, wenn er es sein will, neben einer offenbaren Leichtigkeit und selbst einer natürlichen Neigung zu plaudern und zu erzählen; er besitzt aber eine unbedingte Herrschaft über sich selbst, scheint sich niemals irgend einer Empfindung hinzugeben, auch nie dergleichen zu verrathen, sondern ist stets sicher in allen seinen Mienen denselben Zug von Unempfindlichkeit auszuprägen. Sein Verhalten kann darum nur auf die Berechnung seines Verstandes gegründet sein. Einer seiner Lieblingsgegenstände in der Unterhaltung besteht darin, gegen die Aufregung und die Begeisterung zu eifern, und so oft er über gegebene Fälle urtheilt, habe ich ihn immer nur die Frage erörtern hören, ob dieser oder jener Weg den größeren Vortheil gewährte. Mit diesem Charakter ist er der Nachfolger eines Mannes geworden, der sich in seinen eigenen Kräften verrechnet und der dadurch, daß er ein Unternehmen über das Maß derselben versuchte, seinem Vaterland Unglück bereitet hat; eines Mann s, der stets nur dem Impuls seiner Empfindungen gefolgt ist und sich rückhaltlos einer Erregung hingab, die aus edlen und loyalen Grundsätzen entsprang; eines Mannes, der sich niemals gewöhnen konnte, sein Handeln nach den einfachen Rechnungen persönlicher Interessen einzurichten, und von dem selbst Solche, die ihn nur wenig kennen, mit Sicherheit sagen dürfen, daß wie groß auch immer die Umstände und Gefahren seiner Lage sein mochten, er niemals etwas gethan haben würde, was mit seiner Art zu denken und zu handeln in Widerspruch stand. Dazu kommt, daß Stadion eine populäre Sache verfochten, Metternich die Erbschaft eines unglücklichen Friedens angetreten hat; die französische Heirath und der lange Aufenthalt in Paris hat natürlich nicht dazu beigetragen, die Popularität des Letzteren zu erhöhen. Man nimmt an, daß er Frankreich ganz ergeben sei und hält ihn zu Allem fähig, wenn sein Ehrgeiz es gebietet. Denn man schreibt ihm eine Eigenliebe ohne Grenzen zu und indem man ihn mit dem Grafen Stadion vergleicht, vergißt man nicht zu erwähnen, daß man diesem nie eine Unwahrhaftigkeit zugetraut hat, während man von Metternich just das Gegentheil glaubt. Alle beide werden getadelt und vielleicht nicht mit Unrecht, daß sie sich allzu sehr und allzu leichtfertig dem gesellschaftlichen Leben und seinen Genüssen hingegeben haben, aber an Stadion wird gerühmt, daß er während seiner Verwaltung doch viel gearbeitet, während Metternich sich begnüge, die Arbeit seiner Untergebenen durchzusehen und zu controliren.

Humboldt sieht manches dieser Urtheile für unbillig an und glaubt, daß die Stimmung des Publicums für jetzt gegen ihn eingenommen sei. Ich wenigstens, sagte er, halte ihn nicht für fähig, die Interessen seines Kaisers den seinigen zu opfern; auch sehe ich bis jetzt noch nichts, was die Besorgniß

rechtfertigte, er könne ohne dringende Noth auf Oesterreichs Unabhängigkeit verzichten. Allein man kann nicht leugnen, daß bei öfterem Sehen Einem wohl Fälle vorkommen, wo man wünschen möchte, seine Wahrhaftigkeit retten zu können, und es ist immerhin eine sehr unglückliche Sache, daß er so wenig Vertrauen einflößt in die Festigkeit und Unabänderlichkeit seiner Grundsätze. Vielmehr hat er das Talent, sich Jeglichem anzubequemen und wird es darum immer besser verstehen, sich nach Umständen, als nach Principien zu richten. Indessen, ohne über seinen Charakter ein Urtheil auszusprechen, vertraue ich wenigstens auf seine Einsicht. Er begreift zu gut, daß ein Bündniß mit Frankreich noch keiner Macht Vortheil gebracht hat, und wird sich darum bemühen, die gegenwärtige Unabhängigkeit zu erhalten, wie precär sie auch sein mag. Zudem kennt er die Abneigung wohl, die am Hof und im Volk gegen eine engere Verbindung mit Frankreich besteht. Das Ziel seiner Verwaltung wird darum — dafür möchte ich bürgen — zunächst dahin gerichtet sein, sich in der gegenwärtigen Lage zu behaupten und sie noch mehr zu befestigen, aber es wird bei ihm nicht vorkommen, wie bei einem Manne von prononcirtem Charakter, daß er lieber die Stelle preisgiebt, als unter Umständen einem ganz entgegengesetzten System folgt. Insofern wird die politische Haltung des Wiener Hofes, so lange Metternich die Geschäfte leitet, stets schwankend, schwer zu berechnen und niemals über Zweifel und Sorgen erhaben sein. Für Oesterreich thäte ein Mann Noth von Kraft, Muth und Talent, der sich mit ganzer Seele dem Gedanken widmete, sein Vaterland zu retten, und der dadurch das Vertrauen der Nation und des Hofes gewönne. Aber ein solcher Mann scheint nicht vorhanden zu sein und darum ist Metternich, auch wenn er nur die Rolle des Improvisirens mit Geschick spielen wird, immerhin besser als Mancher von denen, die etwa auf ihn folgen könnten.

Wir werden später sehen, wie sehr die Zeit des Bruches zwischen Napoleon und Rußland die Anschauung Humboldts von der österreichischen Politik bestätigt hat.

Die Lage Preußens war nicht minder peinlich, als die Oesterreichs. Es ist oben erzählt worden, welche bange Sorgen der Abschluß des Wiener Friedens dort weckte. Einen Augenblick schien Alles darauf hinzudeuten, daß der grollende Sieger nun gegen Preußen den letzten entscheidenden Schlag führen werde. Man hatte während der Kämpfe des Jahres 1809 zu wenig gethan, sich dagegen zu sichern, und doch war auch wieder zu viel geschehen, um auf ein Verhältniß von Vertrauen und Freundschaft mit Napoleon zu zählen. Schon die That Schills, obwohl die Regierung keinen Theil daran hatte, weckte seinen Argwohn; das Schwanken nach der Schlacht von Aspern und die Sendungen zwischen Königsberg und dem österreichischen Hauptquar-

Beamten, die, wie Schön, Sack, Merkel, Vincke, als Regierungspräsidenten die Ueberlieferungen Steins lebendig erhielten. Unter den Ministern selbst war keine rechte Eintracht. Die Finanzverwaltung unter Altenstein lebte von Hand zu Munde; an der Spitze des Innern war Dohna bei allem Wohlwollen unzulänglich, durchzugreifen und etwas Rechtes zu schaffen; im Allgemeinen klagte man über Stockung, Geldnoth und daneben doch auch über Verschwendung. Im Kriegswesen hatte Scharnhorst schon seine Entlassung begehrt; die Reorganisation des Heeres, wie er sie wollte, stieß auf Schwierigkeiten; manchen alten Mißbrauch, namentlich das Begünstigen der adeligen und einflußreichen Familien, suchte er vergeblich abzuwehren.*)

Von einer solchen Verwaltung durfte das Geständniß kaum befremden, das Altenstein jetzt dem Könige ablegte: es sei nicht an der Zeit, ein festes politisches System zu verfolgen, sondern die „augenblicklichen Conjuncturen" verständig zu benutzen. Es sei weder Zeit zu Reformen, noch dürfe man durch eine offene Darlegung der Verhältnisse den Muth ganz niederschlagen. Eine andere Zeit werde auch günstigere Verhältnisse herbeiführen, bis dahin müsse man sich mit einzelnen kleinen Hülfsmitteln behelfen. Als solch ein Hülfsmittel mochte Altenstein auch das ansehen, was er im März 1810 zur Befriedigung der Franzosen vorschlug: sie mit Abtretungen in Schlesien zu befriedigen!**)

Es war ein würdiger Schluß für das Ministerium kleiner Mittel und kleiner Künste. Der König wandte seine Augen auf Hardenberg. Die Umstände, unter denen dieser nach dem Tilsiter Frieden zurückgetreten war, umgaben ihn mit dem Nimbus eines Mannes, dessen größtes Unrecht in den Augen der fremden Dränger sein Talent und sein Patriotismus war. Die Art, wie er den Ruf des Königs aufnahm, unterstützte diese günstige Meinung. Aus seinen Aeußerungen über die Lage sprach eine geistreiche Frische und eine ermuthigende Zuversicht. Er tadelte die Inconsequenz der vorausgegangenen Politik, forderte ein festes System, innere Reformen, Erleichterung des Volkes durch Beseitigung von Mißbräuchen und Durchführung großer Maßregeln. Das heimliche Thun bezeichnete er als verderblich; er wollte durch Oeffentlichkeit und Controle das nothwendige Vertrauen erzeugt sehen. In diesem Sinne war Hardenberg bereit, an die Spitze der Verwaltung zu treten, doch nicht, wie ihm anfangs angesonnen ward, mit den bisherigen Ministern. Am 6. Juni 1810 ward außer Goltz und Dohna das Ministerium Altenstein entlassen und Hardenberg erhielt als „Staatskanzler" die obere Leitung

*) S. Pertz, Steins Leben II. 475 ff. Ueber Dohna s. Raumer's Lebenserinnerungen I. S. 111. 112.

**) Einzelnes über die Art und Weise, so wie über Wittgensteins Einmischung s. bei Bassewitz a. a. O. 402 f. 412. Ebendaselbst S. 405 f. ist auch der erneuerte Verkehr mit Hardenberg im Einzelnen berichtet.

sämmtlicher Staatsangelegenheiten. Die Zustimmung Napoleons zur Rückkehr des mißliebigen Mannes hatte durch manch peinlichen Schritt erkauft werden müssen.*)

Die dringendste Verlegenheit war der neuen Verwaltung durch die Finanzlage bereitet; es galt nicht nur die ungestümen Forderungen des fremden Drängers zu befriedigen, sondern es war auch der schwer erschütterte Credit für die Zukunft herzustellen, der Staatscasse neue Mittel und den Steuerpflichtigen zugleich Erleichterung zu schaffen. Es war Hardenbergs Gedanke, die Accise auf das platte Land auszudehnen, die Tresorscheine und die übrigen Staatsschulden zu fundiren und eine Nationalbank zu errichten. Die neuen Maßregeln sollten Notabeln zur Prüfung vorgelegt und ein Staatsrath gebildet werden.

Die Aufnahme, welche diese Projecte bei den angesehensten Männern fanden, entsprach nun allerdings der Zuversicht nicht, womit der Staatskanzler das Steuer ergriffen hatte. Es ward nicht nur Widerspruch gegen Einzelnes laut, sondern ein Mann, wie Niebuhr, auf dessen Mitwirkung vornehmlich gerechnet war, bekämpfte das Ganze mit einer gewissen Animosität. Ihm mißfielen nicht nur die Projecte, sondern auch der Mann selbst; Niebuhr mochte dem Staatskanzler schon jetzt die weltmännische Leichtfertigkeit absehen, die ihn im Laufe der Zeit Grundsätze und eine bessere Vergangenheit immer mehr vergessen ließ und später den unwürdigsten Einflüssen widerstandslos preisgab. Auch Schön theilte die hochgespannten Hoffnungen nicht, womit hie und da Hardenbergs Eintritt begrüßt ward. Stein dagegen, dessen Rath jetzt wieder eifriger gesucht ward, ließ aus seinem österreichischen Asyl eine günstigere Meinung vernehmen. Ohne alles Einzelne zu billigen, verwarf er doch auch nicht Alles und mahnte die gleichgesinnten Freunde, das schwierige Werk des neuen Ministers zu unterstützen. Stein hegte von Hardenberg, seit er in der Krisis von 1806—7 sich der Politik der Unterwerfung standhaft widersetzt, eine bessere Ansicht; er hoffte, daß er sich mit den tüchtigsten Patrioten umgeben und das unterbrochene Werk der Reform im Sinne der Gründer vollenden werde. In Bezug auf das nächste Bedürfniß theilte Stein die Meinung des Ministers, daß die Ausgabe von Papiergeld nicht zu vermeiden sei; nur sollte es nicht zu sehr vervielfältigt, seine Verfertigung einer unabhängigen Behörde anvertraut und durch genügendes Eigenthum ihm Sicherheit gegeben werden. Zur Beschaffung der baaren Mittel für die Franzosen empfahl er Ersparnisse, Einkommensteuer

*) Namentlich durch Verhandlungen mit St. Marsan und Champagny, in denen eine raschere Erledigung der Contributionssache verheißen ward. Ueber das bisherige Ministerium hieß es in einer Aeußerung im Namen des Königs: Les résultats de leurs efforts lui ont paru au dessous de ce qu'il a cru pouvoir en attendre. Dans cet état des choses une confiance personnelle, pleinement justifiée par l'experience, lui a fait tourner les yeux sur M. le baron de Hardenberg.

Beamten, die, wie Schön, Sack, Merkel, Vincke, als Regierungspräsidenten die Ueberlieferungen Steins lebendig erhielten. Unter den Ministern selbst war keine rechte Eintracht. Die Finanzverwaltung unter Altenstein lebte von Hand zu Munde; an der Spitze des Innern war Dohna bei allem Wohlwollen unzulänglich, durchzugreifen und etwas Rechtes zu schaffen; im Allgemeinen klagte man über Stockung, Geldnoth und daneben doch auch über Verschwendung. Im Kriegswesen hatte Scharnhorst schon seine Entlassung begehrt: die Reorganisation des Heeres, wie er sie wollte, stieß auf Schwierigkeiten; manchen alten Mißbrauch, namentlich das Begünstigen der adeligen und einflußreichen Familien, suchte er vergeblich abzuwehren.*)

Von einer solchen Verwaltung durfte das Geständniß kaum befremden, das Altenstein jetzt dem Könige ablegte: es sei nicht an der Zeit, ein festes politisches System zu verfolgen, sondern die „augenblicklichen Conjuncturen" verständig zu benutzen. Es sei weder Zeit zu Reformen, noch dürfe man durch eine offene Darlegung der Verhältnisse den Muth ganz niederschlagen. Eine andere Zeit werde auch günstigere Verhältnisse herbeiführen, bis dahin müsse man sich mit einzelnen kleinen Hülfsmitteln behelfen. Als solch ein Hülfsmittel mochte Altenstein auch das ansehen, was er im März 1810 zur Befriedigung der Franzosen vorschlug: sie mit Abtretungen in Schlesien zu befriedigen!**)

Es war ein würdiger Schluß für das Ministerium kleiner Mittel und kleiner Künste. Der König wandte seine Augen auf Hardenberg. Die Umstände, unter denen dieser nach dem Tilsiter Frieden zurückgetreten war, umgaben ihn mit dem Nimbus eines Mannes, dessen größtes Unrecht in den Augen der fremden Dränger sein Talent und sein Patriotismus war. Die Art, wie er den Ruf des Königs aufnahm, unterstützte diese günstige Meinung. Aus seinen Aeußerungen über die Lage sprach eine geistreiche Frische und eine ermuthigende Zuversicht. Er tadelte die Inconsequenz der vorausgegangenen Politik, forderte ein festes System, innere Reformen, Erleichterung des Volkes durch Beseitigung von Mißbräuchen und Durchführung großer Maßregeln. Das heimliche Thun bezeichnete er als verderblich; er wollte durch Oeffentlichkeit und Controle das nothwendige Vertrauen erzeugt sehen. In diesem Sinne war Hardenberg bereit, an die Spitze der Verwaltung zu treten, doch nicht, wie ihm anfangs angesonnen ward, mit den bisherigen Ministern. Am 6. Juni 1810 ward außer Goltz und Dohna das Ministerium Altenstein entlassen und Hardenberg erhielt als „Staatskanzler" die obere Leitung

---

*) S. Pertz, Steins Leben II. 475 ff. Ueber Dohna s. Raumer's Lebenserinnerungen I. S. 111. 112.

**) Einzelnes über die Art und Weise, so wie über Wittgensteins Einmischung s. bei Bassewitz a. a. O. 402 f. 412. Ebendaselbst S. 405 f. ist auch der erneuerte Verkehr mit Hardenberg im Einzelnen berichtet.

sämmtlicher Staatsangelegenheiten. Die Zustimmung Napoleons zur Rückkehr des mißliebigen Mannes hatte durch manch peinlichen Schritt erkauft werden müssen.*)

Die dringendste Verlegenheit war der neuen Verwaltung durch die Finanzlage bereitet; es galt nicht nur die ungestümen Forderungen des fremden Drängers zu befriedigen, sondern es war auch der schwer erschütterte Credit für die Zukunft herzustellen, der Staatscasse neue Mittel und den Steuerpflichtigen zugleich Erleichterung zu schaffen. Es war Hardenbergs Gedanke, die Accise auf das platte Land auszudehnen, die Tresorscheine und die übrigen Staatsschulden zu fundiren und eine Nationalbank zu errichten. Die neuen Maßregeln sollten Notabeln zur Prüfung vorgelegt und ein Staatsrath gebildet werden.

Die Aufnahme, welche diese Projecte bei den angesehensten Männern fanden, entsprach nun allerdings der Zuversicht nicht, womit der Staatskanzler das Steuer ergriffen hatte. Es ward nicht nur Widerspruch gegen Einzelnes laut, sondern ein Mann, wie Niebuhr, auf dessen Mitwirkung vornehmlich gerechnet war, bekämpfte das Ganze mit einer gewissen Animosität. Ihm mißfielen nicht nur die Projecte, sondern auch der Mann selbst; Niebuhr mochte dem Staatskanzler schon jetzt die weltmännische Leichtfertigkeit absehen, die ihn im Laufe der Zeit Grundsätze und eine bessere Vergangenheit immer mehr vergessen ließ und später den unwürdigsten Einflüssen widerstandslos preisgab. Auch Schön theilte die hochgespannten Hoffnungen nicht, womit hie und da Hardenbergs Eintritt begrüßt ward. Stein dagegen, dessen Rath jetzt wieder eifriger gesucht ward, ließ aus seinem österreichischen Asyl eine günstigere Meinung vernehmen. Ohne alles Einzelne zu billigen, verwarf er doch auch nicht Alles und mahnte die gleichgesinnten Freunde, das schwierige Werk des neuen Ministers zu unterstützen. Stein hegte von Hardenberg, seit er in der Krisis von 1806—7 sich der Politik der Unterwerfung standhaft widersetzt, eine bessere Ansicht; er hoffte, daß er sich mit den tüchtigsten Patrioten umgeben und das unterbrochene Werk der Reform im Sinne der Gründer vollenden werde. In Bezug auf das nächste Bedürfniß theilte Stein die Meinung des Ministers, daß die Ausgabe von Papiergeld nicht zu vermeiden sei; nur sollte es nicht zu sehr vervielfältigt, seine Verfertigung einer unabhängigen Behörde anvertraut und durch genügendes Eigenthum ihm Sicherheit gegeben werden. Zur Beschaffung der baaren Mittel für die Franzosen empfahl er Ersparnisse, Einkommensteuer

*) Namentlich durch Verhandlungen mit St. Marsan und Champagny, in denen eine raschere Erledigung der Contributionssache verheißen ward. Ueber das bisherige Ministerium hieß es in einer Aeußerung im Namen des Königs: Les résultats de leurs efforts lui ont paru au dessous de ce qu'il a cru pouvoir en attendre. Dans cet état des choses une confiance personnelle, pleinement justifiée par l'experience, lui a fait tourner les yeux sur M. le baron de Hardenberg.

und Anleihen. Um der Widersetzlichkeit und Lauheit zu begegnen, die unter Altensteins unsicherem Regiment auch im Kreise der Beamten selbst Wurzel geschlagen, sollte mit Energie und Strenge verfahren, die höhere Verwaltung von ihren unbrauchbaren Elementen gründlich gereinigt, Männer wie Schön, Humboldt, Vincke hereingezogen werden. Auch dem hemmenden Egoismus eines Theils vom Adel*) sollte man nach Steins Rath kräftig begegnen. Man müsse, sagte er, den Maximen folgen, durch die Richelieu eine „verwilderte, ungehorsame und ränkesüchtige Nation“ beherrscht habe. Er dachte selbst an eine Umgestaltung des Adels und eine strengere Classification nach Geburt und Grundbesitz; ihm erschien die Menge „armen, güterlosen oder verschuldeten Adels“ als eine große Last für Preußen. Seinen Mangel an Bildung, seine Hülfsbedürftigkeit, seine Prätensionen und seine Stellensucht rügte er mit strengen Worten und prophezeite ihm, er werde in dem Maße sinken, als die unteren Stände an Wohlhabenheit und Bildung sich heben würden.

Zugleich wollte Stein Vorsorge getroffen wissen für eine bessere Zeit. Es sollte auf Erziehung und Bildung des Volkes tüchtig eingewirkt, seine körperliche Uebung gefördert und zugleich ein patriotischer und kriegerischer Geist in ihm herangebildet werden. Als Schlußstein des Ganzen dachte er sich dann die Berufung der Reichsstände.

So hielt also Stein noch mit der gleichen Lebendigkeit wie früher die Gedanken der Staatsreform fest, die selber durchzuführen ihm durch einheimische Gegner und das Machtgebot des fremden Despoten unmöglich geworden war. Er hoffte jetzt, Hardenberg werde sie vollenden. Zwar lehnten Schön und Niebuhr — jetzt von Stein darum getadelt, später gerechtfertigt — ihre Mitwirkung ab; aber der Staatskanzler schien völlig bereit, in die Ideen des geächteten Ministers einzugehen. Der Staat, erklärte er, sei nicht durch halbe Maßregeln, sondern nur durch gründliche Heilung zu retten. Er wollte die Provinzialunterschiede beseitigen, allen Landestheilen und allen Classen von Unterthanen gleiche Lasten auflegen, dem Bauer Eigenthum geben, alle Gewerbe frei machen. Mit den alten Ständen das fertig zu bringen, schien ganz undenkbar; gerade in der letzten kritischen Zeit hatte ein Theil des kurmärkischen Adels Alles aufgeboten, Verbesserungen zu hemmen, Lasten engherzig abzulehnen und alle Unterschiede der Provinzen und Kasten zu verewigen.**) Um über die Ausführung sich vollends zu verständigen, hatte

*) Wie derselbe nicht nur unter dem früheren Ministerium bei Vertheilung der allgemeinen Lasten bevorzugt worden war, sondern auch jetzt noch Aehnliches erstrebte, davon giebt Fr. von Raumer, einer der eifrigsten Mitarbeiter des Staatskanzlers, in seinen Lebenserinnerungen I. 97. 98. 106 bezeichnende Proben. Ueber Raumers eigenen Antheil s. I. 124 f.

**) Aeußerung Sacks bei Pertz II. 509. 510. Nach Raumers Lebenserinnerungen I. 144 erklärte noch jetzt einer der Junker die Siege der Franzosen für ein ge-

Hardenberg in den böhmischen Bergen eine persönliche Zusammenkunft mit Stein. Beide sprachen sich über das Einzelne aus, Stein modificirte in manchem seine Ansicht. Die sofortige Ausgabe von Papiergeld schien ihm bedenklich, dagegen blieb er bei der Einkommensteuer und der auswärtigen Anleihe. Die Bannrechte, den Mahl- und Getränkezwang, meinte er, dürfe man nur für Entschädigung aufheben, im Uebrigen müsse man dem Bauer Sicherheit geben gegen gutsherrliche Willkür.

Die freie Bewegung der Gewerbe war schon früher als Princip verkündigt worden. Die Geschäftsinstruction für die Regierungen vom 26. December 1808 hatte ausdrücklich als leitenden Grundsatz der Regierung verkündet: Niemanden in dem Genuß seines Eigenthums, seiner bürgerlichen Gerechtsame und Freiheit, so lange er in den gesetzlichen Grenzen bleibe, weiter einzuschränken, als es zur Beförderung des allgemeinen Wohls nothwendig sei, einem Jeden innerhalb der gesetzlichen Schranken die möglichst freie Entwicklung und Anwendung seiner Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte, in moralischer sowohl als physischer Hinsicht, zu gestatten und alle dagegen noch obwaltenden Hindernisse baldmöglichst auf legale Weise hinwegzuräumen. In demselben Aktenstück war die „möglichste Gewerbefreiheit", Leichtigkeit des Verkehrs und Freiheit des Handels, sowohl im Innern als mit dem Auslande, als ein nothwendiges Erforderniß bezeichnet. Aber die Ausführung dieser Grundsätze hatte wie manches andere bis jetzt vergeblich auf sich warten lassen.

Erst jetzt, in den letzten Tagen des October 1810 kamen diese und andere seit Jahren verheißenen Reformen. Zuerst ward die Verfassung der obersten Staatsbehörden neu geregelt; es wurde dabei die Organisation vom 24. November 1808, die eines der letzten Werke Steins gewesen war, im Wesentlichen zu Grunde gelegt, nur dem Staatskanzler eine ungewöhnlich weite Wirksamkeit eingeräumt, die sich über alle Zweige des Ministeriums und den Staatsrath erstreckte. Schon in dem Gesetz trat dieser Unterschied hervor, noch mehr in der Praxis, die den Staatskanzler zum Träger bureaukratischer Allmacht erhob. Am nämlichen Tage (27. October) ward eine neue Ordnung des Finanz- und Abgabenwesens verkündigt.*) Die Grundsteuerbefreiungen, der Zunftzwang, die Bann- und Zwanggerechtigkeiten, die Naturallieferungen und der Vorspann sollten abgeschafft, alle Einwohner gleichmäßig nach ihrem Vermögen herbeigezogen, dabei vorzugsweise Consumtion und der

ringeres Uebel als die Aufhebung der Erbunterthänigkeit und ein anderer von derselben Sippschaft nannte in einem dem Staatskanzler übergebenen Aufsatz die Urheber solcher Ideen und Gesetze „Catilinas, die den König und den Adel ermorden wollten, der revolutionäre Geist von Bürger und Bauer sei nur zu bändigen, indem man dessen sämmtliche Real- und Personalprivilegien bestätige und ihm vor Allem das ausschließliche Recht auf Staatsämter zugestehe."

*) S. Polit. Journal Jahr 1810 II. S. 1098 ff.

Luxus getroffen werden. Durch den Verkauf der Domainen, die Einziehung der geistlichen Güter und durch Anleihen sollten die Staatsschulden gedeckt, das ganze Schuldenwesen auch der Provinzen und Gemeinden geordnet, die Verpflichtung gegen die Staatsgläubiger erfüllt werden. Am Schlusse der Verordnung war eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation sowohl der Provinzen als des Ganzen verheißen.

Am 28. October erschienen dann die wichtigsten Gesetze, welche das neue Steuerwesen ins Werk setzten. Mit Aufhebung aller Befreiungen wurden die Consumtions- und Luxussteuern über das ganze Land ausgedehnt, die Gewerbefreiheit verkündigt, eine Patentclassensteuer eingeführt, die Vorspannspflicht für Friedenszeiten aufgehoben, der Mühlen-, Bier- und Branntweinszwang beseitigt und eine Mühlenordnung erlassen. Am 30. October folgte die Aufhebung der Natural-, Fourage- und Brodlieferung; am gleichen Tage ward die Einziehung der geistlichen Güter ausgesprochen. In den nächsten Wochen erschien eine Gesindeordnung, welche das Verhältniß zwischen Herrschaft und Gesinde auf den Begriff des Vertrages zurückführte, dann ein Stempelgesetz und ein Edict über Verkauf und Aufkauf, das den Handel mit den Erzeugnissen des flachen Landes und den Marktverkehr frei gab. Eine Verordnung vom Mai 1811 gestattete die Ablösung aller Domanial-Abgaben. Unvollzogen blieb die wirkliche Bildung des Staatsrathes, wie ihn die Verordnung vom 27. October festsetzte, und die versprochene Volksrepräsentation.

Es war eine völlige Umgestaltung des alten Staatswesens, die in diesen Anordnungen eingeschlossen war. Wohl durfte man in dieser Lage des Staates sich über manches Bedenken hinwegsetzen, das in ruhigen und normalen Zeiten in Betracht gekommen wäre; denn es galt, den Bankerott und den völligen Verlust der Selbstständigkeit abzuwehren. Auch war von den Umgestaltungen meistens eine durch die andere bedingt; die allgemeine Consumtionssteuer zog z. B. die freiere Bewegung der Gewerbe, die Aufhebung des Vorspanns, die Beseitigung der Zwangs- und Bannrechte als billige Folgen nach sich, und mit der Aufhebung der Grundsteuerfreiheit hing wieder die größere Gleichmäßigkeit des Steuer- und Schuldenwesens innig zusammen. Gleichwohl konnte es nicht überraschen, wenn die Stimmung sich theilte und lauter Tadel fast mehr zu hören war, als Zustimmung auch zu den unzweifelhaft wohlthätigen Neuerungen. Manche Fragen, welche die neue Gesetzgebung kurzweg entschieden hatte, wie die völlige Gewerbefreiheit, galten selbst unter Männern gleicher politischer Meinung noch als offene;*) Anderes erschien als zu wenig vorbereitet und weckte den Vorwurf der Uebereilung. In jedem Kreise des Volkes war irgend etwas aus den neuen Anordnungen

*) So war Vincke entschieden dagegen. S. dessen Leben von Bodelschwingh I. 442 ff.

unerwünscht und lästig; am meisten fühlten sich natürlich die Privilegirten gekränkt, die ihre Zwangsrechte und Immunitäten in der neuen Gleichheit sollten aufgehen lassen. So ist denn auch kein Vorwurf vergessen worden gegen die Gesetzgebung vom October und November 1810. Die Einen erwarteten von den Consumtionssteuern nichts als Bedrückung der Armuth, Chicane und Demoralisation, die Anderen nannten die Aufhebung der Grundsteuerfreiheit einen Raub, oder sahen die Einführung der Gewerbesteuern als den Ruin der Gewerbe an. Wieder Anderen erschien die Beseitigung der Zwangs- und Bannrechte, die Aufhebung des Vorspannes und der Fouragelieferung, die Lösung des Gesindezwangs als der Anfang vom Ende, als „sentimentale“ Nachgiebigkeit gegen die Doctrinen der Revolution.

Aber auch unbefangenere Stimmen als diese waren nicht von Allem erbaut. Ihnen erschienen Maßregeln, wie der Verkauf der Domainen (von denen ein Theil den altständischen Körperschaften als Pfand für geleisteten Credit überwiesen war), als unbillig und in der gegenwärtigen Lage nicht einmal besonders einträglich. Sie sahen in der gleichmäßigen Durchführung der Grundsteuer, im Hinblick auf die bisweilen sehr verschiedenen örtlichen Verhältnisse, gerade die Gleichheit, die angestrebt ward, beeinträchtigt. Sie fanden überhaupt bei der neuen Art der Besteuerung das örtlich und geschichtlich Eigenthümliche zu wenig berücksichtigt, die Uniformität zu sehr zum obersten Grundsatz gemacht. Sie klagten über das Verschwinden der alten, wenn auch sehr mangelhaften, ständischen Ordnungen, ohne daß etwas Anderes an die Stelle trat, als die ministerielle Allgewalt eines einzigen Mannes, höchstens beschränkt durch einen noch nicht gebildeten Staatsrath und eine erst verheißene Repräsentation des Landes.

Am ungestümsten regte sich die Opposition der Privilegirten. Bei ihnen mischte sich in den Tadel des Unzweckmäßigen zugleich der engherzige Groll über die Opfer, die ihnen zugemuthet waren. Es gab unter ihnen eine Partei, welche den Anfang der Revolution nicht erst vom October 1810, nicht einmal von Steins Reformen, sondern vom Allgemeinen Landrecht, von Friedrichs II. Justizreform, von Friedrich Wilhelms I. Lehensedict von 1717 oder wo möglich noch weiter zurückdatirte. Diese Faktion empörte sich darüber, daß der Adelige „ein Mensch sein solle wie ein anderer“, während er doch nichts Anderes sei, „als ein grundbesitzender Herr mit verfassungsmäßigen Rechten, ein Vasall, der seinem Landesherrn Treue, seinem Vaterlande den Schutz seines Schwertes schuldig sei, übrigens aber auf seinem eigenen Boden zu befehlen habe!“ Nach ihnen hatte Brandenburg-Preußen vor Zeiten eine republikanische, nicht eine despotische Verfassung gehabt; erst die Einführung des römischen Rechts und die Politik der Hohenzollern hatte diese glückliche Adelsrepublik untergraben. Es ist noch eine große Frage, schrieb 1812 ihr muthigster Wortführer, ob die Quitzows, Rochows

u. s. w. so schlecht waren, wie die den Fürsten ergebenen Schriftsteller sie schildern.*)

Es war eine bemerkenswerthe Partei, die sich hier ankündigte. Ihre Opposition gegen Hardenberg ging weit über diesen und seine Gesetzgebung hinaus; sie lehnte sich in gewissem Sinne gegen die ganze Existenz des preußischen Staates auf, wie sich dieselbe durch die Entwickelung von Jahrhunderten gestaltet hatte. Ja sie setzte sich mit ihren überwiegend slavischen Staatsanschauungen überhaupt der germanischen Art und Bildung entgegen; für das, was sie in letzter Instanz erstrebte, war eher in Polen als in England das praktische Vorbild zu finden. Noch schien es jetzt diesen Leuten nur um die Herstellung dessen zu thun, was durch die Umgestaltungen seit 1807 und 1808 beseitigt worden, aber es ist eine bekannte Sache, daß auch in politischen Dingen der Appetit mit dem Essen wächst, und wenn es später möglich war, noch weiter zurückzusteuern bis in die „gute alte Zeit“ der Feudalität, an Neigung dazu fehlte es gewiß nicht. Es giebt eine reactionäre Doctrin, die es an Blindheit und Unersättlichkeit der revolutionären vollkommen gleich thut.

Im Februar 1811 berief der Staatskanzler eine Versammlung von Notabeln, die aus ständischen Deputirten aller Provinzen, und zwar größtentheils aus Rittergutsbesitzern gebildet war. Es galt ihm weniger ihren Rath zu hören, als sie über die neuen Einrichtungen zu verständigen, ihren Widerspruch zu entkräften. „Das neue System“, sagte Hardenberg in der Eröffnungsrede, das einzige, wodurch Wohlstand begründet werden kann, beruht darauf, daß jeder Einwohner des Staates, persönlich frei, seine Kräfte auch frei entwickeln und benutzen könne, ohne durch die Willkür eines Andern daran behindert zu werden; daß Niemand einseitig eine Last trage, die nicht gemeinsam und mit gleichen Kräften getragen werde; daß die Gleichheit vor dem Gesetz einem jeden Staatsunterthan gesichert sei und daß die Gerechtigkeit streng und pünktlich gehandhabt werde; daß das Verdienst, in welchem Stande es sich finde, ungehindert emporstreben könne, daß in die Verwaltung Einheit, Ordnung und Kraft gelegt werde; daß endlich durch Erziehung, durch ächte Religiosität und durch jede zweckmäßige Einrichtung Ein Interesse und Ein Sinn gebildet werde, auf dem unser Wohlstand und unsere Sicherheit begründet werden können.“

Aber statt der gehofften Unterstützung stieß der Staatskanzler doch auf Widerspruch, auf Klagen über die verlorenen Vorrechte, auf bittere Beschwerden über das umgestürzte „alte Recht“. Während die Einsichtsvolleren unter den Privilegirten selbst zugaben, daß von den alten ständischen Corporationen jetzt weder Heil noch Hülfe zu erwarten sei, zeigten sich die Heißsporne der

*) Die angeführten Aeußerungen finden sich in Marwitz, Nachlaß II. 240. 243. 247. 250. 257 ff. Vgl. damit die oben S. 490 f. aus Raumer citirten Stellen.

feudalen Partei nur um so hitziger im Festhalten dessen, was sie die alte preußische Verfassung nannten. Sie meinten, man dürfe sich überhaupt nicht in die Berathung der Materie einlassen, sondern müsse schlechthin Alles verwerfen, was nicht verfassungsmäßig sei. Damit war freilich nicht durchzubringen. Die anwesenden Notabeln entwarfen lieber Vorstellungen und Beschwerden, die dann der Staatskanzler unbeantwortet ließ. Nach unfruchtbaren Berathungen von mehreren Monaten ging die Versammlung auseinander und man war um keinen Schritt weiter. Das ganze Experiment war mißlungen und hatte Hardenbergs Stellung mehr erschüttert als befestigt. Die Notabeln trugen ihr Mißvergnügen in die heimathlichen Kreise und waren entschlossen, von dort aus die Reformen anzufechten. Bald wurden von verschiedenen Seiten durch die Ritterschaft Vorstellungen an den König selbst gerichtet, welche sich über die Neuerungen seines Ministers beschwerten. Auch jene Ungestümen, welche über die Materie nicht einmal berathen wollten, regten sich jetzt. Eine Eingabe von den Ständen des Lebus-Storkow-Beeskow'schen Kreises, von einem Grafen Finkenstein, dem Freiherrn von der Marwitz und anderen Mitgliedern der Ritterschaft unterzeichnet, erhob sich gegen die ganze Grundlage der neuen Staatseinrichtung, die als Rechtsverletzung und als verderbliche Annahme fremder Sitten und Gebräuche bezeichnet ward. Die Grundsätze wie die Tendenz der neuen Verordnungen seien dahin gerichtet, Unheil und Verderben über Preußen zu bringen; statt landeskundiger und dem Lande ergebener Männer lasse man junge Fremdlinge ihre neumodischen Theorien an Preußen versuchen. Als solche Theorien bezeichneten sie vornehmlich die Gewerbefreiheit, die Gleichheit aller Stände und die Mobilisirung alles Grundeigenthums. Man werde allmälig aus „dem alten ehrlichen, brandenburgischen Preußen einen neumodischen Judenstaat" machen*).

Hardenberg nahm diese Opposition sehr übel auf; die gemeinsam verabredeten Eingaben wurden als Complot bezeichnet, ihre Form als eine Verletzung der Ehrfurcht gegen den König angesehen. Finkenstein und Marwitz wurden einige Wochen nach Spandau gesetzt. Das war ein bedenklicher Anfang für die künftige Repräsentativverfassung und erinnerte gar zu sehr an die beliebte Weise, womit die rheinbündischen Staatsmänner „liberale" Polizei machten.

Während aber so der Staatskanzler im Stil der Zeit bureaukratische Energie zeigte, war er doch bedenklich geworden über den Widerstand. Er gerieth ins Schwanken und fing nun wirklich an zu experimentiren. Es

*) S. außer Pertz a. a. O. besonders Marwitz I. 313 ff. II. 230 ff. Die wichtigsten Actenstücke finden sich in Voß, Zeiten XXVII. XXVIII. Eine verwandte Eingabe, die A. Müller verfaßt, s. in Dorow's Denkschriften III. 217 ff. Von der entgegengesetzten Seite bezeugt Raumer I. 161: Nicht das Beharren auf dem angekündigten und betretenen Wege, sondern das häufige, schwächliche, inconsequente Abweichen von demselben, war der Gegenstand meiner Klagen.

wurde eine neue Notabelnversammlung berufen (Ende Juni), die Verhafteten durch königliche Gnade freigelassen, den Grundbesitzern durch weitere Zahlungsfristen, geringe Besteuerung der Wollausfuhr und ähnliche Maßregeln Erleichterung verschafft. Die Fürsorge des Staates, erklärte er jetzt den Versammelten, sei vorzüglich auf Erhaltung des Grundbesitzes gerichtet. Die Notabeln schieden diesmal in Frieden, um zu Anfang September wieder zusammenzutreten. Nun wies der Minister auf die neuen Reformen mit Nachdruck und Befriedigung hin; ihre Grundlagen seien unwidersprechlich gut, sie erschüttern zu wollen, wäre Frevel. Nicht nach Willkür, Nachahmerei des Fremden oder aus Liebe zu Theorien seien sie geschaffen worden, sondern aus voller Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit für die Wiedergeburt des Staates. Unter den Gesetzen, die er dann mittheilte, war keines inhaltschwerer, als das Edict vom 14. Septbr., das die gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse betraf. Den Erb- und Zeitpächtern der Rittergüter wurde darin gegen Abtretung eines Drittheils oder auch der Hälfte des zum Pachtgut oder Bauernhof gehörigen Landes an die Gutsherrschaft das Eigenthum übertragen. Die Dienste wurden abgelöst; die neuen Eigenthümer durften ihren Grundbesitz nach Belieben theilen und vergrößern.

Es scheint, der Staatskanzler hatte im Juni absichtlich einen nachgiebigen Ton angeschlagen, um für diese folgenreichste Umgestaltung, die Steins Beifall nicht hatte, den Widerspruch zu entwaffnen. „Sollten, rief er den Notabeln zu, einige Bestimmungen nicht die allgemeine Zufriedenheit hervorbringen, die sie verdienen, so wird die Erfahrung doch bald das Heilsame derselben bewähren. Dem Egoisten, dem kleinen Tyrannen, der auf sklavische Abhängigkeit seines Nebenmenschen einen Werth setzen könnte, bleibt unsere Verachtung.“

Ein gleichzeitiges Gesetz über die Finanzen modificirte die Accise, ein anderes stellte sich die Beförderung der Landescultur als Aufgabe; durch ein drittes ward das Provinzialschuldenwesen neu geordnet. An gesetzgeberischer Fruchtbarkeit ließ es Hardenberg überhaupt nicht fehlen. Nur wurde durch seine Gesetze nicht selten das eben erst Geschaffene wieder umgestaltet, oder auch hie und da eine Organisation gegeben, die nie recht zur Durchführung kam. Manche seiner Schöpfungen trugen wohl auch einen ganz provisorischen Charakter oder blieben nur fromme Wünsche. Das Letztere galt namentlich von der Repräsentation des Landes, die im September den Notabeln wiederholt verheißen, aber jetzt so wenig wie später ins Werk gesetzt ward.

Was man will, schrieb damals ein bedeutender Mann, muß man ganz wollen, entweder vollkommenen Feudalismus oder vollkommene Repräsentation. Es war der Fehler Hardenbergs, daß er zwar das erste Moment entschieden bekämpfte, ohne sich doch zu dem zweiten rückhaltlos zu bekennen. Die Folge war eine in allen Kreisen wachgewordene Mißstimmung und eine nicht selten

unbillige Animosität gegen ihn. Nicht nur die Privilegirten grollten, auch die Bürger und Bauern wußten zu klagen; die Einen haßten den Minister um seiner Reformen willen, die Andern beleidigte seine Neigung zu bureaukratischen Machtgeboten. Ein Mann wie Stein, in dessen Briefwechsel sich die verschiedenen Ansichten und Parteien vernehmen ließen, billigte nicht alle Handlungen des Staatskanzlers, aber die raisonnirende Unzufriedenheit gegen Alles, was von ihm kam, behagte ihm noch weniger. Er machte seinem Unmuth über Land und Volk in herben, unbilligen Worten Luft. Das Schlimmste war, daß unter diesen Zänkereien auch die Hoffnung auf eine bessere Zeit erschüttert und es bei Vielen geläufige Weisheit ward, im Bunde mit den Franzosen die letzte Rettung zu sehen. Das war die „Frechheit und Verwilderung" der Stimmung, die Stein beklagte.

Es war freilich Vieles dazu angethan, alle Hoffnung auf ein besseres Geschick zu zerstören. Der Tod der Königin Luise, die nach kurzer Krankheit am 19. Juli 1810 weggerafft ward, wurde wie eine öffentliche Calamität empfunden. Wohl schärfte ihr früher Tod den Haß gegen die Fremdherrschaft, als deren Opfer die edle Frau erschien; zunächst aber fühlte man ihn doch wie einen neuen Schlag des Schicksals, dessen erbarmungslose Härte gegen Fürstenhaus und Volk noch nicht erschöpft war. Wo hätte man auch Trost finden sollen? Nicht in den inneren Verhältnissen, deren peinliche Uebergangszeit Alle drückte, nicht in der materiellen Lage, die durch die vorhandene Noth, durch feindlichen Druck und die immer gesteigerte Last der Handelssperre fast unerträglich ward, auch nicht in der äußeren Situation, die zwischen einem aufgedrungenen Bündniß mit dem Todfeinde und einem desperaten Kampfe bald keinen Ausweg mehr zeigte. Gleichwohl erschienen die Dinge verzweifelter, als sie waren. Die Eindrücke von 1806—7 waren doch unvergessen, nicht alle Keime der Zeit der Erhebung, die gefolgt war, hatte die Politik der Nachfolger und die Enttäuschung von 1809 zu ersticken vermocht, es wuchs im Stillen der Geist des Widerstandes und der Opferbereitschaft. Die neuen Ordnungen selbst haben trotz aller Unbequemlichkeit des Uebergangs und einzelner Mängel, im Großen und Ganzen wesentlich dazu beigetragen, die ökonomischen wie die sittlichen Kräfte der Nation mächtig zu heben. Inmitten aller widrigen Erlebnisse ward ein neues Geschlecht erzogen, gesund an Leib und Seele, kehrte in Wissenschaft und Religion Strenge und Ernst zurück. Inmitten der Agonien der Regierung verfolgte Scharnhorst, unter allen Hindernissen, unverdrossen seine Reorganisation des Heerwesens, auch als er dem Namen nach die Leitung des Kriegsministeriums an General von Hacke abgegeben hatte: die neue Ausbildung des Heeres und seine bessere Rüstung ging Hand in Hand mit der stillschweigenden Vermehrung waffengeübter Mannschaft, die einst das Mittel der Befreiung werden sollte. Noch schien es freilich weit bis dahin und manche herbe Prüfung war noch zu ertragen, ehe sich die erste Aussicht der Erlösung

zeigte. Aber sie war doch näher, als irgend eines Menschen Hoffnung und Scharfsinn jetzt errathen konnte.

Im Rheinbunde waren durch den Wiener Frieden eine Menge territorialer Veränderungen eingetreten, deren Feststellung sich durch den größten Theil des Jahres 1810 hindurchzog. Baiern hatte, außer den österreichischen Abtretungen — Salzburg, Berchtesgaden, dem Innviertel und einem Theil des Hausruckviertels — das Fürstenthum Baireuth, das seit 1806 unter französischer Occupation seufzte, und das bisher dem Fürsten Primas gehörige Regensburg erhalten, im Ganzen eine Vergrößerung von etwa 300 Quadratmeilen mit nahezu 700,000 Einwohnern. Dafür waren ihm aber sehr ansehnliche Abtretungen zugemuthet. Tirol wurde, wie wir uns erinnern, völlig zerrissen, der Süden fiel an Italien, ein Theil vom Osten an Illyrien; was Baiern dazu abtreten mußte, belief sich auf 160 Quadratmeilen mit mehr als 300,000 Einwohnern. Auch den Großherzog von Würzburg mußte es entschädigen helfen; für einige Enclaven, die vom bairischen Gebiet umschlossen waren, trat es einen fruchtbaren Landstrich am Main (zwischen Würzburg und Schweinfurt) mit einigen 30,000 Einwohnern ab. Ebenso mußte es einen Theil der württembergischen Vergrößerung liefern. Für einige Enclaven überließ es diesem Nachbar Ulm mit den angrenzenden Aemtern Buchhorn, Tettnang, Neu-Ravensburg und Leutkirch, ehemals taxis'sche, öttingen'sche und hohenlohe'sche Gebiete und einen Theil der Landgerichte Dinkelsbühl, Feuchtwang, Rothenburg, Uffenheim. Das beschränkte die Erwerbungen Baierns auf 2—300,000 Seelen; ein Besitz, der nicht nur durch einen sehr kostspieligen Krieg erkauft, sondern auch mit lästigen Verpflichtungen beschwert war. Für Regensburg mußte eine ansehnliche Entschädigungsrente bezahlt, außerdem die beträchtlichen Schenkungen an französische Officiere anerkannt werden; für den drückenden Durchmarsch und die Verpflegung des französischen Heeres durfte Baiern nichts fordern, vielmehr sprach Napoleon noch eine Summe von dreißig Millionen Franken, als Zuschuß zu den Kriegskosten, an! Das stimmte schlecht zu jenen Verheißungen, womit er bei Abensberg die Baiern begrüßt hatte: „Ich werde Euch so groß machen, daß Ihr meiner Hülfe nicht mehr bedürfen sollt.“ Jetzt hieß es: Baiern hat genug. Vielleicht kam ein Tag, wo er es zu bereuen hatte, nicht freigebiger gewesen zu sein.

Württemberg, das durch die Abtretungen Baierns ungefähr 138,000 Seelen gewonnen hatte, mußte dafür Baden entschädigen. Die Landgrafschaft Nellenburg und Theile von den Aemtern Hornberg, Rotweil, Tuttlingen, Ebingen, Maulbronn, Brakenheim und Mergentheim, im Ganzen einige 40,000 Seelen, gingen an Baden über, das seinerseits seine Oberhoheit über die Aemter Amorbach, Miltenberg und einige Ortschaften an Hessen-Darmstadt abtrat.

Dies und die Aemter Babenhausen, Dornheim, Rodenheim, Heuchelsheim, Münzenberg, Ortenberg und Herbstheim (ehemals fuldaische und hanauische Besitzungen) bildeten die Vergrößerung Hessens.

Auch Westfalen erhielt einen äußeren Zuwachs. Ein Vertrag vom 14. Januar 1810 trat Hannover, mit Ausnahme von Lauenburg, mit denselben Rechten, die Napoleon daran gehabt, an König Hieronymus ab. Hannover hatte die ganze Zeit hindurch alle bitteren Lasten der französischen Occupation ertragen müssen; die Sperrung der Elbe und Weser lähmte den Handel und den Absatz der Landesproducte, indessen das Land rührig ausgebeutet, mit Kriegssteuern und Lieferungen heimgesucht, mit immer neuen Forderungen für Bekleidung und Ernährung der Truppen bedrängt ward. Zu den Dotationen für die Marschälle, Generale und Minister Napoleons mußte namentlich Hannover herhalten; zu Ende des Jahres 1809 war der jährliche Ertrag dieser Dotationen auf mehr als fünfthalb Millionen Franken gestiegen.*) Da im Uebrigen die französische Verwaltung ganz den Charakter einer militärischen Occupation hatte, so ward das althannoversche Wesen vor den Umgestaltungen aller Nachbarlande bewahrt und erhielt sich, so gut es ging, seine abgeschlossene Eigenthümlichkeit. Drum war auch der Gedanke einer Vereinigung mit Westfalen nirgends populär; denn nun drohte Alles nach westfälischer Schablone umgemodelt zu werden, ohne daß gleichwohl der Druck nachließ, der auf dem Lande lastete. Die Bedingungen, unter denen der westfälische König Hannover erhielt, bestätigten diese Besorgniß. Die Domainen, auf welchen die fünfthalb Millionen an Dotationen beruhten, behielt sich Napoleon vor; zu der Unterhaltung von 12,500 Franzosen, die bis jetzt auf Westfalen drückte, mußten weitere 6000 Mann übernommen und die rückständige Summe der Contribution, die früher willkürlich auf Westfalen gelegt worden war, in Terminen abgetragen werden. Natürlich wurde auch das Contingent erhöht. Zugleich reservirte sich Napoleon das Recht, an den Grenzen des Königreichs Zollbeamte seiner Ernennung aufzustellen, denen die westfälischen Behörden alle Unterstützung zu leisten verpflichtet waren. Dafür „genehmigte" er dann die Erhöhung der westfälischen Civilliste auf sechs Millionen Franken. So war es mit der „Souverainetät" der Rheinbundskönige beschaffen! Aber noch kamen größere Demüthigungen. Schon die Abtretung des Landes war in der bedenklichen Fassung erfolgt, daß der Kaiser nur die Rechte abtrat, die er selbst an Hannover hatte. Wie dann nach der Abtretung das bedrängte westfälische Ministerium die Domainen besteuerte und den Sold der französischen Truppen nicht pünktlich zahlte, erklärte der Kaiser (October 1810): er sehe den Abtretungsvertrag durch Westfalen als gebrochen an. König Jerome könne wohl fortfahren, Hannover zu

*) S. die speciellen Angaben in den Erinnerungen aus Hannover und Hamburg S. 73. 149 f.

Sicherheit auf die Behauptung des Erworbenen zählen konnten. Auf Legitimität und historisches Recht durften sich die nicht berufen, die eben noch im Dienst des fremden Zwingherrn beides hatten zertrümmern helfen. Dies peinliche Gefühl der Unsicherheit drückte sichtbar auf die Rheinbundsregierungen; es erschien Alles nur provisorisch, nichts fest und dauernd. An Thätigkeit hat es zwar auch jetzt ihre Verwaltung nicht fehlen lassen. Die eben erst geschaffenen Kreiseintheilungen wurden durch neue ersetzt, Verwaltung, Rechtspflege, Unterricht, Kirchenthum wurden rührig wie bisher nach der Musteruniform zugeschnitten. Aber das vermehrte nur das Mißbehagen unsicherer Zustände; kaum Begonnenes mußte wieder umgeformt werden, nichts hatte Zeit, Wurzel zu schlagen und ruhig zu wachsen.

Lebhafter noch als die Regierungen empfanden die Regierten die Gespanntheit dieser Lage. Sie genossen (darüber war kein Zweifel) eine größere Gleichheit des Gesetzes, eine bessere Rechtspflege, in die Besteuerung war mehr Einheit und Harmonie gekommen, Feudalität und Privilegien waren beseitigt. Die Publicisten des Rheinbundes rechneten ihnen zudem vor, wie viel lästigen und unnützen Formelkram der verschnörkelten alten Verfassung sie los geworden, welch ungeheurer und gewiß wohlthätiger Schlag gegen die verzerrte Kleinstaaterei geschehen sei und wie sich jetzt auf viel größerem Raume das schöpferische Wirken der entfesselten Landeshoheit gemeinnützig entfalten könne. Sie verwiesen auf die bessere Polizei, die größeren Mittel der Regierungen, die bessere Heeresorganisation*). Allein man ward dessen unten so wenig froh wie oben. Es drang doch das Gefühl durch, daß alle Ordnung und Gesetzgebung nicht dem wirklichen Bedürfniß des Landes, sondern lediglich dem Machtgebot eines fremden Herrn entspringe. Die gerühmte Gleichheit fühlte sich nur eben wie eine gleichmäßige Despotie, die Einheit des Steuersystems schien nur erfunden, um neue und größere Lasten aufzulegen, der neue Rechtszustand litt wie alles Andere unter der allgemeinen Rechtlosigkeit, die neugeschaffene Heeresmacht war nur vorhanden, um fremdem Ehrgeiz zu dienen, zum Theil, um sich in einem furchtbaren und verhaßten Kampfe, wie der spanische war, aufbrauchen zu lassen. Wer wollte aber an die Beständigkeit dieser Zustände glauben, wenn er Länder und Dynastien täglich wie in einem Loostopfe umhergeschüttelt sah? Wer konnte von der gepriesenen Allmacht dieser Staatslenker groß denken, wenn er hörte, in welchem Tone Bonaparte zu ihnen redete, oder mit welchem Uebermuth z. B. die französischen Gesandten diese „unumschränkten“ Herren und ihre Minister behandelten? Man brauchte nicht nach Würzburg zu schauen, wo der französische Botschafter der eigentliche Herr und Meister war, und nach Frankfurt, wo ein unwürdiger Mensch jedem Augenwink von Paris in serviler Eile entgegenkam, oder nach Köthen, wo der Bonapartismus in einem mittelmä-

*) S. Winkopp's Rheinischer Bund XVIII. S. 249 ff.

ßigen Kopfe zur wirklichen Monomanie geworden war: auch die größeren Rheinbundsgebiete waren in der Hauptsache nicht besser daran. Von Sachsen z. B. verlangte Napoleon im Sommer 1810 eine Vermehrung des Contingents, und wie ihm erwiedert ward, die Finanzen ließen das nicht zu, mußte ihm eine ganz detaillirte Uebersicht der Staatseinkünfte überreicht werden.*)

Am empfindlichsten gab sich die Abhängigkeit von fremdem Interesse in der finanziellen Lage kund. Wohl war in den meisten Rheinbundstaaten die Finanzverwaltung die schwächste Seite; Verschwendung des Hofes und sorglose Nachgiebigkeit der Minister trugen in Baiern, Westfalen, Württemberg ihr gutes Theil zur Zerrüttung des Staatshaushaltes bei. Aber es wäre doch auch der sparsamsten und gewissenhaftesten Verwaltung nicht möglich gewesen, Ordnung und Gleichgewicht zu erhalten. Die neuen Ländererwerbungen brachten in der Regel mehr Last als Gewinn; sie waren mit Schulden belastet, die Domainen zum Theil als Bonaparte'sche Dotationen ausgeschieden und der wirkliche Ertrag stand meist außer Verhältniß zu den Anforderungen, die der Geber daran knüpfte. Hier waren es ganz willkürliche Auflagen in Geld, dort die Verköstigung durchziehender Heeresmassen, oder die Ausrüstung von Hülfstruppen, die von dem bedrängten Verbündeten gefordert ward. In Baiern hatte man schon 1809 unter dem Namen eines Anlehens eine drückende Vermögens- und Einkommensteuer erhoben; zwei Jahre später ward der Malzaufschlag erhöht, die Tabaksregie eingeführt, die Zölle erhöht, und dennoch war man genöthigt, um den neuen Anforderungen Napoleons zu genügen, im Jahre 1812 zwei neue Anlehen im Betrag von 22 Millionen Gulden aufzulegen. Dabei blieben die Staatsgläubiger unbefriedigt, es waren an Zinsen Millionen rückständig, und die Besoldungen der Beamten konnten zum Theil nicht baar bezahlt werden. In Westfalen stand es noch schlimmer; dem Zwangsanlehen war (Dec. 1810) die Einziehung der geistlichen Güter und ein neues Anlehen von 10 Millionen Franken gefolgt, und auch das verschwand wie in einem Danaidenfasse. Man erhöhte die Grundsteuer, erhob ein neues Zwangsanlehen von fünf Millionen, und doch mußten die Staatsgläubiger mit Scheinen abgefunden, die alten Landesschulden, die förmlich garantirt waren, auf ein Drittheil ihres Nennwerthes reducirt werden. In Württemberg war es nicht besser. Große Schulden wurden hier nicht aufgehäuft, aber dafür die gegenwärtige Generation um so härter belastet. Außer einer außerordentlichen Kriegssteuer und einer doppelten Capitalsteuer waren es namentlich die indirecten Lasten, die hier mit einer gewissen Raffinirtheit in ein System gebracht waren. Den Salz- und Tabakverkauf hatte die Krone an sich gezogen; Post- und Verkehrsanstalten waren auf's strengste monopolisirt. Die üble Praxis der Rheinbundsregierungen,

---

*) Selbst Friedrich August habe nur mit Widerstreben sich dazu verstanden, versichert eine pr. Depesche vom 11. Sept. 1810, die den Vorgang erzählt.

das, was der Staatskasse zu viel ward, auf Gemeinden und Körperschaften zu werfen und damit auch deren Vermögen aufzuzehren, wurde nirgends mit größerer Härte durchgeführt, als in Württemberg. Freilich waren in diesen drei Ländern die Regierungen nicht besonders beflissen, die Lasten leichter zu machen; Max Josephs Verschwendung und die vornehme Sorglosigkeit seines Premierministers in Baiern, die wüste Wirthschaft Jerome's und seiner Kreaturen, König Friedrichs Härte und Prachtliebe haben ihr Theil dazu beigetragen, die Last der Zeit zu erhöhen; aber die Hauptschuld lag immer an den drückenden Geboten des fremden Lehensherrn; in Baden z. B., wo der edle Karl Friedrich ein langes Regentenleben dazu angewandt, die Lasten seiner Unterthanen zu erleichtern, wurden diese Jahre so schwer empfunden, daß der greise Großherzog die Zeit zurücksehnte, wo er nur Markgraf war in einem kleinen, aber gesegneten Lande. Auch er mußte neue Lasten und eine außerordentliche Vermögenssteuer auflegen, um die Ausrüstung der Truppen zu bestreiten, die ihm für den spanischen Krieg abgefordert wurden.

Noch haben wir bis jetzt eines Verhältnisses nicht gedacht, dessen Last bald bitterer empfunden ward als alles Andere. Die Handelssperre gegen England nahm seit 1810 Formen an, die ökonomisch und politisch gleich unerträglich waren. Es hat denn auch nichts so sehr dazu beigetragen, die stille Gährung über das Bonaparte'sche System auch in die entlegensten Kreise zu tragen und an den gewöhnlichen Erscheinungen des Lebens die Unnatur der Despotie, die man ertrug, verhaßt zu machen, wie das Continentalsystem. Wir müssen einen Augenblick dabei verweilen.

Es ist früher erwähnt worden, wie Napoleon auf seinem Siegeszug von 1806 zuerst den Weg dieser neuen Kriegführung gegen Großbritannien betreten hatte. Das Berliner Decret vom 21. November 1806 hatte die Hemmung alles Verkehrs zwischen den britischen Inseln und dem Festlande, die Confiscation alles englischen Eigenthums, die Verhaftung aller britischen Unterthanen verordnet*). Den Neutralen blieb dabei ihr Verkehr mit England noch frei, nur durften sie nicht englisches Gut an Bord führen und nicht unmittelbar von England oder seinen Colonien nach den festländischen Häfen kommen. Diese Ausnahmen ließen freilich dem Schleichhandel den freiesten Spielraum; darum ward durch das Mailänder Decret vom 23. Nov. 1807 bestimmt, daß alle Schiffe, welche vor ihrer Ankunft in französischen Häfen aus irgend einem Grunde in England gewesen wären, mit aller und jeder Ladung weggenommen werden sollten.

*) Vgl. W. Kiesselbach, die Continentalsperre in ihrer ökonomisch-politischen Bedeutung. 1850. S. 111 ff.

Indessen hatte aber auch England Repressalien ergriffen; es war die schärfste Blokade gegen alle Häfen verfügt, von denen die englische Flagge ausgeschlossen war; nur die Neutralen durften aus den feindlichen Colonien Producte nach ihrer Heimath führen; die Schiffe, die mit den blokirten Häfen handeln wollten, sollten erst in einen Großbritannien unterworfenen Hafen einlaufen und eine ansehnliche Abgabe vom Werthe der Ladung zahlen. Das rief eine neue Gegenmaßregel Napoleons hervor. In dem zweiten Mailänder Decret vom 17. Dec. 1807 wurde jedes Schiff, das sich diesen englischen Anordnungen unterwarf, für entnationalisirt erklärt und als englisches Eigenthum angesehen. Der französische Kaiser mochte hoffen, dadurch die Amerikaner, die von diesen letzten Verfügungen vorzugsweise getroffen waren, mit den Engländern zu entzweien.

Frankreich selbst und die ihm verknüpften Gebiete, also der Rheinbund, Holland, die Schweiz, Italien und Spanien waren an diese Ordnungen gebunden. Preußen und Rußland waren im Tilsiter Frieden beigetreten, ihnen folgten bald Dänemark und Oesterreich. Später ward auch mit Schweden (Januar 1810) ein Friede geschlossen, in dem es sich dem Continentalsystem fügte. So war in der That beinahe das ganze Festland den Decreten von Berlin und Mailand unterworfen, nur Portugal, das die britischen Truppen besetzt hielten, machte noch eine Ausnahme.

Indessen der Zweck, den Napoleon im Auge hatte, Englands Verkehr nach dem Festlande zu vernichten und dadurch seinen ökonomischen Ruin herbeizuführen, ward nicht erreicht. An sich war es nichts Undenkbares, daß ein ganzer Welttheil sich vereinigte, um das Handelsmonopol Großbritanniens und seine hundertfach mißbrauchte Suprematie zur See zu bekämpfen. Aber das mußte ein Act freier Thätigkeit sein, ohne kleinen Eigennutz unternommen und in einem großen Sinne durchgeführt. Wie die amerikanischen Colonien ein halbes Jahrhundert vorher ihren Kampf gegen die willkürliche Besteuerung des Mutterlandes geführt, so ließ sich auch in Europa ein Handelskrieg gegen die britische Politik organisiren, den die Größeren aus freiem Antrieb unternahmen, zu dem sie die Kleineren mit fortrissen. Allein von solch einem Triebe war in Europa nichts vorhanden; der unmittelbare furchtbare Druck der neuen Cäsarendespotie ward viel lebendiger gefühlt, als das Bedürfniß, das Joch britischer Industrie und britischen Handels abzuschütteln. Den meisten Staaten war der Beitritt zur Handelssperre mit andern drückenden Bedingungen aufgenöthigt worden; er erinnerte sie an die Tage ihrer Niederlage und ihrer Schmach. Zudem sahen sie nach wie vor Frankreich ihren Fabrikaten verschlossen, die eigenen Gebiete mit französischen Erzeugnissen überschwemmt. Das Gerede gegen Englands Egoismus konnte keinen Eindruck machen, wo die französische Selbstsucht sich so handgreiflich kund gab. Darum war denn auch unter den Verbündeten und Unterworfenen nirgends der ernste und freie Wille vorhanden, den Sperrgesetzen pünktlich nachzu-

kommen. Bevor Dänemark und Schweden beigetreten, war es ohnedies nicht schwer, die Sperre zu umgehen; allein auch nachher fand der erfinderische Scharfsinn hundert verschiedene Wege, dem System zu entschlüpfen. Vergebens wurden ganze Heere von Zollwächtern aufgeboten und in einzelnen Gebieten der Verbündeten, wie in Westfalen, die Ueberwachung an den Grenzen von Napoleon selbst geübt; seiner Blokade gegenüber war mit gleicher Umsicht und Rührigkeit ein System des Schleichhandels organisirt, dessen er nicht Meister werden konnte. England selbst hatte auf Helgoland, Sicilien, Malta, den Azoren seine Niederlagen von Colonialwaaren aufgestapelt, diesen Handel zu erleichtern. Amerikanische, griechische und bis 1810 auch schwedische Schiffe trieben ihn unter der Maske von Neutralen in sehr ausgedehnter Weise. Napoleon strebte Schweden in sein System hineinzuzwingen; gegen die amerikanischen Schiffe ward mit aller Energie eingeschritten, sie wurden weggenommen, ihre Ausschließung aus den festländischen Häfen angeordnet, aber dennoch der Zweck nicht erreicht. Die schwächeren Verbündeten suchten die Machtgebote zu umgehen, die stärkeren, wie Rußland, verbargen kaum, daß es ihnen um buchstäbliche Vollziehung nicht zu thun sei.

Nun ließ Napoleon selbst eine merkwürdige Ausnahme von seinem System zu. Nachdem die Engländer vorher die Einfuhr der unentbehrlichsten Bedürfnisse, wie Getreide, Holz, Hanf, Theer, im eigenen Interesse freigegeben hatten, kam er auf den Gedanken, dies für sich nutzbar zu machen. Er stellte für Geld sogenannte Licenzen aus, deren Inhaber französische Producte und Fabrikate ausführen und dafür die fremden Erzeugnisse, deren man für die französische Industrie bedurfte, zurückbringen durften. Sie nahmen Holz, Getreide, französische Seide, Tücher, Wein u. s. w. mit und durften Indigo, Cochenille, Felle und Aehnliches nach Hause bringen. Damit war dem Schleichhandel eine neue Quelle eröffnet. Die Franzosen brachten wohl für ein paar Millionen eigene Producte hinaus, aber es wanderten dafür um so leichter Colonialwaaren und britische Fabrikate nach dem Continent zurück. Die Controle war noch schwerer als zuvor, zumal mit den Licenzen jeder denkbare Mißbrauch geübt ward. Nicht nur Napoleon selbst trieb damit ein einträgliches Geschäft, sie wurden auch an Glieder seiner Familie und an Begünstigte verschenkt, ja es dauerte nicht lange, so waren neben den wirklichen Licenzscheinen falsche im Umlauf. Wie wollte aber der Kaiser mit Ernst und gutem Gewissen den Verbündeten eine strenge Vollziehung der Sperre zumuthen, wenn er selbst den Schmuggel mittelbar begünstigte und daraus seinen Vortheil zog?

So galt es als eine ausgemachte Sache, daß der Schleichhandel sich nicht minderte, sondern ungemein zunahm. Wohl war diese Art von Handelskrieg den Engländern vielfach lästig und drückend, allein die völlige Ausschließung, die im Plane lag, war doch nicht erreicht und eben so wenig die Folgen, die man sich davon versprochen. Darum gerieth Napoleon im Sommer 1810

auf eine neue Auskunft. Er wollte die Einfuhr der Colonialwaaren nicht mehr verbieten, sondern gegen einen sehr hohen Zoll zulassen; damit hoffte er den Engländern den gleichen Schaden wie bisher zuzufügen, nur floß die Prämie, die bisher die Schmuggler verdient, in seine Kasse. Der Zolltarif, den er am 5. August im Schlosse Trianon erließ, sollte diesen Gedanken verwirklichen. Der Handel mit England und seinen Colonien blieb wie bisher untersagt; daneben ward als Grundsatz angenommen, daß alle seewärts einkommenden Colonialwaaren, wie Baumwolle, Zucker, Thee, Kaffee, Indigo, Cacao, Cochenille, Pfeffer, Gewürze, Färbeholz u. s. w., einer hohen Einfuhrabgabe unterworfen waren, die im Durchschnitt funfzig Procent betrug. Natürlich ward das Verbot des englischen Handels nur noch zum Scheine, um die Consequenz zu retten, festgehalten; thatsächlich hatte jedes englische Colonialproduct Eingang, wenn es den Zoll entrichtete und einen Ursprungsschein vorbrachte, der sehr leicht zu erlangen war. Nur die britischen Manufacturen sollten nach dem neuen Systeme unerbittlich ausgeschlossen bleiben; gegen sie wollte Napoleon einen Vernichtungskrieg führen. Zugleich mit der Verkündigung des neuen Tarifs sollte rasch an den verschiedensten Orten nach den vorhandenen Colonialwaaren auf dem ganzen Festlande geforscht und dieselben entweder besteuert oder, wenn sie eingeschwärzt waren, sofort confiscirt werden. Nach allen Richtungen wurden Couriere ausgesandt, um plötzlich und gleichzeitig diese Erforschung zu veranlassen, die Verbündeten und Unterworfenen mußten die Maßregeln unterstützen, denen zum Theil durch die Anwesenheit französischer Truppen Nachdruck gegeben war. Natürlich fand sich eine Masse solcher Vorräthe; sie wurden als gute Beute für den französischen Staatsschatz angesehen. Man berechnete allein das baare Geld, das daraus im Jahr 1810 erlöst ward, auf 150 Millionen Franken. Zugleich wurde der Vertilgungskrieg gegen die Erzeugnisse britischen Gewerbfleißes energisch durchgeführt. Ueberall wurde nach Baumwollenwaaren und anderen britischen Manufacturen geforscht und, wo man sie fand, ihre Confiscation und Verbrennung verfügt.

Der Tarif von Trianon war auf den Wink des Imperators bald überall verkündigt. In den ersten Tagen des October führten ihn die Rheinbundstaaten und Preußen ein; die übrigen folgten. Schon vor Ende des Monats waren die Colonialwaaren enorm im Preise gestiegen; in Mitteldeutschland z. B. bezahlte der Consument sein Pfund Kaffee und Zucker mit einem und dreiviertel Thalern.*) Am 19. October ward dann zu Fontainebleau das Decret erlassen, welches dem Absatz der englischen Industrie den Todesstoß geben sollte. In Frankreich, Deutschland, Holland, Italien, Illyrien, Spanien und überhaupt „im Bereich der von den französischen Truppen besetzten

---

*) S. Allg. Zeit. 1810. S. 1203.

Orte' sollten die aus englischen Fabriken stammenden Waaren mit Beschlag belegt und verbrannt werden.

Besonders in den Rheinbundsgebieten fanden die neuen Gesetze eine eifrige Vollziehung. Ueberall sah man Magazine und Waarenlager untersuchen, Vorräthe wegnehmen, Belohnungen auf deren Anzeige setzen. In Leipzig z. B. wurden die Gewölbe versiegelt, die größeren Waarenlager mit Militärwachen besetzt und aller Handelsverkehr sistirt. Auf den Landstraßen streiften Reiterabtheilungen, um die Waarentransporte aufzufangen. In Frankfurt wurde Davoust angewiesen, den Großherzog bei dem Geschäft zu unterstützen. Seit Anfang November begannen die Verbrennungen britischer Waaren. Bei diesem Anlaß ließ sich auch der Rheinbund als Gesammtheit vernehmen; eine Verkündigung, die Dalberg angeblich im Namen des Fürstencollegiums in den Frankfurter Blättern erscheinen ließ, machte der Welt bekannt, daß die Befehle des Herrn überall eifrig vollzogen würden.*)

Die nächsten Wirkungen ließen sich erwarten. Der verzehrende Theil der Bevölkerung hatte zu den schon drückenden Steuerlasten die gewohnten Bedürfnisse des Lebens mit ungeheuren Preisen zu bezahlen; die Bonaparteschen Staatskassen füllten sich; Schmuggler, Speculanten und Zollwächter machten nach wie vor gute Geschäfte. Schifffahrt und Handel lagen danieder; Schleichhandel, Bestechung und Spionage blühten auf. Der innere Gewerbfleiß, den man von der britischen Concurrenz befreien zu wollen vorgab, vermochte doch nicht zu gedeihen; einmal ward nur der französische begünstigt, dann fehlte es an Geld, Arbeitskräften und Vertrauen, um größere Speculationen zu ermuthigen. Ob damit England getroffen ward, erschien gleichwohl zweifelhaft; der anfangs prahlerisch angekündigte Zweck, Europa von dem Druck britischen Monopols zu befreien, war mehr und mehr in ein unnatürliches Protectionssystem umgeschlagen, das den Stempel der Selbstsucht an sich trug und dem sich zu opfern kein Staat und kein Volk in Europa geneigt sein konnte.

Die Ausübung dieses Systems erschien wie berechnet, die Knechtschaft, deren Last man trug, jeden Tag in gehässige Erinnerung zu rufen; und zwar wirkte das in Kreise herein, die bis jetzt noch gefühllos gegen das allgemeine Elend gewesen waren. Wem das feinere Verständniß abging für die Erniedrigung, die Deutschland seit 1805 und 1806 ertrug, der wurde es jetzt inne an der Zolllast, womit man den gewohnten Lebensgenuß verkümmerte, an den Quälereien, Spürereien, Chicanen und Gelderpressungen, womit sich das neue System in jede Hütte hineindrängte. Wer noch daran gezweifelt hatte, daß Deutschland das Joch eines Tyrannen trug, dem konnten es jetzt die Strafmaßregeln, Verfolgungen und Verurtheilungen zeigen, welche die Uebertreter trafen. Wegen' des Wegbringens von Schiffen aus der Weser wurden

---

*) S. das Actenstück in der A. Z. 1810 S. 1389.

Todesurtheile verhängt; ein Schiffer, der Leute nach Helgoland gebracht, wurde in Hamburg füsilirt.*) Mit dem Schrecken sollte die Gährung beschwichtigt werden. „Warum dies Schwanken," schrieb der Kaiser im Mai 1811 einem seiner Beamten in Holland, der ihm nicht Executionen genug vornahm, „die Canaille muß durch Schrecken gebändigt werden." Diesem Geiste entsprachen die wahrhaft jakobinischen Gesetze, die namentlich Davoust als Dictator der niederdeutschen Gebiete erließ, und die Prozesse und Executionen, die dort verhängt wurden. Bald wurden wegen Widersetzlichkeit der Conscribirten grausame Urtheile verhängt, bald wegen Angriffen auf französische Soldaten und Douaniers Ketten- und Todesstrafen vollzogen. Das Verhehlen englischer Fabrikate wurde mit barbarischer Härte gezüchtigt. Der Besitzer eines Maierhofes im Unterelsaß, bei dem man sechszehn Ballen Musselin, Percal und Kattun aus englischen Fabriken fand, wurde zu „zehnjähriger Schanzarbeit und Brandmarkung auf der rechten Schulter" verurtheilt, mußte den dreifachen Werth der confiscirten Waaren und außerdem 50,000 Franken Strafgelder an den Staat bezahlen!

„Es ist unmöglich", so schrieb schon vor dem Ausbruch des österreichischen Krieges der greise Karl Friedrich von Baden an Napoleon,**) „daß solche Anstrengungen länger fortgesetzt werden. Ein Drittel der Landeseinkünfte wird durch Pensionen und Staatsschulden verschlungen; sie nicht bezahlen würde Elend und Verzweiflung in alle Familien tragen. Die Auflagen sind gesteigert, Mißvergnügen ist die Folge gewesen. Der öffentliche Credit ist Null, die Unsicherheit der Ereignisse zerstört ihn. Die Abgaben sind im Rückstand, weil Handel und Verkehr gehemmt sind; Anleihen lassen sich keine machen." Seitdem war die Last eines neuen furchtbaren Krieges und die äußerste Steigerung aller Mittel der Despotie hinzugekommen. Die unglücklichen Gebiete, deren Herren die vergoldete Fessel des Rheinbundes trugen, waren an Menschen und Geld aufs tiefste erschöpft; ein großer Theil deutschen Gebietes blieb auch nach dem Kriege von einer französischen Heeresmasse besetzt, die einer der erbarmungslosesten Schergen des Systems, Marschall Davoust, commandirte. Ueberall herrschte fremder Militärtrotz, fremde Polizei und Spionage. Während ein gewissenloser Hof, wie der westfälische, sich in wilden Orgien der Verschwendung und Liederlichkeit berauschte, siechte das Land unter Armuth und Elend hin, verfielen die vordem blühenden Sitze der Wissenschaft, nur die Gefängnisse wurden gefüllt. Denn die fremde Spürerei beschränkte sich nicht mehr auf Bücher, Zeitungen und Theater allein; die Dalberg'sche Verordnung vom Juni 1809, wonach alle politischen Gespräche an öffentlichen Orten untersagt wurden, war jetzt weit überboten. Ein organisirtes System der Brieferöffnung hatte aus Frankreich auch nach

*) A. Z. 1811. S. 1312. Vgl. ebendas. S. 683. 726. 886. 1174.

**) S. den Brief d. d. 14. Sept. 1808 in der Correspondance inédite VII. 389 f.

Deutschland Eingang gefunden, nichtswürdige Spione schlichen sich in Haus und Familie ein, um die dort erspähten Geheimnisse an die fremden Dränger zu verkaufen. Kam es doch vor, daß die Polizeispione sich selbst in die Gefängnißzellen versteckten und den Ton politischer Märtyrer annahmen, um von den Nachbarn, die eine dünne Wand von ihnen trennte, Geheimnisse zu erlauschen, ihr Vertrauen zu erschleichen und dann das, was sie so erfahren, den Kriegsgerichten zu verrathen!*)

An manchen Orten, z. B. in Erfurt, in Halle, trieb schon die ökonomische Noth zur Verzweiflung. Erfurt stand unter einem scheußlichen Intendantenregiment, das alle Lasten des Bonapartismus doppelt hart empfinden ließ; in Halle war es so weit gekommen, daß die Masse der Bedürftigen die Zahl derer weit überstieg, die noch Unterstützung geben konnten. Wer klagte, war den fremden Drängern schon verdächtig: in Erfurt z. B. erschien am 3. October 1810 eine denkwürdige Verordnung, wonach, „um dem beständigen Murren ein Ende zu machen," alle diejenigen, die es gewagt hatten, eine Bittschrift mit ihren Beschwerden an Napoleon zu richten, binnen drei Tagen entweder eine ihnen auferlegte Vermögenssteuer bezahlen oder sich Militärexecution gefallen lassen mußten! Daß man über Nacht Leute als verdächtig aus ihren Häusern holte und auf wahre oder falsche Denunciationen hin in den Kasematten irgend einer Festung verschwinden ließ, kam auch im Rheinbunde, namentlich in Westfalen vor. Am schamlosesten ward die Polizei von den deutschen Apostaten getrieben; der Baron von Linden z. B., der westfälischer Gesandter in Berlin war, spürte nicht nur allen Feinden des Bonapartismus, ihren Verbindungen und Correspondenzen eifrig nach, sondern ließ einen Mann, der ihm als solcher verdächtig war, in Leipzig auf offener Straße festnehmen.**) Wenn Napoleon gebot, war natürlich keine der Rheinbundsregierungen im Stande, ihre Angehörigen zu schützen. Wurde doch der harmlose Rudolph Zacharias Becker in Gotha (1811) unter den allerfrivolsten Vorwänden von französischen Soldaten und Gensdarmen aus seinem Hause geholt, nach einer Festung geschleppt und ohne irgend einen haltbaren Grund sechszehn Monate lang in Gefangenschaft gehalten. Und wie manches Aergere ward in ewiges Dunkel gehüllt! Noch heute ruht ein Schleier auf dem Verschwinden des britischen Diplomaten Bathurst, der nach dem Frieden im November 1809 Wien verließ, um durch Norddeutschland den Weg nach England zu suchen, und der zuletzt in Perleberg gesehen ward, um dann für immer zu verschwinden. Der allgemeine Glaube war, daß er ein Opfer der französischen Polizei geworden sei.

---

*) S. die Mittheilung bei Steffens VI. 329 f. Vgl. über Halle ebendas. 226, über Erfurt die Aufsätze in Ludens Nemesis I. 446 ff. II. 433 ff. IV. 584 ff. Ueber das Gebahren der Franzosen im Postwesen finden sich bezeichnende Einzelnheiten in Stephan's Gesch. der preuß. Post. Berlin 1859.

**) S. K. Müllers Leben von Varnhagen S. 26 f.

Gegen den Eindruck solch unerträglicher Zustände verklangen die Reden der Schmeichler, deren Niedrigkeit mit dem Drucke des Systems wuchs. Wohl gab es auch in Deutschland Leute, die es vermochten, diese Ketten anzubeten; nicht in der rheinbündischen Bureaukratie und den Armeen allein, deren Glanz und Willkür er erhöhte, auch unter den Gelehrten und Schriftstellern. Die Einen hatten sich aus Bonaparte ein Ideal von Größe eingebildet, das sie in ihrer Thorheit als die weltrettende Macht verehrten; die Anderen, deren jede Zeit eine Anzahl aufzuweisen hat, krochen lediglich vor der Gewalt, die äußeres Ansehen, Genuß und Reichthum geben konnte. Aber alle diese bezahlten und unbezahlten Lobredner vermochten die Stimmungen nicht zu übertäuben, welche die Masse der Bevölkerung erfüllten. Napoleon selbst täuschte sich darüber nicht; das bewiesen die immer strafferen Fesseln, die er auch dem geistigen Verkehr anlegte.

In Frankreich hatte seit dem achtzehnten Brumaire die Freiheit der Presse nicht mehr existirt; jetzt ward auch durch ein Decret vom 5. Februar 1810 die Censur in einem Umfange hergestellt, wie kaum unter der alten Monarchie. Ueber alle Buchhandlungen und Buchdruckereien ward ein Generaldirector gesetzt; die Buchdruckereien wurden vom Anfang des neuen Jahres an auf eine bestimmte Zahl reducirt und die Buchdrucker wie Beamte durch Brevets ernannt und beeidigt. Das Verzeichniß der von ihnen gedruckten Sachen konnte jeden Augenblick von der Polizei eingesehen werden; für jedes Werk, das sie druckten, bedurfte es der Erlaubniß des Generaldirectors. Der ließ es durch bestellte Censoren prüfen und dem Verfasser die nöthigen Aenderungen und Weglassungen bezeichnen; weigerte sich der Autor, sich ihnen zu unterwerfen, so konnte der Director den Druck untersagen. Auch die Buchhändler sollten fortan ernannt und beeidigt werden. Jedes Buch in lateinischer oder französischer Sprache, das im Auslande gedruckt war, mußte einen Eingangszoll von wenigstens funfzig Procent des Werthes bezahlen. Die periodische Presse hatte schon seit einem Jahrzehnt alle Würde und Selbständigkeit verloren; zum Ueberfluß ward jetzt noch durch ein Decret vom 5. August bestimmt, daß künftig in jedem Departement (außer dem der Seine) nur ein Tagesblatt erscheinen dürfe und zwar unter Autorität und mit Genehmigung des Präfecten.

Dies Letztere fand rasche Nachahmung im Rheinbunde; die Großherzoge von Frankfurt und von Baden verfügten im October 1810, daß die Presse „centralisirt" werden, d. h. nur ein Blatt — das officielle — im ganzen Lande erscheinen solle.*) Wie dann später die Nordseegebiete mit Frankreich vereinigt wurden, drang die Bonaparte'sche Bücherpolizei auch in Deutschland ein. Das Decret vom 5. Februar ward auch für die neu erworbenen Gebiete gültig erklärt. Um ein außerhalb des Kaiserreichs gedrucktes Werk ein-

*) Die beiden Verordnungen s. in der Allg. Z. 1810 S. 1175. 1224.

zuführen, mußte der Originaltitel, dessen französische Uebersetzung, Autor, Inhalt, Jahreszahl, Format, Druckort dem Generaldirector eingeschickt und die Erlaubniß zur Einführung eingeholt werden. Mit dem Erlaubnißschein ging dann das Packet Bücher an das Grenzzollamt, dieses schickte beides an den Präfecten, in dessen Bezirk der Empfänger wohnte; der gab es dem inspecteur, dieser dem vérificateur, der das Packet öffnete, den Inhalt mit dem Erlaubnißschein verglich, die Abgabe in Empfang nahm und die Bücher stempelte. Er sandte dann seine Liste nach Paris, wo sie mit der des Generaldirectors verglichen ward. Für jedes deutsche Buch, das z. B. in Hamburg gedruckt, oder aus Göttingen, Leipzig, Berlin durch Hamburg in die deutschen Theile des Kaiserreichs gebracht ward, mußte in Paris der Erlaubnißschein erwirkt und die ganze weitläufige Procedur der Prüfung durchgemacht werden.

Es gehörte die eherne Stirn der Bonaparte'schen Politik dazu, um bei einem solchen Verfahren sich noch zu rühmen: der Kaiser wolle den Buchhandel aufmuntern, da derselbe den Zweck habe, „die Nationen einander näher zu bringen und die Kenntnisse der civilisirten Völker allgemein zu machen!"*) Eben jetzt sollte zudem die Welt erfahren, was es mit der Annäherung der Nationen auf sich hatte. Das Buch der Frau von Stael über Deutschland (1810), das unserem Geistesleben eine tiefer eingehende und wärmer anerkennende Theilnahme zuwandte, als es bis dahin in Frankreich geschehen, wurde als eine feindliche Manifestation betrachtet; erst von der Censur verstümmelt, ward es nach Vollendung des Druckes confiscirt und gegen die Verfasserin mit polizeilichen Maßregeln eingeschritten.

Es ging freilich im Großen mit dieser geistigen Sperre wie mit der ökonomischen. Die unermeßliche Mühe und Weitläufigkeit der Polizeiorganisationen stand außer Verhältniß mit den Erfolgen, die man erlangte. Die Franzosen waren zu leichtfertig, zu unwissend, ihre Verwaltung der Bestechung zu sehr zugänglich, als daß selbst das erreicht ward, was mit solchen äußeren Mitteln sich überhaupt erreichen ließ. Ein unternehmender und kräftiger Mann, wie z. B. Perthes in Hamburg, konnte mit seinem erfinderischen Scharfsinn und seiner Thätigkeit die ganze Wirkung in seinem Bereiche zu nichte machen. Und wenn dem nicht so gewesen wäre, wie wollte man mit diesen äußeren Polizeikünsten das feine Gewebe deutschen Geisteslebens fassen! Gerade jetzt ging der Eindruck von Fichte's Reden durch die Nation,

*) Aus der Instruction an den Generaldirector; s. Voß, Zeiten XXVIII. S. 220. In der genannten Zeitschrift Nr. XXVI. ff. finden sich die wichtigeren Actenstücke. Vgl. Fr. Perthes' Leben I. 219 ff. Es wird erzählt, die französische Polizei habe die Luise von Voß verboten, weil sie eine Beziehung auf die Königin von Preußen witterte, oder ein Buch von Treviranus über die „Organisation der Blattlaus" habe wegen des Wortes „Organisation" den Argwohn der Censoren geweckt!

wandte sich die Erforschung unserer Sprache und Geschichte den vaterländischen Stoffen mit neuem Eifer zu, strebte die Poesie nach einem nationalen und patriotischen Inhalt. Niemals war gegen die vage Weltbürgerei und das ästhetisch-kritische Tändeln eine lebhaftere Reaction sichtbar als jetzt; zu keiner Zeit war die Lücke unseres literarischen Lebens tiefer empfunden worden, als in diesen Tagen. Auch in den Kreisen der literarischen Männer aller Nüancen regte sich ein frischer Gemeingeist; die Verschiedensten waren damals einig in dem Bemühen, das Kleinod deutschen Geisteslebens in den Zeiten bitterster Gefahr zu schirmen. Dafür hatten die Franzosen nicht einmal ein oberflächliches Verständniß. „Man achtet und scheut, sagte Görres richtig, keine andere Opposition, als die materielle, und hat gar keinen Begriff davon, daß in Deutschland noch eine andere Widerstandskraft lebt.“ Das waren keine Dinge, die man mit plumper polizeilicher Hand erfassen konnte; man blieb höchstens am äußeren Gerüst hängen. „Die Ideologie, schrieb Perthes später,*) wie Napoleon das ihm im Wege stehende Geistige nannte, das heißt den Sinn für die Wahrheit, die Liebe zu Gott, die Furcht vor ihm und den uns unvertilgbaren Trieb, den Ursprung der Dinge zu erforschen — zu allem dem drangen Davoust und seine Gehülfen nicht, und so wurden die Grundsätze wahrer Ordnung, Freiheit und Nationalität wie ein stummes Geheimniß in uns bewahrt, bis die Morgenröthe kam.“

Faßte man die innere Lage des französischen Reiches unbefangen in's Auge, so erhielt man den gleichen Eindruck, den Napoleons äußere Politik erweckte. Allenthalben wuchsen die Sorgen und Verlegenheiten; das Reich schwoll äußerlich in's Ungeheure an, ohne an intensiver Kraft in gleichem Maße zu wachsen. Ueberall überspannte, erzwungene Verhältnisse, über deren Last man sich bereits den Trost erfand, daß sie an der eigenen Unnatur scheitern müßten; überall ein rastloses Ringen gegen das geschichtlich Ueberlieferte, Nationale, Humane, das gerade unter dem Druck seine elastische Kraft des Widerstandes erhöhte. Es wuchsen die Conflicte mit der Kirche, die Zerwürfnisse mit der eigenen Dynastie und der verdeckte Zwiespalt mit dem eigenen Volke, das diese Macht bisher getragen; was die Stütze gegen die äußeren Gefahren hatte werden sollen, erschien schon wie ihr Verbündeter.

Mitten in die großen Kämpfe und Umgestaltungen, die wir erzählt haben, fällt ein großes Ereigniß: Napoleons Bruch mit dem Papste. Pius VII. hatte die Wiederherstellung seiner Macht nie anders verstanden, als wie er sie nach der tausendjährigen Tradition seiner Kirche verstehen mußte; Na-

*) S. die Briefe bei Perthes I. S. 204 ff.

poleon hatte in ihm nie etwas Anderes gesehen, als einen gefügigen Verbündeten seiner Gedanken. So war der Conflict da, ehe er offen ausbrach; er regte sich zuerst, als der Papst das Kirchenrecht päpstlich und nicht bonapartisch deutete, er wuchs, seit Napoleon den rauhen Ton des Herrn herauskehrte und den Nachfolger des Gregor und Innocenz behandeln wollte, wie seine rheinbündischen Vasallen. Der Papst sollte den Fußtapfen der Bonaparte'schen Politik gehorsam folgen, Frankreichs Feinde als seine Feinde ansehen, seine Häfen und Gebiete wie die andern Vasallen den Widersachern des Imperators verschließen; aber Pius vergaß nicht einen Augenblick, daß er der Träger einer universellen Würde sei, und hielt der neuen Prätension gegenüber nur um so bestimmter die alten Ansprüche fest, die aus der römischen Ueberlieferung entsprangen. So war es schon in den ersten Wochen des Jahres 1808 zum offenen Bruche gekommen; französische Truppen hatten Rom besetzt, um durch den äußeren Druck die Nachgiebigkeit des Kirchenfürsten zu erzwingen. Aber Pius blieb derselbe; seiner weltlichen Macht schon fast beraubt, so gut wie gefangen, vergaß er seine Würde nicht und blieb ungebeugt unter dem Drucke der Gewalt. Nun zog (April 1808) Napoleon den größten Theil des weltlichen Gebietes, das noch zum Kirchenstaat gehörte, an sich; es blieb dem Papste nur noch Rom und seine nächste Umgebung. Allein seine zähe Consequenz ward nicht erschüttert. Da erließ Napoleon am 17. Mai 1809 aus dem Feldlager vor Wien ein Decret, das den ganzen Kirchenstaat mit dem Kaiserreich vereinigte, Rom zur französischen Stadt umschuf. Karl der Große, „sein erlauchter Vorfahr" — so hieß es in der Begründung — habe die Gebiete einst als Lehen an die Bischöfe von Rom gegeben, er ziehe sie jetzt zurück; denn die Vereinigung geistlicher und weltlicher Macht sei zu jeder Zeit eine Quelle des Zwistes gewesen und auch jetzt habe sich die Ruhe und das Glück seiner Völker, die Würde und Integrität seines Reiches als unvereinbar erwiesen mit den Anmaßungen eines souverainen Papstes. Pius VII. beantwortete den Gewaltstreich mit einer Bannbulle gegen den Imperator. Jetzt schritt Napoleon zum Letzten; am Tage der Entscheidung von Wagram ward der Papst gefangen weggeschleppt und ihm in Savona sein Aufenthalt angewiesen. Ein Senatusconsult vom 17. Februar 1810 erklärte alle auswärtige Souverainetät für unvereinbar mit der Ausübung einer geistlichen Macht im Kaiserreiche und stellte den Papst unter die Sätze der gallikanischen Kirche. Allein der gefangene Papst blieb so furchtbar und so ungebeugt wie der freie. Er weihte die vom Kaiser ernannten Bischöfe nicht, er erließ Breven gegen Napoleons Anordnungen in der Kirche, er wurde weder durch die Drohungen aus Paris, noch durch die Vermittelung von Wien zur Unterwerfung gestimmt. Der Zwiespalt zog sich durch die ganze Kirche; Napoleon vermochte den Widerstand nicht zu brechen, den Pius' Anhänger übten; ein von ihm berufenes „Nationalconcil" drohte die Sache des Papstes, nicht die des Kaisers zu verstärken. Diese Sprödig-

keit des Clerus erweckte in Napoleon eine Erbitterung, die sich bei mehr als einem Anlaß in den leidenschaftlichsten Ausbrüchen kund gab. Die Cardinäle, die bei seiner Vermählung absichtlich ausblieben, behandelte er wie Verbrecher; den Clerus von Brabant, der ihn bei seiner Reise durch die Niederlande zu Breda empfing, ohne die festliche Tracht angelegt zu haben, züchtigte er durch eine donnernde Anrede, deren Inhalt von Mund zu Mund lief. „Unterwerft Euch, rief er den Geistlichen zu, denn ich bin Cäsar! Wo nicht, so werde ich Euch aus meinem Reiche bannen und wie die Juden über die Oberfläche der Erde zerstreuen."

Der Eindruck dieser Vorgänge war nicht zu verwischen, wenn auch die servile Presse sie als das „größte Ereigniß" der Zeit pries,*) oder der Welt einbilden wollte, es werde hier der Kampf für die Befreiung vom Priesterjoche durchgefochten. Der waffenlose Greis, der in einer Zeit, wo so vieles Hohe und Hochgeborne demüthig im Staube lag, sich allein nicht beugen ließ durch den Gewaltigen, war eine imponirende und erhebende Erscheinung. Hier schwieg auch der confessionelle Zwiespalt; gab es doch für Protestanten wie Katholiken einen gemeinsamen Feind: die Gefahr einer byzantinischen Cäsareopapie. Und diese war es eben, die sich in Napoleon ankündigte.

In dem Augenblick, wo der Bruch mit der katholischen Kirche erfolgt war, trat auch der Conflict mit den Brüdern und Verwandten, welche die Lehenskronen Italiens, Spaniens und Hollands trugen, in aller Schärfe zu Tage. Sie sollten nichts als Geschöpfe des kaiserlichen Willens, ihre Königthümer nur verhüllte Präfecturen des großen Reiches sein. Allein es regte sich in den neugeschaffenen Monarchen theils der natürliche Trieb selbständigen Regierens, theils das berechtigte Streben, die Interessen der ihnen anvertrauten Lande gegen fremde Selbstsucht zu schützen. Der Boden, auf dem sie standen, übte seine mächtige Anziehungskraft; Joseph und Ludwig Bonaparte, Joachim Murat wurden unwillkürlich zu Spaniern, Holländern, Neapolitanern und hörten damit auf, getreue Bonapartisten zu sein. Dies unnatürliche Verhältniß war früh offenbar geworden und hatte sich mit jedem Tage schärfer ausgeprägt. Die Filialkönigreiche, die mit französischem Gelde und Blute behauptet werden mußten, waren eine Bürde für Frankreich selbst; sie forderten mehr Hülfe, als sie gaben. Napoleon selbst verachtete diese Könige seiner Schöpfung und ließ sie das bei jedem Anlaß fühlen; sie erschienen ihm nur wie ein Uebel, das zur Durchführung seiner antibritischen Entwürfe auf dem Festlande nothwendig war. Gerade hier fand er aber die Grenzen seines Willens; diese Lehenskönige, obwohl seine Brüder und Schwäger und nur durch ihn aus dem Staube emporgehoben, identificirten sich den-

*) So die Europ. Annalen 1810. II. 240.

noch mit dem Widerstreben und dem Hasse gegen das System, der die ihnen anvertrauten Länder erfüllte.

Eben jetzt trat an einem merkwürdigen Beispiele dieser innere Widerspruch vor aller Welt zu Tage. König Ludwig von Holland hatte unter den Brüdern am wenigsten guten Willen gezeigt, den Wohlstand seines Landes dem Machtgebot des Imperators vollends hinzuopfern. Schon waren die Colonien verloren, die Marine verfallen, was sollte aus Holland werden, wenn die neue Handelspolitik unerbittlich durchgeführt ward? „Willst Du, sagte König Ludwig selbst einmal zu seinem Bruder, die Haut hindern, daß sie transpirirt?“ Schon zu Anfang des Jahres 1810 kam es fast zum offenen Bruche; noch einmal fügte sich der König, ließ sich demüthigen und einen lästigen Vertrag aufbürden, aber es war die letzte Probe seiner Geduld. Nur wenig Monate dauerte noch das unnatürliche Verhältniß; dann ermannte sich Ludwig zu dem Entschlusse, eine Krone niederzulegen, die er mit Ehren und gutem Gewissen nicht länger tragen konnte. In den ersten Tagen des Juli dankte er ab und verließ Holland. Er kam damit nur einem Schlage zuvor, der eben in Paris vorbereitet ward: seiner Entsetzung. Jetzt ward Holland zur französischen Provinz.

So groß das Aufsehen dieses Schrittes war, Napoleon that nichts, den Eindruck zu mildern; die Meinung der Menschen und ihre natürlichen Interessen schätzte er so gering, daß er vielmehr eben jetzt es im schärfsten Tone öffentlich hervorhob: es gebe in erster Linie nicht nationale, nur noch Bonaparte'sche Interessen. Der Moniteur vom 22. Juli brachte die Anrede, womit er den Sohn Ludwigs von Holland begrüßt hatte. „Vergiß nie, hieß es darin, in welche Lage Dich auch meine Politik und das Interesse meines Reiches versetzen mögen, daß Deine erste Pflicht gegen mich ist, Deine zweite gegen Frankreich; alle Deine anderen Pflichten, selbst die gegen die Völker, welche ich Dir anvertrauen könnte, kommen erst nach diesen.“

Die Lage der übrigen Könige aus des Kaisers Sippschaft war nicht behaglicher, als die des holländischen Monarchen. Wer nicht wie Jerome die hofmeisternden Verweise aus Paris mit knabenhaftem Leichtsinn einsteckte, war in einer bedauernswerthen Situation. Murat z. B. lag mit dem Kaiser in offener Fehde. Er wollte König von Neapel sein, Napoleon behandelte ihn nur als Großofficier der französischen Krone. Murat verlangte, daß die Franzosen, die ihm dienten, ihm den Eid der Treue leisteten; der Kaiser verbot das. Murat suchte wenigstens seine Königswürde in freigebigen Ordensvertheilungen kund zu geben; Napoleon verwies es ihm und fand es „souverainement ridicule.“ Bald war die Ueberwachung des britischen Schmuggels nicht scharf genug, bald war irgend etwas Anderes einer herben Kritik unterworfen. Wie es sich dann später (1811) der König herausnahm, von allen denen, die in seinen Diensten standen, zu verlangen, daß sie sich in Neapel naturalisiren ließen und auf ihr anderes Heimathsrecht verzichteten,

mußte er sich den Schimpf bieten lassen, daß ein Decret Napoleons diesen Act königlicher Macht einfach cassirte.

Noch schneidender trat die Unnatur des Systems in dem Verhältnisse König Josephs hervor, obwohl in dem unendlichen Chaos der spanischen Verwickelung die persönliche Misère des Bonaparte'schen Schattenkönigs nur wie etwas Untergeordnetes erschien. Der weiche und gutmüthige Joseph war das Opfer seiner Unterwürfigkeit gegen den Bruder geworden; er sah sich auf ein Terrain verpflanzt, wo ihm Alles fremd und feindselig war, das Volk, das er regieren sollte, wie die Heere, die ihm seine Krone erst erobern mußten. Meine Lage, schrieb er schon im Juli 1808, ist einzig in der Geschichte; ich habe hier nicht einen Anhänger. Ich habe, sagte er kurz nachher dem Kaiser, kein Königreich, kann also auch keine Steuern und keinen Schatz haben. Er sagte voraus, daß man ihm den Thron niemals, oder doch nur über Hunderttausenden von Leichen gründen werde. Von der Nation zurückgewiesen, der er als König aufgedrungen war, sah er sich in einen Kampf verwickelt, vor dessen Art und Verlauf ihm schauderte; den französischen Truppen war er gleichgültig, die Marschälle demüthigten ihn, Napoleon selbst belästigte ihn erst mit Verweisen und Forderungen, dann mit der Zumuthung, ein Stück spanischen Gebietes abzutreten. Schon im December 1808 war Josephs Lage so verzweifelt, daß er daran dachte, die Krone niederzulegen. Ohne Macht, ohne Geld, ohne Commando — schrieb er nachher — kann ich diese seltsame Rolle nicht spielen, für die ich nicht geschaffen bin. Ich bin jetzt, äußerte er ein ander Mal, auf Madrid beschränkt. Umgeben vom schrecklichsten Elend, sehe ich um mich nichts als Unglückliche; ich selbst bin dem Elend nahe. Mit Ungeduld, schrieb er später, erwarte ich die Entschließungen E. M.; es ist mir peinlich, hier ein nutzloses und schimpfliches Dasein hinzubringen.*)

Es ließen sich Hunderte solcher Aeußerungen aufzeichnen, nach denen die Lage eines solchen Bonaparte'schen Schattenkönigs wahrhaft bemitleidenswerth erscheint. Auf Napoleon machten aber diese Wehklagen keinen Eindruck; er spottete wohl selbst über die Ohnmacht des Bruders, und dessen düstere Schilderungen schienen ihm übertrieben. Er hatte sich ja bereits daran gewöhnt, sich die Welt und ihre Lage so zu denken, wie er sie brauchte und wollte. Der gewaltige Volkskrieg der pyrenäischen Halbinsel und die Pariser Straßenemeuten maß er nach gleichem Maßstabe; „laßt nur eine Anzahl hängen“, war sein Rath, „oder füsiliren, und schickt den Rest auf die Galeeren.“ Das spanische Volk erschien ihm nur als „Canaille“; die Canaille aber, schrieb er, liebt und achtet nur, was sie fürchtet. Im Vertrauen auf seine Heere, auf sein Glück und auf das Bündniß mit Rußland, hielt er die Schwierigkeiten und Gefahren für nicht der Rede werth; mit Uebermuth wies er

*) S. Mémoires et Correspondance du Roi Joseph IV. 366. 367. 420. 421. V. 54. 265. 267. 281. 380. VI. 59—61. VIII. 90. 135. 278.

die Mahner und Warner zurück. Ich werde, schrieb er seinem Bruder, in Spanien wohl die Säulen des Herkules, aber nicht die Grenzen meiner Macht finden.*)

Aber die Ereignisse machten diese Zuversicht zu Schanden. Seit 1808 wüthete der Kampf mit wachsender Heftigkeit; Oesterreichs Diversion hatte ihm neuen Athem gegeben, es war jetzt nach drei- und vierjährigem Ringen weniger als je abzusehen, wann er enden werde. Die Lasten, die er Frankreich kostete, waren unermeßlich; Napoleon erklärte schon im Frühjahr 1810, er sei außer Stande, sie aus französischen Mitteln zu bestreiten. Die Armeen wie die Finanzen des riesigen Reichs erwiesen sich dazu als unzulänglich. Und hätte man nur irgend einen Erfolg gesehen! Aber, wie einer der Marschälle offen eingestand, es wuchs der Widerstand selbst mit den Niederlagen. Der entsetzliche Guerillaskampf, über ein großes Land verzweigt, ermüdete und demoralisirte auch die besten Truppen. Einzelne Generale riethen zu Mitteln, aus denen die Rathlosigkeit der Lage heraussprach. Man sollte die Wälder ausrotten, Pferde und Maulthiere verstümmeln, die Dörfer verbrennen oder decimiren! Vergebens, schrieb Kellermann schon 1809, schlägt man auf der einen Seite die Köpfe der Hydra ab, sie wachsen auf der andern von Neuem; der Krieg wird Frankreichs Bevölkerung und Wohlstand verschlingen.

In der Kriegführung selbst war aber die alte Ueberlegenheit der Jahre 1805 und 1806 nicht mehr zu erkennen. Unter den Generalen herrschte Unfriede, und Joseph selbst war ohne Autorität. „Es giebt," schrieb der Letztere einmal, „so viel Despoten hier, als es Gouverneurs, Generale und Intendanten giebt. Jeder macht Gesetze nach seinem Belieben; es existirt keine Einheit, kein Zusammenwirken. Die Bevölkerung, auf jede Weise gehetzt, erschöpft und angeekelt, rafft sich zum letzten Muthe, dem der Verzweiflung, zusammen." Die Generale rieben sich in dem furchtbaren Kampfe entweder auf, oder verloren die Lust am Kriege, oder führten ihn nach eigenem Gutdünken und in eigenem Interesse. Napoleons Befehle aus der Ferne konnten seine persönliche Abwesenheit nicht ersetzen; es fehlte die unmittelbare Anschauung der Lage und die Kraft der Vollziehung. Schon gewöhnte sich auch der Kaiser, Günstlinge und Schmeichler den unabhängigen und unbequemen Mahnern vorzuziehen oder die Dinge so anzusehen, wie die Wohldienerei sie schilderte, nicht wie sie in Wirklichkeit waren. Auch seine Lobredner gestehen ein, daß Manches den Eindruck einer gealterten Regierung machte und man schon an das Thun jener trägen und unwissenden Fürsten gemahnt ward, welche, die Dinge nach den Reden höfischer Minister beurtheilend, zu indolent sind, um die Wahrheit zu erforschen, oder zu beschränkt, sie zu begreifen.**) Wenn so der Meister sich nicht mehr glich, die Feldherren

*) S. a. a. O. IV. 395. V. 349. 359 f.

**) So lauten die Aeußerungen von Thiers XII. 175. 335.

an Zucht und Eifer nachließen, wie hätte der Soldat der alte bleiben sollen! Das Heer murrte über den endlosen Kampf, den es für König Josephs ihm gleichgültigen Thron führen sollte; in den Veteranen regte sich wohl eine bittere Reminiscenz an frühere Tage, sie stellten Vergleiche an zwischen den Zeiten der Republik und dem Charakter der jetzigen Kämpfe. Die Armeen in Spanien glichen einem verworrenen Lager aller Fractionen; die republikanischen Erinnerungen und die Hoffnungen der Royalisten wurden hier laut. Die alte Präcision des Dienstes, die Zucht und Strenge früherer Tage ging verloren. Es ist schon im Jahr 1809 vorgekommen, daß die Truppen Schleichhandel mit Colonialwaaren trieben oder die höheren Officiere durch ihre Soldaten große Heerden von Merinoschafen escortiren ließen, die sie gestohlen hatten, um damit Handel zu treiben.

So hatte sich der Krieg hinausgezogen, ohne daß sich eine Aussicht auf das Ende zeigte. Auch als Oesterreich überwunden war und neue Truppenmassen nach Spanien strömten, ward keine Entscheidung erfochten. Wellington behauptete sich in Portugal und das Unternehmen dahin endete mit einem verlustvollen Rückzug.

Es war das der Moment, wo der Plan in Napoleons Kopf gereift war, Spanien wie Italien unmittelbar mit Frankreich zu vereinigen. Denn das eine Land war nach einem Ausdruck Talleyrands die Seite Frankreichs, das andere nur seine Fortsetzung! So war die Abdication des Schattenkönigs Joseph eine beschlossene Sache; es wäre dann die Reunion Spaniens mit Frankreich erfolgt. Der Aufruf war schon entworfen, worin Napoleon der Welt zurufen wollte: „Herr aller Küsten Europas vom Sunde bis zu den Dardanellen werde ich ununterbrochen die feindlichen Geschwader in Schrecken halten, während sich in unsern Häfen bald andere Geschwader zum Widerstand gegen jene bilden sollen. Der Dreizack wird sich mit dem Schwerte vereinen, und Neptun sich mit Mars verbinden zur Herstellung des römischen Reiches unserer Tage. Von dem Rhein bis zum atlantischen Ocean, von der Schelde bis zum adriatischen Meere wird es nur Ein Volk, Einen Willen, Eine Sprache geben." Das Mißgeschick seiner Waffen hat damals diesen Riesenplan für immer vereitelt.*)

Denn der Augenblick kam so nicht wieder. War es bis zu Ende des Jahres 1810 vielleicht möglich, mit Vereinigung aller Kräfte den entscheidenden Schlag auf der Halbinsel zu führen, so bereitete sich fortan ein unübersehbares Verhängniß vor: der Conflict mit Rußland. So blieb die Wunde im Süden offen, indeß der Kampf im Norden bevorstand. Dieser doppelte Krieg am Ebro und am Niemen konnte der Welt ihre Freiheit retten.

*) S. über diese merkwürdige Episode: Pertz, über die politische Bedeutung des Jahres 1810. (In den philol. und hist. Abhandlungen der königl. Akademie der Wissenschaften von 1861. S. 177 ff.)

In Frankreich selbst waren die Stimmungen nicht mehr die alten. Wie die Feldherren des Krieges müde wurden und das Erworbene in Ruhe zu genießen trachteten, so war in noch viel höherem Maße im Volk ein Rückschlag eingetreten. Beim Kriege von 1805 und 1806 war noch die ganze Sympathie der Nation gewesen; seit dem Kampfe in Spanien ward diese dem Kaiser und seiner äußeren Politik mehr und mehr entfremdet. Der Krieg von 1809 in Oesterreich, der so ganz verschieden war von allen früheren Kämpfen, war nirgend ernster angesehen, als in Frankreich; der Schlag von Aspern, die Niederlagen in Tirol, die Erhebungen Schills und Braunschweigs machten dort den tiefsten Eindruck. Je mehr die Polizei bemüht war, jede unbequeme Nachricht zu unterdrücken, desto begieriger wurden die ungünstigsten geglaubt; es war Thatsache, daß damals die österreichischen Berichte in Paris eifrig von Hand zu Hand verbreitet wurden. Wie dann die Engländer auf Walcheren landeten und die Entblößung des Reiches einen Augenblick alle Sorgen weckte, trat diese Mißstimmung noch deutlicher hervor; man murrte laut über eine Politik, die das verschuldet, und zeigte wenig guten Willen, die Opfer, die jetzt gefordert wurden, ungenöthigt zu bringen.

Der Krieg allein war es nicht, was diese stille Gährung nährte. Die Franzosen waren auch des Despotismus satt und die militärische Glorie vermochte dies Mißbehagen nicht mehr zu übertäuben. Es war wohl richtig, daß der Freiheitstrieb bei diesem Volke minder stark und nachhaltig war, als bei andern Nationen, daß sie des Herrn mehr bedurften und ihn leichter trugen als die meisten abendländischen Völker. So oft der Despotismus in Frankreich herrschte, hat er unbändiger und gewaltthätiger gehaust, als irgendwo sonst. Aber es liegt in dieser Nation auch wieder eine eigenthümliche Elasticität und ein unberechenbarer Zug von Unbeständigkeit. Sie hat die Despotie wie kein anderes Volk ertragen und doch auch größere und wildere Kämpfe dagegen geführt, als irgend eines. Und diese Nation war durch die Bluttaufe einer ungeheuren Revolution hindurchgegangen, einer Revolution, von welcher der große deutsche Denker, der ihr Zeitgenosse war, gesagt hat: ein solches Phänomen vergißt man nicht mehr! Es war die Frage, ob die Napoleonische Politik im Innern dazu angethan war, die Erinnerung daran zu verwischen.

Seit 1806 und 1807 war das neue Kaiserthum mit raschem Lauf den Formen unbedingtester Monarchie zugesteuert. Die eigene Verfassung, wenn man die Statute, die diesen Namen trugen, so nennen konnte, wurde beschränkt und umgestaltet, die Vertretung des Landes, von Anfang nur ein scheinbares Ding, ward vollends jeder Würde und Unabhängigkeit entkleidet, der Senat zur sklavischen Maschine gemacht, das Tribunat, weil es hie und da ein unbequemes Wort vernehmen ließ, ganz aufgehoben. Ueberall ward das polizeiliche und militärische Regieren zur straffen Anwendung gebracht, die Wirksamkeit der Justiz eingeengt, schon im Jahre 1808 eine große Spu-

ration der Richtercollegien vorgenommen, bald auch die Jury angefochten. Erziehung und Unterricht wurde centralisirt, die ideale und humane Bildung mit Ungunst bei Seite gedrängt, die militärische und polytechnische Dressur als höchstes Ziel betrachtet. Allenthalben wurde an den Ueberlieferungen der Revolution gerüttelt, die Formen und Ordnungen der altmonarchischen Zeit eifrig wieder hervorgesucht. Erst kam die alte Etikette zurück, dann der Erbadel, seine Majorate und Dotationen, und nach dem Frieden von Wien der Orden der „drei goldenen Vließe." Aber nicht in den äußeren Formen allein, auch in wesentlichen Lebensfragen wurde zurückgeschritten zu den Mißbräuchen des alten Königthums. Ein Decret vom Jahr 1810 stellte in anderer Form die Bastillen und lettres de cachet wieder her. Es wurden acht Staatsgefängnisse geschaffen, in die man gebracht werden konnte ohne richterliches Urtheil! Eine Entscheidung des geheimen Rathes reichte hin zur Verhaftung eines Unbequemen oder zur Verlängerung der Haft, auch wenn ein freisprechendes Urtheil befolgt war. Man muß, befahl der Kaiser, diesem Gesetze zwei Seiten liberaler Entscheidungsgründe voraussenden. Ein unschätzbares Wort, mit welchem der Bonapartismus sein eigenes Wesen in prägnanter Kürze charakterisirt hat!

Es ist denkbar, daß diese schrankenlose Despotie, daß die Censur und Polizei, die Cabinetsjustiz und Spionage nur in den mittleren und höheren Schichten der Gesellschaft lebhaft empfunden wurden, während es unten gröberer materieller Hebel bedurfte, um Unzufriedenheit zu erwecken. Aber auch diese fehlten nicht. Die Continentalsperre war auch in Frankreich nicht beliebt, zumal sie hier wie anderwärts mit der Steigerung aller anderen Lasten zusammentraf. Schon seit 1804 waren unter dem Namen droits réunis die verhaßten Steuern zurückgekehrt, die auf Tabak, Getränke, Salz und Fuhrwerk gelegt wurden; später ward auch eine Salzsteuer, deren Namen schon aus den Zeiten der alten Monarchie in bitterem Andenken stand, wiederhergestellt und die Tabaksregie eingeführt. Das Alles in Zeiten, wo der Handel stockte, die Industrie darniederlag, der Credit schwer erschüttert war. Zugleich verschlang der Krieg immer neue Arbeitskräfte; die Aushebungen forderten doppelte Quoten und holten die Conscribirten bereits unter dem gesetzlichen Alter zu den Fahnen. Schon 1811 war es so weit gekommen, daß viele Tausende sich flüchteten, um der verhaßten Soldatenpflicht zu entgehen. Napoleon wandte das furchtbare Mittel mobiler Colonnen an, um die Flüchtigen einzufangen oder ihre Angehörigen durch harten Druck zur Auslieferung zu zwingen. Der französische Bauer, wie er war, machte keine hohen politischen Ansprüche; er hatte Sympathien für Napoleon als den Mann soldatischen Regiments und revolutionärer Gleichheit, der nach furchtbaren Zeiten die Ordnung, die Sicherheit des Besitzes und den Wohlstand zurückgeführt. Ihm mochte es gleichgültig sein, wie es mit der Freiheit der Presse und der Rednerbühne beschaffen war, aber die Rückkehr zur alten

Monarchie, die verheerenden Wirkungen der Conscription, der materielle Druck der Steuern waren auch ihm verständlich. „Point de conscription, point de droits réunis“ war das Feldgeschrei, womit er 1814 die beinahe vergessenen Bourbons begrüßt hat.

In allen diesen Verhältnissen giebt sich eine gewaltsame Ueberspannung der Kräfte und Mittel kund, die durch irgend eine unerwartete Krisis verhängnißvoll werden konnte. Noch stand der äußere Bau des Kaiserreiches in seinem Glanz und seiner Majestät vor den Augen der Welt, sogar umfangreicher und gewaltiger als je; aber auch die Anfänge des Verfalles waren sichtbar. Gelang es freilich dem Imperator, den Krieg in Spanien zu beendigen, neue Verwickelungen zu meiden und vor Allem das Bündniß mit Rußland unversehrt zu erhalten, so konnte noch eine lange Zeit vergehen, bis der von Millionen ersehnte Wechsel eintrat.

Allein auf Niemanden in diesem abendländischen Weltreiche machte der keimende Widerspruch der Dinge weniger Eindruck, als auf Napoleon selbst. Die Erscheinungen, die aller Welt vor Augen lagen und auch seinem Scharfblick nicht entgingen, übten höchstens die eine Wirkung, daß er die Zügel noch straffer faßte und für die Mahnungen der Zeit noch unzugänglicher ward. Auch seine Bewunderer haben bemerkt, daß seine Stimmung nur herber, sein Auftreten auch in den äußeren Formen schroffer und gebieterischer ward, als je zuvor. Eben jetzt, wo die Schwierigkeiten sich mehrten und die Aussicht auf das Ende des spanischen Krieges in weite Ferne gerückt ward, geschahen neue Gewaltstreiche, die das bis zum Rande gefüllte Maß überströmen machten.

Im Juli 1810 war Holland dem französischen Reiche einverleibt worden; es sei, hieß es nachher in einer Rede Napoleons, nur ein Ausfluß Frankreichs und diene zur Ergänzung des Kaiserreichs. Ein Act, der zu anderer Zeit einen großen Krieg hervorgerufen hätte, erschien jetzt kaum der Mühe werth, um den auswärtigen Mächten darüber Erklärungen zu geben. Vier Monate später brachte der Moniteur ein Decret vom 12. November, das die Vereinigung von Wallis verfügte. Der Bau der Simplonstraße war als Motiv angeführt; Wallis habe keine der Verbindlichkeiten erfüllt, die es eingegangen, als Frankreich den Bau dieser Straße unternommen. Außerdem sei es wünschenswerth, der Anarchie ein Ende zu machen, die das Land heimsuche. Noch war der Eindruck dieses Gewaltstreiches frisch, als er durch einen neuen, größeren überboten ward. Ein guter Theil der deutschen Nordseeküste hatte das gleiche Schicksal wie Wallis.

Noch blieben in Niederdeutschland, nachdem Hannover mit Westfalen vereinigt war, Oldenburg, die Hansestädte, Lauenburg und einige kleinere Gebiete als Beute übrig; Oldenburg, die Salm'schen und Aremberg'schen

Gebiete gehörten zum Rheinbunde. Mit den Hansestädten hatte Napoleon verschiedene Projecte gehabt, deren keines zur Ausführung gekommen war. Doch ihre äußere Selbständigkeit hatten sie schon verloren; seit Ende des Jahres 1806 hausten auch dort französische Truppen. Möglich, daß schon damals oder kurz nachher in anderen Kreisen als im Cabinet des Kaisers der Gedanke aufgetaucht ist, die Hansestädte einzuverleiben.*) Einstweilen war der Zustand drückend genug. Schon im November 1806 hatten die Franzosen in Hamburg die Beschlagnahme aller englischen Waaren verfügt, eine Maßregel, von der sich die Stadt mit sechszehn Millionen Livres loskaufte.**) Im October 1807 mußte sie sich dem Ansinnen fügen, gegen eine Entschädigung von jährlich 50,000 Mark ihre Posten an den Großherzog von Berg abzutreten; das Verlangen war mit der verständlichen Drohung unterstützt: daß eine Weigerung einen sehr unangenehmen Eindruck machen und die Stadt übeln Folgen aussetzen würde. Zwei Monate später wurde das Gebot vernommen, daß der Code Napoleon in Hamburg eingeführt werden solle; und auch dazu mußte man sich im Allgemeinen bereit erklären. Zugleich empfand Hamburg, wie die anderen Hansestädte, sehr drückend die Last militärischer Occupation und auch der über sie verhängten Handelssperre. Diese Stadt, die nicht allzu gewissenhaft in Vollziehung der Sperrmaßregeln sein mochte, zog den besonderen Unmuth Napoleons auf sich. Hamburg, hieß es, muß wieder ein Fischerdorf werden; es ist nichts als eine englische Colonie auf dem Festlande. Eine der unwürdigsten Creaturen des Bonaparte'schen Regiments, der feile Bourrienne, der französischer Resident dort war, beutete diesen Groll rührig aus und ließ sich von der reichen Stadt ansehnliche Summen für die angebliche Nachsicht zahlen, die er gegen sie und ihren Handel zeigte. Gegen gute Bezahlung gab Bourrienne die confiscirten Waaren frei und stellte Ursprungsscheine aus, unter deren Schutz die englische Waare als sächsisches, amerikanisches und französisches Erzeugniß verkauft ward!

Dies Alles konnte freilich die Wendung nicht abwehren, die man durch Nachgiebigkeiten und Geldopfer zu beschwören hoffte. Je mehr sich die Nordseeküsten dem Bann der Handelssperre zu entziehen trachteten, desto näher lag für Napoleon die Versuchung, diese Gebiete dem Kaiserreiche einzuverleiben. Am 10. December ward eine Sitzung des kaiserlichen Senats abgehalten; der Minister des Auswärtigen, als getreues Organ seines Herrn, las einen Bericht an den Kaiser vor, voll von Ausfällen gegen England, deren handgreiflicher Zweck war, die jüngsten Gewaltstreiche zu rechtfertigen,

---

*) S. Zeitschrift für hamburg. Geschichte 1854. I. 153. 154.

**) Auf diesen Vorgang ist auch die Bemerkung zu beziehen, die oben Band II. S. 689 in Betreff Hamburgs gemacht ist. Ueber den Druck, den Lübeck empfand, s. Klug, Gesch. Lübecks während der Vereinigung mit dem französ. Kaiserreiche 1856. I. 8 ff.

neue vorzubereiten. Nachdem der Minister die Einverleibung Hollands erörtert, fuhr er wörtlich fort: „Die Einverleibung der Hansestädte, des Lauenburgischen und aller Küsten zwischen der Elbe und Ems wird durch die Umstände geboten (commandé par les circonstances). Dieses Gebiet ist bereits unter E. M. Oberherrschaft. Die unermeßlichen Magazine von Helgoland würden unaufhörlich drohen, sich auf's feste Land zu entleeren, wenn ein einziger Punkt auf den Küsten der Nordsee dem englischen Handel offen bliebe, und wenn ihm nicht die Mündungen der Jahde, der Weser und der Elbe für immer verschlossen würden." Eine Botschaft des Kaisers fügte dem noch bei: die Reunion sei unabweisbar, „da neue Garantien nothwendig geworden seien."*) Zugleich ward der Entwurf eines Senatsconsults vorgelegt und am 13. December angenommen, welcher außer Holland die niederdeutschen Gebiete an der Nordsee „bis zur Elbe oberhalb des Ausflusses der Stecknitz" für integrirende Theile des Reichs erklärte, sie in zehn Departements eintheilte und deren Organisation in den Grundzügen feststellte. Wenige Tage später brachte der Moniteur diese inhaltschweren Actenstücke, denen dann die übrigen Anordnungen folgten. Die deutschen Gebiete bildeten drei Departements: der obern Ems, der Weser- und der Elbemündungen, mit den drei Hauptorten Osnabrück, Bremen und Hamburg. Französische Verwaltung, Justiz, Steuerwesen, Gesetzgebung, Conscription, Polizei sollten sofort darin eingeführt, die deutsche Sprache durfte bei amtlichen Geschäften neben der französischen gebraucht werden.**) Ueber die drei Departements war eine Regierungscommission gesetzt, an deren Spitze als Generalgouverneur Marschall Davoust stand.

---

*) „Des indemnités, fügte er hinzu, seront données aux princes qui pourront se trouver froissés par cette grande mesure, que commande la nécessité." Von dem Reunionsdecrete des 13. December waren getroffen: Theile vom Großherzogthum Berg im Umfang von 59 Quadratmeilen, die Salm'schen und Aremberg'schen Besitzungen, beide zusammen 79 Q.-M., von Westfalen ansehnliche Stücke, wie Osnabrück und ein großer Theil der hannoverschen Landschaften, im Umfang von mehr als 300 Quadratmeilen mit über einer halben Million Seelen, dann Oldenburg, Lauenburg und die drei Hansestädte. Im Ganzen ein Gebiet von etwa 605 Quadratmeilen mit nahezu 1,200,000 Einwohnern. Westfalen ward für seine Abtretungen in einem Vertrage vom 10. Mai 1811 durch Verzicht auf die rückständigen Contributionen, die auf Hannover lasteten, und auf die noch vorbehaltenen Domainen entschädigt. Auch sollte es die aufgebürdeten Dotationen ablösen können und die Zahl der auf Kosten des Landes zu unterhaltenden französischen Truppen ward gemindert. Berg ward durch Recklinghausen abgefunden, die Fürsten von Aremberg und Salm verloren ihre Souverainetät, wie Oldenburg und die Hansestädte.

**) „Pourra être employée concourrement avec la langue française." Ueber die Art der Organisation, den politischen und materiellen Druck, der mit befohlenen Loyalitätsversicherungen übertäubt werden sollte, befinden sich bezeichnende Notizen bei Klug I. 20 ff. 41 f.

In den ersten Tagen des Jahres 1811 trat die Commission ihre Geschäfte an; in rascher Folge drängten sich nun die neuen Organisationen, von denen nur das Gerichtswesen als eine wohlthätige Neuerung empfunden ward. Im Uebrigen wurden alle Verhältnisse auf den Kopf gestellt. Handel und Schifffahrt waren vernichtet, die Fabriken hörten auf, die Tabaksspinnereien wurden durch die Regie verdrängt. Dagegen sah man zahllose Abgaben, die droits réunis, Regie, Enregistrement, Thür- und Fenstersteuer, Personensteuer u. s. w. eingeführt und mit unbarmherziger Brutalität erhoben. Polizei, Spionage, Conscription und Erpressung, überall die unvermeidlichen Beigaben der Bonaparte'schen „Civilisation", blieben natürlich nicht aus; daß die Geißel der Fremdherrschaft bitterer als irgendwo sonst empfunden ward, dafür sorgte schon die Persönlichkeit Davoust's. Er versagte sich selbst den Genuß muthwilliger Bubenstreiche nicht, übte die Härte der Polizei und Fiscalität mit einer gewissen Liebhaberei; seine Polizei- und Douanenknechte trieben nicht nur an den Thoren die Visitation auf's lästigste und schamloseste, sie trugen auch ihren Schmutz und ihre Brutalität bis in die Häuser und Familien hinein. Unter Aufwärtern, Bettlern und Buhldirnen hielt er seine Spione; mancher ehrliche Mann, der ein unvorsichtiges Wort hören ließ, ward aufgegriffen und in die Magdeburger Kasematten gebracht. Auf zweifelhafte Denunciationen hin wurde über Schiffer und angebliche Schmuggler nach den französischen Blutgesetzen abgeurtheilt und über Manchen, den der Hunger zum Schleichhandel getrieben, ward Brandmarkung, Zwangsarbeit oder Todesstrafe verhängt.*) Es war ein eitles Bemühen, durch servile Deputationen und deren unterwürfige Reden der Welt glauben machen zu wollen, diese Gebiete fühlten sich stolz und glücklich unter dem neuen Herrn**); die Zustände waren so, daß jede Täuschung unmöglich war.

Die Reunionen vom December 1810 sind ein Ereigniß in der Geschichte des Bonapartismus. Sie bezeichnen den Höhepunkt der herrschenden Willkür und den äußersten Grad der allgemeinen Rechtlosigkeit; aber sie waren auch der letzte Act dieser Art. Selbst Napoleons Vasallen fingen an besorgt zu werden, als diese Decrete sie an die Vergänglichkeit ihres Daseins mahnten. Wie Ludwig XIV. einst deutsche Gebiete einzog, suchte er doch nach irgend einem Rechtsvorwand, so haltlos er auch sein mochte; jetzt wurden Länder im Umfange von 600 Quadratmeilen als „durch die Umstände geboten" einverleibt. Was konnte nicht Alles unter dem Titel: „commandé par les circonstances" noch heimgefordert werden, zumal wenn selbst die Ver-

*) S. Ludens Nemesis III. 55 ff. Perthes Leben I. 217 f. 235 f. Hamburg. Zeitschr. S. 5 f.

**) Die wahrhaft schamlose Rede, die der Moniteur dem Sprecher der niederdeutschen Deputationen in den Mund legte, findet sich auch in der Allgem. Zeit. 1811. S. 775, so wie ebendas. S. 346 Napoleons Antwort. S. Schlosser, Gesch. des achtzehnten Jahrh. VII. 686 f.

und den Schritt als eine erste leise Abweichung von der russischen Allianz betrachtete. Die neuen Umgestaltungen nach dem Wiener Frieden, die Reunion des Kirchenstaates, die Vereinigung Hannovers mit Westfalen, die Schöpfung des Dalberg'schen Großherzogthums mit Eugen's Nachfolge, die Einverleibung Hollands waren nicht dazu geeignet, das aufkeimende Mißverständniß auszugleichen. Man empfand jetzt lebhafter als zuvor die Opfer, die man dem französischen Bündniß gebracht, vor Allem die Last der Handelssperre. In Petersburg ward laut geklagt über die Nachtheile, die der Handel und die Finanzen Rußlands durch die Sperre erlitten; Napoleon warf dagegen schon in herbem Tone der russischen Regierung vor, daß sie den Schleichhandel fördere und damit die Wirkungen des Systems vereitle. Thatsache war es, daß in Rußland der Absatz der eigenen Producte sich außerordentlich verminderte, die Ausfuhr außer Verhältniß stand zur Einfuhr, das russische Geld ins Ausland floß, Credit und Wechselcurs sich immer ungünstiger gestalteten. Die Zeit war vorüber, wo die Freundschaft Napoleons dafür als ein zureichender Ersatz erschien. Es brach sich der Gedanke Bahn, durch ein neues Zollsystem der drängenden Noth abzuhelfen. In den letzten Wochen des Jahres 1810 ward ein neuer Tarif nach den Grundsätzen strengster Protection ausgearbeitet; Tücher, Seidenstoffe, Spitzen, Porzellan und andere französische Stoffe waren darin ausgeschlossen, auf Wein ein hoher Zoll gelegt, der Eingang der Colonialwaaren unter neutraler Flagge zugelassen. Am 31. December 1810 ward der neue Tarif verkündigt.

In dem Augenblick, wo diese erste offene Abweichung von der Napoleonischen Politik sich vorbereitete, ward der Petersburger Hof durch einen Act überrascht, aus dem Napoleons Rücksichtslosigkeit gegen Rußland in wahrhaft beleidigenden Formen heraussprach. Es erschienen die Decrete vom 13. December, in denen 600 Quadratmeilen deutschen Gebietes in französische Departements umgeschaffen wurden, darunter das Land des Oldenburger Herzogs, der einer der nächsten Verwandten des russischen Kaiserhauses war. Rußland hatte davon so wenig eine Ahnung gehabt, wie die übrigen Mächte Europas. Napoleons Haltung nach der That war aber nicht geeignet, den peinlichen Eindruck zu mildern. Er nahm die Miene an, als handle es sich hier nur um einen unbedeutenden Gebietswechsel, nicht um Recht und Ehre. Der lakonischen Mittheilung über das Geschehene fügte er die Zusage bei, den Oldenburger Fürsten mit Erfurt und der Grafschaft Blankenhayn zu entschädigen. So sah aber Alexander die Sache nicht an. Von ihm ward die ganze Schwere der Beleidigung, die in dem Decrete lag, lebhaft empfunden und ohne Hehl ausgesprochen. Er wies auf die Verträge hin und erklärte unumwunden, daß er in der Einziehung Oldenburgs eine absichtliche Kränkung Rußlands und des Kaiserhauses erblicke. Die dargebotene Abfindung ward trocken abgelehnt; nicht auf den Verlust an Land, sondern auf den Schimpf, den man erfahren, legte Rußland den größten Nachdruck.

Zwar betheuerte der Czar auch jetzt seine Friedensliebe, und der noch unbeendigte Krieg mit der Pforte ließ wohl glauben, daß er den Bruch mit Napoleon nicht suche; aber das alte Verhältniß von Tilsit und Erfurt war doch so gut wie aufgelöst. Caulaincourts vertrauliche Stellung in Petersburg hörte auf, er ward mit kalter Förmlichkeit behandelt und bat bald um seine Abberufung. Auf beiden Seiten wurde schon die Möglichkeit eines Krieges erwogen. Napoleon hatte fast gleichzeitig mit den Reunionen eine neue Aushebung angeordnet, während Rußland Anstalten zur besseren Deckung der Westgrenze traf. Die Möglichkeit eines Krieges mit Frankreich war wenigstens in der militärischen Welt Rußlands schon 1809 eifrig erörtert worden und ein hervorragender deutscher Officier, Wolzogen, hat damals ein Gutachten über den künftigen Kampf ausgearbeitet und darin die Kriegsart vorgezeichnet, die durch Rußlands Lage und Dimensionen geboten war. Im August 1810 war diese Arbeit durch Wolchonsky's Vermittelung in die Hände des Kaisers gekommen.*)

Diese veränderte Situation prägte sich seit den ersten Monaten des Jahres 1811 im Verkehr beider Mächte deutlich aus. Der Czar beschwerte sich über die Reunionen, Napoleon über den neuen Zolltarif, den er als einen Abfall von dem Continentalsystem bezeichnete. Auf beiden Seiten warf man sich feindselige Schritte vor, auch wenn jeder der beiden Verbündeten fortfuhr, seine Friedensliebe zu betheuern. „Dieser Zustand von Mißtrauen und Ungewißheit, schrieb Napoleon an Alexander am 28. Februar 1811, hat seine Nachtheile für die Reiche von uns beiden. Das Ergebniß muß sein, daß wir die Hülfsquellen unserer Staaten gegenseitig in Bewegung setzen.“ Noch hielt der französische Kaiser etwas an sich; aus seinen vertraulichen Ergießungen an seine Minister und Gesandten spricht aber schon ein heftiger Groll über Rußlands Widerstand, über seine Rüstungen und über den neuen Tarif, der verbotene französische Waaren ebenso dem Scheiterhaufen preisgab, wie er die britischen. „Seit ich diesen Ukas kenne, sagte er, habe ich eine neue Aushebung gemacht und das kostet mich ein hundert Millionen mehr dies Jahr.“ Noch immer war freilich Caulaincourt angewiesen, den Ton von Tilsit anzuschlagen, dem Czaren vorzustellen, wie wichtig gerade jetzt seine Mitwirkung gegen England sei, und wo möglich die Differenz wegen Oldenburgs und des neuen Tarifs ins Reine zu bringen. Aber Napoleon selbst glaubte offenbar nicht mehr an den Erfolg dieser Bemühungen. Er hatte sich bereits an den Gedanken eines Bruches mit Rußland gewöhnt und mit aller Rastlosigkeit, die ihm eigen war, verfolgt. Die Leidenschaft des Krieges war zu mächtig in ihm, als daß er der aufsteigenden Versuchung hätte widerstehen mögen. Er sah sich nach Verbündeten um, näherte sich Oesterreich

*) S. Wolzogen, Memoiren S. 52. und Beil. I. Vgl. Herzog Eugen's Erinnerungen aus dem Feldzug des Jahres 1812. S. 189 ff.

und der Pforte und bedeutete den Rheinbundfürsten, daß sein Vernehmen zu Rußland kühler geworden sei. Seit den ersten Monaten des Jahres 1811 begannen denn auch die riesenhaften Vorbereitungen, welche die Basis des künftigen Krieges vom Rhein nach der Oder und Weichsel verlegen sollten. Von Magdeburg bis Danzig und den noch besetzten preußischen Festungen wurden die Truppen verstärkt, Befestigungen angelegt, Vorräthe aller Art in Massen angehäuft, großartige Mittel des Transports geschaffen. Um Ausreden, falls Rußland sich darüber beschwerte, war Napoleon nicht verlegen; es war dem Gesandten in Petersburg eine ganze Reihe von Erklärungen vorgeschrieben, womit er den Eindruck dieser Rüstungen verwischen sollte; aber es war kein Zweifel, Napoleons Friedensbetheuerungen waren nicht mehr aufrichtig, er glaubte selbst nicht mehr daran. Im Frühjahr 1811 ward auch Caulaincourt, der zu Petersburg gleichsam persönlich die Politik von Tilsit und Erfurt vertrat, abgerufen und ein General, Lauriston, an seine Stelle gesetzt. In dessen Instruction waren schon zwei Eventualitäten als mögliche Kriegsfälle bezeichnet: das Streben Rußlands, sich am rechten Ufer der Donau auf Kosten der Pforte zu vergrößern, und seine Aussöhnung mit England, zu welcher allerdings der Ukas vom 31. Decbr. der erste Schritt gewesen war. Fast in denselben Tagen gab der Kaiser auch schon öffentlich einen Beweis, daß er nicht geneigt war, sich länger Zwang anzulegen. Als ihm am 24. März das oberste Handelscollegium zur Geburt seines Thronerben Glück wünschte, benutzte er dies zu einer jener mündlichen Ergießungen, die in der Regel das Anzeichen des nahen Sturmes waren. „Ich habe zu Tilsit Frieden geschlossen, weil mir der Kaiser Alexander versprochen hat, gemeinsame Sache gegen England zu machen; ohne dies Versprechen wäre ich bis Riga, Moskau und Petersburg vorgegangen. Wäre ich nur König von Frankreich, so würde ich es machen, wie Ludwig der Vierzehnte und der Funfzehnte. Aber ich bin Kaiser des Continents. Das Festland bleibt England verschlossen; ich werde von Kopf bis zu Fuß gerüstet bleiben, um meinen Decreten in der Ostsee Geltung zu schaffen.“ *)

---

*) In Wien war, nach Berichten W. v. Humboldts vom 13. April und 8. Mai, eine noch stärkere Version verbreitet. Mon Empire, sagte darnach der französische Kaiser, est assez grand pour que l'on puisse y faire un commerce important et j'y donnerai toute mon attention. Il faut conquérir la paix avec l'Angleterre. Si j'étais Henri IV ou même Louis XIV, je me mettrais à genoux devant elle pour la mendier; mais je suis le successeur de Charlemagne — — — Je n'ai donné la paix à la Russie que parceque l'Empereur Alexandre m'a promis de faire la guerre à l'Angleterre. J'ai la force d'un éléphant, tout ce que je touche je l'écrase. Er wisse, äußerte er dann weiter, daß man in Paris sich über seine Maßregeln moquire. Mais prenez-y garde, j'ai un oeil et une oreille dans chaque salon de Paris. Patience! Bientôt vous verrez que ces decrets n'ont pas manqué leur effet. J'ai tiré un milliard de l'etranger. J'aurais été à Riga et à

Solche und ähnliche Drohungen sprudelte er in leidenschaftlicher Aufregung hervor, nach den Berichten der Einen in mäßigeren, nach anderen Zeugnissen in trotzigeren Worten; daß es wie eine drohende Herausforderung an Rußland klang, darüber waren Alle einig. Bevor noch die Nachricht davon, wie sich wohl denken läßt, eher geschärft als gemildert nach Petersburg kam, hatte man sich dort zu einem Schritte entschlossen, von dem man wußte, daß er Napoleon widerwärtig war. Es war die früher angedrohte Protestation gegen die Einverleibung Oldenburgs versandt worden; ein Actenstück, dessen scharfer und fast drohender Ton kaum abgeschwächt ward durch die Versicherungen, daß die Allianz mit Frankreich nach wie vor fortbestehe.

Was weiter geschah, athmete auf beiden Seiten Krieg. Napoleons ganzes Denken und Handeln war schon von der Idee des neuen Kampfes erfüllt; man konnte es an der lauen Unterstützung des spanischen Feldzuges, die ihm verhängnißvoll geworden ist, wohl merken, daß seine Sorge nach einer andern Seite gerichtet war. Bald sollte auch der Welt der letzte Zweifel darüber, wie es stand, benommen werden. Am 15. August, bei einer diplomatischen Aufwartung, sprach er zum russischen Gesandten, Fürst Kurakin, bereits in einem Tone zwangloser Ergießung, der in keinem Falle dazu beitrug, den Frieden zu fördern.*) In einem Ministerialbericht aus denselben Tagen war schon die Gefahr betont, die für Europa aus dem Wachsthum Rußlands entspringe; eine Gefahr, zu der freilich seit vier Jahren Niemand so wirksam beigetragen, als Napoleon selbst. Mit Finnland, den Donauprovinzen und Polen, hieß es darin, erhält Rußland eine Ausdehnung, die jedes Verhältniß zwischen ihm und den übrigen Mächten aufhebt. Es würde sich daraus eine Umgestaltung entwickeln, der Europa nicht ohne Schrecken entgegensehen, deren Vollendung das Geschlecht, das jetzt heranwächst, vielleicht erleben kann.

Auch Rußland war seit Anfang des Jahres mehr mit Rüstungen, als mit Friedensgedanken beschäftigt. Schon vor den jüngsten Vorgängen galt der Krieg dort als unvermeidlich. In den letzten Tagen des Juni 1811 hatte Alexander einem vertrauten Officier die Mittheilung gemacht, daß er

---

Petersbourg, si l'Empereur Alexandre ne m'auroit promis à Tilsit de faire la guerre aux Anglais . . . Ce que je n'ai pas fait, je puis le faire encore.

*) Thiers XIII. 147 ff. giebt (wie er versichert aus authentischen Berichten), dem Auftritt eine mildere und absichtslosere Deutung, als die meisten anderen Darstellungen; allein er bestätigt zugleich aus Lauristons Berichten, daß man in Petersburg die Ansprache sehr ernst nahm. Aus den Depeschen von Humboldt ersehen wir (d. d. 17. Sept.), daß von Kurakin selbst angenommen ward, er habe die Fassung gemildert. (delayé lautete H.'s Ausdruck.) Il parait avoir craint de répéter les expressions fortes ou piquantes auxquelles la chaleur de la conversation entraîna l'Empereur Napoléon. Der Bericht, den Fürst Schwarzenberg nach Wien sandte, enthielt dagegen die stärksten Züge von Uebermuth und Indiscretion.

den Kampf mit Napoleon nun sicher voraussehe.*) Die diplomatischen Schritte stimmten dazu. Einen Augenblick war wohl die Versuchung gekommen, die Oldenburger Sache als erledigt anzusehen, wenn der Herzog in Polen entschädigt würde; allein seit August 1811 ward seine unbedingte Wiedereinsetzung gefordert und um so bestimmter darauf beharrt, je trotziger die jüngsten Schritte Napoleons klangen. Die Versuche einer diplomatischen Ausgleichung, die zu Ende des Jahres noch einmal auftauchten, waren fruchtlos.

Beide Theile sahen sich nach Verbündeten um. Wenn es Rußland gelang, den türkischen Krieg zu beendigen, so hatte es freie Hand gegen Napoleon. Mit England war, wenn der Kampf begann, der Friede am leichtesten hergestellt; der natürliche alte Rivale Rußlands, Schweden, ward aller Wahrscheinlichkeit nach jetzt sein Verbündeter. Es lag diese Wendung theils in der persönlichen Stellung des im Sommer 1810 zum Thronfolger erwählten Marschall Bernadotte, theils in der materiellen Lage Schwedens. Der Emporkömmling, der sich plötzlich auf die Stufen des Thrones gehoben sah, fühlte gleich Bonaparte das Bedürfniß, sich an die alten Monarchien anzulehnen, zumal ihn niemals ein inniges persönliches Verhältniß an den französischen Kaiser geknüpft hatte; seine Lieblingsidee war schon jetzt, Norwegen zu erwerben, und dazu bot ein Bund mit Rußland mehr Aussicht, als der Anschluß an Frankreich. Das schwedische Land und Volk war aber von der Continentalpolitik Napoleons nicht weniger empfindlich getroffen, als die andern Staaten. Auch hier war man nicht allzu eifrig bemüht, den Geboten des Imperators völlig nachzukommen, vielmehr ward, so gut es ging, der verbotene Verkehr mit England unterhalten. Das rief denn Beschwerden Napoleons hervor, über die es im Laufe des Jahres 1811 zu lebhaften und peinlichen Erörterungen kam. Schon war die Drohung zu hören, daß Schwedisch-Pommern besetzt werden solle. In diesem Falle war es nicht zweifelhaft, welchen Weg der Kronprinz einschlagen werde. Der russischen Politik waren diese Schwankungen nicht entgangen; Männer wie Armfeld, die als unversöhnliche Hasser Napoleons bekannt waren, vermittelten das Einverständniß und zeigten dem Czaren den Weg, auf dem sich Bernadotte gewinnen ließ. Ein solches Bündniß, das Rußland seines alten Erbfeindes versicherte und ihm in Finnland Ruhe ließ, war der größten Bemühungen werth.

Noch durfte Rußland auf einen Verbündeten zählen, der nicht gering zu achten war: auf die Völker, die Napoleon im Rücken ließ, wenn er den Niemen überschritt. Worauf ihre Hoffnungen gingen, war Niemandem ein Geheimniß. Selbst der sinnliche, frivole Jerome hatte damals, im December 1811, eine merkwürdige Warnung auf seinen Bruder ergehen lassen. „Die Gährung, schrieb er, ist auf dem höchsten Gipfel, die thörichtsten Hoffnungen werden unterhalten und mit Begeisterung gepflegt; man stellt sich das Bei-

*) Wolzogen a. a. O. 56. 57.

spiel Spaniens vor Augen, und wenn der Krieg zum Ausbruch kommt, werden die Gebiete zwischen Rhein und Oder der Herd eines gewaltigen Aufstandes werden. Die mächtige Ursache dieser Bewegungen ist nicht allein der Haß gegen die Franzosen und die Ungeduld, das fremde Joch zu tragen; sie liegt noch stärker in dem Unglück der Zeiten, dem Ruin aller Classen, der Ueberbürdung mit Auflagen, Kriegssteuern, Unterhaltung der Truppen, Durchmärschen und Quälereien aller Art, die sich ohne Unterlaß wiederholen. Die Verzweiflung der Völker, die nichts mehr zu verlieren haben, ist zu fürchten."

So der Bruder Napoleons. Es mußte weit gekommen sein, wenn über diesen frivolen Kreis sich so ernste Sorgen lagerten. So ward denn auch in Petersburg mit Sicherheit auf diese Hülfe gerechnet. „Wenn es zum Kriege kommt, hörte man Alexander sagen, so habe ich einen großen Vortheil darin, daß ich hinter mir ruhige Gebiete lasse; gegen Napoleon wird, sobald ihn ein Unglücksfall trifft, Deutschland zu den Waffen greifen."

Napoleon schätzte diese sittlichen Hebel des Widerstandes zu gering, als daß die Warnungen, wie sie Jerome aussprach, auf ihn Eindruck machen konnten. Wenn er nur der Regierungen versichert war, so machten ihm die Völker keine Sorge. Der Rheinbund war ihm unterthan; es galt jetzt nur noch, Oesterreich und Preußen in sein großes Kriegsgefolge einzureihen.

Wir haben uns früher überzeugt, wie die Aehnlichkeit der Lage und die gemeinsame Gefahr ein innigeres Verhältniß zwischen Oesterreich und Preußen hergestellt hatten, dessen sorgsame Pflege einer der ersten Staatsmänner jener Tage, Wilhelm von Humboldt, sich angelegen sein ließ. Die Reunionen vom December 1810 waren in Wien wie in Berlin, als ein Zeichen eigner Ohnmacht, tief empfunden worden; man fürchtete wohl einen Augenblick, Napoleon werde dabei nicht stehen bleiben. Mit einer zwischen Furcht und Hoffnung getheilten Spannung ward in beiden Staaten der Gang der großen Ereignisse der Zeit, der Krieg in Spanien, der mit der Pforte und vor Allem das Verhältniß Rußlands mit Frankreich beobachtet. Es wechselten darüber die Nachrichten und Vermuthungen; manchmal ward man auch durch die Wendungen der diplomatischen Taktik der beiden irre geführt. Aber seit Sommer 1811 zweifelten die Regierungen in Oesterreich wie in Preußen nicht mehr am Kriege; in Berlin hatte man an den Rüstungen und Truppenmärschen den sichersten Maßstab für die Lage; nach Wien meldete Fürst Schwarzenberg aus Paris: der Krieg sei gewiß und wenn Napoleon noch eine friedliche Sprache führe, so sei das lediglich eine Kriegslist. Es schien eine Zeit lang, als müsse der Ausbruch noch im Jahr 1811 erfolgen.

Mit höchstem Interesse und dem Gefühl, daß die eigene Existenz davon abhing, folgte man in Berlin wie in Wien jedem Symptom, das die große Verwicklung zu steigern oder zu mindern schien. Bis in den Sommer des Jahres 1811 hatten beide Cabinete die Hoffnung noch nicht aufgegeben, neutral bleiben zu können; aber je näher die Zeit des Bruches kam, desto

zweifelhafter ward dieser Trost. In Wien war zur Zeit der finanziellen Krise natürlich jeder Gedanke an einen Krieg durch die Noth des Augenblicks niedergeschlagen; Geld war keines da und die Armee war, wie Kundige klagten, durch verkehrte Maßregeln, die man Duca's und Kutschera's Einfluß zuschrieb, desorganisirt. Auch eine leise Besserung der finanziellen und militärischen Lage ließ noch keinen Krieg zu. Drum erklärte Metternich, als im Sommer 1811 der Bruch zwischen Frankreich und Rußland unvermeidlich schien, im Gespräch mit Humboldt: Kaiser Franz hoffe die stricteste Neutralität erhalten zu können, wiewohl seine Armee jetzt in rüstigerem Zustande sei als jemals seit dem Wiener Frieden. Als Humboldt fragte, was denn Napoleon zu dieser besseren Rüstung sagte, äußerte Metternich: bis jetzt habe er sich noch nicht widersetzt, doch sei es ihm wohl schwerlich angenehm, denn er sehe nichts gern, was dem Gedeihen eines andern Staates förderlich sei. Nach Petersburg ging damals von Wien der unverblümte Rath: Rußland möge doch seine Kräfte nicht gegen die Türken vergeuden, sondern sie sparen und sammeln zum größeren Kampf;*) auch hier ward mit der Versicherung, man werde neutral bleiben, nicht zurückgehalten. Napoleon selbst mied in dieser Zeit noch jedes Ansinnen einer engeren Verbindung mit ihm; wie man in Wien wohl richtig vermuthete, vornehmlich deshalb, weil er nicht zu früh das Geheimniß des Entschlusses zum Kriege preisgeben wollte. Daran ward aber nicht gezweifelt, daß das Ansinnen kommen werde, sobald er mit seinen Vorbereitungen fertig war. So wurde denn auch die Frage vielseitig erwogen, was in solch einem Falle zu thun sei? Es gab eine Meinung, die den Anschluß an Frankreich entschieden verfocht. Fürst Karl Schwarzenberg zählte selbst dazu, Radetzky hat damals ein Gutachten in dem Sinne geschrieben.**) Aber der Kaiser galt allgemein als ein entschiedener Gegner dieser Politik und von Metternich zweifelte damals Niemand, daß er ähnlich denke. Die vorwiegende Stimmung in diesen Kreisen, die finanzielle Bedrängniß, die immer noch ziemlich unzulängliche Aus-

*) „Pour s'en servir en cas de besoin contre un ennemi commun. Cette idée n'est point exprimée en toutes lettres à la vérité, mais on m'assure, qu'elle est si clairement indiquée et qu'il y a un ou deux passages si forts dans la même dépêche, qu'il est étonnant que le Comte Metternich n'ait pas hésité à s'exprimer avec tant de franchise (Humboldt am 17. Juli 1811).

**) In den Humboldt'schen Berichten ist das wiederholt so bestimmt als eine notorische Thatsache berührt, daß an der Richtigkeit nicht zu zweifeln ist (Berichte vom 16. Oct., 27. Nov. 1811 und 18. Jan. 1812). Bei Schwarzenberg „cet homme très integre et très loyal“ schrieb man es dem Einfluß Marets und Berthiers zu, mit denen er viel verkehrte; bei Radetzki, an dessen patriotisme eclairé Niemand zweifle, sei es die Ueberzeugung von der Verderblichkeit einer Allianz mit Rußland und den Vortheilen, die ein Anschluß an Napoleon gewähren müsse. So hat sich auch später Schwarzenberg in dem bekannten Briefe an Neipperg ausgesprochen.

rüstung der Armee — dies Alles hielt bei den am genauesten Eingeweihten die Ueberzeugung aufrecht, daß Oesterreich in dem kommenden Kampfe neutral bleiben werde. Ob es freilich dies konnte, wurde seit den letzten Wochen des Jahres 1811 zweifelhafter und es prägte sich auch in der Haltung der Wiener Staatsmänner immer sichtlicher die Sorge aus, daß im entscheidenden Moment die Wahl des Entschlusses nicht mehr frei sein werde.*)

Die Lage Preußens erschien seit der Entzweiung Frankreichs und Rußlands geradezu verzweifelt. Bisher hatte Hardenberg durch bereitwillige Hingebung an die Franzosen und möglichst pünktliche Erfüllung der Verträge den Haß und Argwohn Napoleons zu entwaffnen gesucht; was sollte aber werden, wenn die beiden gewaltigen Nachbarn, deren Friede wenigstens dies beengte Dasein sicherte, in Kampf geriethen? Neutralität war dann für Preußen eine Unmöglichkeit; auf welche Seite es sich denn auch neigte, immer drohte die Gefahr, zwischen beiden erdrückt zu werden! Vielleicht ließ ihm Napoleon nicht einmal die freie Wahl, sondern verschlang um seiner Sicherheit willen Preußen, wie er eben noch Holland und die Nordseeküsten verschlungen hatte. Waren doch die Grenzen von seinen Armeen und seinen Verbündeten umschlossen, eine Anzahl Festungen in seiner Hand, die Straßen des Landes seinen Durchzügen geöffnet. Seit Anfang des Jahres 1811 hatte sich aber die Situation aufs bedenklichste verwickelt. Rußland sagte sich von der Handelspolitik Napoleons los, ein Act, der lediglich materiell betrachtet für Preußen sehr drückende Folgen nach sich zog; Napoleon rüstete, schickte Truppen und Vorräthe an die Oder und Weichsel. Die Erkundigungen, die man einzog, bestätigten Alles, was man gefürchtet; schon tauchte der Verdacht auf, es sei auf einen plötzlichen Ueberfall abgesehen.

Der Staatskanzler sah in dieser drängenden Noth zunächst keinen andern Ausweg, als durch den Anschluß an Frankreich den Groll des Imperators zu beschwören. Er war bereit, den Landverkehr mit Rußland abzubrechen, die britische Contrebande streng zu überwachen, ja ein enges Bündniß mit Frankreich einzugehen, wenn dadurch die Lage des Staats nur etwas erträglicher ward. Es fanden seit Ende März 1811 darüber Besprechungen statt zwischen Hardenberg und St. Marsan; dann ward Fürst Hatzfeld nach Paris geschickt, um das Weitere zu verhandeln. Aus den Weisungen, die der Gesandte in Paris erhielt, ersehen wir, wie man sich in Berlin den Charakter dieser Verbindung dachte. Es sollte ein Trutz- und Schutzbündniß geschlossen, und in allen Kriegen, die nicht dem Interesse der preußischen Monarchie

---

*) Dies wie das Folgende ist theils aus den Berichten W. von Humboldts und den Depeschen des Ministeriums an ihn, theils aus der Correspondenz mit Krusemark in Paris geschöpft. Vgl. zugleich Droysen, Leben Yorks I. 247 ff. Bignon X. 130 ff. und die Actenstücke in den Lebensbildern aus dem Befreiungskriege II. 431 ff. III. 102 ff.

fremd seien, die Franzosen durch ein den Kräften Preußens angemessenes Hülfscorps unterstützt werden. Dafür hätte dann Napoleon die Unabhängigkeit und Integrität Preußens garantirt, im Nothfall mit den Waffen in der Hand sie vertheidigt. Wenn Preußen aber neue Leistungen übernahm, so mußten ihm auch Erleichterungen werden: zuerst die Räumung von Glogau, dann im Falle der Ausrüstung Nachlässe in der Contribution, außerdem Aufhebung der Bedingung des Vertrags vom September 1808, wonach die preußische Armee eine bestimmte Zahl nicht überschreiten dürfe. Endlich wünsche der König, da sein Land Kriegsschauplatz werden könne, für die Sicherheit seines Hauses die Abgrenzung eines Bezirks in Schlesien, der neutral bleiben müsse.*)

Wir sehen, der Staatskanzler wollte, bevor Napoleon den König bedingungslos zum Anschluß zwang, wenigstens so weit die freie Wahl sichern, daß durch die Allianz mit Frankreich dem Staate bestimmte Erleichterungen seiner Lage gewährt wurden. Aber eben dies wollte Napoleon nicht. Als durch St. Marsan die ersten Eröffnungen kamen, hatte er ausweichend geantwortet: es seien noch keine ernsten Gründe zum Bruche mit Rußland vorhanden. Kurz nachher fiel die drohende Aeußerung: wenn Preußen rüste, ehe eine förmliche Verbindung verabredet sei, so müsse er diese Rüstungen als gegen Frankreich bestimmt ansehen. Wie nun der erwähnte Antrag auf eine engere Verbindung kam, hüllte man sich in Paris in Schweigen. Maret, der neue Minister des Auswärtigen, galt im Allgemeinen nicht als Feind Preußens, war auch keineswegs sparsam mit artigen Redensarten von freilich sehr unbestimmtem Inhalt, aber auf alles Fragen und Drängen Krusemarks verhielt er sich ausweichend, ein Beweis, daß Napoleon sich so, wie Preußen es vorschlug, nicht mit ihm verbinden wollte. Es zeichnet die Noth dieser Tage, daß der König um dieselbe Zeit sich in einem vertraulichen Schreiben an Kaiser Alexander wandte (12. Mai), ihm seine Bedrängniß an's Herz zu legen und ihn zu beschwören, daß er die Hindernisse des Friedens wegräumen helfe und das frühere Einvernehmen mit Frankreich wiederherzustellen suche. Aber es kam von Petersburg so wenig Trost wie von Paris; der Czar gab eine kalt ausweichende, fast trotzige Antwort. Die Franzosen fuhren indessen fort, zu temporisiren; als Hatzfeld nach Wochen Audienz bei Napoleon erhielt, erklärte der Kaiser: er sei nicht geneigt, auf die Anträge einzugehen. Der Eindruck in Berlin läßt sich denken. Wir machen uns, schrieb am 13. Juli das Ministerium an Krusemark, keine eiteln Illusionen. Die Art, wie Napoleon unsre Anträge mit Stillschweigen übergangen, die Unzulänglichkeit der Motive, die er vorgeschützt hat, das Vermeiden jeder schriftlichen Antwort und die offenbaren Widersprüche in seinen Erklärungen

*) Aus einer ausführlichen Depesche des Ministeriums an Krusemark d. d. 14. Mai 1811.

— dies Alles ist nicht dazu angethan, Vertrauen in die Aufrichtigkeit der Gesinnungen Frankreichs zu wecken. Ihre Aufgabe ist darum, wachsam zu sein, ohne Argwohn zu verrathen.

Die Partei der deutschen Erhebung sah in dieser hülflosen Situation nur den einen Ausweg: sich zu einem verzweifelten Kampfe aufzuraffen. Gneisenau rieth, die Truppen zusammenzuziehen, feste Stellungen zu nehmen, die Festungen auszurüsten und insurrectionelle Maßregeln vorzubereiten. Noch waren ja die Fäden von früher nicht abgebrochen; einzelne Patrioten hatten nicht aufgehört, in verschiedenen Theilen Deutschlands im Sinne der Einverständnisse von 1808—1809 zu wirken und jeden Keim einer künftigen Erhebung zu pflegen. Scharnhorst hatte in der Stille unermüdlich Truppen geübt, die geübten beurlaubt, immer neue einberufen, so daß er eine Macht von 124,000 Mann — das Dreifache von dem, was der Vertrag mit Frankreich erlaubte — rasch unter die Waffen bringen konnte.

Auch der König und sein leitender Minister waren damit einverstanden, daß man nicht ganz wehrlos jeden drohenden Schlag erwarten dürfe. Obwohl dem kühnen Drängen zum Losbruch abgeneigt, waren sie doch der Ansicht, nicht ungerüstet zu bleiben, die Räumung der Festung Glogau, die man vertragsmäßig fordern konnte, von den Franzosen zu erlangen, ihren Uebergriffen wachsamer entgegenzutreten und den Befehlshabern in den Provinzen für den Fall eines plötzlichen französischen Angriffs Vollmachten zu geben. Die ausgedehntesten Vollmachten dieser Art erhielt York in Westpreußen; seinem Ermessen war gewissermaßen die Entscheidung über Krieg und Frieden anheimgestellt (Mai). Die Antworten, die wenige Wochen später von Paris wie von Petersburg kamen, beide gleich wenig beruhigend, mahnten in erhöhtem Grade wachsam zu sein.

Jeder Tag brachte neue Schreckensnachrichten. An der polnischen Grenze häuften sich die Truppenmassen, Polen selbst rüstete für Napoleon, der Rheinbund desgleichen. Die Plätze an der Oder und Weichsel wurden gewaltig verstärkt, in den noch occupirten preußischen Festungen die Besatzungen auf eine Höhe gebracht, welche das in den Verträgen festgesetzte Maß um das Doppelte und Dreifache überstieg. Es deutete Alles darauf hin, daß ein Gewaltstreich gegen Preußen vorbereitet werde; schon wurde von den geheimen Agenten berichtet, daß in einer Denkschrift des französischen Ministers des Auswärtigen die Entthronung der Hohenzollern und die Auflösung der Monarchie gefordert sei. Noch immer gab der König die Hoffnung nicht auf, daß irgend ein beruhigender Schritt von Paris die drohende Krisis abwenden werde; aber es drängte doch zugleich Alles darauf hin, einen entscheidenden Entschluß zu fassen.

So beschloß denn der König, als Hatzfeld mit leeren Worten von Paris zurückgekehrt war, für den Fall des Krieges sich an Rußland anzuschließen; ein Schreiben, das er am 16. Juli an Alexander richtete, gab diese Ent-

schließung kund. Zugleich ward Gneisenau nach Berlin berufen, seine unermüdliche, großartige Thätigkeit dort zu entfalten.*) Er schöpfte neue Hoffnungen; „lähmt uns nicht die Schwäche, schrieb er an den Minister, so soll die Welt erstaunen, mit welchen Kräften wir auftreten werden." Der Krieg sollte nach seiner Ansicht ein spanischer werden, durch Insurrectionen der Feind erschöpft, der Kampf so in die Länge gezogen werden, daß eine rasche Entscheidung nicht erfolgte, dagegen Zeit gewonnen würde, die russische und britische Hülfe zu erwarten. Gegen Ende August kam von Petersburg die Antwort des Czaren auf das Erbieten des Königs; sie lautete günstig. Gneisenau selbst meinte kurze Zeit nachher, die französische Allianz sei nun eine Unmöglichkeit geworden. Er griff seine alten Verbindungen von 1808—1809 wieder auf; die Engländer, den Herzog von Braunschweig, Dörnberg suchte er zur Mitwirkung beizuziehen.

Im Cabinet freilich war man nicht ungeduldig zum Kampfe. Auch jetzt noch strebte Hardenberg von den Franzosen irgend eine klare, beruhigende Erklärung zu erhalten, er wies auf die Mittel hin, über die man verfügen könne, und stellte die gewaltsame Lage Preußens vor, die es nicht gestatte, unthätig die von allen Seiten drohenden Gefahren abzuwarten. „Wir rüsten, sagte er dem französischen Gesandten, weil es besser ist, mit dem Degen in der Hand zu sterben, als mit Schande zu erliegen. Für Frankreich rüsten wir, wenn es in uns einen treuen Bundesgenossen gewinnen will und wenn es aufrichtig unsern freien Beistand diesem Kampfe vorzieht, mit dem die Stimme seiner Truppen uns bedroht und der Seitens des Königs kein anderer als der der äußersten Verzweiflung sein würde." Und einem vertrauten Beamten, der nach Pommern zu Blücher abging, sagte er: „Suchen Sie den Krieg soviel als möglich zu vermeiden; wenn er aber nicht zu vermeiden ist, dann wirken Sie auch dahin, daß wir gleich recht tief darein verwickelt werden, weil mit dem Beginn desselben von Bonaparte unser Untergang beschlossen ist und wir nur mit Ehren fallen wollen, wenn der Sieg nicht zu erringen ist."

Indessen wurde im August und September die Situation mit jeder Stunde unerträglicher. Es war kein Zweifel, daß Napoleon von allen Seiten Anstalten traf, Preußen zu umstellen und es zu der Rolle, die er ihm zugedacht, zu zwingen. Vom Rhein her schoben sich Truppenmassen heran nach der Oder und Weichsel; im Osten wurden verdächtige Anstalten, namentlich von Danzig aus, getroffen, die jeden Augenblick einen Act der Gewalt fürchten ließen. Maret erklärte Krusemark (Anfang Sept.)**), man könne keine

*) S. die Briefe in den Lebensbildern III. 279 ff.

**) Aus Depeschen Krusemarks vom 7. u. 15. Sept. Nach der letzten fügte Maret bei: Je n'ai pas voulu tarder un seul instant, à vous en donner connoissance. Envoyez un courier de vôtre côté; priez, conjurez, qu'on ne persiste point dans de fausses démarches; le salut de votre pays en dépend.

Allianz schließen, so lange Preußen waffne, seine Cadres ergänze, die Festungen ausrüste. Der Kaiser sei eben im Begriff gewesen, sich über die früheren preußischen Vorschläge eingehend zu erklären, da hätten diese Nachrichten ihn wieder irre gemacht. „Vor Allem müßt Ihr Eure Rüstungen einstellen; St. Marsan hat darüber die dringendsten Erklärungen zu geben und wenn die fruchtlos sind, wird er Berlin verlassen und Davoust einrücken. Wie sie aber eingestellt sind, dann wird man daran denken, eine Allianz mit Euch zu schließen!“

Auch die Kältesten und Besonnensten unter denen, die den Kampf der Unterwerfung vorgezogen, meinten darum, es sei die höchste Zeit loszubrechen, wenn man nicht ein wehrloses Opfer werden wolle. Schon mußte man es sich gefallen lassen, daß die Franzosen die Schanzen und Vertheidigungsanstalten in lästiger Weise beaufsichtigten, schon mußte Blücher (Oct.) auf ihre Forderung aus Pommern abgerufen werden. Es war die Frage, was man noch verweigern wollte nach allen diesen Proben von Schwäche von Nachgiebigkeit.*)

Jetzt trat Napoleon auch mit dem Antrage eines Bündnisses hervor, das volle Unterwerfung bedeutete. Preußen sollte entweder dem Rheinbunde beitreten, oder ein Schutz- und Trutzbündniß für alle Fälle und alle Zeiten abschließen. Der Antrag, mehr drohend als freundlich gestellt, schien schwer abzulehnen, zumal Rußland seit Wochen ein tiefes Schweigen beobachtete. Zwar kam jetzt endlich ein Schreiben des Czaren vom 27. Sept., das günstige Verheißungen brachte. Auch war Scharnhorst nach Petersburg gesandt worden und die Nachrichten von dort ließen mit Gewißheit einen förmlichen Abschluß erwarten. Unter dem Eindruck dieser Vorgänge verfaßte Hardenberg seine Denkschrift vom 2. November, welche die Allianz mit Frankreich als völlige Unterwerfung bezeichnete und in dem Widerstande gegen Napoleon den einzigen ehrenvollen und richtigen Ausweg erblickte. Man solle insgeheim mit Rußland und England abschließen, mit Oesterreich unterhandeln, Frankreich zögernd hinhalten, die Rüstungen vollenden, der König um seiner Sicherheit willen Berlin verlassen. So deutete Alles auf den Bruch mit den

---

*) Boyen sagt in einem handschr. Schreiben d. d. 9. Oct.: „Leider hat dies Nachgeben neue Forderungen erzeugt und dem trüben Gedanken, daß wir desarmirt werden sollen, eine sehr traurige Wahrscheinlichkeit gegeben, da die Truppenmärsche vom Rhein her wieder anfangen, alle Rüstungen sich mehr vervollkommnen und die sonst unter strenger Polizei gehaltenen Gespräche der französischen Militärs Preußen laut als ihren Zweck bezeichnen. — — — — Es ist eine hohe Wahrscheinlichkeit, daß der Sturm uns schnell überraschen wird und wir im besten Falle unsere festen Plätze zu erreichen suchen müssen.“ Auch Grawert, sonst keiner von den ungeduldigen Pessimisten, schrieb damals am 4. Oct., er fürchte, es könne ein feindlicher Angriff „plötzlich wie ein Fallstrick“ auf Preußen fallen.

Franzosen und die Durchführung der Gedanken, wie sie Gneisenau und seine Freunde verfochten.

Aber wenige Tage nachher kam Scharnhorst von Petersburg zurück; seine Berichte lauteten anders, als die Nachrichten, die ihm vorangeeilt waren. Der Czar war auch jetzt nur mit Worten freigebig gewesen; zu einem bestimmten Abschluß war es nicht gekommen. Um nicht den Schein auf sich zu ziehen, als habe er den Krieg entzündet, überließ er in seiner selbstsüchtigen Vorsicht Preußen der eigenen Hülflosigkeit und dem Drängen des Gegners. Entweder war die vorher und später ausgesprochene Versicherung Alexanders, er sei schon im Frühjahr 1811 schlagfertig gewesen, lediglich Prahlerei, oder es hatte mit seinen wiederholten Freundschaftsbetheuerungen nichts auf sich.

Es bedarf keiner Schilderung, welch trostlose Situation Preußen nun bedrängte. Alle Neigungen und Interessen widerstrebten dem Bunde mit Napoleon und doch war man von seiner Macht so umgarnt, daß ihm schwerlich auszuweichen war. Wohl fuhr man in der Stille fort zu rüsten, sondirte in Wien und Kopenhagen fruchtlos wegen eines Freundschaftsbundes; auf der andern Seite wollte und durfte man aber doch kein Aufsehen erregen und lähmte wieder die eigenen Rüstungen, um nicht eine plötzliche Rachethat des Feindes herauszufordern, der Preußen zum Verbündeten pressen wollte. Waren doch mit seinen Truppen die Festungen an der Elbe, Oder und Weichsel überfüllt, wurde doch eben (Jan. 1812) Anstalt getroffen, auch Schwedisch-Pommern zu besetzen; wer wollte ihn denn hindern, kurzweg sich Preußens zu bemächtigen? In einem Gespräch mit Schwarzenberg äußerte damals Maret: die Schritte Preußens seien dem Kaiser verdächtig; auch wenn er der Regierung trauen wolle, so seien im Volke feindselige Stimmungen, über welche dieselbe nicht Herr sei.*) In der That waren wohl die Besorgnisse, daß es auf die Existenz der Monarchie und die Sicherheit des Königs abgesehen sei, niemals begründeter als jetzt; selbst von Bonaparte'schen Zeugen wird zugegeben, daß ein solcher Anschlag im Werke war. In den unsichern Schritten des preußischen Cabinets malt sich diese verzweifelte Situation. Auf der einen Seite schien der Bund mit Frankreich unabwendbar und man entschloß sich zu unterhandeln, auf der andern Seite wurden die Rüstungen und Maßregeln gegen einen Ueberfall nicht ausgesetzt; in Uebereinstimmung mit Napoleon ward (Ende Januar) die Mission Knesebecks nach Petersburg beschlossen, um Alexander für den Frieden zu stimmen, aber der Träger dieser Sendung zugleich mit dem geheimen Auftrag versehen, dem Czaren die wahre Situation Preußens und seine Ansichten über den richtigen Kriegsplan vorzulegen.**) Wenn es auch jetzt unvermeidlich scheine, das war der Sinn

---

*) Nach einer Depesche Humboldts vom 25. Jan. 1812.

**) Als officieller Zweck war nach einer uns vorliegenden Note vom 4. Febr.

dieses vertraulichen Auftrags, sich den Franzosen anzuschließen, so sei dies doch der einzige Weg, Preußen noch eine gewisse Selbständigkeit zu erhalten, bis es zur günstigen Stunde die Fessel, die ihm auferlegt sei, abschütteln könne.

Die ostensible Sendung Knesebecks hatte natürlich keinen Erfolg mehr.*) Wir sind weit entfernt, sagte Romanzof, als Knesebeck angekündigt ward, Krieg zu wollen; wenn der Kaiser Napoleon uns bekriegen will, so muß er uns aufsuchen, wir werden ihn nicht angreifen. Unverblümter äußerte sich dann der Kaiser, als der preußische Abgesandte gekommen war. Alle friedfertigen Versuche, sagte er, kommen jetzt zu spät. Ich wünsche den Krieg nicht, allein ich fürchte ihn auch nicht. Es ist alles versucht worden, aber Napoleon will meine Selbständigkeit vernichten, wie er dies bei andern Staaten schon erreicht hat. Jede weitere Sendung nach Paris wird darum nur den nachtheiligen Schein verbreiten, als wolle man sich beugen und die Großmuth des Eroberers anflehen. Es können jetzt nur noch die Waffen entscheiden; ich bin daher zum Aeußersten entschlossen, zu siegen oder unterzugehen.**)

Es bestand also kein Zweifel mehr über die Gewißheit des Krieges. Höchste Zeit war es darum, daß irgend eine Entscheidung erfolgte. Der

---

bezeichnet, den Kaiser zu bitten, de s'arranger et de maintenir sa paix avec la France, pour éviter l'éclat d'une guerre qui ne pouvoit que devenir funeste à la Prusse. Knesebeck selbst schreibt dann: „Meine Ideen, wie der Krieg zu führen sei und geführt werden müsse, wenn die Freiheit Europas bewirkt werden solle, dem Kaiser Alexander vorzutragen, war mein geheimer Auftrag, von dem selbst der Staatskanzler nie ganz in Kenntniß gekommen ist und blos der König allein unterrichtet war. Um nach Petersburg hinzukommen und dort beglaubigt zu erscheinen, bedurfte es eines officiellen und ostensibeln Auftrags."

*) Das Folgende aus den Berichten, die Jouffroy, der Stellvertreter Schladens, am 4. und 25. Februar aus Petersburg schrieb.

**) Aus den Berichten von Jouffroy ergiebt sich (namentlich dem vom 20. März), daß Rußland den Abschluß des Vertrags mit einem unverholenen Mißmuth aufnahm. Es fanden nicht nur mit Romanzof lebhafte Erörterungen statt, in denen der russische Minister wiederholt betonte, Preußen habe seine Gesinnung ganz geändert, sondern auch der Kaiser äußerte in einer Audienz vorwurfsvoll: nous voilà donc ennemis! Auf die Erwiederung Jouffroy's, Preußen werde wohl nicht offensiv verfahren, erwiederte Alexander: Il ne faut plus se faire illusion là-dessus, mais je n'en voudroi jamais au Roi, je resterai toujours son véritable ami. In Berlin war man etwas verdrießlich über die Vorwürfe. Man vergesse in Petersburg, schrieb das Ministerium am 7. April, daß das Geschehene ganz den früheren Rathschlägen Alexanders entspreche, „qui appréciant la position infiniment délicate du roi à l'égard de l'Empereur Napoléon, la situation géographique de la Prusse et la faiblesse actuelle des moyens a représenté à S. M. comme unique moyen de salut, de courir la chance d'un entier abandon à l'empereur des Français."

unvermeidliche Nachtheil dieser Schwankungen war, daß alle besseren Stimmungen demoralisirt wurden. Die Schlaffheit und der Fatalismus gewannen die Oberhand; die Besten und Muthigsten wurden irre. In den ersten Tagen des Februar kam dann die Entscheidung. Der König folgte dem Drängen Napoleons und entschloß sich für das französische Bündniß. Während das Land von allen Seiten umstellt war, ein französisches Corps dicht an die märkische Grenze heranrückte, ein anderes von Pommern aus bereits preußisches Gebiet besetzte und der König seine Wagen gepackt hatte, um sich im äußersten Falle vor einem Gewaltstreiche zu retten, ward in Paris über das französisch-preußische Bündniß unterhandelt. Am 24. Februar erfolgte der Abschluß.*)

Der Inhalt war nicht weniger bezeichnend als die Vorgänge, unter denen die Unterzeichnung der Verträge erfolgt war. Preußen schloß eine Allianz mit Frankreich gegen alle Mächte, mit denen Frankreich in Krieg gerathen konnte; nur in Spanien, Italien und der Türkei brauchte es keine Hülfstruppen zu stellen. Ebenso trat es der maritimen Politik Frankreichs auch für die Zukunft bei. In einer Specialconvention, die dem Vertrage angehängt war, wurde für den drohenden Krieg mit Rußland besondere Verabredung getroffen. Preußen stellte 20,000 Mann mit 60 Geschützen, die am 15. März marschfertig sein sollten; außerdem stellte es bis zur Höhe von 20,000 Mann die Garnisonen für Colberg, Graudenz, die schlesischen Festungen und Potsdam. Mit Ausnahme dieser Residenz und eines Theiles von Schlesien war die ganze Monarchie dem Durchmarsch der Franzosen und ihrer Verbündeten geöffnet. Außerdem durfte Preußen keine Aushebung, Truppensammlung und militärische Bewegung machen, außer im Einverständniß mit Napoleon. Im Frieden sollte es eine Gebietsentschädigung erhalten, um die „Dienste und Lasten zu compensiren", die es im Kriege getragen. Diese Lasten waren nicht gering, da eine weitere Uebereinkunft von Preußen ungeheure Verpflegungsmittel und Vorräthe verlangte.

So trugen die Verträge vom 24. Febr. das Gepräge des Zwanges und Mißtrauens, unter dem sie entstanden waren. Es paßte dazu, wenn Napoleon auch nach dem Abschluß dieses faulen Bündnisses keinen Anlaß ver-

*) Aus dem Berichte Krusemarks ergiebt sich (d. d. 27. Febr.), daß die einzelnen Bestimmungen des Vertrags den letzten Weisungen, die er erhielt, nicht entsprachen. Er hielt es für nöthig, sich eingehend zu rechtfertigen, hauptsächlich mit der Erwägung, daß ohne einen raschen Abschluß Preußen in die Lage kam, von der französischen Armee occupirt zu sein, ohne daß ein Vertrag auch nur seine Existenz sicherte. Auch hatte, wie wir einem andern Berichte entnehmen, Maret offen erklärt: l'empereur Napoléon a flotté très longtems entre la destruction de la Prusse ou de son alliance avec elle. Das Berliner Cabinet fand denn auch (d. d. 6. März), wiewohl der Vertrag den Instructionen nicht entsprach, den Abschluß durch den Drang der Umstände gerechtfertigt.

säumte, Haß und Mißtrauen gegen Preußen zu zeigen; soll er doch nachher in Dresden sogar Schlesien Oesterreich angeboten haben! Vielleicht gab es in dieser Lage für Preußen keinen andern und besseren Ausweg; aber es war begreiflich, daß gerade die Tüchtigsten sich so rasch in diese Wendung nicht „umdenken" konnten. Es schien damit Alles preisgegeben, worauf der Schwankungen ungeachtet seit fünf Jahren hingearbeitet worden; statt der Erhebung war die Unterwerfung erfolgt. Scharnhorst gab seine Stellung auf und ging nach Schlesien, Gneisenau nahm seinen Abschied;*) seinem Beispiele folgten 300 Officiere, die lieber in Rußland und Spanien gegen Napoleon fechten wollten, als unter ihm und für ihn.

Das Bündniß, das der französische Kaiser jetzt mit Oesterreich schloß, war nicht unter so peinlichen Vorgängen zu Stande gekommen, wie das preußische. Seitdem das Verhältniß zu Rußland erkaltete, hatte Napoleon seine Hinneigung zu einem innigeren Bunde mit Oesterreich nicht mehr verhehlt. Schon im Februar 1811 erhielt sein Gesandter in Wien, Otto, den Auftrag, die Gedanken des Wiener Cabinets zu erforschen. „Die Moldau und Wallachei, schrieb er damals, sind für Frankreich nur von secundärem Belang, für Oesterreich bilden sie ein Interesse ersten Ranges; drum wäre es wichtig zu wissen, wie weit es zu gehen geneigt ist. Reicht das Mißvergnügen des österreichischen Cabinets über die Erwerbung jener Provinzen so weit, daß es darum einen Krieg mit Rußland nicht scheut?"

Mit dieser Frage wurde allerdings die empfindlichste Saite der österreichischen Politik berührt. Konnten ihr schon früher die russischen Vergrößerungen auf Kosten der Pforte nicht gleichgültig sein, so war das jetzt eine wahre Lebensfrage, nachdem der Wiener Friede Oesterreich ganz auf diese südöstlichen Gebiete beschränkt hatte. In Oesterreich bestand darum ein natürliches Interesse bei einem Kampfe gegen Rußland, wiewohl zunächst die Erhaltung des Friedens schon durch die ökonomische Lage des Reiches dringend geboten war. Aber wenn die Neutralität nicht mehr gehalten werden konnte, so kostete es den innern Kampf nicht, wie in Preußen, um sich zum Bunde mit Napoleon zu entschließen. Für Metternich existirten die Erinnerungen des Hasses nicht, wie für Preußen; die Gedanken eines „spanischen Krieges" gegen Napoleon, wie ihn Scharnhorst und Gneisenau wollten, waren ihm fremd, man durfte sagen feindselig. Wohl gab es auch in Oesterreich eine Partei, die rastlos mit dem Gedanken des Widerstandes beschäftigt war; sie sann im Innern auf die Mittel eines neuen Krieges und suchte im Auslande alle die Verbindungen wieder anzuknüpfen, welche der unglückliche Ausgang

*) Er hatte schon am 28. Nov. geschrieben: „Für meine Person halte ich den Fuß immer im Steigbügel, in jedem Augenblick gefaßt, einer Ordnung der Dinge zu entfliehen, womit ich mich nimmermehr befreunden kann." Seinen grollenden Brief nach dem Abschluß s. in den Lebensbildern III. 296 f.

von 1809 zerrissen hatte*). Aber Metternich theilte ihre Hoffnungen nicht und hatte nichts mit ihren Mitteln zu schaffen. „Er denkt an nichts mehr, schrieb einer der Rührigsten von der Kriegspartei im Frühjahr 1811, als zu temporisiren und schmeichelt sich, durch seine Politik Oesterreichs Neutralität zu erhalten.“ Indem Metternich Rußlands Benehmen, sein „Haschen nach unnützen Eroberungen“ unumwunden tadelte, war er doch damit zufrieden, daß der spanische Krieg Napoleon fortwährend festhalte und ihn an weiteren Plänen hemme. Auch der Kaiser Franz äußerte noch im Spätjahr 1811: „Auf dem Kriege in der Halbinsel liegt die Rettung der Welt.“

Nach einer Aeußerung Wilhelm von Humboldts aus den ersten Tagen des Jahres 1812 war der Gedanke, von dem die österreichische Politik ausging, im Ganzen richtig; sie will, sagt er, den Frieden erhalten, die inneren Kräfte stärken und die Bande der Eintracht, die jetzt schon Preußen, Rußland und Oesterreich verbinden, noch fester ziehen, damit sich so vorsichtig und sicher ein Gegengewicht gegen die französische Uebermacht bilde. Aber die stetige Verfolgung dieses Gedankens war gehindert sowohl durch die inneren Verlegenheiten, als durch die äußere Lage; Napoleon übte natürlich einen wirksamen Druck und Rußland that nichts, den Argwohn zu beschwichtigen, der gegen seine orientalische Politik in Wien bestand.**)

So glaubte denn auch derselbe Staatsmann, dem wir diese Mittheilung verdanken, seit Februar 1812 zu bemerken, daß der Widerstand gegen ein französisches Bündniß nachließ und Metternich nicht mehr mit der gleichen Bestimmtheit wie früher die Erhaltung der Neutralität betonte. Vielmehr machte ihm die Haltung des Wiener Hofes den Eindruck, als sei derselbe resignirt, das Verlangen Napoleons nach einem Bündniß, wenn es gestellt ward, zu erfüllen. Denn eine Weigerung ließe Gewaltschritte von Napoleon befürchten, und denen zu widerstehen, sei Oesterreich jetzt nicht in der Lage. Doch werde man in keinem Falle mehr thun, als man durchaus müsse. Es wird, schrieb Humboldt schon damals treffend, von den Chancen des Krieges abhängen, wie weit Napoleon auf alle Hülfsquellen wird zählen können. Inzwischen schloß Preußen seinen Vertrag. Bei dem Verhältniß, das damals zwischen Wien und Berlin bestand, wurde der Abschluß sofort vertraulich nach Wien berichtet und die Hoffnung ausgesprochen, daß dies neue Bündniß die Beziehungen zu Oesterreich nicht alteriren, sondern fester kitten werde.

Bei diesem Anlasse äußerte Metternich: er erwarte von einem Tage zum andern die Aufforderung Napoleons zum Bündniß und Oesterreich sei allerdings nicht in der Lage, sich zu widersetzen. In den Unterredungen, die um dieselbe Zeit Napoleon mit Schwarzenberg pflog, ließ sich der französische

*) Die Briefe a. a. O. III. 151 ff. 175.

**) Aus W. von Humboldts Berichten vom 15., 18. Jan., 8., 12., 19. Febr. und 4. März 1812.

Kaiser ungezwungen aus, wie gegen den Vertreter einer verbündeten Macht. Die Leute handeln sehr verkehrt, sagte er einmal, mich wieder in einen Krieg zu verwickeln; ich fing an, mich zu entwöhnen und wurde träge; aber jetzt, da sie mich dazu zwingen, fühle ich mich wieder wie vordem. Ich fühle, daß der Krieg der Mittelpunkt ist, auf den sich alle meine Gedanken beziehen; es ist meine Lieblingsthätigkeit. Ueber den bevorstehenden Kampf selbst sagte er das merkwürdige Wort: das wird entweder eine Schlacht ohne Krieg geben, oder einen Krieg ohne Schlacht.

Die vertraulichen Gespräche, die Metternich kurz vor dem Abschlusse der französischen Allianz mit Wilhelm von Humboldt pflog, ließen zwar dieses Bündniß als unvermeidlich erkennen, gaben aber zugleich manch bemerkenswerthen Fingerzeig für die künftige Politik Oesterreichs. Als das System Metternichs bezeichnete der preußische Gesandte damals: nach und nach in eine Stellung zu kommen, die es Oesterreich in Verbindung mit Rußland und Preußen möglich machte, eine festere Sprache gegen Frankreich zu führen und die weiteren Entwürfe Napoleons aufzuhalten. Aber für jetzt war Oesterreich außer Stande, irgend einer Forderung des französischen Kaisers zu widerstehen. Seine Finanzen waren zerrüttet, das Heer galt für weniger schlagfertig als nach dem Wiener Frieden. Drum hätte Metternich am liebsten jeden kriegerischen Conflict verhindert oder wenigstens eine Situation gewünscht, die ihm freie Hand ließ. Aber was nicht schon von Napoleon dagegen versucht war, das hatte Rußland gethan. Metternich klagte laut über die Politik des Czaren. Mehr als einmal, so erzählte er, habe er den Russen dringend vorgestellt, sie sollten wenigstens ihre Streitkräfte bis gegen die Oder und gegen die Grenzen Galiziens vorschieben, statt Napoleon zu gestatten, daß er Deutschland mit seinen Heeren durchzog und sich an den Grenzen Rußlands aufstellte. Dies Alles und die Nöthigung, der Preußen schon habe nachgeben müssen, lasse Oesterreich keine Wahl. Man werde zwar seine Gefügigkeit nicht zu weit treiben, aber er selber müsse offen gestehen, daß Oesterreich außer Stand sei, einem Gebot Napoleons sich zu weigern. Er hat damals Humboldt versichert, es sei in Paris der Versuch gemacht worden, sich eine „bewaffnete Neutralität" auszuhalten, aber ohne Erfolg. Napoleon verlangte die Allianz und man mußte sie gewähren. Alle Hoffnungen einer noch friedlichen Lösung warf der österreichische Staatsmann weit weg. Napoleon, sagte er, will den Krieg und nichts als den Krieg; er wird alle Chicanen aufbringen, um eine mögliche Unterhandlung zu durchkreuzen.*)

Der Vertrag, den Schwarzenberg am 14. März 1812 zu Paris unterzeichnete, setzte eine enge Verbindung zwischen beiden Staaten und gegenseitige Hülfe von 30,000 Mann und 60 Geschützen fest, wenn Oesterreich oder

*) Aus Humboldts Berichten vom 29. Febr., 4., 9. und 26. März 1812.

Frankreich angegriffen sei. Beide Mächte verbürgten sich ihren Besitz, versprachen die Integrität des osmanischen Reiches zu erhalten und die Prohibitivpolitik gegen England fortzusetzen. Wenn es zum Kriege mit Rußland käme, sollte das österreichische Hülfscorps im Anfang Mai bei Lemberg vereinigt sein; es sollte unter einem österreichischen General stehen und nie getrennt werden dürfen. Für den Fall, daß Oesterreich es passend finden mochte, einen Theil von Galizien abzutreten, um dagegen Illyrien einzutauschen, versprach der französische Kaiser seine Einwilligung dazu. Wenn der Krieg glücklich geführt würde, so verhieß Napoleon dem österreichischen Monarchen Entschädigungen und Gebietsvergrößerungen, „welche nicht allein die Opfer und Lasten compensiren, sondern zugleich ein Denkmal der innigen und dauernden Freundschaft beider Souveräne sein sollten."

Dieser Vertrag trug nicht in dem Maße, wie der preußische, den Stempel des Zwanges und Mißtrauens; er stellte zugleich Oesterreich reelle Vortheile in Aussicht. Einzelne Staatsmänner und Feldherren in Wien sahen darum auch mit Zuversicht dem Kampfe „unter einem so hochbegabten und erfahrenen Feldherrn" entgegen; sie rechneten auf weitere Mitwirkung, namentlich Schwedens, dem jetzt Gelegenheit gegeben sei, Finnland wieder zu erobern.*) Diese Hoffnung war freilich durch die Thätigkeit der russischen Politik bereits vereitelt.

Indessen war der Bruch unvermeidlich geworden. Napoleon hatte Alles dazu vorbereitet, die Heeresmassen, Vorräthe, Transportmittel und was immer zu solch einem Kriege nöthig war, nach der Weichsel und dem Niemen zu schaffen, damit dem Gegner kein Vorsprung würde und er selbst im Sommer 1812 den Kampf dicht an den russischen Grenzen beginnen könne, denn der Krieg war ihm eine abgemachte Sache; nur wollte er den Ausbruch bis zu diesem Augenblick verzögern, wo alle Vorbereitungen vollendet waren. Drum war ihm der Gedanke, den Alexander in den letzten Wochen des Jahres 1811 anregte, durch die außerordentliche Sendung Nesselrode's eine Verständigung zu suchen, ein Strich durch seinen Calcul; diese Sendung konnte, so wie er gesinnt war, nur dazu dienen, daß den Russen die Hoffnungslosigkeit des Friedens klar und damit der offene Bruch früher herbeigeführt ward, als es in den Interessen und Berechnungen des französischen Kaisers lag. Aus diesem Grunde setzte Napoleon Alles daran, die unbequeme Friedenssendung zu verhindern, und es gelang ihm. Mittlerweile wurden die Aushebungen vollendet, die Garden in Marsch gesetzt, das italienische Heer und die deutschen

*) Brief Schwarzenbergs an Neipperg d. d. 14. März in den Lebensbildern II. 286. Metternichs Ansicht war nicht ganz dieselbe. Auch bemerkte Humboldt (22. April), daß Nugent damals unter dem Vorwand von Familienangelegenheiten nach England ging. Il a toujours tâché de maintenir d'une manière indirecte les Cours de Vienne et de Londres en bonne harmonie ensemble.

Contingente mobil gemacht, Vorräthe und Transportmittel nach der Weichsel und dem Pregel geschafft, so daß er hoffen konnte, den Krieg dort in der besten Jahreszeit zu beginnen, ehe die Russen ihm zuvorkamen und die Materialien in Polen und Preußen zerstörten.

Freilich war es kaum denkbar, daß unter solchen Umständen die Russen sich noch lange in der Illusion des Friedens erhalten ließen; vielmehr war man in Petersburg von dem Meisten, was geschah, hinlänglich unterrichtet und hegte seit Ende Januar 1812 keinen Zweifel mehr, daß der Krieg bei Napoleon beschlossene Sache sei. Um so mehr war die Taktik des französischen Kaisers darauf gerichtet, die Gegner hinzuhalten und trügerische Aussichten einer friedlichen Lösung zu wecken, damit sie ihm nicht die Initiative abgewännen. Feine und grobe Listen, friedfertige Worte und offene Ableugnungen wurden angewendet, die Friedensmeinung so lange wie nur möglich zu nähren. „Ihre Aufgabe ist, ließ Napoleon im März 1812 an Lauriston schreiben, fortwährend die friedlichsten Stimmungen zu zeigen. Der Kaiser hat ein Interesse dabei, daß seine Truppen allmälig an die Weichsel vorrücken, dort ausruhen, sich aufstellen, befestigen, Brückenköpfe bilden und sich die Initiative der Bewegungen sichern. . . . Der Kaiser setzt kein Vertrauen in alle Unterhandlungen, so lange nicht die 450,000 Mann, die er in Bewegung gesetzt hat, dem Petersburger Cabinet ernstliche Betrachtungen hervorrufen und es entweder aufrichtig zu dem System von Tilsit zurückführen oder es wieder in den früheren Zustand von Schwäche versetzen. Ihr einziges Ziel ist daher Zeit zu gewinnen.“ In dieser Lage hatten natürlich die Unterhandlungen als Mittel zum Frieden keine Bedeutung mehr. Auch die letzte Sendung des Grafen Narbonne unmittelbar vor dem Ausbruch des Kampfes, im Mai 1812, enthielt nur eben den Sinn, dies Spiel bis zur letzten Stunde fortzusetzen. Narbonne hatte den Czaren mit allerlei scheinbaren Vorschlägen zu beschäftigen und ihm das Bild einer bewaffneten Friedensverhandlung vorzuspiegeln; in Wahrheit war aber der Zweck seiner Mission: Zeit zu gewinnen, den Ausbruch der Feindseligkeiten um einen Monat hinauszuziehen und im Uebrigen als guter Beobachter und Soldat vom Handwerk sich Alles genau zu merken, was dem französischen Hauptquartier von Nutzen sein könnte.*)

Am 9. Mai hatte Napoleon Paris verlassen; zu Mainz empfing er die Huldigungen seiner westdeutschen Vasallen, in Dresden fanden sich auch die Monarchen von Oesterreich und Preußen ein, ihn zu begrüßen. Noch einmal sonnte sich hier der Kaiser des Abendlandes im Glanze seiner Herrlichkeit; die Unterwerfung Deutschlands war vollständiger, als selbst in den Tagen von Erfurt. Wer mochte jetzt ahnen, daß er sieben Monate nach dieser prahlen-

*) S. Thiers XIII. 354—359. 403 ff.

den Huldigung Dresden wiedersehen werde als Flüchtling, ohne Armee, kaum der Gefangenschaft des Feindes entronnen?

Der imposante Anblick der Dresdener Huldigungen sollte den Czaren zur vollen Nachgiebigkeit stimmen. Vielleicht, hatte Napoleon vorher einmal geäußert, weicht er schon, wenn er die unerhörte Waffenrüstung sieht und die europäische Revue, die ich zu Dresden halten werde.*) Aber noch vor Ende Mai brachte ihm Narbonne die Botschaft, daß diese Erwartung eine eitle sei; Alexander, war Narbonnes Ansicht, sei entschlossen zum Kriege, auch wenn er ihn nicht zuerst angreifen werde. Jetzt brach Napoleon nach Polen auf. Die Loose des Kampfes waren gefallen. Auf dem Wege nach dem Niemen erließ er zu Wilkowizki am 22. Juni den Aufruf an sein Heer, der den Ausbruch des „zweiten polnischen Krieges" verkündigte. Rußland, so lautete sein doppelsinniger Orakelspruch, „ist fortgerissen durch sein Verhängniß; seine Geschicke müssen sich erfüllen!"

Es war seit Menschengedenken keine ähnliche Kriegsrüstung gesehen worden. Ueber 600,000 Soldaten waren auf dem Marsch nach Rußland: Franzosen, Deutsche aller Länder und Stämme, Italiener, Polen, Holländer, Schweizer, selbst einzelne Abtheilungen Spanier und Portugiesen. Was jetzt gleich anfangs die Grenze überschritt, belief sich auf mehr als 450,000 Mann.**) Es waren treffliche, zum Theil auserlesene Truppen, die Feldherren der einzelnen Corps zählten zu den ersten ihrer Zeit, die oberste Leitung führte Napoleon selbst. Die Gegner hatten dem Andrange dieser Massen vorerst kaum die Hälfte entgegenzustellen; ihre Zahl, ihre Rüstung und ihre Führer durften sich mit den Napoleonischen nicht messen. Und doch waren die Wenigsten von der stolzen Zuversicht früherer Kriege erfüllt; eher regte sich die trübe Ahnung, daß hier ein Wagniß ohne Beispiel, ein Krieg von zweifelhaftem Ausgang unternommen werde. Was bei den kaltblütig Berechnenden das Ergebniß ihres Calculs war, das gab sich bei den Massen nur wie ein dunkles Vorgefühl kund. Aber den Einen wie den Andern fehlte der sichere Glaube an das Gelingen. Je ungeheurer der Einsatz ist, sagte man sich wohl, desto entscheidender müssen auch die Folgen einer Niederlage sein. Waren doch diese Heeresmassen so bunt gemischt und von so verschiedener Art, daß ein Tag des Unglücks sie trennen mußte. Bei den Franzosen selber war durch die letzten Kriege in Spanien und Oesterreich der Glaube an ihre Unbesiegbarkeit erschüttert, die ungeduldige Kriegslust gedämpft. Auch waren es nicht

*) S. Villemain, Souvenirs contemporains I. 174.

**) S. Chambray, hist. de l'expédition de Russie. 3ème édit. Paris 1838. I. 168 ff. und die Tabellen, die dem Bande angehängt sind.

die abgehärteten Veteranen von 1805 und 1806, die jetzt nach Rußland zogen; es befand sich viel junger, unerprobter Stoff in dem Heere, der vielleicht ungewöhnlichen Anstrengungen vor der Zeit erlag. Die Führer strebten nach Ruhe und Genuß; dem Soldaten sagte ein Krieg nicht zu, dessen Mühen ungewöhnlich groß, dessen Lohn und Glanz gering war. Die anderen Truppen fochten gehorsam, aber zum großen Theil ohne Begeisterung; eine ungünstige Wendung des Schicksals trieb sie von den Fahnen des fremden Eroberers zu den Interessen ihrer vaterländischen Sache zurück. Einzelne von den „Verbündeten" knirschten vor Ungeduld, das verhaßte Joch des Feindes mit einem Kampfe der Rache zu vertauschen.

Es war auf russischem Boden nicht zu hoffen, daß wie bisher mit raschen, blitzesschnellen Siegen der Kampf entschieden ward. In eiligen Märschen den Feind überraschen, seine einzelnen Colonnen nach einander schlagen und durch die Schnelligkeit der Erfolge dem betroffenen Gegner den Frieden abringen, diese Kriegskunst der früheren glorreichen Tage stieß in Rußland auf Hindernisse, die keines Menschen geistige Kraft besiegen konnte. Napoleon war zudem gewohnt, den Krieg durch den Krieg zu nähren; Länder wie Deutschland und Italien hatten dies nicht allzu schwer gemacht. Jetzt stand er einem ungeheuern Gebiete gegenüber, das mäßig angebaut und dünn bevölkert war; die Straßen, die es durchzogen, begrenzten öde, bisweilen unbewohnte Striche, es fehlten die blühenden Landschaften, die behäbigen Dörfer und Städte, in denen seine Heere Verpflegung und Ruhe gefunden hatten. Die Erfahrung des polnischen Feldzuges von 1807 ließ die Schwierigkeiten, auf die man hier stieß, wohl ahnen. Was auch immer ein erfinderischer Geist ersinnen mochte, die Verpflegung einer halben Million Menschen in solchen Gegenden und das Nachführen der unermeßlichen Vorräthe, deren sie bedurfte, war eine Aufgabe, die aller Berechnung und aller Fürsorge spottete. Wenn der Feind sich entschloß, die Entscheidung hinzuziehen und den Krieg „nach Parther-Weise" zu führen, so mußte sich die Kraft des Angreifers im fruchtlosen Ringen mit unüberwindlichen Hindernissen von selbst verbluten. Die Jahreszeit, in der man den Krieg begann, war schon vorgerückt; noch wenige Wochen russischer Sommerhitze und man stand am Eingang eines nordischen Winters.

Es waren vor dem Beginn des Krieges alle diese Verhältnisse erwogen worden und die warnenden Stimmen hatten nicht gefehlt. Aber Napoleon hatte sich in den Gedanken dieses Krieges einmal eingelebt, und es war die Frage, ob das Ungeheuere und Phantastische des Unternehmens nicht eher reizend als abschreckend für ihn war. Er machte sich selber glauben, das Schicksal wolle es so; er spiegelte sich die Mission vor, „Europa von den Barbaren zu befreien." „Die Macht der Dinge, sagte er im März zu Narbonne, gebietet den Krieg; selbst ein Familienbund hätte ihn nicht gehindert. Denken Sie an Suworoff und seine Tartaren in Italien; die Aufgabe ist,

sie über Moskau zurückzuwerfen, und wann vermöchte das Europa, wenn nicht jetzt und durch mich?" *)

Das Alles, erwiederte er den Abmahnenden, wird vor den Thatsachen zusammenfallen. Ein furchtbarer Schlag, im Herzen des Reiches gegen das große Moskau, gegen das heilige Moskau geführt, überliefert mir in einem Augenblick die blinde, rathlose Menge. Ich kenne Alexander; ich habe Einfluß auf ihn geübt, das findet sich immer wieder. Man muß mit einem großen Erfolge von Kühnheit und Macht seine Einbildungskraft treffen; er wird zu mir zurückkommen.

In solchen Augenblicken verrieth er wohl seine geheimsten und kühnsten Gedanken. Der Zug nach Moskau befriedigte schon nicht mehr die Unersättlichkeit seines Denkens und Wollens; der Weg nach Moskau war ja der Weg nach Indien. „Alexander der Große, sagte er zu Narbonne, hat einen ebenso weiten Weg nach dem Ganges gehabt, wie ich von Moskau. Ich habe seit St. Jean d'Acre daran gedacht; ohne die Aufhebung der Belagerung und ohne die Pest hätte ich eine Hälfte von Asien erobert und wäre von da nach Europa zurückgekehrt, um die Throne Deutschlands und Italiens zu erringen. Denken Sie sich Moskau genommen, Rußland niedergeschlagen, den Czaren versöhnt oder durch eine abhängige Regierung ersetzt, und sagen Sie mir, ob eine Armee Franzosen und Verbündeter nicht von Tiflis bis zum Ganges vordringen kann, um dort schon durch ihre Berührung dies Gerüste kaufmännischer Größe in Indien fallen zu machen?" Das waren die Geständnisse, womit er die Mahnenden und Aengstlichen beschwichtigte. Selbst seinen gläubigsten Bewunderern ist es in solchen Augenblicken bange geworden um ihn. „Man ist zwischen Bedlam und dem Pantheon", sagte Narbonne nach einer solchen Unterredung mit dem Kaiser.

Rußland hatte an seinen Grenzen drei überlieferte Gegner, die es verwundbar machten: die Schweden, die Türken und die Polen. Die Schweden waren aber schon im Bündniß mit den Russen, die Türken schlossen eben Frieden. Es blieben nur die Polen. Ihr Haß und ihre nationale Kraft konnten treffliche Verbündete werden. Aber Napoleon hatte Scheu vor solcher Hülfe. Der nationale Geist, den er jetzt in Polen für sich zum Kampfe rief, konnte anderswo sich gegen ihn bewaffnen. „Ich darf die revolutionäre Gährung nicht wiederbeleben, hatte er vor dem Kriege geäußert. Ich will in Polen ein Lager haben, kein Forum. Ich will dem Czaren Moskau nehmen, aber darum zu Warschau oder Krakau keinen Club entstehen sehen. Die nationale Fiber in Polen aufzuregen, aber nicht die liberale zu erwecken, das ist es, worauf es ankommt."

So leichtgläubig die Polen waren, sie waren doch bald enttäuscht. Sie

*) Villemain, Souvenirs I. 163. Vgl. 174. 175. 180. S. auch die Notiz bei Pertz, Leben Steins III. 7.

hatten mit Ungeduld dem Kampfe entgegengesehen; nun schickte ihnen Napoleon einen leeren, windigen Menschen, wie de Pradt, der sie mit Redensarten speiste und mehr bestimmt schien zu dämpfen, als aufzuregen. Wie der Kaiser selbst nach Wilna kam, riefen ihm die Abgeordneten Polens zu: Sprechen Sie das eine Wort „Polen existirt wieder" und es werden sechszehn Millionen zu jedem Opfer bereit sein, um die Wiederherstellung ihres Vaterlandes zu erlangen. Aber Napoleon sprach dies eine Wort nicht; seine Aeußerungen klangen kalt und diplomatisch. Man fühlte heraus, was sein Minister Maret einmal mit dürren Worten gesagt hat: „Der Kaiser hat keine Thorheiten im Sinne und betrachtet die Polen stets nur als Mittel." Die Masse der Polen war abgekühlt; sie sahen, daß sie nur Lager, nicht Forum für ihn sein sollten. Wo der Aufstand flammte, wurde dämpfend entgegengewirkt, keine wahre Nationalbewaffnung geduldet, die populären Agitatoren gehemmt, in Litthauen ein brutaler Holländer zum Gouverneur bestellt und der Bewegung in Volhynien als calmirendes Mittel das österreichische Hülfscorps Schwarzenbergs zur Seite gesetzt.

Rußland hatte sich der Gegner entledigt, die ihm an den westlichen Grenzen bedrohlich werden konnten. Mit Schweden war am 5. April ein Bündniß abgeschlossen worden, das den Lieblingswunsch Bernadottes, die Erwerbung Norwegens, zu erfüllen versprach; die Türken ließen sich am 28. Mai zum Frieden von Bukarest bestimmen. Der Vertrag zu Oerebro stellte (28. Juli) auch zwischen Großbritannien, Rußland und Schweden den förmlichen Frieden wieder her. Selbst mit den spanischen Insurgenten ging um dieselbe Zeit Rußland ein Bündniß ein.

Die eigene Rüstung Rußlands war hinter dem zurückgeblieben, was die Lage gebot. Es hatte Befestigungen hergestellt und die Flußübergänge durch Schanzen gedeckt, aber seine Feldarmee war zu schwach. Das Petersburger Cabinet war durch den Ausbruch des Krieges überrascht worden; es unterschätzte die Macht und die Schnelligkeit des Gegners. Als die ersten Nachrichten von seinem Anmarsch kamen, galten sie für unwahr oder übertrieben.*) Wohl standen viele Hunderttausende auf dem Papier, allein einmal brachte es die Corruption russischer Verwaltung mit sich, daß die wirkliche Stärke weit davon abwich, dann war die Ausdehnung des Reiches so ungeheuer, die Transportmittel so knapp, daß es viele Monate, ja bis zu einem Jahre dauern konnte, bis die aufgebotene Macht den Schauplatz des Kampfes erreichte. Was dem Feinde an der Westgrenze entgegengestellt werden konnte, betrug wohl kaum 200,000 Mann.**) Thatsache ist es, daß die Russen ihre

---

*) S. **Tourgueneff, la Russie et les Russes I. 8.**

**) S. Clausewitz hinterlassene Werke VII. 6. 14. Wolzogen's Memoiren

Stärke überall höher angaben, als sie war. Vergebens hatten die erfahrensten Officiere vor der Verspätung der Rüstungen gewarnt, der Kaiser selbst hatte ihre Besorgnisse mit dem Troste beschwichtigt: „So schnell wird Napoleon nicht sein.“*)

Wie die Streitkräfte, so war auch die Führung der Napoleonischen in keiner Weise gewachsen. Alexander selbst war kein Feldherr; sein Mentor in militärischen Dingen war eine Zeit lang Oberst Phull gewesen, ein Mann, dem es nicht an Geist und Kenntnissen, wohl aber an Ruhe, Fassung und der Gabe fehlte, den Moment mit Geistesgegenwart zu beherrschen. Seine Bizarrerie, sein launenhaftes und abspringendes Wesen, seine geläufige Versicherung, es sei doch nicht zu helfen, war nicht dazu gemacht, ihn bei den Russen beliebt zu machen, in deren Augen schon seine Eigenschaft als Deutscher ihm im Wege stand. Unter den Generalen war zuerst der Livländer Barclay de Tolly zu nennen, der die erste Westarmee in der Stärke von über hunderttausend Mann commandirte und zugleich das Kriegsministerium leitete. Barclay war kein hervorragender Geist, aber ein tapferer und besonnener Mann von vielen schätzbaren Eigenschaften; indessen sein kaltes, abgemessenes Wesen machte ihn wenig beliebt, zumal auch er in den Augen der Stockrussen als „Ausländer“ galt und um seiner raschen Laufbahn willen von Vielen beneidet ward.**) In seiner Umgebung befand sich auch Obristlieutenant von Wolzogen, ein tüchtig geschulter deutscher Officier, der aber unter derselben Ungunst nationalen Mißtrauens litt. Die Stockrussen im Hauptquartier hatten freilich diesen Ausländern nichts Besseres entgegenzustellen. Fürst Peter Wolchonsky, an dessen Umgang der Kaiser gewöhnt war, verdankte seine Stellung mehr einer gewissen administrativen Routine, als seinem militärischen Talent; Araktschejew war wohl durch seinen Einfluß, nicht aber durch militärisches Talent und Erfahrung eine Person von Bedeutung. So fehlte es in dem Hauptquartier an einem eigentlich leitenden Geiste; die Ansichten und Parteien, die sich durchkreuzten, machten nicht selten eine planmäßige und consequente Führung des Krieges unmöglich.

Der Plan, wie ihn die Lage Rußlands vorzeichnete, erschien wohl ein-

---

S. 78. 87 ff. und Herzog Eugen von Württemberg in seinen Erinnerungen von 1812 S. 10 f. geben die Zahl etwas höher an, während in den Denkwürdigkeiten des General Toll von Bernhardi I. 238 die Stärke auf höchstens 175,000 Mann berechnet wird.

*) „Alle hielten sich, schreibt Knesebeck, mit ihren 300,000 Mann, die unter den Waffen waren, für unüberwindlich und Keiner wollte es glauben, wenn ich davon sprach, daß Napoleon wohl mit der doppelten Stärke kommen würde, ja der Kaiser wurde sehr aufgebracht, als ich ihm einmal bemerkte, 300,000 Mann schienen mir viel zu wenig. Comment, rief er, vous comptez 300,000 Russes pour rien?“

**) S. Clausewitz VII. 6 f. 12. Herzog Eugen S. 8. 9. Wolzogen S. 55. Toll I. S. 248.

fach genug. Das Land war so groß und zum Theil so öde, daß ein fremdes Heer schon an den ungeheuren Dimensionen leicht Schiffbruch leiden konnte. Der Boden, der Anbau, die dünne Bevölkerung waren die mächtigsten Verbündeten gegen jeden fremden Angriff. So war denn auch in verschiedenen Köpfen der Gedanke aufgetaucht: man müsse den Krieg so führen, daß der Feind sich an diesen natürlichen Schwierigkeiten verblute. Militärs und Laien haben vor 1812 die Ansicht ausgesprochen, große Schlachten seien zu meiden und durch Zurückweichen ins Innere die Macht des Feindes erst zu schwächen, dann mit Ueberlegenheit aufzureiben.*) Auch Knesebeck hatte in seinen Unterredungen mit dem Czaren diesen Punkt berührt und den Gedanken geäußert, man solle „fechtend immer Feld geben, indessen die Streitkräfte nie ganz opfern.“ Beim Abschied, erzählt er, habe ihm dann Alexander zugerufen: Sagen Sie Ihrem König, daß ich keinen Frieden schlösse, auch wenn ich bis Kasan gehen müßte.

Ohne Zweifel haben sich ähnliche Meinungen in verschiedenen Kreisen geregt; lag doch der Gedanke, einen „Partherkrieg“ gegen Napoleon zu führen, so nahe, daß er, zumal wenn man an das Schicksal Karls XII. dachte, sich gleichsam von selbst aufdrängte. Aber ein Anderes ist, eine solche Idee flüchtig aussprechen und sie folgerichtig durchführen. Weder im Heere noch im russischen Volke war man für dies System der Kriegführung gestimmt; wer nach dem nächsten Eindruck urtheilte, dem erschien das stete Zurückziehen wie ein Mißgeschick oder gar wie Feigheit, und ein solcher schlug gewiß die augenblicklichen Opfer höher an, als das spätere sichere Gelingen. Anerkannte militärische Namen, wie Bennigsen und Bagration, waren entschiedene Gegner der Rückzugstaktik; sowohl die russischen Truppen, als auch die ganze russische Nation waren davon überzeugt, daß der Krieg gegen Napoleon angriffsweise geführt werden würde, und Niemand wollte begreifen, wie man den Feind ins Land eindringen lassen konnte. Wer die Ansicht des Rückzuges wie ein System öffentlich bekannt haben würde, der würde als Verräther betrachtet worden sein.**)

Im Gange des Krieges hat sich das sehr fühlbar gemacht; momentan schien wohl der richtige Gesichtspunkt zu siegen, man gab aber doch den entgegengesetzten Stimmungen nach und wollte den Feind zur Schlacht erwarten. Die Verhältnisse haben zuletzt nach manch bedenklichem Umweg auf die rechte

*) S. Bogdanowitsch, Geschichte des Feldzugs im Jahr 1812. Uebersetzt von G. Baumgarten, Leipz. 1863. I. 61. 62. 73, wo solche Aeußerungen von Kurakin und das Gutachten von d'Allonville mitgetheilt sind. Smitt („Zur näheren Aufklärung über den Krieg von 1812.“ Leipzig 1861. S. 306) erzählt Aehnliches von Czernyschew. Auch die Auszüge aus den Briefen des Grafen Fagnani (ebendas. S. 271 ff.) gehören dahin.

**) Wir entnehmen die letzten Aeußerungen absichtlich Wort für Wort der Darstellung von Bogdanowitsch I. 95—97.

Bahn zurückgeführt; gern gab man dann den Feldzug für das Werk einer tiefsinnigen und von Anfang an zusammenhängenden Berechnung aus, was er nicht war.*)

Der Operationsplan, wie ihn Phull beim Beginn des Feldzugs entwarf, hatte mit jener Rückzugstaktik nichts gemein; die neueren russischen Schriftsteller bezeichnen ihn übereinstimmend als verkehrt und rühmen es als ein Glück, daß er sich als unausführbar erwies und man damit von selber in die richtigere Bahn gedrängt ward. Aber auch Barclay, der dem Project Phulls abgeneigt war, hat im Anfang eigene Meinungen aufgestellt, die ebenso wunderlich waren und Entwürfe vorgelegt, aus denen der Plan eines Partherkriegs nicht herauszulesen ist. Aus diesen beiden Systemen von Phull und Barclay, — sagt ein russischer Autor — die man, so gut es ging, zusammenleimte, entsprang das anfangs befolgte Vertheidigungssystem, bei dem man sich aber bald genöthigt sah, da der Feind eine Uebermacht entwickelte, wie man sie nicht erwartet hatte, ein Stück der Phull'schen wie der Barclay'schen Ideen nach dem andern wegzuwerfen, so daß zuletzt nur die Eine gesunde Grundidee verblieb, nämlich die des Rückzugs in unbestimmte Ferne hin.**)

Zu den eifrigsten Vertheidigern des Kriegsplanes, der „Raum und Zeit" als die besten Alliirten ansah, zählten die Deutschen im Lager, was freilich der von ihnen verfochtenen Ansicht nicht eben förderlich sein mochte. Eine Anzahl der tüchtigsten Officiere Preußens, die nicht für Napoleon kämpfen wollten — Gneisenau, Clausewitz, Leo Lützow, Barnekow, Chazot — waren nach Rußland gegangen. Ihre Hoffnung, hier einen großen Wirkungskreis zu finden, scheiterte aber an den Verhältnissen; sie wurden meist mit Mißtrauen angesehen, ihr militärischer Rath hatte wenig Gewicht und noch heute

*) Wir haben diese Ansicht auch nach den jüngsten russischen Veröffentlichungen von Herzog Eugen, Smitt, Bogdanowitsch aufrecht erhalten, und berufen uns dabei statt auf Clausewitz (VII. 15) und Bernhardi (Toll's Denkwürd. I. 272 ff.) vornehmlich auf eben diese russischen Angaben. Von vielen Aeußerungen wollen wir nur zwei anführen, eine von Smitt (S. 279) und eine von Bogdanowitsch, weil darin, neben aller Polemik gegen Clausewitz u. A., das wesentliche Zugeständniß liegt. „Der russische Operationsplan, sagt der erstere, bildete sich erst nach und nach, was um so weniger zu verwundern, da er nicht aus Einem Haupte entsprang, sondern sich aus verschiedenen Ideen, Vorschlägen, Erwägungen und eigenthümlichen Ansichten bei den leitenden Häuptern zusammensetzte." Bogdanowitsch erklärt es (I. 72) für sehr grundlos, wenn behauptet ward, die Russen hätten „ohne irgend einen bestimmten Plan" operirt; „aber eben so falsch würde es sein, wollte man die Meinung aufstellen, daß der anfänglich entworfene Operationsplan ohne jedwede Aenderung durchgeführt worden wäre."

**) Smitt S. 360. Ueber die Pläne Phulls und Barclay's ebendas. S. 62. 339 f. 347 f. 439 f. und Bogdanowitsch I. 91. 94.

werden sie in der russischen Geschichtschreibung mit Ungunst und Abneigung behandelt. Gneisenau hat darum diesen Boden bald wieder verlassen, um in England eine fruchtbarere Thätigkeit für die deutsche Sache zu entfalten.

Indessen hatte der Krieg begonnen. Die französische Armee bewegte sich in einem mächtigen Bogen nach dem russischen Reiche; der linke Flügel, den die Corps von Oudinot, St. Cyr und Macdonald bildeten, dehnte sich längs der Düna von Riga bis gegen Polozk hin aus; der rechte, von Schwarzenberg und Reynier angeführt, drang in Volhynien ein, während das gewaltige Centrum, von beinahe 300,000 Mann, von Napoleon selbst geführt, die Richtung nach Moskau einschlug. Dies Centrum mußte durch seine Bewegungen den Krieg entscheiden; ihm stand auch der größte Theil des schlagfertigen russischen Heeres gegenüber: die sogenannte erste Westarmee, die Barclay befehligte und bei der sich der Kaiser selbst befand. Diese Armee war freilich nur etwas über 100,000 Mann stark; ein Mißverhältniß der Kräfte, das mit der Zeit von selber auf den Kriegsplan hinführte, der Rußland retten konnte.

Aber im Hauptquartier zu Wilna war man durch den Anmarsch der Franzosen vollkommen überrascht worden; es begann ein ziemlich eiliger und verworrener Rückzug. Es war Phulls Lieblingsplan gewesen, bei Drissa an der Düna ein großes verschanztes Lager herzustellen und dort den Feind zu erwarten. Wir vermögen über die Anlage und Brauchbarkeit dieser Stellung kein Urtheil abzugeben; aber das scheint unzweifelhaft, daß die Ausführung des Gedankens nicht einmal dem entsprach, was die Urheber damit bezweckt hatten. Als die Armee die Stellungen an der Düna jetzt in der ersten Woche des Juli erreichte, war es zweifelhafter als je, was geschehen würde; die Einen riethen zur Schlacht, die Andern meinten, sie sei durchaus zu vermeiden. Eben jetzt kam General Lieven aus Berlin ins Hauptquartier und brachte als die Ansicht Scharnhorst's mit: die Kräfte bis auf den letzten Augenblick zu sparen und unter keiner Bedingung Frieden zu machen, so daß der Feind an den großen Dimensionen des Reiches zu Grunde gehen müsse. Aber der Kaiser schrieb um dieselbe Zeit: „Wir erwarten hier in wenig Tagen eine entscheidende Schlacht.“*) Die genauere Anschauung der Stellung bei Drissa that das Beste, die Ansichten aufzuklären. Der Feind drängte schon

*) S. Clausewitz VII. 18 f. 21 ff. Geschichte der Kriege IX. 1. 35 f. Wolzogen S. 66. 103 f. vertheidigt den ursprünglichen Plan; siehe dagegen Bernhardi I. 261 ff. 295 f. Die Verwirrung schildert auch Wolzogen S. 96 f. Sehr ungünstig urtheilt über das Lager Bogdanowitsch I. 150 f. Ueber Barclay's Bedenken s. Smitt S. 389—394.

heran, die russischen Kräfte waren nicht vereinigt, und über das Lager bei Drissa drang allmälig die Ueberzeugung durch, daß es nicht zu halten sei. Der Gedanke an eine Schlacht ward aufgegeben, der Kaiser selbst verließ das Heer, um in Moskau und Petersburg die Verstärkungen des Heeres wirksam zu betreiben, Barclay de Tolly übernahm das Commando. Es ward beschlossen, nach Witepsk zurückzuweichen und sich mit der zweiten Westarmee, die Bagration führte, zu vereinigen. Der Gedanke, bei Witepsk eine Schlacht zu liefern, ward zum Glück wiederaufgegeben. So kam man allmälig nach manchen Schwankungen auf die Bahn, welche die Verhältnisse als die einzig richtige vorzeichneten.

Indessen war Napoleon am 28. Juni in Wilna eingetroffen; es wurden Verschanzungen angelegt, polnische Regimenter gebildet, dem Verpflegungswesen, dessen Schwierigkeit mit jedem Tage wuchs, eifrige Fürsorge zugewendet. Die Hoffnungen auf ein Wiederaufleben Polens erhielten freilich hier ihren letzten Stoß; was man die Organisation Litthauens nannte, war ein Aufpropfen französischer Verwaltungsformen und Bonaparte'scher Präfectenwirthschaft, die ihre Thätigkeit vornehmlich in Aushebungen und Requisitionen entfaltete. In den Massen war darum bald mehr Widerwille gegen den fremden Eroberer als Sympathie wach geworden; Zeugniß davon gab ein Brief Napoleons an Poniatowski, worin er sich über den schlechten Geist beschwerte, der unter den Polen herrsche.

Schon jetzt begann die heillose Art dieses Krieges sich zu offenbaren. Noch war es kaum zum ersten Kampfe mit dem Feinde gekommen und schon sah Alles einer Niederlage gleich. Die Schwierigkeiten des Marsches und der Versorgung in dem dünnbevölkerten, wenig cultivirten Lande spotteten der sinnreichen Erfindungen, die der Kaiser ausgedacht; an den Räumen und Entfernungen wurde der Scharfsinn zu Schanden, womit er gehofft hatte, Menschen und Thieren eine regelmäßige Verpflegung zu sichern. Erst litt man unter einer drückenden Hitze, welche die Colonnen früh gelichtet und später, als sie gesteigert wiederkehrte, manchen Erschöpften zum Selbstmord getrieben hat.*) Dann fielen seit dem 29. Juni furchtbare Regengüsse mit starker Abkühlung. Die Wege wurden bodenlos, der Marsch der Truppen und der Transport des ungeheuren Trosses stieß auf unsägliche Schwierigkeiten; die Pferde, zum Theil zu jung und schon mangelhaft verpflegt, fielen tausendweis und verpesteten mit ihrem Aasgeruch die Luft.**) Unter der Mannschaft war eine bösartige Ruhr eingerissen, die viele Tausende wegraffte

*) Loßberg, Briefe in die Heimath S. 75. Ein anschauliches Bild der zunehmenden Demoralisation giebt auch das Tagebuch von Martens: Vor fünfzig Jahren. Stuttg 1862. S. 63 ff.

**) S. die Schilderung vom Anfang Juli bei Röder von Bomsdorff, Mittheilungen aus dem russ. Feldzuge. I. 85 f. Vgl. Meerheim, Erlebnisse eines Veteranen der großen Armee. Dresd. 1860. S. 45. 46. 59.

oder in den Lazarethen zurückhielt. Auch fehlte die regelmäßige Nahrung; Plündern und Marodiren erschien wie eine Art Nothwehr. In der zweiten Juliwoche schlug die regnerisch kalte Witterung in eine fast tropische Hitze um, der auch die Rüstigeren anfingen zu erliegen. Ordnung, Zucht und Gehorsam lockerten sich täglich mehr unter der zwingenden Noth von Hunger, Durst und Ermüdung. Schon mußte man mobile Colonnen bilden, um die Sicherheit zu wahren, Nachzügler beizutreiben, Plünderer zu strafen und für die Verscharrung von Menschen und Aas zu sorgen. Das Fleisch von gefallenem Vieh und das Wasser aus den Pfützen war oft die einzige Nahrung des Soldaten, indeß die großen Wagenzüge mit Lebensmitteln zurückblieben oder in der Irre umherfuhren. War es zu wundern, wenn sich bei dem Allen die Reihen des Heeres erschreckend rasch lichteten und französische Quellen, die in diesem Falle schwerlich übertrieben, schon auf dem Marsche nach Wilna 25—30,000 Nachzügler zählen? An rasche und entscheidende Bewegungen, die beide russische Heere trennten und sie getrennt der Niederlage preisgaben, war in solcher Lage kaum zu denken; bereits in Wilna that eine längere Rast noth zur Sammlung und Herstellung der Armee.

Das Heer fing an, sich nach Frieden zu sehnen. Als in diesen Tagen ein Adjutant des Czaren, General Balascheff, in Wilna eintraf und Unterhandlungen in Aussicht stellte, falls Napoleon sich sogleich hinter den Niemen zurückziehe*), gaben sich Viele dem Troste hin, ein rascher Friede werde die Erlösung bringen. Aber Napoleon fand den Preis zu hoch; mit unerschütterter Zuversicht sah er der Zukunft entgegen und ließ im Tone des Uebermuths den russischen Abgesandten empfinden, wie sicher er auf den Erfolg noch zähle.

Am 16. Juli brach die große Armee von Wilna auf; ihr Marsch ging auf Witepsk, also in der Richtung auf Moskau. Fast in denselben Tagen waren die Russen von Drissa aufgebrochen, und damit der ersten bedrohlichsten Gefahr entgangen. Vergebens suchte Napoleon den Kampf; er fand überall nur einen weichenden Feind, der sich zwar auf blutige Nachhutgefechte, aber nicht auf eine Schlacht einließ. Am 28. Juli erreichte die große Armee Witepsk, das der Feind eben verlassen. Noch war hier im russischen Lager wieder der unglückliche Gedanke erwacht, eine Schlacht zu liefern, aber das Glück wollte, daß Barclay und Bagration ihre Streitkräfte nicht vereinigen konnten; so unterblieb die Schlacht. Witepsk war seit Wilna der erste erträgliche Ort, nachdem sich der Soldat durch verwüstete und ausgebrannte Gegenden mit unsäglicher Anstrengung durchgeschleppt. Die Noth der Ver-

*) Die Berichte von Thiers XIV. 42. 46 f. über den Ton der Gespräche mit Balascheff werden im Wesentlichen bestätigt durch die russischen Mittheilungen bei Bogdanowitsch I. S. 125 ff. Zum Uebrigen vgl. man Chambray I. 181 f. 187. 242. Röder, der Kriegszug Napoleons gegen Rußland. 1848. S. 18.

pflegung wuchs mit jedem Tage. Vergebens entwickelte der Kaiser die ganze Spannkraft und die Allseitigkeit seines Geistes, den zunehmenden Verlegenheiten zu begegnen; die Verhältnisse waren stärker, als seine Combinationen. Was sein erfindungsreicher Geist erdacht und mit eisernem Willen durchgeführt, nahm hier in der Wirklichkeit eine andere Gestalt an. Die Hunderte von Fahrzeugen, die, mit Ochsen bespannt, große Vorräthe von Mehl nachführten, kamen zum Theil nicht bis zum Niemen; die Bespannung ging vorher zu Grunde. Die großen Magazine in Kowno, Wilna, Minsk waren erst versorgt, als der Soldat schon weiter marschirt war. Das Heer von Verpflegungsbeamten, das der Armee folgte, zum großen Theil aus unerfahrenen und leichtfertigen Leuten gebildet, mehrte nur die Verwirrung.

Die Nachrichten, die nach Witepsk kamen, brachten schlechten Trost. Der Friede mit den Türken, der Bund mit den Schweden ward hier bekannt. Im russischen Volke, das vor dem Ausbruch des Kampfes apathisch schien, regten sich jetzt, seit der Feind den Boden betreten, Gesinnungen des Hasses und der Rache. Geschickt wußte der Czar zugleich den religiösen und den nationalen Fanatismus anzufachen. Die Unabhängigkeit Rußlands, rief er der alten Czarenstadt zu, die Sicherheit unserer heiligen Kirche sind bedroht; darum müßt Ihr dem Rufe zu den Waffen wie einem heiligen Gesetze folgen. Das Ziel, hieß es in einem andern Aufrufe, ist der Sturz des Tyrannen; möge er Euch, wohin ihn sein Fuß auch tragen mag, verhärtet finden gegen seinen Trug, seine Lüge, sein Gold!

Daß auch bei Witepsk der Feind der ersehnten Schlacht ausgewichen war, machte auf Napoleon doch Eindruck. Er schien einen Augenblick geneigt, hier zu bleiben und nicht mehr weiter vorzudringen.*) „Der Feldzug von 1812", sagte er am Abend, wo er in die Stadt eingerückt war, „ist jetzt zu Ende; der von 1813 wird das Uebrige thun." Dies alte polnische Gebiet sollte „organisirt", feste Punkte hergestellt und damit eine sichere Grundlage für den künftigen Feldzug geschaffen werden. „Wir wollen nicht die Thorheit Karls XII. begehen", hörte man ihn sagen. „Wir müssen dies Jahr hier bleiben, um nächstes Frühjahr den Krieg zu beendigen." In seiner Umgebung neigten die meisten Stimmen zu einer ähnlichen Anschauung; nur Murat und Davoust werden als ungestüme Dränger zum weiteren Vorrücken genannt. Indessen auch bei Napoleon selbst waren diese Aussprüche der Vorsicht höchstens augenblickliche Regungen, die sein Stolz, seine Leidenschaft und der Glaube an sein Glück rasch schweigen hieß. Um sich einen Winter zu behaupten an der Düna und am Dniepr, dazu schienen diese Stellungen nicht stark genug; waren diese Flächen einmal mit einer Schneedecke überzogen, die Flüsse gefroren, so waren sie ja dem Feinde nur zugänglicher. Wie sollte der französische Soldat mit seiner Unruhe und Beweglichkeit neun Mo-

---

*) S. Villemain I. 198 f. 203 f. 206 f.

nate lang hier festgehalten werden, wie wollte der Kaiser selbst seinen Thatendrang bemeistern? Was würde Europa dazu sagen, wenn er auf einmal stille stand, oder wie war auf die angeregten Nationen hinter ihm zu zählen, wenn sie ihn festgebannt wußten in Rußland, ohne die Aussicht auf rasche Entscheidung? Mit solchen und ähnlichen Gründen wurden die bekämpft, welche der Fortsetzung des Feldzugs widerriethen.

Bald trat der Gedanke, in Witepsk Winterquartiere zu suchen, völlig in den Hintergrund; die Befestigungen wurden eingestellt, die Versuche, Litthauen zu organisiren, blieben suspendirt. Schon eine Woche nach dem Einmarsch ward er unruhig; „wir müssen weiter", hieß es, „wir können hier nicht bleiben. Wir müssen eine große Schlacht haben, eine Schlacht vor Moskau; die Einnahme von Moskau wird die Welt in Erstaunen setzen. Wir haben noch fast drei Monate gute Jahreszeit; ich habe für Austerlitz und Tilsit nicht so viel gebraucht." Geistig und körperlich aufgeregt, von den widerstrebendsten Gedanken bestürmt, einige Tage lang wirklich krank, zeigte er die größte Ungeduld nach einer Entscheidung. „Wir müssen marschiren, wir müssen handeln. Es muß ein Ende nehmen mit diesem Fieber des Zweifels." Den Einwänden und Warnungen begegnete er mit dem Trost, daß jene große Schlacht und die Einnahme von Moskau den Czaren erschüttern und den Frieden bringen werde. „Ich bin auch ein Freund der Regelmäßigkeit des Marsches und der guten Anordnung des Erfolges. Aber ich besorge, es ist dazu keine Zeit mehr. Die Gefahr selbst treibt uns gegen Moskau. Ich habe die Einwürfe der Weisen erschöpft; das Loos ist geworfen. Der Sieg muß uns nun freisprechen und Rettung bringen."

So ward am 13. August von Witepsk gegen Smolensk aufgebrochen. Die Russen hatten auf ihrem Rückzuge nicht den kürzesten Weg nach Smolensk eingeschlagen; es scheint, sie waren noch nicht ganz außer Zweifel, ob sich Napoleon nicht gegen Petersburg wenden werde. Wie indessen seine Richtung unzweifelhaft war, beeilten sie sich, Smolensk vor dem Feinde zu erreichen. Weiter sollte aber der Rückzug nicht gehen; bei Smolensk sollte eine Schlacht geliefert werden. Man dürfe, hieß es, diese ehrwürdige Stadt, die Bewahrerin vieler Heiligthümer, nicht preisgeben; hier müsse man siegen oder sich unter ihren Mauern begraben. Dieser Ruf war unter Führern und Soldaten fast allgemein und stellte sich Barclay wie eine Drohung entgegen. Barclay erinnerte daran, daß die Armee, die ihm der Kaiser übergeben, vor der Hand die einzige sei, die Rußland schütze; darum müsse eine Niederlage auf jede Weise vermieden werden. Aber ein großer Theil der höheren Officiere, an ihrer Spitze Großfürst Constantin, drängte zum Kampfe; auf die Armee selbst und ihre Disciplin wirkte dieser Zwiespalt der Meinungen so ungünstig, daß Barclay eine Anzahl der unruhigsten Köpfe erschießen ließ.*)

*) So versichert Wolzogen S. 115. Die Annahme der Schlacht findet auch Bogdanowitsch I. 250 fehlerhaft, aber „es mußte dem russischen Nationalstolze irgend

Ein Glück nur, daß wenigstens in diesen Tagen, Anfang August, die Vereinigung Barclay's mit der zweiten Westarmee, bisher zum Theil auch durch persönliche Eifersüchteleien gehindert, vollzogen ward; so standen die Russen ungefähr 116,000 Mann stark um Smolensk. Auch ihnen hatte der Rückzug seit Wilna, ohne Schlacht, nur durch Kranke, Desertirte und Nachzügler 30—40,000 Mann gekostet — ein Verlust, der als sehr bedeutend erscheint, wenn man bedenkt, daß die Verpflegung und der Gesundheitszustand ohne Zweifel besser war als bei den Franzosen.*) Die Verhältnisse des Oberbefehls waren indessen die größte Schwierigkeit. Barclay hatte mit Antipathien und Intriguen der widerwärtigsten Art zu kämpfen; im Lager kam es beinahe bis zur Meuterei, am Hofe war die Verdächtigung der Gegner gegen ihn thätig. Der Kaiser selbst sprach seinen Kummer aus, daß die rückgängige Bewegung sich bis Smolensk ausdehne, und sah mit „Ungeduld den Angriffsoperationen entgegen, die er schon begonnen glaubte." Von einem System des Rückzugs war also noch immer keine Rede. Barclay selbst, von allen Seiten mit Angriffsgedanken bestürmt und doch selbst von einem berechtigten Mißtrauen gegen den ungleichen Kampf erfüllt, schwankte zwischen dem, was ihm seine eigene Einsicht rieth, und dem, wozu ihn die Andern drängen wollten.

Indessen näherten sich die Franzosen, immer noch hoffend, den Feind in eine entscheidende Schlacht zu verflechten. Aber der Kampf, der sich am 17. August um den Besitz von Smolensk entspann, war nicht die Schlacht, die sie brauchten, sondern ein hartnäckiges Treffen, wie darauf berechnet, ihnen die Stelle so theuer als möglich zu verkaufen. Ueber Tausende von Leichen kamen sie in eine brennende und verlassene Stadt, die das traurigste Bild der Zerstörung bot, nur keine Zuflucht für die ersehnte Erholung. Die Russen zogen sich abermals zurück. Durch einen Irrthum gelang es der Nachhut des Heeres nicht, vorwärts zu kommen, sondern sie langte nach einem verworrenen Nachtmarsche wieder in der Nähe von Smolensk an. Die Lage war gefährlich, wenn die Franzosen von ihrer Ueberlegenheit Gebrauch machten. Aber die Russen schlugen sich in einer gut gewählten Stellung (19. August) mit hartnäckiger Ausdauer und wandten die drohende Gefahr vom Haupt-

---

ein Opfer gebracht werden." Ueber die Cabalen gegen Barclay s. sein eigenes Zeugniß in der Denkschrift bei Smitt S. 496. Ebendaselbst S. 501. 502 bekämpft er auch die Ansicht, die zur Schlacht drängte und das Heer auf's Spiel setzen wollte, von dessen „Erhaltung das Schicksal des Kaiserstaates" abhing.

*) S. die Bemerkungen bei Bernhardi, Toll's Denkwürdigkeiten I. 327 f. Vgl. ebendas. S. 329 ff. über die Verwirrung im Hauptquartier, und den Mangel jedes klaren, consequenten Planes. Die Intriguen der Gegner Barclay's schildert auch Löwenstern, der selber eines ihrer Opfer war. Denkwürdigkeiten eines Livländers I. 180 f. 199 ff.

heere ab.*) Abermals hatten die Franzosen nichts als ein ödes Schlachtfeld mit großen Opfern erkämpft. Die Kämpfe der beiden Tage mochten gegen 20,000 Mann gekostet haben.**)

Schon war die große Armee um mehr als ein Drittheil vermindert. Als das Centrum den Niemen überschritt, war es über 280,000 Mann stark gewesen; die Entsendungen auf die Flügel und die zurückgelassenen Besatzungen betrugen nicht sehr viel. In Witepsk zählte man aber nur noch einige 180,000, jetzt nach den Kämpfen bei Smolensk noch 155,000 Mann. Das stete Marschiren und Lagern im Freien, Wetter, Klima und Verpflegung hatten mehr gethan, als alle Tapferkeit und alles Geschick des Gegners hätte erreichen können. In Smolensk war kaum zu bleiben, aber in Moskau wahrscheinlich noch weniger, wenn das Heer in gleichem Verhältniß sich minderte. Wohl tauchte noch einmal flüchtig der Gedanke auf, wie zu Witepsk, ob man hier den Feldzug nicht enden solle; aber die Bedenken, die sich dort geregt, fielen hier noch schwerer ins Gewicht. Zudem war man ja jetzt näher an Moskau, und zu Moskau, so war die Rechnung, fand man sicher den Frieden. Frische Truppen waren zudem im Anmarsch und der Kampf auf den Flanken hatte einzelne Erfolge gebracht. Schwarzenberg hatte bei Gorodeczna den General Tormasoff geschlagen, St. Cyr hatte bei Polozk über Wittgenstein Vortheile errungen.***)

So begann denn der entscheidende Marsch gegen Moskau, der den Sieg bringen sollte. Die Mühen des Zuges waren noch größer als zuvor; überall öde oder verwüstete Gegenden, schlechtes Wetter,. Entbehrungen und Strapatzen wie bisher. Französische Berichte versichern, der Anblick der erschreckenden Verminderung habe auf Napoleon selbst Eindruck gemacht und er habe geäußert: wenn das Wetter nicht besser wird, machen wir Halt. Aber seit dem 4. September ward es sonnig und klar; er ging nun ohne Bedenken vorwärts.†) In Altrußland betrachtete man die Feinde wie die Mon-

---

*) S. Herzog Eugen, Erinnerungen S. 28 ff.

**) Vierzehntausend berechnet Thiers XIV. 180. 194 für beide Tage; die russischen Angaben gehen alle viel höher.

***) In Smolensk hatte Napoleon eine Unterredung mit dem gefangenen General Tutschkof, worüber neuerlich Bogdanowitsch I. 287 f. Bericht gegeben. Darin ist einmal die Friedensneigung bezeichnend und das Cajoliren der Russen, um sie auf Friedensgedanken zu bringen. Tutschkof erhielt auch einen Auftrag in dem Sinne. Dann machen wir auf den Aerger aufmerksam, womit sich der französische Kaiser über die „einfältige deutsche Taktik" Barclay's ausließ. So nannte er nämlich die Kriegführung des Rückzugs. Es macht einen fast komischen Eindruck zu hören, wie er Tutschkof zu bereden sucht, die Russen hätten thöricht gehandelt, keine Schlacht anzunehmen. „Ihre Nation ist tapfer, edel, dem Kaiser ergeben, sie muß für ihre Ehre fechten, aber nicht die einfältige deutsche Taktik befolgen."

†) Thiers XIV. 242. 243.

golen; die Landleute flüchteten in die Wälder, die Vorräthe wurden vernichtet, gegen Nachzügler und Zersprengte ward ein lästiger kleiner Krieg geführt. Das russische Heer fühlte sich durch den letzten Kampf eher gehoben als entmuthigt, der Soldat war in bester Stimmung, der Rückzug wurde in musterhafter Ordnung vollzogen.*) Im Volke wuchs der nationale und religiöse Eifer, je weiter der Feind vordrang und je mehr sich die Opfer dieses Krieges steigerten. Eben dies machte freilich auch Barclay's Stellung mit jedem Tage schwieriger. Im Volke und Heere verstand man seine Vorsicht nicht; dort hatten die Recht, die ungestüm zum Kampfe drängten. Der Oberfeldherr galt ohnedies für einen Fremden, und andere deutsche Officiere in seiner Umgebung, wie Wolzogen, Löwenstern u. A. wurden laut als Verräther bezeichnet. Es war Barclay nicht gegeben, solche Vorurtheile zu besiegen; kalt und streng, wie er war, genoß er keine Popularität beim gemeinen Manne, und den rastlosen Machinationen der Officiere, die sich um den Großfürsten Constantin sammelten, war sein gerades Wesen nicht gewachsen. So war es schon bei Smolensk fast zur Auflehnung gekommen; die Generale wollten die Stadt nicht geräumt wissen, oder riethen kopflos, den Feind in seinen Stellungen anzugreifen. Die namhaftesten Officiere begaben sich, vom Großfürsten und Bennigsen geführt, zu Barclay und wollten von ihm die Zurücknahme seiner Befehle erzwingen. Wohl blieb er damals fest und entledigte sich des Großfürsten; allein für die Dauer war solch ein Verhältniß unhaltbar. Barclay selbst, zwischen seiner eigenen Vorsicht und dem Drängen der Ungestümen hin- und hergetrieben und zu unsichern Schritten bewogen, fühlte sich unbehaglich. Er war bereit, unter einem andern Oberfeldherrn zu dienen, wenn der Kaiser es so wollte. In den letzten Tagen des August traf der neue Befehlshaber im Hauptquartier ein; es war Kutusow. Früher als tapferer Soldat gerühmt, jetzt freilich ein Greis von fast siebzig Jahren und durch die Erinnerung an Austerlitz nicht besonders empfohlen, war Kutusow als Feldherr seinem Vorgänger allerdings nicht überlegen. Augenzeugen versichern, seine Thätigkeit sei sogar unter der Linie dessen geblieben, was man von ihr erwarten konnte. Aber er war ein ächter Russe; schlau und biegsam, wie ein Höfling, verstand er es besser als Barclay, die Massen zu behandeln. Er verschmähte die in Rußland geläufigen Künste nicht, auf ihr Selbstvertrauen hinzuwirken, und gab bereitwilliger als sein Vorgänger der Kampflust des Heeres nach.**)

*) S. Hofmann, die Schlacht von Borodino S. 30. Herzog Eugen's Erinnerungen S. 63. 65.

**) Bogdanowitsch hat wieder den Ton der Bewunderung Kutusows angeschlagen (II. 13 f.), der durch die unmittelbar vorausgegangenen Darstellungen so sehr ermäßigt war. Daß Alexander gegen Barclay billig dachte und Kutusow nicht überschätzte, beweist der Brief, den Smitt S. 546 ff. mittheilt. Vgl. die Mittheilungen

Jetzt ward beschlossen, die lange vermiedene Schlacht zu liefern. Kutusow wählte sich als Schlachtfeld eine Stelle dicht an der Straße nach Moschaisk und Moskau, in der Nähe des Ortes Borodino, wo sich das Flüßchen Kalotscha in die Moskwa ergießt. Seit dem 5. September standen sich die beiden Heere gegenüber und kämpften die ersten blutigen Gefechte mit einander; am 6. rüstete man sich zu der Riesenschlacht, die am 7. September geschlagen ward. Die Franzosen stellten 120—130,000 Mann und 587 Geschütze ins Feld; Kutusow zählte an regulären Truppen wohl weniger, führte aber 640 Geschütze mit.*) Napoleon begrüßte sein Heer mit einem Aufruf, der einen merklich gedämpfteren Ton anschlug, als ähnliche Ansprachen in früherer Zeit. „Soldaten, sagte er, jetzt habt Ihr die Schlacht, die Ihr so sehnlich gewünscht habt. Von Euch hängt nunmehr der Sieg ab. Wir bedürfen seiner, er wird uns Ueberfluß, gute Winterquartiere und schnelle Rückkehr ins Vaterland gewähren. Schlagt Euch wie bei Austerlitz, Friedland, Witepsk und Smolensk. Möge die Nachwelt stolz auf Eure heute bewiesene Tapferkeit blicken! Möge man von Euch sagen: auch er war in jener gewaltigen Schlacht unter den Mauern von Moskau!"

Kutusow fachte den nationalen und religiösen Haß seines Heeres an. Er sprach von einem Tyrannen der Welt, von einem Erzempörer gegen alle göttlichen und menschlichen Gesetze, von ruchloser Entweihung alles Heiligen. Bei der Heerschau am 6. September erschien er in feierlicher Procession, umgeben von Priestern, die ein hochgefeiertes, aus dem Brande von Smolensk gerettetes Marienbild vor dem Zuge hertrugen.

Am frühen Morgen des 7. September begann die Schlacht, hartnäckig und verheerend, wie wenige in der Geschichte. Da es nicht im Bereich unsrer Aufgabe liegt, ihren Verlauf im Einzelnen zu schildern, so beschränken wir uns darauf, das wesentliche Ergebniß in gedrängtesten Zügen zusammenzu-

---

von Wilson, Narrative of events during the invasion of Russia. 1860. S. 115. Die Charakteristik, die derselbe Augenzeuge von dem neuen Oberfeldherrn giebt, scheint zutreffend. A bon vivant, sagt er S. 131, polished, courteous, shrewd as a Greek, naturally intelligent as an Asiatic and well instructed as an European. Ueber seine ersten Thaten freilich hat Barclay in der Denkschrift bei Smitt S. 511 f. ein hartes Urtheil gefällt.

*) Wolzogen S. 137 berechnet die Zahl der Russen auf 132,000 M., worunter 7000 Kosaken und 10,000 Milizen; andere Angaben gehen bis zu 140,000 Mann. Dagegen giebt Bernhardi nach Toll's Papieren (Denkwürd. II. 547) nur 104,000 M. reguläre Truppen zu, „wozu noch 7000 Kosaken kamen, die zu wenig, und die Milizen, die zu noch weniger zu gebrauchen waren." Damit stimmt auch Bogdanowitsch II. 149 überein. Die Franzosen machen alle höhere Angaben. Geringer ist die Differenz in der Schätzung der Franzosen; Bernhardi's Angabe von 123,000 Mann weicht nicht viel ab von der neuesten französischen Berechnung bei Thiers (XIV. 252), der 127,000 Combattanten annimmt.

fassen.*) Auf einen engen Raum waren 250,000 Menschen, die mit Erbitterung und Ausdauer fochten, unter dem Feuer von zwölfhundert Geschützen zusammengedrängt. Um die Mängel ihrer Stellung, besonders auf dem linken Flügel zu decken, hatten die Russen auf dem Plateau bei Semenofskoje drei Schanzen, die Bagrationsschanzen, angelegt; auf den nahen Höhen zwischen Semenofskoje und Borodino war noch in den letzten Tagen rasch ein ähnliches Werk, die Rajefskischanze, aufgeworfen worden. Um diese Schanzen entspann sich der zäheste und blutigste Kampf. Wiederholt genommen und verloren geriethen nach lange schwankendem Gefecht die Bagrationsschanzen in die Hände der Franzosen; bald nach Mittag gelang es ihnen auch, sich in Semenofskoje festzusetzen und in die Rajefskischanze vorzudringen. Aber ein entscheidendes Ergebniß war damit nicht erfochten; auf den Seiten wogte der Kampf noch ungewiß hin und her, und an den Stellen, wo die Schlacht am heftigsten gewüthet, trat nach neunstündigem Ringen die natürliche Ermattung ein. Wohl waren die Reihen der Russen gewaltig gelichtet, aber auch den Angreifern fehlte im gefahrvollsten Moment die frische Kraft, die eine nachdrückliche Entscheidung bringen konnte. Seit drei Uhr Nachmittag trat ein Nachlaß im Kampfe ein, der die Erschöpfung beider Heere verrieth. Napoleon verhehlte sich nicht, daß das Ergebniß ein unvollkommenes sei; der Sieg, sagte er selber, giebt noch kein Resultat. Zwar hatte er noch über 20,000 Mann frische Kerntruppen, darunter die Garden, zur Verfügung; eine Macht, die ohne Zweifel hinreichte, die volle Entscheidung zu bringen. Es war sonst seine Weise nicht, solch einen letzten vernichtenden Schlag dem Gegner zu ersparen. Aber diesmal fehlte ihm die Kühnheit, die äußerste Kraft dranzusetzen. Hatten ihn die furchtbaren Verluste des Tages betroffen gemacht und besorgte er im verzweifelten Widerstande der Gegner auch diese letzte Kraft aufzubrauchen, oder drückte auf ihn das Gefühl des ganzen furchtbaren Hasardspiels, in das er sich begeben, genug er hielt die Garden zurück und beschränkte sich auf das Feuer seiner Geschütze. Ich werde, soll er nach einer französischen Quelle zu seiner Umgebung gesagt haben,**) meine Garden nicht zertrümmern lassen; 800 Stunden von Frankreich weg, riskirt man nicht seine letzte Reserve.

Die Opfer des Tages waren ungeheuer. Ueber 80,000 Mann deckten todt oder verwundet das Schlachtfeld; Gefangene waren auf beiden Seiten

---

*) Außer den früher genannten Quellen verweisen wir besonders auf den zweiten Band von Toll's Denkwürdigkeiten S. 58—119, welcher die lichtvollste der bis jetzt erschienenen Darstellungen der Schlacht enthält. Reiche und zuverlässige Details, namentlich über die Kämpfe der Reiterei, geben die Monographien des Generals Roth von Schreckenstein: die Kavallerie in der Schlacht an der Moskwa. Münster. 1855, und die Erlebnisse eines Veteranen (vom sächs. Obersten v. Meerheim) S. 83 ff. 284 f.

**) Thiers XIV. 279.

wenige gemacht worden.*) Der Tod hatte namentlich unter den Führern eine reiche Ernte gehalten; bei den Franzosen waren 10 Generale getödtet und eine Menge verwundet worden. Auch die Russen zählten unter den Verlusten eine Anzahl ihrer Führer; der namhafteste war Bagration. Er und Barclay hatten das Beste an diesem Tage gethan, Kutusow war nicht im Feuer gewesen. Von den Verwundeten sind nicht Viele gerettet worden. Transportmittel, Nahrung, Arzneien, Leinen, Stroh, kurz Alles fehlte für ihre Versorgung; Tausende sind das Opfer der Kälte und des Hungers geworden oder haben sich ohne Pflege an ihren Wunden verblutet.

Zu dem Allem stand das Ergebniß des blutigen Tages außer Verhältniß. Napoleon hatte zwar das Schlachtfeld behauptet und es war nur eben russische Taktik, mit einem Sieg, den man erfochten, zu prahlen und dafür Dankfeste zu feiern; allein der Erfolg der Franzosen war solcher Opfer nicht werth. Die Russen zogen sich unverfolgt zurück; sie waren nur verdrängt, nicht so geschlagen, daß der Friede der Preis sein mußte. Es lag in der ganzen Situation Napoleons, an der Moskwa um jeden Preis eine so klare Entscheidung zu erfechten, daß die Russen den Muth des Widerstandes verloren; aber er hatte es nicht mehr gewagt, Alles an diesen Preis zu setzen.**) Es war sehr zweifelhaft, ob ihm eine zweite Gelegenheit solcher Entscheidung ward.

Auf Moskau war jetzt alle Hoffnung gesetzt; dort mußte der Friede kommen. Wenn freilich diese Berechnung täuschte, so war der Besitz der Stadt ein zweideutiger Gewinn. Was sollte der Aufenthalt, mit nicht mehr 100,000 Mann näher bei Asien als bei Europa, inmitten größerer feindlicher Kräfte? Nicht einmal ruhige Winterquartiere oder Schutz vor Klima und Jahreszeit konnte Moskau gewähren, wenn der Feind seine jetzt unzweifelhafte Ueberlegenheit so brauchte, wie er konnte. Welche Wirkung mußte aber eine Niederlage üben, die fern an der Grenze Asiens erlitten ward, indessen der Krieg in Spanien Heer auf Heer verschlang, Deutschland sich regte, in Frankreich selbst der Glaube an die Unfehlbarkeit des Kaisers erschüttert ward?

*) Hofmann S. 66 rechnet als russischen Verlust 40—45,000 Mann, womit Bogdanowitsch's Angabe von 44,000 M. übereinkommt; bei den Franzosen glaubt er mit den Versprengten gewiß über 30,000 Mann annehmen zu können. Nach Toll II. 112 f. steigert sich der russische Verlust auf mehr als 50,000 Mann, der der Franzosen auf einige 30,000. Auch Thiers XIV. 281 giebt 30,000 Mann Verlust zu. Meerheim (Erlebnisse eines Veteranen S. 117) sagt: man sprach damals von 30—40,000 Mann Verlust.

**) Wie man im russischen Lager sich über die unvollständige Benutzung des Sieges wunderte, bezeugt Wolzogen S. 145. Vgl. auch Hofmann S. 69. 70. Dagegen spricht sich Barclay (bei Smitt S. 528) mißbilligend darüber aus, daß überhaupt der Befehl zum Rückzug gegeben ward. Daß der Rückzug der Russen übrigens keineswegs das Ansehen einer Flucht hatte, versichert Roth von Schreckenstein S. 3.

Napoleon verhehlte sich nicht, daß der Besitz von Moskau nichts werth war, wenn er ihm nicht den Frieden brachte. Die französische Armee, sagte er selber, gliche in diesem Falle einem Schiffe, das auf dem Eise festsitze. Indeß Alexander, fügte er beruhigt hinzu, wird es nicht so weit kommen lassen, er wird Frieden machen.

Mit dieser Hoffnung näherte er sich der alten Czarenstadt. Kutusow hatte bis zuletzt den Schein angenommen, die Hauptstadt zu halten, dem Feinde einen neuen Kampf anzubieten. Aber es war im Kriegsrath schon beschlossen, sie preiszugeben. Es war nach den Siegesbulletins der letzten Tage für die Bewohner eine bittere Enttäuschung. In wilder Verzweiflung räumten sie die Stadt; bald waren neun Zehntheile geflüchtet. Jetzt kam das feindliche Heer, von der Hoffnung getragen, hier die ersehnte Ruhe und das Ziel des Kampfes zu finden. Am 14. September begann der Einzug in die menschenleere Stadt; ein peinliches Gefühl überkam die Sieger, als sie nur öde Straßen fanden. Napoleon selbst wollte Anfangs den Gedanken nicht fassen, daß ihn keine Deputation empfange, kein neugieriges Menschengewühl begrüße; man mußte ihm einen Haufen Zurückgebliebener (meist Ausländer, die in Moskau wohnten) als Scheindeputation vorführen. Aber die Lüge hielt nicht mehr Stand; das stolze Gefühl, im Kreml, dem alten Czarensitz, sein Lager aufzuschlagen, ward durch peinliche Ahnungen von einem neuen, ungeahnten Uebel verbittert.

Noch kannte er sie nicht, die ganze grauenvolle Wahrheit; er glaubte nur eine öde Stadt, statt einer bewohnten und an Vorräthen reichen, vor sich zu haben; daß er sich inmitten einer Brandstätte befand, ahnte er noch nicht. Auch wie am Abend an einzelnen Stellen Feuer auskam und man vergeblich nach Löschanstalten suchte, schrieb man das auf Rechnung des Zufalls; wie aber am 15. das Feuer um sich griff und bald über die ungeheure Stadt ein gewaltiges Flammenmeer hinwogte, wie er selber am Abend des andern Tages den Kreml verlassen mußte, da war keine Täuschung mehr möglich. In ohnmächtigem Grimme sprach er von Skythen, die nach Barbaren-Art ihre Kriege führten.

Es war kein Zufall, sondern die That eines Einzigen, der sie auf eigene Verantwortung vollbrachte. Weder Kaiser Alexander war eines so furchtbaren Entschlusses, noch die Masse der Bewohner dieses beispiellosen Opfers aus freiem Willen fähig; beide gewöhnten sich erst an die That, als ihr Erfolg sie gerechtfertigt. Der Urheber war Graf Rastoptschin, der Gouverneur von Moskau, ein ächter Russe, der unter der glatten Hülle abendländischer Formen die ganze Wildheit und Leidenschaft eines Barbaren barg.*) Seine Erbitterung gegen die Feinde hatte sich schon vor dem Einmarsch in Moskau in wilden Manifesten, in Gewaltthaten gegen Fremde und Ver-

*) S. die Schilderung Varnhagens in dessen Denkwürdigk. III. 369 ff.

dächtige mit furchtbarer Energie kundgegeben. Bis zuletzt war er überzeugt gewesen, Kutusow werde Moskau halten; wie er das Gegentheil erfuhr, kam er zum Herzog Eugen von Württemberg und rief lebhaft aus: „Würde ich gefragt, so sagte ich: vernichtet die Hauptstadt, ehe ihr sie dem Feinde preisgebt." *) In Petersburg hatte man keine Ahnung davon; im Lager selbst kamen die ersten Andeutungen eines solchen Planes nur aus dem Munde des Gouverneurs. Wie Kutusow sich zurückzog, traf er alle Maßregeln, das Ungeheure ins Werk zu setzen. Er schaffte die Vorräthe weg, zwang mit barbarischer Energie die Bewohner auszuwandern, ließ die Feuerspritzen wegschaffen, das Zuchthaus öffnen und durch die Sträflinge den Brand anfachen, zu dem der Zündstoff planmäßig aufgehäuft war. Mit dem Verbrennen seines eigenen Palastes, der bei Moskau lag, ging er voran; sein Beispiel und seine Reden entzündeten in den Massen die wilde Gluth der Rache, ein Gleiches zu thun.

So stand denn Moskau, die Stadt, die den Frieden bringen sollte, in lichten Flammen; wie am 20. September der Brand allmälig erlosch, lagen zwei Drittheile der Stadt in Asche. Die Wirkung, welche die Katastrophe auf die französische Armee übte, läßt sich schwer beschreiben. Die Bande der Disciplin lösten sich; das Gebot, nicht zu plündern, übte keine Macht mehr; der jähe Umschlag von stolzen Siegeshoffnungen zur äußersten Rathlosigkeit gab sich in planlosen Thaten verzweifelter Wuth und Rache kund.

Napoleon selbst war in völliger Ungewißheit über die Stellung der Feinde, wußte nicht, wo Kutusow war und wie es mit seinem Heere sich verhielt. Nur konnten kleine Gefechte und Plänkeleien ihm die Gewißheit geben, daß die feindliche Armee nicht zerstört sei, wie er im achtzehnten Bulletin von Moschaisk aus der Welt verkündet hatte. Sie stand vielmehr drohend in seiner Flanke, ihre Streifcorps drängten ihn bis unter die Thore der Hauptstadt, ihre Parteigänger führten einen lästigen kleinen Krieg und schlossen die Franzosen in immer engere Kreise ein. Es war höchste Zeit, durch einen raschen Entschluß die größte Krisis abzuwenden. Denn, wie Clausewitz sagt, eine Armee von 90,000 Mann, mit erschöpften Menschen und zu Grunde gerichteten Pferden, in einem spitzen Keil 120 Meilen weit in Rußland hineingetrieben, rechts eine Armee von 110,000 Mann, um sich herum ein bewaffnetes Volk, genöthigt nach allen Weltgegenden Front zu machen, ohne Magazin, ohne hinreichende Munitionsvorräthe, mit einer einzigen, ganz verwüsteten Verbindungsstraße, das ist keine Lage, in der man überwintern kann. War aber Napoleon nicht gewiß, sich den ganzen Winter

*) S. Herzog Eugens Erinnerungen S. 99. Vgl. 104. 105. Wolzogen 152. 154 ff. Vgl. Clausewitz VII. 180 ff. Tourgueneff I. 14 f. Gegenüber den früheren Ableugnungen, zu denen Rastoptschin selbst das Beispiel gegeben, verweisen wir auf Bogdanowitsch II. 290. 294 und Smitt a. a O. 91.

in Moskau behaupten zu können, so mußte er den Rückzug vor dem Eintritt des Winters antreten. Allein der Aberglaube an den Frieden war stärker als diese drohenden Gebote der Situation. Er affectirte eine gewisse Sicherheit, trieb mit Ostentation ganz fern liegende Dinge und amüsirte sich mit der französischen Komödie, indessen sich der tragische Knoten eines furchtbaren Dramas immer unauflöslicher verschlang.

Jetzt hing Alles davon ab, ob man in Petersburg standhaft bleiben würde oder nicht. Es gab auch hier am Hofe und in der Regierung Menschen genug, bei denen Napoleons Calcul nicht fehlschlug; Alexander selbst war eine weiche, geschmeidige Natur, die in solch furchtbar ernster Lage der festen Anlehnung bedurfte. Drum war es als eine weltgeschichtliche Fügung zu betrachten, daß er jetzt den Mann an seiner Seite hatte, dessen unerschrockene Seele Furcht und Schwanken nicht kannte. Stein, der Geächtete, war in Petersburg und setzte, nachdem ihm Deutschland verschlossen war, dort seinen Krieg gegen Napoleon fort. Der Czar hatte ihn kurz vor dem Ausbruch des Krieges zu sich eingeladen, damit er seinen Rath und seine Mitwirkung der großen Sache leihe.*) Stein folgte dem Rufe; in den Tagen, wo Napoleon sich in Dresden zum Aufbruch rüstete, ging er nach Rußland. Er wollte nicht in russische Dienste treten, sondern nur an den deutschen Angelegenheiten, die sich im Laufe des Kampfes ergeben würden, auf eine seinem Vaterlande nützliche Weise Theil nehmen. Als er in Rußland eintraf, war die Lage bedenklich genug. Die Rüstungen erwiesen sich als unvollkommen, der Feind überraschte durch seine Zahl und seine Schnelligkeit. Mit den Türken befand man sich noch im Kriege, mit England war noch keine Verständigung erfolgt. Die auswärtigen Dinge leitete noch immer Romanzoff, eine geschmeidige, aber kraftlose Höflingsnatur, ohne Ernst und Tiefe, wie so viele Weltleute seines Schlags, voll Bewunderung für Napoleon und auch jetzt noch von der gefährlichen Illusion einer friedlichen Ausgleichung beherrscht. Es war Steins erstes Bemühen, jeden Gedanken an einen faulen Frieden zu bekämpfen und das Interesse des Kaisers für die große Wendung, die dieser Krieg nehmen konnte, zu gewinnen. Noch in Wilna schrieb er eine Denkschrift (18. Juni), welche Deutschland als mitwirkend bei dem künftigen Kampfe ins Auge faßte. Es war sein Rath, die vorhandene Gährung zu nützen, durch Schriften und Nachrichten den Geist des Widerstandes zu nähren, die Verbindungen des Feindes zu unterbrechen, den Abfall der erzwungenen Alliirten vorzubereiten und was sich von tüchtigen deutschen Kräften zum Kampfe stellte, in Rußland zu sammeln und zu organisiren. Justus Gruner

*) Vgl. Pertz III. S. 51 ff. Wie die neueren russischen Schriftsteller, gegenüber den Actenstücken, die vorliegen, Steins Antheil an den Ereignissen jener Tage ableugnen mögen, ist schwer zu fassen; der Vorwurf „nationaler Eitelkeit", den Einer erhebt, ist einfach zurückzugeben.

hatte die Verbindungen in Deutschland zu vermitteln; mit Schriftstellern wie mit Officieren von zuverlässiger Gesinnung sollten Verbindungen angeknüpft, einzelne tüchtige Kräfte, wie E. M. Arndt, nach Rußland in Steins Nähe gezogen werden. Dies Alles zu leiten, bildete der Kaiser ein deutsches Comité, dessen Mitglieder Stein, Prinz Georg von Oldenburg, Kotschubey und Lieven waren. Es wurden zunächst Aufrufe an die deutschen Hülfstruppen Napoleons ausgearbeitet, mit Dörnberg und Gneisenau angeknüpft, Gruner instruirt und mit Geldmitteln versehen, an Münster geschrieben, daß er die Vereinigung Englands mit Rußland beschleunigen helfe. Eine schwedisch-britische Landung an der Nord- und Ostsee konnte nach Steins Ansicht einen kräftigen Aufstand in Norddeutschland hervorrufen und mit den Hülfsquellen und der Gesinnung dieser Länder eine mächtige Diversion gegen den gemeinsamen Feind eingeleitet werden. Sie konnte seine Kraft in Rußland lähmen und mußte, wenn eine Katastrophe eintrat, seinem fliehenden Heere den völligen Untergang bereiten.

Die Dinge gingen freilich viel langsamer, als Steins feuriger Geist sie betrieb. In Schweden war Bernadotte nicht gar zu eifrig, sich für das in Bewegung zu setzen, was über seine norwegischen Interessen hinausging; in England wirkten innere Verlegenheiten einer raschen und kraftvollen Theilnahme entgegen. So ist damals Vieles versäumt worden, was im Anfange des künftigen Jahres hätte eine entscheidende Wirkung üben können. Doch ward wenigstens das viel zu lange verzögerte Einverständniß zwischen Rußland und England hergestellt und durch die Zusammenkunft zu Abo ein enges persönliches Verhältniß zwischen Alexander und dem Kronprinzen von Schweden begründet.

Indessen war Stein seit Anfang August in Petersburg. Er hatte in Moskau, wohin er dem Kaiser gefolgt war, den trefflichsten Geist gefunden; in Petersburg, der halb russischen, halb ausländischen Hauptstadt, wo Hofleute, Beamte und Krämer die Masse der Bevölkerung bildeten, Leichtsinn und Genußsucht dominirten, stand es nicht so gut. Man gefiel sich darin, das Geschehene zu tadeln, und war doch weder mit besserem Rathe noch mit namhaften Opfern zur Hand. Auch Stein stieß auf manches Hinderniß; die Zusammensetzung des deutschen Comités war keine harmonische, die Geschäfte gingen darum langsam und pedantisch von Statten. Aber einen trefflichen Helfer fand er an Arndt, der jetzt auf Steins Ruf in der russischen Hauptstadt eintraf; auch Justus Gruner war eifrig von Prag aus thätig, ein Netz von Einverständnissen über Deutschland zu ziehen, die patriotischen Stimmungen zu nähren und für den künftigen Kampf vorzuarbeiten. Er ließ den zweiten Theil von Arndts „Geist der Zeit" heimlich drucken, verbreitete die aus Rußland ihm zukommenden Kriegsberichte in Deutschland und vermittelte den Uebergang patriotischer Officiere nach Rußland. Freilich ward diese umfangreiche Thätigkeit bald durch Grumers Verhaftung unter-

brochen; Franzosen und französisch Gesinnten war das Thun des Mannes nicht verborgen geblieben, dem Grafen Metternich war, ganz abgesehen von dem Verhältniß zu Frankreich, eine solche Wirksamkeit widerstrebend und unbequem. So ward Gruner am 22. September verhaftet und auf eine ungarische Festung gebracht.

Auch die Bildung der deutschen Legion schritt nur langsam vorwärts, so treffliche Elemente sich dafür in Rußland gesammelt hatten.*) Die Russen hatten dafür kein Verständniß; sie sahen solche Pläne mit demselben Mißtrauen an, womit alles Ausländische betrachtet ward. Drum wünschte Stein, daß England die Sache in die Hand nehme und daraus eine tüchtige Waffe mache für die kommende Erhebung Deutschlands.

In allen diesen Sorgen und Schwierigkeiten war Eines bemerkenswerth; die unerschütterliche Zuversicht, womit Stein der Katastrophe des Feindes entgegensah. Während Napoleon auf Moskau vordrang, erörterte er mit Münster und Gneisenau die bevorstehende Wendung in Deutschland, schrieb er seine ersten Denkschriften über die künftige deutsche Verfassung und zeichnete die Organisation des Verwaltungsrathes vor, der die Leitung des deutschen Aufstandes in die Hand nehmen sollte. Eine so felsenfeste Zuversicht that jetzt doppelt Noth; denn es stand eine Krisis bevor.

Die erste Nachricht, die von Borodino kam, war Kutusows falsche Siegesbotschaft. Sie hob natürlich den Muth des Kaisers. Er zeigte sich zum äußersten Widerstand entschlossen und ließ in Berlin vertraulich erklären, daß er in keinem Falle Frieden schließen werde. Preußen sollte sich mit Oesterreich verständigen und den Beitritt zur gemeinsamen Sache vermitteln. Zum Kriege sollten die äußersten Hülfsmittel in Bewegung gesetzt, die Rückzugslinie des Feindes occupirt und die völlige Vernichtung seines Heeres vor-

---

*) Aus einer handschr. Aufzeichnung, die wir der Gefälligkeit eines Betheiligten verdanken, heben wir einige der namhaftesten Officiere hervor, die sich nach Rußland begeben hatten, um dort Dienste zu nehmen oder in die deutsche Legion zu treten. Außer den früher genannten sind zu erwähnen: der Oberst Graf Chazot, Commandant von Berlin zur Zeit als Schill auszog, Major von der Goltz, der 1811 das 4. preuß. Husarenregiment commandirte und später als Commandeur der 16. Cavalleriebrigade gestorben ist, der schon früher genannte Major von Tiedemann, 1812 in Riga geblieben, Graf Dohna, 1811 Major im preuß. Generalstabe, die Capitains von Stülpnagel (von dem auch Arndt berichtet), von Schaper, von Natzmer, von Clausewitz, von Lützow, die Rittmeister von Preußer und von Barnekow (die letztern vier als preuß. Generale gestorben), dann die Lieutenants von Natzmer, Monhaupt, Tiedemann I. und II., von Simolin, von Ciesielsky, von Behr, von Hannecken, Graf Dohna, von der Horst I. und II., von Münchhausen. Lieutenant von Horst I. (der spätere General und Commandeur der 16. Cavalleriebrigade) und Rittmeister von Brunnow gehörten zu den Officieren von Schills Husarenregiment, die sich aus Stralsund nach Preußen gerettet hatten.

bereitet werden. Aber die Täuschung, in die Kutusow den Kaiser eingewiegt, zerrann sehr bald; es kam die Nachricht von Moskau's Räumung, von dem Brande der Stadt. Das erregte die größte Bestürzung. Stein war unter den Wenigen, die nicht verzagten. „Ich habe schon zwei-, dreimal im Leben mein Gepäck verloren", scherzte er gegen Arndt,*) „man muß sich gewöhnen, es hinter sich zu werfen: weil wir sterben müssen, sollen wir tapfer sein." Je düsterer die Lage schien, desto frischer und leuchtender war seine Zuversicht. Während man in der nächsten Nähe des Kaisers die Fassung verlor, die Mutter Alexanders, Constantin, Romanzoff verzagt nach Frieden riefen, blieb Stein aufrecht in ungebeugtem Muthe, stählte die Zuversicht der Gleichgesinnten und schreckte die Feigen. Auf Alexander hatten diese jüngsten Ereignisse tiefen Eindruck gemacht, aber seine Seele war muthigen Entschlüssen zugänglich, wenn die rechten Männer um ihn waren. „Napoleon oder Ich, Ich oder Er", sagte er auf die Nachricht von der Räumung Moskau's. Er war erschüttert, aber nicht zum Frieden gestimmt. „Nach dieser Wunde", schrieb er an Bernadotte, „sind alle anderen nur Schrammen. Mehr als je sind wir entschlossen auszuharren und uns lieber unter den Trümmern des Reiches zu begraben, als uns mit dem neuen Attila zu vergleichen." Der hohe Sinn eines Mannes wie Stein, die hingebende Stimmung des Volkes im Innern des Landes, dessen Haß und Opferfreudigkeit mit jedem Tage wuchs, schlug jeden Gedanken der Nachgiebigkeit nieder. Wenn er nach Petersburg geht, so gehe ich nach Sibirien, hieß es. Seine Flotte und den Schutz von Kronstadt legte Alexander jetzt den Engländern in die Hand; sie sollten darüber verfügen. Es war ein gewaltiges Pfand, das jede Sorge vor seinem Rückfall in die Schmach von Tilsit ausschloß. Um so eifriger suchte Stein die thatkräftige Theilnahme Englands zu fördern, damit an der deutschen Erhebung nichts versäumt würde. Die Nachrichten, die Gneisenau am 1. Sept. schrieb, lauteten günstiger. Es sei, meldete er, eine Subsidie für Schweden bewilligt und eine Landung in Deutschland werde vorbereitet. Aber die Dinge gingen langsamer, als die Ungeduld der Patrioten hoffte; in den britischen und schwedischen Verhältnissen lagen Hemmungen, die erst die Zeit und ein entschieden glücklicher Umschwung überwinden konnte. War doch vorerst Eines gesichert: der Entschluß des Czaren, keinen Frieden zu schließen. Die Eroberung von Moskau hatte den Stachel ihres Schreckens in Petersburg verloren; es war, wie Gneisenau damals schrieb, vielmehr damit ein Unterpfand zur hartnäckigen Fortsetzung des Krieges gegeben. Auch im Volke schien kein Opfer mehr zu groß, nachdem Moskau in Asche lag. Jetzt erst begann die nationale Erbitterung, die lange Zeit dem fremden Eindringling die Verwüstung der heiligen Stadt zuschrieb, sich zur Höhe zu

---

*) S. Erinnerungen aus dem äußern Leben S. 157. Vgl. außer Pertz a. a. O. Wolzogen, Memoiren S. 163.

steigern. Die Erregung der Massen theilte sich den Behörden und der Regierung mit und gab dem nationalen und religiösen Rachekrieg erst seinen furchtbarsten Aufschwung.

So oft in früheren Tagen war die psychologische Rechnung Napoleons zugetroffen und hatte ihm den Sieg verschafft; diesmal täuschte sie. Es war ein Fehler, der die Gestalt der Welt verändern mußte. Napoleon saß ruhig in Moskau und wartete auf den Frieden, der nicht kam. Erst hatte er (24. Sept.) an den Czaren selbst Friedensanträge geschickt, dann Lauriston an Kutusow gesandt, um den Weg zur Ausgleichung zu bahnen. „Soll dieser seltsame Krieg denn ewig dauern?“ sagte Lauriston. „Der Kaiser hegt den aufrichtigen Wunsch, dies Zerwürfniß zwischen zwei großen und edlen Völkern für immer zu beenden.“ Allein die alten Künste verfingen nicht mehr; der Zauber, den Napoleon vordem auf den Czaren geübt, war gebrochen. Es kam kein Friedensantrag, Kutusow gab nur unbestimmten Bescheid, wie es schien, um die Feinde in Moskau hinzuhalten. Das wiederholte Drängen um Frieden und die Ungeduld, bis wann wohl Bescheid von Petersburg eintreffen könne, verrieth nur die verzweifelte Lage der Franzosen. Die gewaltig gesteigerten Rüstungen, der wachsende Kriegseifer des Volkes, die Aufrufe des Kaisers deuteten aber nicht auf Friedensgedanken. Endlich kam, lange zurückgehalten, der Bescheid an Kutusow; er lautete ablehnend; der Kaiser untersagte jede Verhandlung mit dem Feinde. Jetzt war der Rückzug unvermeidlich; ein Rückzug, nachdem fünf unwiederbringliche Wochen in müßigem Warten versäumt waren. „Auf den Frieden, schrieb nachher Gneisenau,*) hatte Bonaparte gerechnet, auf den in der feindlichen Hauptstadt zu erzwingenden Frieden. Er hat fehl gerechnet, und hierin, in diesem Rechnungsfehler liegt allein die Veranlassung unserer neu auflebenden Hoffnungen!“

Seit Anfang October mochte sich Napoleon selber kaum mehr darüber täuschen, daß auf Frieden nicht zu zählen sei. In diesem Falle blieb ihm aber nur eine Rettung: ungesäumt aufzubrechen mit seinen 100,000 Streitern, so rasch wie möglich Smolensk zu gewinnen und die Corps auf den Flügeln an sich heranzuziehen. War dann auch der erste Feldzug mißlungen, so hielt er doch eine Macht vereinigt, die immer noch imposant genug war, einen zweiten zu beginnen. Aber dieser erste Schritt rückwärts war das, was er scheute. Der Zauber seiner Herrlichkeit war damit erschüttert, die Unzufriedenheit in seinem Rücken ermuthigt, vielleicht zur offenen Empörung gereizt. So strafte sich an ihm die unnatürliche Ueberspannung seines Systems; Stolz und Sorge ließen ihn das einzige verschmähen, was helfen konnte. Wie mit dämonischer Macht gebannt saß er fest in Moskau, bis es zu spät war, die Reste der Armee zu retten.

---

*) Dorow, Denkschriften I. 219.

Die militärische Stellung des französischen Heeres hatte sich in jeder Weise verschlimmert. Der linke Flügel, der sich von Liefland bis an die Düna hin ausdehnte und vorher im offenen Felde meist glücklich gefochten, hatte gewaltige Verluste erlitten, an denen die Noth soviel Schuld trug, wie der Kampf; der rechte in Volhynien war zurückgedrängt worden. Das Centrum stand, etwa 100,000 Mann stark, in Moskau, wo länger zu verbleiben unmöglich geworden war. Hatte auch der Soldat sich etwas erholt, so waren die Pferde ausgehungert und erschöpft; die Reiterei bot daher einen kläglichen Anblick, den 600 Geschützen fehlte wahrscheinlich bald die Bespannung. Nur eine rasche Flucht, bei der man Gepäck, Troß und selbst einen Theil der Artillerie zurückließ, konnte vielleicht den Rest noch retten.

Am 18. und 19. October, gerade ein Jahr vor der Schlacht bei Leipzig, brach Napoleon von Moskau auf. Seinen Abmarsch aus der russischen Hauptstadt bezeichnete er durch ein Denkmal ohnmächtiger Wuth: er ließ den Kreml sprengen. Dann brach er südwärts gegen Kaluga auf, um in noch unberührten Landstrichen sichere Winterquartiere und die Verbindung mit Smolensk zu finden. Aber hier stand Kutusow mit der Hauptarmee, den Franzosen jetzt überlegen. Das hartnäckige Treffen bei Malojaroslawecz (24. Oct.) schlug die Hoffnung nieder, bis nach Kaluga durchzubrechen; man mußte entweder ein zweites blutiges Treffen wagen, oder den Rückweg nach Smolensk einschlagen, das hieß, wenn man die alte Straße ging, die Armee in das sichere Verderben führen.*) Es waren wüste, hülflose Landstriche, durch die man ziehen mußte, die Lebensmittel, die man von Moskau mitgenommen, waren in den acht Tagen zum Theil schon verzehrt, man ging daher bitterer Noth entgegen. Ein großer Vorsprung vor dem Feinde war nicht mehr möglich, schon saß dieser im Nacken; von Norden her drohte Wittgenstein und wer hinderte dann die Russen, mit überlegener Macht die erschöpften Reste des Heeres noch vor Smolensk vollends zu erdrücken? Auch Napoleon täuschte sich nun nicht mehr über die Zukunft, der er entgegenging. Man sah ihn lautlos und düster im Kriegsrathe sitzen; das riesige Werk, das er begonnen, lag jetzt zertrümmert vor seinen Augen. So schlug er den Rückzug nach der Smolensker Straße ein, an dem gräßlichen Schlachtfelde von Borodino vorbei. Schon jetzt begann die Armee sich aufzulösen; den Truppen fehlte es an Ruhe und Verpflegung, die Zugpferde fielen in Masse und mit ihnen schwanden die Transportmittel für Munition und Proviant. Unzählige Explosionen verkündeten gleich einem fortwährenden Gewitter das

*) Smitt S. 421 ist der Ansicht, die Straße über Medyn, Juchnow und Jelna nach Smolensk sei leicht zu gewinnen gewesen, aber die Betäubung, die sich der Franzosen bemächtigt, habe den besseren Entschluß verhindert. Die Schilderung in den Erlebnissen eines Veteranen S. 166 zeigt wie rasch seit Malojaroslawecz die Auflösung vor sich ging.

Sprengen der preisgegebenen Pulverwagen, die Truppen selbst glichen schon eher einem Haufen von Flüchtlingen als einer Armee. So kamen sie in den ersten Tagen des November nach Wjasma; die Kosaken umschwärmten schon die Flanken, Kutusows Vortrab drängte auf den Fersen. Kaum gelang es, Dank der zögernden Vorsicht des russischen Führers, bei Wjasma (3. Nov.) einem vernichtenden Schlage zu entgehen, aber die Auflösung des Heeres ging mit Riesenschritten vorwärts. Auf einem endlosen Rückzuge durch öde Gegenden, ohne Lebensmittel, ohne Fourage, vom Feinde stets bedrängt, mußten sich die Reste der Armee bald aufzehren.

Nun kam ein neuer furchtbarer Feind, der nordische Winter. Seit den letzten Tagen des October erhoben sich eisige Nordostwinde, in der ersten Woche des November (vom 6—7.) fiel der Thermometer auf zwölf, auf achtzehn Grade. Das mußte die Katastrophe rasch vollenden. Wohl hätte das Heer, wie es von Wjasma weiter zog, auch beim günstigsten Himmel einem kräftigen Angriff der Russen erliegen müssen. Er hätte die Unglücklichen sammt ihrem Führer der Gefangenschaft des Feindes überliefert; aber es war vom Schicksal bestimmt, daß das Heer unbeschreiblich elend zu Grunde gehen und der Führer es überleben sollte.

Seit dem 6. November begann ein furchtbares Schneegestöber, das die letzte Kraft der Truppen brach. Jetzt löste sich Alles auf; die Unglücklichen erstarrten in Schnee und Kälte, die Regimenter und ihre Ordnung existirten nicht mehr, Jeder vergaß in der nächsten Fürsorge um das eigene Leben die Noth des Andern. Tausende erlagen schon hülflos oder wurden vom nachdrängenden Feinde abgeschnitten; der Jammer ward unbeschreiblich, die nachdrängenden Russen fanden unübersehbare Haufen von Leichen, todte Pferde, umgeworfene Kanonen und Wagen; man glaubte ganze Armeen von erstarrten Menschen zu sehen.*) Von den Fliehenden warfen schon viele ihre Waffen und ihre Patronen weg, an Kampf war mit diesen Haufen nicht mehr zu denken. Es war gewiß weit gekommen, wenn Napoleon nachher bei Dubrowno den Grenadieren seiner Garde fast bittend vorstellen mußte, doch nicht die Waffen wegzuwerfen!

So begann seit dem 9. November der Einzug in Smolensk; es waren noch etwa 40,000 Bewaffnete, die sich hier zusammenfanden, der Rest bestand aus losen Haufen, ohne Waffen, ohne Disciplin. Es war nicht daran zu denken, hier die ersehnten Winterquartiere zu finden. Schon beim Einmarsch herrschte die größte Verwirrung. Es war für nichts Sorge getragen, man ließ einzelne Truppenhaufen stundenlang bei einer Kälte von 15 Grad stehen und überließ ihnen dann in der Nacht, sich um einen Raum zu einer Schlafstelle zu raufen.**) Zugleich drängte eine Unglücksbotschaft die andere. Von

*) S. Herzog Eugen, Erinnerungen S. 148. 151.

**) S. Röder a. a. O. 298 f.

den Flügeln war keine Hülfe zu hoffen, in Witepsk waren schon die Feinde. Von Paris selbst kam aber die merkwürdigste Botschaft. Ein ehemaliger Soldat der Republik, General Malet, hatte es wagen können, in einem abenteuerlichen Handstreiche, der an orientalische Serailrevolutionen mahnte, den Tod des Kaisers auszurufen, sich selbst als Regenten zu proclamiren, und dieser wunderliche Spuk hatte ein paar Stunden dauern können, ohne daß die kaiserlichen Behörden und der Eifer des Volks den Verschwörer entlarvten! So war in Smolensk an Bleiben nicht zu denken; die verwüstete Stadt mit mäßigen Vorräthen vermochte kein Asyl zu bieten. Der Feind drängte von Osten und Norden heran und fing an im Westen den Rückweg zu bedrohen. Schon war Witepsk, bald ward auch Minsk mit seinen Magazinen verloren; wenn die Russen einen raschen Schlag wagten, war keine Rettung mehr. Es klang wie bitterer Hohn, wenn Napoleon jetzt in einem Schreiben an Victor davon sprach, Winterquartiere an der Düna zu suchen und Petersburg zu bedrohen. Wen wollte er noch täuschen?

Smolensk mußte verlassen werden. Es waren mit den Truppen, die man in Smolensk getroffen, noch gegen 50,000 Mann mit wenig Geschütz (seit Moskau hatte man ungefähr 350 Stück verloren), die am 13. und 14. Nov. den trostlosen Marsch antraten. „Welch eine Menge Erfrorener, schreibt ein Augenzeuge, lag an den Straßen! Viele, die aus Ermattung niedersinken oder sich geflissentlich legen, um längerer Qual ein Ende zu machen, erfrieren vor unseren Augen. Ihr Tod hat eher Reizendes als Abschreckendes.“ *) Bei Anderen zeigte sich jener Stumpfsinn der Selbstsucht, welcher Menschlichkeit und Kameradschaft so gut vergaß, wie die Subordination; wer noch so viel Kraft besaß, rang rücksichtslos mit dem Waffengefährten um eine Lagerstätte, ein wärmendes Feuer, einen Bissen Nahrung. Indessen näherten sich die Russen und drohten mit Ueberlegenheit die Straße zu verlegen. Auch der Muth der Verzweiflung konnte die Franzosen nicht retten, wenn die Feinde sich mit Raschheit und Energie bei Krasnoi in den Weg warfen. Der Rest der Armee wurde dann vollends vernichtet und dem Gegner wahrscheinlich auch die Mittel einer neuen Ausrüstung zerstört.**)

*) Röder a. a. O. 329.

**) Bernhardi II. 319 hebt namentlich hervor, daß, so klein auch der Rest der zurückgekehrten Truppen war, derselbe vorzugsweise aus Officieren und Unterofficieren bestand. „Diese geretteten Trümmer setzten Napoleon in den Stand ein neues Heer zu bilden, das schon im Mai des folgenden Jahres den vereinigten Russen und Preußen wieder mit Erfolg in den Weg treten konnte. Ohne diese Trümmer wäre das schwerlich möglich gewesen; sie gaben der unerfahrenen Masse Neulinge, die Napoleon zusammengebracht hatte, kriegerische Haltung und Tüchtigkeit.“ Ganz ähnlich urtheilt Löwenstern, Denkwürdigk. I. 284. 285. Herbe Vorwürfe gegen Kutusow erhebt besonders Wilson, the invasion of Russia S. 184. 244 f. 271 f. 356. Auch Smitt (S. 117) ist mit der Art der Verfolgung nicht einverstanden. General Berg (ebendas.

Kutusows scheue Vorsicht rettete diesmal die Franzosen, er hielt den Gegner für stärker als er war und mied gern den Anlaß, sich mit Napoleon selbst zu messen. Schon zum Kampfe gerüstet, ließ er wieder Halt machen; man müsse, sagte er, dem fliehenden Feinde goldene Brücken bauen und sich keine unnütze Mühe gegen ein Heer machen, das doch in kurzer Zeit von selbst zu Grunde gehe. So kam es nur zu Gefechten, die zwar für die Franzosen verlustvoll genug waren, aber doch den völligen Untergang abwehrten. Ney, der indessen mit der Nachhut noch zurückgeblieben war, entging der Vernichtung kaum, obwohl er ebenso muthig als geschickt bald durch den Feind sich durchschlug, bald ihn umschlich. Aber was er wieder mitbrachte, war doch nur noch ein kleines Häuflein.

Am 18. und 19. November ward der Dniepr überschritten und Orsza erreicht. Hier ward gerastet; Napoleon suchte die Zersprengten wieder zu sammeln, die Vorräthe zu ergänzen, die Geschütze zu bespannen. Aber es häuften sich die Unglücksposten; im Süden war Minsk verloren, nördlich hatten Victor und Oudinot nicht vermocht, Wittgenstein über die Düna zurückzutreiben. Wohl war seit dem 19. die bittere Kälte in Thauwetter umgeschlagen, allein für die entkräfteten Truppen war dies kaum eine Erholung. Kutusow hatte wohl Recht, wenn er meinte: die Armee wird in Kurzem von selbst aufgelöst sein.

So näherten sie sich der Beresina. Hier stand schon ein feindliches Corps und hielt den Uebergang bei Borisow besetzt. Admiral Tschitschagoff, nachdem er den Zuzug Schwarzenbergs abgewehrt und Minsk genommen, hatte sich hier aufgestellt, um Wittgenstein zu erwarten und mit ihm vereinigt den Uebergang über den Fluß zu hindern. Kutusow, wenn er nicht unerwartet langsam marschirte, konnte ebenfalls in den nächsten Tagen da sein; es drohte also die Gefahr, von drei überlegenen Heeren in Front und Rücken angegriffen zu werden. Der Rest der „großen Armee“, die im Juli über dritthalbhunderttausend Mann stark den Weg nach Moskau eingeschlagen und noch in der Zahl von 100,000 die Hauptstadt verlassen hatte, zählte jetzt noch etwa 12,000 waffenfähige Soldaten! Ohne die Corps von Oudinot und Victor, die von dem nördlichen Kriegsschauplatze an der Düna herkamen, war es nicht denkbar, die Beresina zu überschreiten. Auch ihre Truppen waren gewaltig gelichtet worden, aber es waren doch noch etwa 18,000 Mann, die mit den Trümmern der „großen Armee“ verglichen, einen stolzen Eindruck machen mochten. Ihr Erstaunen und Entsetzen war denn auch nicht zu beschreiben, als sie zuerst mit den aufgelösten, in Lumpen eingehüllten Jammergestalten zusammentrafen, welche diese große Armee bildeten. Die alte Garde zählte

---

S. 111) beklagt gleichfalls die physische Untüchtigkeit Kutusows, sowohl auf dem Schlachtfelde, als bei der Verfolgung des Rückzugs. „Das wissen Alle, aber Niemand will es drucken.“

noch 3500 Mann, die junge mit einem Theil der Hessen 1500, Bessières' berühmte Gardecavallerie 1400 Reiter, Ney noch 3000 Mann, der Vicekönig und Davoust jeder 1200, das vierte Corps der Reservecavallerie noch 100 Reiter, größtentheils sächsische Kürassiere.*)

Durch den Mangel an Vorsicht auf russischer Seite war es Oudinot möglich, Borisow wieder zu gewinnen (23. Nov.) und den Feind dort zu beschäftigen, indessen unter den peinlichsten Mühen und mit den knappsten Hülfsmitteln zwei Meilen oberhalb an den sumpfigen Ufern des Flusses bei Studianka Brücken geschlagen wurden. Die Aufmerksamkeit der Russen ward glücklich abgelenkt! Tschitschagoff erwartete den Uebergang weiter unten, Wittgenstein war noch zu entfernt, um wirksam einzugreifen. So gelang es (25—26. Nov.) sich bei Borisow zu vereinigen und den Marsch über die zwei Brücken bei Studianka zu beginnen. Die schwachen Aufstellungen des Feindes am rechten Ufer wurden rasch verdrängt und der Uebergang gesichert. Ungestört wurden am 26. und 27. die Brücken überschritten, am 28. sollte der Zug fortgesetzt werden. Aber jetzt näherte sich Wittgenstein gegen Borisow, wo eine Division zurückgelassen war; vergebens suchte sie nach Studianka durchzukommen, sie ward von der Uebermacht des Feindes erreicht und größtentheils gefangen. Mit dem Besitz von Borisow war zwischen den beiden russischen Corps, Tschitschagoff und Wittgenstein, die Verbindung hergestellt; sie beschlossen am andern Morgen einen combinirten Angriff auf beiden Ufern zu unternehmen. Sie gaben den Resten des Napoleonischen Heeres Gelegenheit zu einem letzten Triumph. Am rechten Ufer wurde Tschitschagoff mit Verlust geworfen, am linken hielt bei Studianka Victor mit kaum 5000 Mann, den Trümmern der sächsischen, bergischen, badischen, hessischen Contingente und einigen polnischen Bataillonen, den Andrang der Feinde heldenmüthig auf und überschritt dann in der Nacht gleichfalls den Fluß. Aber welch unbeschreibliches Jammergemälde bot an diesem und am anderen Tage die Flucht der Nachzügler und Zersprengten! Sie drängten zuletzt über die schon wankenden Brücken, deren Zerstörung begann; keine Feder vermöchte ihre Verwirrung, Todesangst und ihren grauenvollen Untergang zu schildern; viele Tausende aus dem wilden Menschenknäuel, der sich verzweifelnd der Brücke zudrängte, gingen in wahnsinniger Hast zu Grunde oder erlagen dem Feinde.

Der Rest des Heeres war vor den Russen gerettet, um binnen Kurzem einem schlimmeren Feinde zu erliegen. In der Nacht zum 28. trat von Neuem strenge Kälte ein und steigerte sich in der ersten Woche des December bis zu 25 Grad und mehr. Es waren der Opfer nicht mehr viele aufzuzehren; was aber übrig war, schmolz rasch zusammen. Es war keine Armee mehr; es war, wie ein Augenzeuge sagt,**) nur noch eine Menge von lumpen-

---

*) S. Völderndorff, Kriegsgeschichte von Baiern III. 285. Röder S. 405. 409.
**) Röder S. 439.

umhüllten Kranken, frierenden und hungernden Pilgern mit Stäben in der Hand, welche, wie von einem Bußweg heimkehrend, da und dort von einem Trupp Bewaffneter gegen räuberische Horden gedeckt schienen, die Meisten an Rettung verzweifelnd! So zogen diese bejammernswerthen Haufen seit dem Abend des 6. December in Wilna ein. Es waren die Reste der „großen Armee" und der Corps von Victor, Oudinot und St. Cyr. Von der halben Million mit 1200 Geschützen, die im Sommer ausgezogen war, fand sich nachher hinter der Weichsel kaum der zwanzigste Theil noch übrig.*)

Am 3. December hatte Napoleon zu Molodeczno das 29. Bulletin verfaßt, das, ohne die ganze Wahrheit zu sagen, doch Schreckliches genug zwischen den Zeilen lesen ließ und das wie zum bitteren Hohne des Jammers mit den Worten schloß: „Die Gesundheit Sr. M. ist nie besser gewesen." Das Bulletin war nach langem Truge der erste Schimmer von Wahrheit und zerriß den Schleier, der seit Monaten das Schicksal der großen Armee verhüllte. Es gab kein Land vom Niemen bis zum Ebro, das nicht seine Opfer gestellt zu diesem Gottesgericht ohne Gleichen. Aber es bedurfte eines solchen Schlages, um den dämonischen Zauber zu brechen, der Europa in Fesseln hielt. Wenn jemals, so war jetzt die Zeit gekommen, die Schmach und das Elend früherer Tage zu tilgen.

Auf Deutschland hatte das Joch am schwersten gelastet; an ihm lag es jetzt, zu entscheiden, ob die Katastrophe am Niemen enden werde, oder an der Seine.

---

*) Nach den Tabellen bei Chambray Bd. I. war die gesammte Streitkraft über 600,000 Mann; rechnet man davon Reynier, Schwarzenberg, Macdonald und die Truppen des großen Artillerieparks u. s. w. ab, so bleiben 505,698 Mann übrig, die sich auf das kaiserliche Hauptquartier und die Garden, die Corps von Davoust, Oudinot, Ney, Eugen, Poniatowski, St. Cyr, Vandamme, Victor, die vier Cavalleriecorps, die Divisionen Durutte und Loison und die später eingetroffenen Ergänzungstruppen vertheilen. Davon sammelten sich hinter der Weichsel im Januar noch einige 20,000 Mann.



Berlin, Druck von W. Pormetter.

